UC-NRLF
$B 10 367

Digitized by Google

Leonard Baltz.
Norvorbi.

BT 953 .W4

Vollständiges

Lexikon

für

Prediger und Katecheten,

in welchem

die katholischen Glaubens- und Sitten-Lehren ausführlich betrachtet sind.

THE ABBEY OF

Herausgegeben

von

Dr. Thomas Wiser,

Kanonikus bei Unserer lieben Frau zur alten Kapelle in Regensburg.

(Vormals Prediger an der Hof- und Stiftskirche zum hl. Kajetan in München.)

Neunter Band.

Regensburg, 1855.

Verlag von Georg Joseph Manz.

LOAN STACK

BX841
W5
v.9

Artikel LXXXIII.

Geſetz.

(Gebot, Verordnung, Vorſchrift; dann auch Dispens, Privilegium.)

1. Begriff und Eintheilung.

Das Geſetz iſt die rechte Richtſchnur unſerer Handlungen, oder die Anweiſung, welche uns die Erreichung unſeres letzten Zieles ermöglichet. Denn obſchon der Menſch in ſeinem Gewiſſen einen geheimen Führer hat, der ihm die rechten Wege zeigt, und ihm ſagt, was er zu thun oder zu meiden hat, ſo macht doch das Gewiſſen jene Vorſchriften, zu deren Erfüllung es ermahnt, nicht ſelbſt, ſondern empfängt ſie entweder durch eine innere Offenbarung, oder durch eine äußere Verkündigung. Das Gewiſſen iſt alſo nicht das Geſetz ſelbſt, ſondern der Wächter desſelben; es iſt auch nicht der Geſetzgeber, ſondern der Vollſtrecker desſelben. Es ſucht die Geſetze gleichſam praktiſch zu machen, indem es zur Erfüllung derſelben ermahnt.

Hier kömmt auch der Unterſchied zwiſchen Geſetz und Gebot in Betracht. Das Geſetz iſt umfangreicher, und kann mehrere Vorſchriften in ſich faſſen. Daher ſagt man auch das Geſetzbuch, welches eine Sammlung von Verordnungen iſt. Das Gebot hingegen bezieht ſich mehr auf einen einzelnen Fall, womit aber nicht geſagt ſein will, daß nicht auch eine einzelne Vorſchrift Geſetz genannt werden kann. Ein Geſetz iſt gewöhnlich auch für die Geſammtheit eines gemeinen Weſens berechnet; das Gebot aber iſt nur Einzelnen in Sonderheit gegeben. Das Gebot oder der Auftrag (**praeceptum, mandatum**) hat gewöhnlich auch nur innerhalb einer gewiſſen Zeit Geltung, und verliert mit dem Tode deſſen,

L. 822

der es gegeben, seine Kraft, ausgenommen es bezieht sich auf fromme Zwecke. Das Gesetz ist also in jeder Beziehung umfangreicher, als das Gebot. Indeß werden diese beiden Worte häufig auch mit einander verwechselt.

Es gibt eigentlich nur Ein Hauptgesetz, nämlich das ewige Gesetz in Gott, welches nach dem heiligen Augustin die ewige Grundursache ist, wodurch alle Dinge wohlgeordnet sind, und welches nichts Anders ist, als die Weisheit und der Wille Gottes selbst. Dieses Eine, allerhöchste Gesetz hat sich im Laufe der Zeit gleichsam in mehrere Ströme ergossen, und so unterscheidet man:

a) Das natürliche Gesetz, — ist jenes, welches dem Menschen geoffenbart wird durch seine Vernunft;

b) das positive Gesetz, welches dem Menschen von einem rechtmässigen Obern auferlegt und äußerlich verkündiget wird.

Das Naturgesetz ist für alle Zeiten und Nationen; das positive ist nur auf eine gewisse Zeit und auf gewisse Personen eingeschränkt; jenes ist unveränderlich, dieses veränderlich.

Das positive Gesetz ist entweder

α) göttlich, oder

β) menschlich,

je nachdem es von Gott oder von einem Menschen auferlegt wird.

Das positiv menschliche Gesetz zerfällt wieder

a) in das Völkerrecht, ist jenes, welches durch gemeinsame Uebereinstimmung der Völker ist festgesetzt worden;

b) in das kirchliche Gesetz, — ist jenes, welches von der Kirche zur Leitung der Gläubigen ist angeordnet;

c) in das bürgerliche Gesetz, — ist jenes, welches die weltlichen Regenten und Obrigkeiten ihren Völkern und Unterthanen zur Befolgung vorschreiben.

Ein Gesetz ist ferners entweder

a) gebierend (affirmativ), oder

b) verbietend (negativ),

je nachdem nämlich durch dasselbe etwas Gutes befohlen oder etwas Schlimmes untersagt wird. Beide thun es geradehin, oder mit Androhung einer Strafe. Daher nennt man die einen schlechterdings Gesetze, die andern aber Strafgesetze. Die Strafgesetze bestimmen gegen die Uebertreter eine gewisse Strafe, welche entweder

ſchon im Voraus auf die That geſetzt iſt (latae sententiae), und in die man alſo durch die That ſelbſt ſchon verfällt, oder die nur angedroht wird, und erſt vom Richter auferlegt werden muß (ferendae sententiae).

Noch unterſcheidet man

a) öffentliche und

b) Privat-Geſetze.

Die erſteren beziehen ſich auf öffentliche Geſellſchaften, auf ganze Staaten und Reiche; die letzteren gehen nur Privat-Vereine an. Man verſteht übrigens unter Privatrecht auch jene Geſetze, welche ſich auf die privatrechtlichen Verhältniſſe der Unterthanen beziehen, und in dieſem Sinne ſteht das Privatrecht dem Staatsrechte gegenüber.

Ein Geſetz kann auch noch ſein

a) ein allgemeines (universalis), wenn es ſich auf das ganze Reich erſtreckt;

b) ein ſonderheitliches (particularis), wenn es ſich nur auf einzelne Provinzen oder Orte eines Reiches bezieht.

2. Schriftſtellen.

Es ſoll nicht hinwegkommen das Buch dieſes Geſetzes von deinem Munde, ſondern du ſollſt darin Tag und Nacht betrachten, damit du Alles halteſt und thueſt, was darin geſchrieben iſt; dann wirſt du recht machen deine Wege und weiſe ſein. Joſ. 1, 8.

Heil dem, der Jehovah verehrt, und Wohlgefallen findet an ſeinem Geſetze. Pſ. 111.

Das Heil iſt ferne von den Gottloſen; denn ſie fragen nicht nach deinen Geſetzen. Pſ. 118, 155.

Wer das Geſetz hält, bringt viel Opfer dar. Ekkli. 35, 1.

Die den Herrn verehren, ſuchen ihm zu gefallen, und die ihn lieben, erfüllen ſein Geſetz. Ebenda 2, 16.

Du ſollſt die Gebote des Herrn, deines Gottes, halten, und auf ſeinen Wegen wandeln. Deut. 8, 6.

Dein ganzes Leben hindurch hüte dich, je in eine Sünde zu willigen, und die Gebote des Herrn, unſers Gottes, außer Acht zu laſſen. Tob. 4, 6.

Dieſes ſpricht der Herr, der Erlöſer, der Heilige Iſraels:

Ich, der Herr, dein Gott, lehre dich, was nützlich ist, und leite dich auf dem Wege, den du wandelst. O daß du in Acht genommen hättest meine Gebote, dann wäre dein Friede wie ein Strom geworden, und deine Gerechtigkeit wie die Abgründe des Meeres. Is. 48, 17. 18.

Ein neues Gebot gebe ich euch, daß ihr euch einander liebet, wie ich euch geliebt habe. Joh. 13, 34.

Dieses ist die Liebe zu Gott, daß wir seine Gebote halten, und seine Gebote sind nicht schwer. 1. Joh. 5, 3.

Das Verbot: Du sollst nicht ehebrechen, du sollst nicht tödten, du sollst nicht stehlen, du sollst kein falsches Zeugniß geben, du sollst nicht gelüsten, und ein jedes andere Gebot ist in dieser Vorschrift enthalten: Du sollst deinen Nächsten lieben, wie dich selbst. Röm. 13, 9.

Das ganze Gesetz wird durch das Eine Gebot erfüllt: Du sollst deinen Nächsten lieben, wie dich selbst. Galat. 5, 14.

Du rühmest dich des Gesetzes, entehrst aber Gott durch Uebertretung des Gesetzes. Röm. 2, 23.

Wenn Jemand das ganze Gesetz beobachtet, übertritt er aber ein einziges, so versündiget er sich am ganzen Gesetze. Jak. 2, 10.

Daraus ersehen wir, daß wir Gott kennen, wenn wir seine Gebote halten. Wer da sagt, er kenne ihn, und hält doch seine Gebote nicht, der ist ein Lügner, und in diesem ist die Wahrheit nicht. 1. Joh. 2, 3. u. 4.

Willst du zum Leben eingehen, so halte die Gebote. Matth. 19, 17.

Seid standhaft, und haltet fest an den Ueberlieferungen, welche ihr gelernt habt, es sei durch mündlichen oder schriftlichen Unterricht. 2. Thessal. 2, 15.

3. Väterstellen.

Damit die Menschen sich nicht beklagen könnten, so wurde das, was sie in ihrem Herzen nicht lesen wollten, auch auf Tafeln geschrieben. Es ward ihnen auch äußerlich vor Augen gehalten, was sie im Gewissen zu sehen genöthiget werden sollten, und indem gleichsam von Außen Gottes Stimme an das Ohr drang, ward der Mensch in sein Inneres zurückgetrieben. St. August. **Enarrat. in Ps. 57.**

Wenn Gott befiehlt, ſo gibt er auch die Gnade, es erfüllen zu können, weil er durch das Befehlen ermuntert, zu thun, was man kann, und um das, was man nicht kann, zu bitten. Der hl. Leo.

Wer bis zu einer ſolchen Höhe der Tugend hinangeſtiegen iſt, daß er das Geſetz nicht aus Furcht vor den Strafen hält, womit es droht, ſondern aus Tugendhaftigkeit; wer es nicht darum hält, weil er es fürchtet, ſondern vielmehr, weil er das Gericht Gottes in der Ewigkeit ſtets vor Augen hat: der erfüllt dasſelbe im rechten Geiſte. St. Chryſoſt. Hom. 2. in I. epist. ad Timoth.

Als Gott im Anfange den Menſchen erſchuf, hat er ihm das natürliche Geſetz eingepflanzt; denn er hat uns das Gewiſſen gegeben, und eine angeborne Kenntniß des Guten und Böſen verliehen. Derſelbe in der 12. Predigt über die Bildſäulen.

Klage nicht wider deinen Herrn; er befiehlt nichts Unmögliches. Willſt du einen Beweis deſſen, daß er nichts Unmögliches gebietet? Lerne es daraus, daß Viele die göttlichen Gebote noch übertreffen; wären ſie unmöglich zu erfüllen, ſo würden ſie nicht Viele aus freiem Willen noch übertreffen. Derſelbe in der 6. Homilie von der Buße.

Gleichwie aus einem Brunnen viele Bäche herausfließen, ſo ſind auch im Geſetze (Gottes) viele Gebote enthalten, die unſere Seelen, wenn wir ſie erfüllen, mit reichem Segen überſtrömen. Derſ.

Gott hat es befohlen; und du wagſt zu fragen, ob es möglich wäre, dieſes Geſetz zu beobachten? St. Chryſoſt. Hom. 8. ad popul.

Frage auch nicht weiter nach Urſachen. Es iſt ein königliches Geſetz. Wer es gegeben, kennt auch ſeinen Grund; wäre es nicht nützlich geweſen, er hätte es nicht verboten. Derſ. Hom. 16. ad popul.

O höchſte Albernheit, o ſchreckliche Blindheit! Sie befolgen auf das Genaueſte die Verordnungen der Städte, die Geſetze der Kaiſer und Könige; die Kranken befolgen auch die Vorſchriften der Aerzte, aber faſt Niemand iſt, der die Geſetze des Königs der Könige, des Herrn der Herren, nämlich Gottes, befolgt. St. Bonavent. Serm. de S. Lucia.

A. Geſchichtliches.

(Man muß zuerſt Gott, dann den Menſchen gehorchen.) Kaiſer Karl, der Große, berief einſtens den Biſchof Ludgar zu ſich, um

ſich über Staatsgeſchäfte mit ihm zu berathen. Da aber Ludgar gerade mit ſeinen Begleitern die Tagszeiten betete, ſo ſagte er dem Boten: Ich werde zum Kaiſer kommen, ſobald ich damit fertig bin. Der Kaiſer ließ ihn hierauf zum zweiten und dritten Male rufen; jener aber wußte wohl, daß der Dienſt Gottes allen übrigen Dingen vorzuziehen ſei, und ging nicht eher zum Kaiſer, als bis ſeine angefangenen Gebete vollendet waren. Als er nun endlich vor dem Kaiſer erſchienen war, und dieſer ihn fragte, warum er ſo lange gezögert habe, ſeinem Befehle nachzukommen, antwortete der fromme Biſchof mit unerſchrockener Miene: Kaiſer, ich war immer der Meinung, daß deine Befehle in allen Dingen vollzogen werden müſſen; zweifelte aber auch nie, daß das, was Gott angeht, jeder Zeit den Vorzug haben müſſe. Deßwegen gab ich zuerſt, was Gottes iſt, indem ich das eben begonnene Gebet vollendete; und nachdem dieſes geſchehen iſt, bin ich gekommen, dir zu geben, was dir gebührt, und deine Befehle zu vernehmen. Der große Kaiſer ward darüber nicht nur nicht ungehalten, ſondern lobte ſogar den Biſchof und ſchenkte ihm von nun an um ſo größeres Vertrauen, weil er mit Recht den Schluß zog: Derjenige werde ſeine Aufträge um ſo treuer vollziehen, der mit ſolcher Gewiſſenhaftigkeit dem göttlichen Geſetze nachkommt.

Der heilige Franz von Aſſis pflegte zu ſagen: Wenn dir Jemand deine Hände, Augen, Füſſe und andere Glieder, nachdem du ſie verloren, wiedergäbe, würdeſt du ihm nicht lebenslänglich mit ganzem Herzen dienen? Und ſieh, Gott gab uns nicht nur unſere Hände, Augen und Füſſe, ſondern dazu noch gar viele andere geiſtliche und leibliche Güter. Und dennoch wollen wir ihm nicht dienen und ſeine Gebote nicht halten! Was gleicht unſerer Undankbarkeit?

Beiſpiele von treuer Beobachtung des göttlichen Geſetzes ſind ſchon im alten Bunde: Noe, er war ein rechtſchaffener und untadelhafter Mann in ſeinem Zeitalter, und that Alles, was ihm Gott befahl; Abraham, der in ſeiner Treue und Anhänglichkeit an Gott ſo weit ging, daß er bereit war, auf deſſen Befehl ſelbſt ſeinen Sohn Iſaak zu ſchlachten; Moſes, der ſich überall als Eiferer für die Ehre Gottes erwies; Phinees, des Eleazar Sohn, der beim Abfall des Volkes ſtandhaft blieb; David, von dem Gott ſelbſt

ſagt, daß er ihm vom Herzen anhing, und that, was ihm gefiel; Joſias, der mit dem Herrn einen Bund machte, und in ſeinen Vorſchriften zu wandeln gelobte; die Machabbäer, die mit ſo großem Heldenmuthe für das Geſetz Gottes kämpften. Im neuen Bunde ſind Beiſpiele: Jeſus Chriſtus ſelbſt, von dem geſchrieben ſteht, daß ihn der Eifer für die Ehre ſeines Vates verzehrte; die Apoſtel, welche für Gott und ſein Geſetz Bande und Feſſel trugen und ſelbſt den Tod erlitten; endlich alle Heilige, die mit unverdroſſener Beharrlichkeit das Geſetz des Evangeliums erfüllten, und oft viel mehr thaten, als dasſelbe vorſchrieb.

5. Wer kann Geſetze geben?

Gott iſt eigentlich allein unſer Herr, und nur er hat Vollmacht zu befehlen. Daher beſitzt auch er vor Allen die Macht, Geſetze zu geben. Allein Gott hat es beliebt, nicht immer unmittelbar, ſondern mittelſt der Menſchen, die er an ſeine Stelle treten ließ, andere Menſchen zu leiten und ihrer Beſtimmung näher zu bringen; ſie davon zurückzuhalten, was ihrer Seligkeit im Wege ſteht, und Mittel vorzulegen, durch die ſie ihr letztes Ziel und Ende erreichen. Sollten nun Menſchen die Uebrigen an Gottes Stelle regieren und leiten, ſo mußten ſie auch zum Theile Gottes Macht und Herrſchaft überkommen, d. h. ſie mußten von ihm die Vollmacht erhalten, in ſeinem Namen Geſetze geben zu können. Dieß geſchah wirklich. Gott hat ein geiſtliches und weltliches Regiment angeordnet, es an ſeine Stelle geſetzt, und jedem die Macht verliehen, in ſeiner Sphäre Geſetze zu geben. Demnach können die geiſtlichen Regenten kirchliche, und die weltlichen Regenten bürgerliche Geſetze erlaſſen.

I. Die Macht, Kirchengebote zu geben, hat zunächſt der Papſt, dem Chriſtus die Vollmacht gab, alle ſeine Schaafe und Lämmer zu weiden. Joh. 21. Als oberſter Regent der Kirche und unmittelbarer Stellvertreter Jeſu Chriſti muß er dieſe Gewalt haben, und ohne dieſelbe wäre es ihm nicht möglich, die Pflichten ſeines Amtes zu erfüllen. Die Päpſte haben von dieſem Rechte auch immer Gebrauch gemacht. Dafür zeugt das graueſte Alterthum. So z. B. erließ Papſt Damaſus in Angelegenheit der Taufe beſondere Verordnungen. Die Päpſte waren es auch vom Anfange

an immer, welche die Häreſien verdammten, Ausſprüche in Glaubensſachen thaten und bezüglich der Sitten heilſame Verordnungen erließen. Die Geſetze, welche der Papſt erläßt, ſind für die ganze Kirche bindend.

Auch die allgemeinen Concilien haben das Recht, Kirchengeſetze zu erlaſſen, und zwar für die geſammte Kirche, voraus geſetzt, daß die Concilien ſelbſt mit Bewilligung des Papſtes verſammelt ſind. Hiebei entſteht aber die Frage, ob die Verordnungen der allgemeinen Concilien vor der Beſtätigung des Papſtes Giltigkeit haben. Einige bejahen es für den Fall, wenn die päpſtlichen Legaten beiſtimmten. Dem iſt nicht ſo, ſondern es wird die ausdrückliche Beſtätigung des Papſtes erfordert, wenn dieſer nicht perſönlich beim Concilium zugegen iſt; denn die Legaten des Papſtes haben keine Vollmacht, die Verordnungen der Concilien zu beſtätigen. Auch zeugt die Geſchichte für unſere Behauptung; denn es iſt bekannt, daß die allgemeinen Concilien es immer für nothwendig erachteten, ihre Beſchlüſſe dem Papſte vorzulegen und um Beſtätigung derſelben zu bitten.

Die Biſchöfe, als die Nachfolger der Apoſtel, können für ihre Diözeſen Geſetze geben, und zwar auch ohne Einwilligung des Kapitels, nur jene Fälle ausgenommen, in welchen eine Verordnung zum Nachtheile des Kapitels oder des Diözeſan-Klerus gereichen würde. — Hiebei frägt es ſich: Woher haben die Biſchöfe dieſe Gewalt? Die Einen behaupten, ſie haben dieſe Vollmacht unmittelbar von Chriſtus, weil von ihm auch die biſchöfliche Würde eingeſetzt iſt; die Anderen ſagen, ſie empfangen ſie vom Papſte. Sie berufen ſich auf die Worte des Papſtes Gregor: Die Römiſche Kirche überträgt andern Kirchen in der Weiſe das Stellvertretungsrecht, daß ſie berufen ſind zur Theilnahme an der Hirtenſorge, nicht zur Fülle der Gewalt. Indeß iſt dieß nur ein Wortſtreit; denn eines Theils iſt es gewiß, daß die Biſchöfe, wenn ſie auch ihre Gewalt unmittelbar von Chriſtus empfangen, dieſe doch immer nur mit Unterordnung unter den Papſt erhalten; andern Theils ſteht auch feſt, daß die Biſchöfe, wenn ſie auch ihre Vollmacht vom Papſte haben, auch ohne ſein Vorwiſſen Geſetze geben können, vorausgeſetzt, daß ſie den päpſtlichen Verordnungen nicht entgegen ſind, und der Fall nicht eigens dem Papſte vorbehalten iſt.

Die National- und Provinzial-Concilien können für ihre Territorien Geſetze erlaſſen. Daher die National-Concilien für jene Nation, welche ſie repräſentiren, und die Provinzial-Concilien für jene Provinz, aus welcher der Klerus verſammelt iſt.

Die Domkapitel können, mit Ausnahme derjenigen Verordnungen, welche auf ihre Kapitulare Bezug haben, keine Geſetze geben; nur wenn der biſchöfliche Stuhl erlediget iſt, haben ihre Verordnungen ſo lange in der betreffenden Diözeſe verbindende Kraft, als ſie von dem nachfolgenden Biſchofe nicht zurück genommen werden.

Die Entſcheidungen der heiligen Congregation haben geſetzlich verbindende Kraft, wenn ſie unter Gutheißung des Papſtes gegeben und auf ſeinen Befehl in der Kirche verkündet worden ſind; denn alle Geſetzeserklärungen ſind neue Geſetze und erfordern als ſolche eine neue Verkündigung. Ohne Verkündigung haben zwar jene Entſcheidungen ein großes Anſehen, aber nicht die Kraft der Geſetze.

II. Die Macht, bürgerliche Geſetze zu erlaſſen, haben die weltlichen Regenten, als die Kaiſer, Könige und übrigen Fürſten, in deren Händen ſich die Regierungsgewalt befindet; denn dieſe ſind Gottes Stellvertreter in weltlichen Dingen, und müſſen alſo auch das Recht haben, in ihrer Sphäre Geſetze zu geben, weil ſie ohne dieſe Gewalt ihre Beſtimmung nicht erreichen, und die ihnen Anvertrauten Untergebenen nicht ihrem Ziel und Ende zuführen könnten. Dabei kömmt es auf die perſönlichen Eigenſchaften der Obrigkeiten nicht an. Selbſt jene Gewalthaber, die ſich widerrechtlich des Reiches bemächtiget haben, können, ſo lange ſie ſich im ruhigen Beſitze desſelben befinden, den Unterthanen bindende Geſetze erlaſſen; denn weil das Volk entweder dieſelben nicht vertreiben will oder es nicht kann, ſo geſteht es ihnen ſtillſchweigend die Regierungsgewalt zu. Ueberhaupts gilt der Grundſatz: Eine jede faktiſch beſtehende Obrigkeit, welche die Regierungsgewalt ausübt, muß auch das Recht haben, Geſetze zu geben, und auf die Erfüllung derſelben zu bringen, weil ohne dieſe Macht eine Regierung nicht möglich iſt. Damit ſtimmen auch der heilige Liguori und andere Theologen von Anſehen überein.

6. Wem kann man Geſetze geben?

Es iſt von ſelbſt klar, daß man nur Jenen Geſetze geben kann, über welche man die Gewalt hiezu hat, alſo nur ſeinen Untergebenen, und auch dann nur in ſolchen Dingen, in welchen ſie einem unterworfen ſind. Daher ſagt der heilige Thomas: Die geiſtliche und weltliche Macht, beide kommen von Gott. Es ſteht aber die weltliche Macht unter der geiſtlichen in ſo weit, als Gott jene dieſer unterworfen hat, nämlich in Dingen, die das Seelenheil betreffen. Deßwegen muß man in ſolchen Fällen mehr der geiſtlichen als der weltlichen Macht gehorchen. In Sachen aber, die das zeitliche Wohl betreffen, muß man mehr der weltlichen Macht, als der geiſtlichen Gehorſam leiſten, wie es heißt: Gebet dem Kaiſer, was des Kaiſers iſt. Aus dieſem folgt, daß die geiſtliche Gewalt, als ſolche, nur in geiſtlichen Dingen Geſetze erlaſſen kann; weltliche Fürſten aber können nur über Dinge Geſetze erlaſſen, welche das politiſche Regiment betreffen. Außerdem aber haben die weltlichen Fürſten auch die Pflicht, die Kirche zu beſchützen; denn ſie ſollen nach dem Ausſpruche des Conciliums von Trient Schutzherren des Glaubens ſein. Sess. 25, 20. Sie ſollen überdieß auch mit ihrem Anſehen die Kirche unterſtützen, und darauf bedacht ſein, daß die Kirchengeſetze beobachtet werden. So ſchreibt Papſt Leo an den Kaiſer Leo: Du mußt eingedenk ſein, daß die kaiſerliche Gewalt dir nicht allein zur weltlichen Regierung, ſondern auch zum Schutze der Kirche übergeben iſt, damit du den Widerſpenſtigen Einhalt thueſt; was wohl verordnet worden iſt, vertheidigeſt, und denen, die beunruhiget wurden, wahren Frieden wieder herſtelleſt.

Ein päpſtliches Geſetz in geiſtlichen Angelegenheiten für die geſammte Kirche verpflichtet alle Gläubige; auch die Ketzer ſind davon nicht ausgenommen. Denn ſie ſind durch die Taufe der Kirche untergeben worden; ihre Widerſpenſtigkeit aber befreit ſie ſo wenig von der Pflicht des Gehorſams, als die Revolution von der Beachtung der weltlichen Geſetze losmacht. Die Ungläubigen hingegen und Alle, die noch nicht getauft ſind, ſind zur Erfüllung der Kirchengebote nicht verpflichtet.

Auch die Geſetzgeber ſind zur Beobachtung ihrer eigenen Geſetze verpflichtet, und zwar unter einer läßlichen Sünde um des

guten Beiſpieles willen, das ſie ihren Unterthanen geben ſollen, und unter einer ſchweren, wenn es ſich handelt um eine Abſchätzung oder um die Giltigkeit eines Contrakts. Daher ſagt der heilige Ambroſius: „Was du, o Kaiſer, Andern vorgeſchrieben haſt, das haſt du auch dir ſelbſt vorgeſchrieben; denn die Geſetze, die ein Kaiſer gibt, muß er zuerſt beobachten.“

Da zur Verpflichtung eines Geſetzes der Gebrauch der Vernunft gehört, ſo ſündigen die Wahnſinnigen durch Verletzung desſelben nicht; auch bei Betrunkenen iſt die Zurechnungsfähigkeit im höhern oder geringern Grad gemindert.

Für die Kinder ſind die Kirchengeſetze bindend, ſobald ſie zum Gebrauche ihrer Vernunft gekommen ſind; man nimmt hiefür bei den Knaben das vierzehnte, bei den Mädchen das zwölfte Jahr an. In dieſem Alter verfallen ſie aber auch den auf die Uebertretungen feſtgeſetzten Strafen; während ſie unter einer Sünde ſchon in zartern Jahren zur Erfüllung jener Vorſchriften, die ihrem Alter angemeſſen ſind, wie z. B. zur jährlichen Beicht, zur Enthaltung von Fleiſchſpeiſen an den gebotenen Tagen u. ſ. w., verpflichtet ſind. Anders verhält es ſich mit den noch nicht getauften Kindern; dieſe können z. B. an Freitagen erlaubter Weiſe Fleiſch genießen.

Es gibt auch Fremdlinge und Reiſende, die manchmal an einen Ort kommen, wo das Geſetz ihres Landes nicht beobachtet wird, oder wo andere Geſetze vorgeſchrieben ſind. Um ſich hier zu recht zu finden, muß man wiſſen, daß die allgemeinen Kirchengebote allzeit und überall verbinden, z. B. die Faſtengebote, die Feier der Sonntage u. ſ. w. Was das Uebrige betrifft, ſo kömmt es darauf an, wie lange und in welcher Abſicht ſich Jemand an einem ſolchen Orte aufhält. Wer an einem Orte ſeßhaft oder gleichſam ſeßhaft geworden iſt, was ſtattfindet, wenn er dort den größern oder doch einen bedeutenden Theil des Jahres wohnt, iſt gebunden an die Geſetze der Gegend, in welcher er ſich aufhält; es verſteht ſich von ſelbſt, daß er in ſolchem Falle an die Lokalgeſetze ſeines früheren Wohnortes nicht mehr gebunden iſt. Wie verhält es ſich aber mit Solchen, die nur eine kurze Zeit, einige Tage oder Wochen an einem Orte verweilen? Mehre Theologen ſind der Meinung, daß Einer, der auch nur kurze Zeit an einem Orte verweilt, an die Erfüllung der Lokalgeſetze gebunden ſei. Damit ſtimmt

auch der heilige Auguſtin überein, indem er ſagt: Wenn ich nach Rom komme, ſo faſte ich am Samstage; bin ich in Mailand, ſo faſte ich nicht. So mache es auch du; zu was immer für einer Kirche du kommſt, ſo beobachte ihre Gebräuche, wenn du nicht Aergerniß geben willſt. Dieſe Meinung hat auch noch andere Gründe für ſich, nämlich: a) Den allgemein anerkannten Grundſatz: Wer den Vortheil hat, muß auch den Nachtheil tragen; denn weil ein Solcher in ſeiner Abweſenheit von den Lokalgeſetzen ſeiner Heimat frei iſt, ſo iſt es billig, daß er die Geſetze des Ortes, an welchem er eben verweilt, erfülle. b) Verlangt es die allgemeine Ordnung und der Friede, daß man ſich den Geſetzen des Ortes, an welchem man eben verweilet, unterziehe; denn welche Verwirrung und welch Aergerniß entſtünde, wenn ein Fremder an einem Orte an jenem Tage arbeitete, wo alle Uebrigen ein hohes Feſt feiern und gottesdienſtlichen Uebungen ſich ergeben! Indeß kommt hiebei noch zu bemerken, daß die bloße Durchreiſe durch ein Ort zur Beobachtung der Lokalgeſetze nicht verpflichte, ſondern daß ein Verweilen von mehrern Stunden dazu gehöre, etwa von einem ganzen Tag oder doch einem großen Theil desſelben. Wenn übrigens der Ort das Reiſeziel iſt, ſo verpflichten ihn die dortigen Geſetze, wenn er auch nur kurze Zeit daſelbſt verweilt. Die hier aufgeſtellte Meinung nennt der heilige Liguori eine hinreichend probabile oder wahrſcheinliche Meinung, daher hat man gegründete Urſache, ſich darnach zu richten, wiewohl derſelbe Heilige auch die Anſicht, der Fremde ſei an die Lokalgeſetze nicht gebunden, wenn er dort nicht ſeßhaft iſt, oder nicht die Abſicht hat, einen größeren Theil des Jahres daſelbſt zu verweilen, nicht verwirft.

Daß die Abweſenden nicht gehalten ſind, die Geſetze ihrer Heimat zu erfüllen, haben wir bereits erwähnt; wir fügen noch bei, daß ſie ſelbſt eines allgemeinen Geſetzes entbunden ſind, wenn ſie an einem Orte verweilen, wo es abgeſchafft iſt, und dieſes ſogar auch dann, wenn Jemand die Heimat in der Abſicht verließe, um gewiſſer Geſetze los zu werden.

Aus den hier aufgeſtellten Grundſätzen beantworten ſich folgende Fälle:

a) Wenn Jemand an einem Tage, an welchem in ſeiner Heimat Faſt- oder Feiertag iſt, an einem Orte ſich befindet, wo kein

Faſt- und kein Feiertag iſt, ſo kann er Fleiſch eſſen und darf knechtlich arbeiten.

b) Wenn Jemand des Morgens eine Stadt verläßt, wo kein Faſttag iſt, ſo darf er dort noch Fleiſch eſſen; kömmt er aber etwa des Mittags zu Hauſe an, wo Faſttag iſt, ſo muß er ſich dort des Fleiſches enthalten.

c) Wenn Jemand des Morgens einen Ort verläßt, wo Feiertag iſt, iſt er nicht verpflichtet, zuvor eine heilige Meſſe zu hören, falls er noch Vormittags an einen Ort kömmt, wo Werktag iſt, vorausgeſetzt, daß er die Pflicht, Meſſe zu hören, in ſeiner Heimat bis zur Zeit verſchieben konnte, wo er bereits an dem Orte ankam, der ihn von der Erfüllung derſelben befreit.

d) Wenn Jemand in ſeiner Heimat eine beſondere Ausnahme oder ein Privilegium von dem allgemeinen Geſetze hat, ſo kann er außer derſelben davon keinen Gebrauch machen, weil es nur ein Lokalprivilegium iſt; dagegen iſt es wahrſcheinlich, daß die Fremden von dem Biſchofe der Diözeſe, in welcher ſie ſich aufhalten, Dispenſen erhalten können: denn weil der Fremde zur Beobachtung der Lokalgeſetze verpflichtet iſt, ſo iſt es auch billig, daß er Erleichterungen von denſelben erlangen kann.

7. Von welchen Bedingniſſen hängt die Verbindlichkeit eines Geſetzes ab?

Soll ein Geſetz verbindlich ſein, ſo muß es folgende Eigenſchaften haben:

1) Es muß gerecht ſein. Kein Menſch kann etwas anordnen, das wider Gottes Geſetz oder das Geſetz der Natur ſtreitet; denn die Gewalt der Menſchen iſt der Macht Gottes unterworfen. Die Menſchen ſind nur ſeine Diener und Werkzeuge; ſie dürfen daher ſeinen Anordnungen nicht entgegen ſein, ſondern müſſen vielmehr ſeine höchſten Abſichten zu erreichen beſtrebt ſein, daher nach ſeinem Willen und in ſeinem Auftrage handeln. Ein menſchliches Geſetz, das irgend einem göttlichen Gebote entgegen, alſo ungerecht iſt, legt keine Verbindlichkeit auf. Es frägt ſich aber, wie ſich die Sache verhält, wenn Jemand daran zweifelt, ob ein Geſetz gerecht ſei. In dieſem Falle liegt den Untergebenen die Pflicht des Gehorſams ob, weil der Vorgeſetzte im Beſitze des Rechtes iſt,

Geſetze geben zu können, und ihn bei Erlaſſung derſelben höhere Abſichten leiten konnten, welche den Untergebenen verborgen ſind; ja ſelbſt wo der Zweifel, das Geſetz ſei ungerecht, wahrſcheinlich iſt, muß man ihm dennoch gehorchen, weil ſonſt eine zu große und weite Thüre geöffnet würde, ſich der Pflicht des Gehorſams zu entziehen.

2) Dem gemeinen Weſen Nutzen bringen. Ein jedes Geſetz muß auf ein zu erreichendes Gut abzielen, und wird, um es zu erlangen, gegeben. Daraus iſt klar, daß ſeine Befolgung mit irgend einem Nutzen verbunden ſein muß. Es mag allerdings dem Privatvortheil eines oder mehrer Einzelnen entgegen ſein; aber das allgemeine Beßte muß es befördern.

3) Es muß mit der Abſicht, zu verpflichten, erlaſſen ſein. Hätte der Geſetzgeber dieſe Abſicht nicht, ſo beſtünde auch für die Untergebenen keine Pflicht des Gehorſams; es wäre Alles in ihre Willkür gelegt. Da iſt aber kein Geſetz, wo der Gehorſam frei gegeben iſt, ſondern höchſtens nur ein Rath; denn das Geſetz verpflichtet den Willen; der Rath aber läßt dieſen frei.

4) Es muß klar ausgeſprochen und darf nicht zweifelhaft ſein; denn ein zweifelhaftes Geſetz legt keine Verbindlichkeit auf, nach dem Grundſatze: Im Zweifel iſt Freiheit. Daher ſagt auch das kanoniſche Recht: Nisi de mandato certus exstiteris, exequi non cogeris, quod mandatur. Und der heilige Thomas ſagt: Was nicht durch ein Geſetz (klar) verboten iſt, das iſt erlaubt. Der Zweifel kann ſich freilich auch auf andere Dinge erſtrecken. Man kann nämlich darüber zweifeln, ob ein vorliegender Fall hinreichend ſei, ſich von der Pflicht des Gehorſames für entbunden zu halten. Die Moraliſten halten dafür, daß in einem ſolchen Falle das Geſetz verpflichte. Entſteht darüber ein Zweifel, ob das Geſetz verkündet ſei, ſo beſteht nach allgemeiner Annahme keine Verpflichtung, den Fall ausgenommen, daß das Geſetz nicht ſchon durch den Gebrauch angenommen iſt. Entſteht darüber ein Zweifel, ob ein Geſetz angenommen iſt, oder nicht, ſo iſt die wahrſcheinlichere Meinung, daß es verpflichte, nicht nur, weil das Geſetz im Beſitze iſt, ſondern auch, weil ein gegebenes und promulgirtes Geſetz auch ſchon vor der Annahme verpflichtet.

5) Es muß die Beobachtung desſelben moraliſch

möglich ſein; denn ad impossibilia nemo tenetur. Es iſt überhaupts lächerlich, das befehlen zu wollen, was zu vollbringen dem Menſchen nicht möglich iſt. Ein ſolches Geſetz iſt ein Unding, weil es weder gerecht, noch vernünftig iſt.

6) Es muß verkündigt (promulgirt) worden ſein. Da das Geſetz, ſagt der heilige Thomas von Aquin, eine Norm iſt, nach der ein Gemeinweſen ſich richten ſoll, ſo kann es nur dann beobachtet werden, wenn es der ganzen Gemeine oder wenigſtens dem größten Theile derſelben iſt verkündiget worden. Wiederum ſagt derſelbe heilige Lehrer: Die Verkündigung iſt nothwendig, daß ein Geſetz ſeine Kraft habe. Was nun die Art der Promulgation betrifft, ſo nimmt man gewöhnlich an, daß die Geſetze der weltlichen Regenten in allen Provinzen verkündiget werden ſollen; bei den päpſtlichen Verordnungen aber genügt es, die Gläubigen zu verpflichten, wenn ſie auch nur zu Rom promulgirt worden ſind; denn ſeiner Weſenheit nach erhält ein Geſetz nicht erſt davon ſeine Verbindlichkeit, daß es in allen Provinzen verkündiget worden iſt, ſondern es verpflichtet bereits, wenn die Promulgation am Hofe des Geſetzgebers geſchehen iſt. Es unterliegt auch keinem Zweifel, daß der Papſt durch eine Promulgation zu Rom alle Katholiken verbinden will; denn es iſt gewöhnlich den päpſtlichen, für die geſammte Kirche beſtimmten Erlaſſen beigefügt: „Daß dieſes Schreiben leichter zur Kenntniß Aller komme, und ſich Niemand auf die Unwiſſenheit berufe, wollen wir, daß es an den Thürflügeln angeheftet und publizirt werde; und nach dieſer Veröffentlichung ſoll es Alle und Jeden, welche es angeht, der Weiſe verpflichten, als wäre es einem jeden Einzelnen von ihnen perſönlich inſinuirt worden.“ — Zu Rom befinden ſich auch faſt aus allen Nationen Menſchen, ſo daß eine auf ſolche Art publizirte Verordnung des Papſtes leicht allen Völkern zur Kenntniß gebracht werden kann. Aus Allem gehet alſo klar hervor, daß ein Jeder, der Kenntniß hat von einer zu Rom publizirten Bulle, zur Annahme derſelben verpflichtet ſei, wenn ſie ihm auch in ſeinem Lande nicht eigens verkündiget wird. Dieſes um ſo mehr, weil die weltlichen Regierungen der Bekanntgebung ſolcher kirchlichen Erlaſſe in ihren Ländern oft hindernd entgegen treten.

Auf die Frage, wie viel Zeit nach der Kundmachung erforderlich

ſei, damit ein Geſetz bindende Kraft habe, antwortet der heilige Alphons von Liguori, daß dazu zwei Monate erfordert werden.

Hier reihet der heilige Liguori noch eine andere Frage an, nämlich, ob ein Geſetz, um verbindlich zu ſein, vom Volke müſſe angenommen werden. Seine Antwort lautet: Es iſt gewiß, daß derjenige ſündiget, welcher ohne gerechte Urſache ein bereits verkündigtes Geſetz nicht annimmt, wie aus der acht und zwanzigſten, von Papſt Alexander VII. verworfenen Propoſition hervorgeht. Iſt es aber noch zweifelhaft, ob ein noch nicht angenommenes Geſetz an ſich ſelbſt verbindlich ſei, ſo ſind wir der Meinung, daß es dieß ſei, mag es nun ein kirchliches oder bürgerliches Geſetz ſein. Dieſer Satz leidet aber folgende Ausnahme:

a) Wenn es während eines Zeitraums von zehn Jahren nicht wäre angenommen worden;

b) wenn es von dem bedeutendern und vernünftigern Theile des Volkes nicht wäre angenommen worden; denn obgleich alsdann die Erſten durch deſſen Nichtannahme ſündigten, und noch fortwährend ſündigen, ſo ſind die Andern doch nicht verbunden, es zu beobachten, wofern der Fürſt nicht darauf beſteht, es geltend zu machen.

c) Wenn Umſtände vorhanden wären, die vermuthen ließen, der Fürſt hätte, wären ſie ihm bekannt geworden, das Geſetz nicht erlaſſen.

8. Was fordert die Beobachtung der Geſetze?

Wer einem poſitiven göttlichen oder menſchlichen Geſetze genugthun will, der muß dem innern Zwecke des Geſetzes nachtrachten, d. h. dasjenige thun, was immer der Geſetzgeber haben, und wie er es haben will. Was die göttlichen Geſetze betrifft, ſo wiſſen wir, daß Gott den bloß äußerlichen Gehorſam der Juden verworfen hat, Iſ. 29, 13., und die Unterthänigkeit des Herzens von uns verlangt. Sprüchw. 23, 26. Dasſelbe gilt auch von den Geboten der Kirche. Ja ſelbſt die bürgerlichen Geſetze ſollen nicht bloß äußerlich und zum Scheine, ſondern auch innerlich beobachtet werden. Eph. 6, 6.

Wenn der Geſetzgeber etwas aus einer gewiſſen Urſache oder auf eine gewiſſe, beſtimmte Art ausdrücklich befiehlt, ſo muß es immer

auch auf dieſelbe Art und in derſelben Abſicht vollzogen werden. Wenn daher z. B. ein Faſten oder ein Gebot deßwegen befohlen iſt, damit Gott eine allgemeine Noth abwende, ſo geſchieht dem Gebote nicht genug, wenn Jemand aus einer andern Abſicht faſten oder beten wollte. — Uebrigens iſt es nicht nothwendig, daß man bei der Erfüllung eines Geſetzes im Zuſtande der Gnade ſei. Wenn daher Einer bei Verrichtung der vom Beichtvater auferlegten Buße, bei Anhörung der heiligen Meſſe u. ſ. w. auch im Zuſtande der Sünde iſt, ſo leiſtet er doch dem Gebote Genüge; aber freilich an Verdienſten geht er dabei leer aus.

Um ein Geſetz zu erfüllen, muß man das, was es vorſchreibt, freiwillig, und nicht gezwungen; im Ernſte, und nicht ſcherzweiſe; mit Unterwürfigkeit des Gemüthes, und nicht mit Widerwillen thun. Daher würde jener das Geſetz nicht erfüllen, der das Befohlene nur mit Zwang oder Gewalt vollzieht; denn es fehlt der Wille hiezu. Eben ſo würde jener das Geſetz nicht erfüllen, der die Abſicht nicht hat, das zu thun, was es befiehlt; denn da ein Geſetz nicht den unvernünftigen Thieren, ſondern den Menſchen gegeben wird, ſo iſt der Wille erforderlich, das zu thun, was es vorſchreibt. Wer z. B. ſchlafend oder betrunken einer heiligen Meſſe beiwohnt, genügt nicht dem Kirchengebote; deßgleichen auch nicht, wer nur aus Zwang faſtet; eben ſo der nicht, welcher nur in der Abſicht, ſein Brevier betet, um etwas zu leſen oder zu lernen; auch der nicht, welcher nur zum Schein betet, weil nicht der Schein, ſondern das Werk ſelbſt geboten iſt. Noch weniger erfüllt das Geſetz derjenige, welcher ausdrücklich die Abſicht hat, das Gebotene nicht erfüllen zu wollen; denn obſchon zur Erfüllung eines Geſetzes nicht die ausdrückliche Abſicht erfordert wird, dem Gebote Genüge zu leiſten, ſo muß man doch die Abſicht haben, das Gebotene zu erfüllen. Wer daher an einem Sonntage die heilige Meſſe hört, in der Meinung, der heiligen Meſſe beizuwohnen, der thut dem Gebote genug, wenn er auch nicht wüßte, daß es Feiertag ſei; anders verhielt es ſich, wenn er die Abſicht hätte, der heiligen Meſſe nicht beizuwohnen, ſondern aus einem andern Grunde, vielleicht um die dort befindlichen Gemälde zu beſchauen, ſich in die Kirche begeben hätte. Ueberhaupts hängt die Pflicht, dem Geſetze zu gehorchen, von dem Willen des Geſetzgebers ab, und geht

nicht weiter, als ſein Wille, Jemanden verpflichten zu wollen, reicht; wenn das vorgeſchriebene Werk geſchieht, ſo iſt das Geſetz erfüllt. Freilich, ob ein ſolches Werk auch verdienſtlich iſt, das iſt eine andere Frage. Gar oft werden Geſetze erfüllt, ohne daß die, welche ſie erfüllen, davon ein Verdienſt haben. Zu einer verdienſtlichen Handlung gehört außer dem Zuſtande der Gnade immer auch die innere, reine, auf Gott gerichtete Abſicht.

9. Auf welche Art die Geſetze verbinden.

Die Geſetze verbinden zur Erfüllung:

I. Unter einer Sünde,

II. unter einer Strafe,

III. unter einem Verluſte.

I. Unter einer Sünde. Die Geſetze verbinden zunächſt unter einer Sünde, weil man im Gewiſſen zur Erfüllung derſelben verpflichtet iſt. So ſagt z. B. der heilige Paulus: Ihr müßt euch nothwendig unterwerfen, nicht bloß um der Strafe willen, ſondern auch des Gewiſſens wegen. Röm. 13, 5. Es können aber die Geſetze ſowohl unter einer ſchweren als läßlichen Sünde verbinden. Sollen ſie unter einer ſchweren Sünde verbinden, ſo muß:

1) Die Sache, welche geboten oder verboten wird, wichtig ſein; denn geringe Dinge unter einer ſchweren Sünde befehlen, ſtreitet wider die Vernunft. Anders verhielte ſich die Sache, wenn das, was an und für ſich geringfügig iſt, durch die Umſtände bedeutend und wichtig würde. So war im Paradieſe die Enthaltſamkeit von der verbotenen Frucht an und für ſich geringfügig; aber aus den Umſtänden wurde das Gebot ungemein wichtig. Verachtung gegen das Geſetz oder gegen den Geſetzgeber, als Obern, iſt auch in kleinen Dingen eine ſchwere Sünde. — Soll das Geſetz unter einer ſchweren Sünde verbinden, ſo muß

2) der Geſetzgeber den Willen haben, unter einer ſchweren Sünde zu verpflichten. Er braucht es aber nicht mit Worten auszudrücken, daß er unter einer ſchweren Sünde verpflichten wolle; es genügt, daß er mit Ernſt und Nachdruck eine wichtige Sache gebietet. Man darf überhaupts annehmen, daß der Geſetzgeber in einer wichtigen Sache unter einer ſchweren Sünde verbinden wolle, insbeſonders wenn auf die Uebertretung eine bedeutende Strafe ge-

ſetzt iſt. Es kann aber der Geſetzgeber auch in wichtigen Dingen bloß unter einer läßlichen Sünde verpflichten. Dabei ſchont er das Gewiſſen der Untergebenen, und gelangt doch zum Zwecke.

Daraus folgt:

a) Daß derjenige ſchwer ſündiget, welcher freiwillig in wichtigen Dingen ein Gebot verletzt;

b) daß derjenige, der nur in leichten Dingen fehlt, nur läßlich ſündiget, ſollte auch der Geſetzgeber unter einer ſchweren Sünde verpflichtet haben, weil dieſe Bedingniß, da ſie nicht in ſeiner Macht ſteht, wie nicht geſetzt iſt.

II. Unter einer Strafe. Der Geſetzgeber will manchmal unter einer Strafe verbinden, daher nennt man dieſe Verordnungen Strafgeſetze (leges poenales), während die übrigen, denen eine Strafe nicht beigefügt iſt, ſchlechthin Geſetze, oder befehlende Geſetze (leges praeceptivae) heißen. Während nun die leges praeceptivae nur unter einer Sünde verbinden, verpflichten die Strafgeſetze entweder bloß unter einer Strafe, oder unter einer Sünde und Strafe zugleich. Es gibt alſo Strafgeſetze doppelter Art. Die erſtern, die nur unter einer Strafe verpflichten, heißt man Strafgeſetze ſchlechthin oder auch bloße (einfache) Strafgeſetze (leges pure poenales); die letztern, die unter einer Sünde und Strafe zugleich verpflichten, nennt man Schuld- und Strafgeſetze, auch Doppelgeſetze, oder auch gemiſchte Geſetze (leges mixtae).

Ein bloßes Strafgeſetz, d. h. ein ſolches, welches nichts befiehlt, und etwa lautet: „Wer dieſes thut, der leiſte dieſe oder jene Strafe," — verbindet nicht im Gewiſſen, und wäre ihm auch die größte Strafe beigeſetzt. Bei einem einfachen Strafgeſetze iſt demnach immer die Wahl gegeben, entweder etwas zu unterlaſſen, oder im Falle, daß man es thut, etwas Gewiſſes zu leiſten.

Die gemiſchten Geſetze oder die Schuld- und Strafgeſetze laſſen keine Wahl; denn ſie befehlen, und fügen die Strafe nur bei, um dem Befehle mehr Nachdruck zu geben. Ein ſolches Geſetz iſt vorhanden, wenn es z. B. heißt: Niemand thue dieſes unter der Strafe u. ſ. w. Durch Uebertretung eines Geſetzes derlei Art wird man zugleich ſchuldig und ſtrafbar. Uebrigens kann man ein bloß einfaches Strafgeſetz von einem gemiſchten Geſetze leicht unterſcheiden, wenn man die Gewohnheit oder den Ausſpruch der Verſtändigen zu Rathe zieht.

Hier kömmt ferner in Betracht, daß es Strafgesetze gibt, welche die Strafe für sich selbst auflegen (latae sententiae), und andere, welche die Strafe erst von dem Richter auflegen lassen (ferendae sententiae). Die vom Richter aufzulegende Strafe geschieht entweder durch einen Verurtheilungsspruch, wobei der Schuldige zu einer Strafe verurtheilt wird (sententia condemnatoria), oder durch einen Erklärungsspruch (sententia declaratoria), wobei der Richter den Schuldigen als in die Strafe verfallen erklärt. Nur die Strafgesetze, welche für sich selbst die Strafe auflegen, und also das Strafurtheil mit sich führen, verbinden gleich auf die That zur Strafe, und es ist kein Ausspruch von Seite des Richters mehr erforderlich. Der Schuldige muß also gleich, wie sonst nach dem Ausspruche des Richters, die Strafe auf sich nehmen. Dieser Art sind die Gesetze, welche unter der Strafe der Exkommunikation verbinden; ferners die Gesetze, welche untauglich zu etwas machen, welche eine Handlung für nichtig erklären u. s. w. Hingegen Strafgesetze, wobei die Strafe erst vom Richter aufzulegen ist, verbinden erst zur Strafe, wenn diese der Richter ausgesprochen hat.

III. Unter einem großen Verluste. Es kann oft geschehen, daß die Erfüllung der Gesetze mit einem großen Nachtheile verbunden ist; aber dennoch darf man nicht dagegen handeln. So darf man weder das Naturgesetz, noch das positiv göttliche Gesetz, in so fern davon die ewige Seligkeit abhängt, übertreten, und sollte auch ihre Erfüllung mit dem Verluste des eigenen Lebens verbunden sein. Nur jene göttlichen Gesetze, deren Uebertretung weder den Verlust der Seligkeit nach sich ziehet, noch der göttlichen Ehre besonders Abbruch thut, sondern die nur zur bessern Beförderung derselben dienlich sind, pflegen bei einer zu besorgenden Lebensgefahr oder einem sonstigen großen Verluste nicht zu verbinden. Die menschlichen Gesetze hingegen verbinden in dem Falle, wenn die Beobachtung derselben großen Schaden oder schweres Ungemach nach sich zieht, gewöhnlich nicht; es müßte denn deren Beobachtung für das Gemeinwohl nöthig sein, oder die Uebertretung eine Verachtung der Kirche in sich schließen.

10. Ob ein menſchliches Geſetz auch innere Akte vorſchreiben könne.

Man ſagt zwar gewöhnlich: De internis praetor non judicat, d. h. um das Innere kümmert ſich der Richter nicht. In der That muß ſich der weltliche Richter mit der äußern Erfüllung eines Geſetzes begnügen, weil er kein Mittel hat, die Geſinnung des Herzens zu erforſchen. Indeß iſt ſchon bei weltlichen Geſetzen der Gehorſam ein ſehr unvollkommener, wenn er nur äußerlich iſt; auch die Handlung ſelbſt, die nur gezwungener Weiſe geſchieht, wird mangelhaft ſein. Auch der weltliche Geſetzgeber muß alſo wünſchen, daß das Innere mit der äußern Leiſtung übereinſtimme, und es wird dieſes in dem Maße der Fall ſein, als ſeine Untergebenen vom Geiſte des Chriſtenthums durchdrungen ſind; denn der Chriſt gehorcht nicht aus Furcht und gezwungen, ſondern des Gewiſſens wegen und freiwillig. Die Kirche aber begnügt ſich nie mit einem bloß äußern Gehorſam, ſondern dringt überall auf das Herz, ja man erfüllt ihre Vorſchriften durch eine bloß äußere Handlung noch keineswegs. So genügt z. B. derjenige dem Kirchengebote, welches zu Oſtern die Sakramente der Buße und des Altares zu empfangen befiehlt, nicht vollkommen, wenn er unwürdig beichtet und kommunizirt. Die Kirche gebietet alſo mit dem Gebote, jährlich einmal zu beichten, zugleich innere Akte, nämlich Reue und Vorſatz. So befiehlt die Kirche auch, daß man mit aufrichtigem Herzen die Sätze des Janſenius verfluche, was nicht befolgt wird, wenn man nicht im Herzen glaubt, daß dieſe ketzeriſchen Sätze im Buche des Janſenius enthalten ſind. Darum hat auch Papſt Innocenz den Lehrſatz des Molinos: „Es iſt eine lächerliche und neue Lehre in der Kirche Gottes, daß die Seele in Rückſicht auf das Innerliche durch die Biſchöfe regiert werde, weil die Kirche vom Innerlichen kein Urtheil fällt," — verdammt. Es iſt ſomit eine ausgemachte Sache, daß ein menſchliches Geſetz auch innerliche Akte gebieten kann, wenigſtens in allen jenen Fällen, wo die äußere Handlung nicht moraliſch gut wäre.

11. Kann man mehrern Geboten durch eine einzige Handlung oder kann man mehrern Geboten durch mehre Handlungen zu einer und der nämlichen Zeit genugthun?

Die Frage, ob man mehrern Geboten durch eine einzige Handlung genugthun kann, wird im allgemeinen von den Moraliſten bejahet; indeß muß man darauf ſehen, ob der Wille des Geſetzgebers nicht entgegenſtehe. So iſt man z. B., wenn ein gebotener Feſttag an einen Sonntag fällt, nicht verbunden, zwei heilige Meſſen zu hören, ſondern man genügt durch Anhörung Einer dem Kirchengebote, weil die Kirche Soiches geſtattet, wie deutlich die Erfahrung lehrt. Wer hingegen in der Beicht ein Faſten zur Buße aufbekommen hat, der genügt nicht, wenn er die Uebung dieſes Werkes an einen Tag verſchiebt, an welchem er ohnehin zu faſten verpflichtet iſt, weil ſich nicht annehmen läßt, daß dieſes die Abſicht des Beichtvaters geweſen ſei.

So verhält es ſich auch mit der Frage, ob man durch mehre Handlungen zu gleicher Zeit mehrern Geſetzen genügen könne. Sie iſt ſicherlich für den Fall zu bejahen, wenn eine Handlung die andere nicht hindert, oder die Aufmerkſamkeit, welche man einer Handlung ſchuldig iſt, der andern nicht Abbruch thut. So kann man während der heiligen Meſſe am Sonntage ein ſchuldiges Gebet verrichten; der Diakon darf z. B. an Sonntagen auch während der heiligen Meſſe ſein Brevier beten, und genügt zugleich dem Gebote, die heilige Meſſe anzuhören, und dem, ſein Brevier zu beten, weil zur Erfüllung beider Pflichten, die Andacht zu Gott und die Erhebung des Geiſtes zu ihm genügt. Etwas anders iſt es, wenn die Verſchiedenheit der Sache ſich mit einander nicht verträgt, oder die gebotenen Handlungen ſich einander hinderlich ſind.

Daraus beantwortet ſich auch die Frage, ob Jemand durch Eine Handlung mehre Sünden begeht. Wenn Jemand aus zwei Verpflichtungsgründen etwas thun muß, ſo kann er allerdings durch Eine Handlung mehre Sünden begehen. Wer z. B. an einem Tage faſten ſoll, weil es Vigilie iſt, und um eines gethanen Gelübdes willen, begehet, wenn er nicht faſtet, zwei Sünden, eine gegen den der Kirche ſchuldigen Gehorſam, und eine andere gegen

das Gelübde. Wenn hingegen der Verpflichtungsgrund derſelbe iſt, ſo begeht man nur Eine Sünde, ſo z. B., wer an einem Sonntage, auf welchen zugleich auch noch ein anderer gebotener Feiertag einfällt, die heilige Meſſe verſäumt, begeht nur Eine Sünde; aber freilich materiell größer kann dieſe Eine Sünde werden.

12. Das Unvermögen entſchuldiget von der Beobachtung der Geſetze.

Es iſt ein allgemein anerkannter Grundſatz, daß Niemand zu einer Unmöglichkeit verpflichtet iſt (nemo ad impossibilia tenetur). Daher unterliegt es keinem Zweifel, daß das Unvermögen von der Pflicht, das Geſetz zu erfüllen, entbindet; dieſes ſelbſt in dem Falle, wenn man das Unvermögen ſündhafter Weiſe verurſachte, nur muß man hierüber eine Reue haben.

Es entſteht jedoch die Frage, ob man, wenn man ein Geſetz nicht ganz beobachten kann, den möglichen Theil erfüllen muß. Hier iſt zu unterſcheiden: Läßt ſich nämlich das Gebot in der Weiſe theilen, daß durch die Erfüllung eines Theiles desſelben ſein Zweck erreicht wird, ſo muß man, im Falle man das Ganze nicht beobachten kann, den Theil erfüllen, der möglich iſt. Wer z. B. das ganze Officium nicht beten kann, muß den Theil beten, der ihm möglich iſt; oder wer in der vierzigtägigen Faſten nicht täglich faſten kann, der iſt verpflichtet, es wenigſtens an jenen Tagen zu thun, wo ihm die Möglichkeit dazu gegeben iſt. — Anders verhält ſich die Sache, wenn in einem Theile der Zweck des Gebotes nicht erreicht werden kann. In dieſem Falle beſteht keine Pflicht zur Erfüllung des Theiles. Wer z. B. das Gelübde gethan hat, nach Rom zu wallfahrten, iſt nicht ſchuldig einen Theil des Weges zu machen, wenn er nach Rom ſelbſt nicht gelangen kann. Ob man nun zur theilweiſen Erfüllung eines Geſetzes verpflichtet ſei, wo das Ganze nicht möglich iſt, muß man aus der Abſicht des Geſetzgebers, aus dem Zweck des Geſetzes, aus dem allgemeinen Gebrauche, oder dem Rathe kluger Männer abnehmen.

13. Ob die Furcht von der Verpflichtung eines Gesetzes befreie.

Wer aus Furcht etwas Böses thut, und also ein Gesetz übertritt, der sündiget zwar; aber die Furcht mindert die Freiheit seiner Handlung, und daher auch die Bosheit derselben. Dagegen geschieht es manchmal, daß einige Gebote nicht verpflichten, wenn ihre Erfüllung Jemanden zu großem Nachtheile gereichen würde. Wenn nun Jemand aus Furcht eines solchen Nachtheiles ein Gebot unterläßt, so sündiget er nach allgemeiner Annahme nicht, da ja das Gebot in diesem Falle nicht verbindet. Daher sagen wir mit dem heiligen Liguori:

1) Ein negatives natürliches Gebot, das etwas in sich Böses verbietet, darf nicht einmal aus Furcht vor dem Tode übertreten werden. Nur ist dabei zu bemerken, daß es Fälle geben kann, in welchen derlei Gebote aufhören zu bestehen. So hört z. B. das Gesetz, fremdes Gut nicht zu nehmen, in der äußersten Noth auf; deßgleichen das Gebot, nicht zu tödten, im Falle der Nothwehr.

2) Große Furcht, z. B. vor dem Tode, entschuldiget nicht nur von einem positiven Gesetze, gleichviel, ob göttlichen oder menschlichen, sondern auch von einem affirmativ natürlichen. Daher ist man nicht verpflichtet, mit Gefahr des eigenen Lebens den Nächsten in der Todesgefahr zu retten.

3) Ist die Beobachtung eines menschlichen Gesetzes zur Erlangung eines gemeinschaftlichen Gutes oder zur Abwendung eines allgemeinen Uebels nothwendig, welches höher anzuschlagen ist, als das eigene Leben, so verbindet es mit Gefahr des eigenen Lebens. So darf der Soldat seinen Posten nicht verlassen, verliert er gleichwohl darüber sein Leben.

14. Ob die Unwissenheit von der Pflicht, das Gesetz zu erfüllen, befreie.

Bei dieser Frage muß man unterscheiden, daß es eine überwindliche und unüberwindliche Unwissenheit gibt. Die letztere entschuldiget allerdings, weil es ohne freien Willen keine Sünde gibt, dieser aber die Erkenntniß voraussetzt. Die überwindliche Unwissenheit aber, welche dann vorhanden ist, wenn man ein Gesetz ken-

nen kann, dabei auch an die Pflicht, es kennen zu lernen, denkt, und es dennoch unterläßt, ſich dieſe Kenntniß zu erwerben, — entſchuldiget nicht. Dabei bemerken wir noch, daß eine unüberwindliche Unwiſſenheit auch von der Strafe befreit, die auf die Uebertretung des Geſetzes verfügt iſt; wer aber das Geſetz kennt, und nur die ihm beigefügte Strafe nicht kennt, macht ſich durch eine Uebertretung deſſenungeachtet der Strafe ſchuldig, es müßte nur dieſe ungewöhnlich ſchwer oder eine kirchliche Cenſur ſein.

In den Grundgeboten des Naturgeſetzes, wie z. B. in den Geboten, Gott zu ehren, oder dem Nebenmenſchen nicht zu thun, was wir wünſchen, daß man uns nicht thue, gibt es keine unüberwindliche Unwiſſenheit; auch nicht in den nächſten Folgerungen aus jenen Grundgeſetzen, und dieſer Art ſind die zehn Gebote Gottes. Deßgleichen greift eine unüberwindliche Unwiſſenheit nicht Platz in den Standespflichten; denn wer einen Stand antritt, von dem verlangt man mit Recht, daß er auch die Pflichten desſelben kenne. Dagegen findet nach allgemeiner Anſicht der Moraliſten unverſchuldete oder unüberwindliche Unwiſſenheit ſtatt in den entferntern Folgerungen von den Grundgeboten und in dunklen Dingen. Daher ſagt der heilige Thomas von Aquin, daß eine Unwiſſenheit in Dingen, welche man nicht wiſſen kann, oder nicht zu wiſſen verpflichtet iſt, nicht ſchuldig mache. Die Richtigkeit unſerer Behauptung folgt auch aus jenem von der Kirche verworfenen Satze des Bajus: „Der Nichtglaube an Chriſtus iſt auch bei jenen, welchen das Evangelium nicht verkündet worden iſt, eine Sünde.“ —

15. Darf man ſich ſelbſt an der Erfüllung eines Geſetzes hindern?

Niemand darf abſichtlich ein ſolches Hinderniß ſetzen, daß ihm die Erfüllung eines Geſetzes unmöglich wird; denn das Geſetz verbindet im Gewiſſen zu ſeiner Beobachtung. Wer zum Zwecke verbunden iſt, der iſt auch gehalten, die dazu nothwendigen Mittel zu ergreifen. Das Geſetz nicht erfüllen wollen, heißt zu deſſen Uebertretung bereit ſein. Wer aber abſichtlich ein Hinderniß ſetzt, das ihm dasſelbe zu erfüllen unmöglich macht: wie läßt ſich von einem Solchen ſagen, er habe den Willen, es zu vollziehen? Im

Gegentheile, wer dem Geſetze ein Hinderniß legt, der hat die Abſicht, demſelben zu entgehen. Er geht betrüglich um, und je verſteckter ein ſolches Hinderniß iſt, deſto größer iſt oft ſeine Bosheit. Ein Solcher ſündiget wider das Geſetz, welches er ſchwächt; er ſündiget am Geſetzgeber, deſſen obrigkeitliche Macht er außer Wirkſamkeit ſetzt; er ſündiget wider das Wohl der Gemeinde, deren Beßtes das Geſetz befördert, er aber hintertreibt; er ſündiget wider Gott, der ſeine Gewalt, Geſetze zu geben, dem Obern verlieh, die aber ein ſolcher Menſch nicht anerkennt; er ſündiget wider ſich ſelbſt, weil er ſich nicht nur aller Vortheile und Belohnungen des Geſetzes beraubt, ſondern ſtatt deſſen zeitliche und ewige Strafen zuzieht; er ſündiget wider ſeine Mitmenſchen, die er ebenfalls mehr oder weniger an der Beobachtung des Geſetzes und daher auch an der Erreichung der durch dasſelbe zu erſtrebenden Güter hindert.

Statt ſich ſelbſt oder Andere an der Erfüllung der Geſetze zu hindern, iſt man vielmehr ſchuldig, die nächſten Hinderniſſe zu entfernen, welche der Erfüllung des Geſetzes im Wege ſtehen, wenigſtens in allen jenen Fällen, wo der eintretende Grund nicht die betreffende Perſon dem Geſetze entzieht, ſondern nur von deſſen Beobachtung freiſpricht. So würde derjenige Unrecht thun, welcher ohne gerechte Urſache ſchwere Arbeit verrichtete, um dadurch von der Pflicht des Faſtens befreit zu werden; denn ein Solcher würde böswillig das Geſetz umgehen. Anders verhielt es ſich, wenn ſein Beruf dieſe Arbeit mit ſich brächte. Jene Hinderniſſe aber, welche von der Art ſind, daß ſie von ſelbſt von der Pflicht des Geſetzes entbinden, iſt man nicht ſchuldig zu entfernen. So ſündiget der nicht gegen das Geſetz, welcher jenen Ort verläßt, wo es wegen des einfallenden Feſttages geboten iſt, eine heilige Meſſe zu hören, und ſich an einen Ort begibt, wo ein Werktag iſt.

Es kömmt hier überhaupts noch zu bemerken, daß man gegen natürliche Geſetze nie ein Hinderniß ſetzen darf, um ſich von der Pflicht, ſie zu erfüllen, zu entbinden; bei bloß menſchlichen Geſetzen geht es nach der Meinung einiger Moraliſten noch leichter an, weil dieſe nicht in ſo ſtrengem Grade verpflichten.

16. Wie wird ein Geſetz übertreten?

Ein jedes Geſetz wird übertreten, wenn man mit freiem Willen dagegen handelt, alſo anders thut, als es gebietet oder verbietet. Der weltliche Geſetzgeber begnügt ſich in der Regel mit einem äußern Gehorſam, wiewohl ſelbſt die bürgerlichen Geſetze und noch mehr die kirchlichen wenigſtens jene inneren Akte befehlen, ohne welche die äußere Handlung das nicht iſt, was ſie ſein ſoll. Man ſagt daher, daß ſie indirekte auch innere Akte befehlen.

Der weltliche Richter bleibt alſo bei der äußern That ſtehen, und ſo lange dieſe fehlt, iſt ſein Geſetz nicht übertreten. So wird vor dem weltlichen Forum Niemand des Diebſtahles wegen beſtraft, ſo lange er nicht wirklich fremdes Eigenthum durch unerlaubte Mittel an ſich gebracht hat, mag er auch im Herzen immerhin auf ſündhafte Weiſe nach dem Beſitze fremder Güter verlangen. Anders verhält ſich die Sache auf moraliſchem Gebiete. Vor Gott übertritt man ein Geſetz auch ohne äußere Handlung. Jeder innerliche, freiwillige Akt wider das Geſetz iſt eine Sünde, und vor Gott eine Art Uebertretung desſelben, wenn dieſer Akt auch nicht in die äußere Handlung überging. So iſt die Begierde nach einem fremden Weibe vor Gott ſchon ein Ehebruch. Matth. 5. Wir ſündigen nicht bloß durch Thaten, ſagt der heilige Iſidor, ſondern auch durch Gedanken, wenn wir an denſelben ein unerlaubtes Vergnügen haben. Und der heilige Auguſtin ſchreibt: Wenn du deßwegen nicht ſtiehlſt, weil du die Strafe fürchteſt, ſo haſt du einen innerlichen Diebſtahl begangen; du biſt ein Dieb, obſchon du nichts geſtohlen haſt.

Ein Geſetz wird auch nicht bloß übertreten durch die, welche das thun, was es verbietet, ſondern auch durch jene, die dazu mithelfen. Solches kann auf verſchiedenerlei Weiſe geſchehen, namentlich durch Befehl, Rath, Belobung, Unterſchluf, Verheimlichung u. ſ. w. So ſind z. B. ſchuldig jene Herrſchaften, welche ihren Untergebenen an gebotenen Feiertagen knechtliche Arbeiten befehlen; ſo ſind ſchuldig diejenigen, welche Andern die Wege zeigen und Mittel an die Hand geben, wie ſie gewiſſe, verbotene Handlungen vollbringen können; ſo ſind ſchuldig jene Vorgeſetzte, welche die Fehler ihrer Untergebenen entſchuldigen oder gar loben; ſo ſind

ſchuldig jene, welche Diebe in ihr Haus aufnehmen, die geſtohlenen Sachen aufbewahren oder ſie zu verkaufen bemüht ſind; ſo ſind ſchuldig die, welche die Verbrecher nicht angeben, da ſie doch dieſelben wüßten u. ſ. w.

17. Die Kolliſion der Geſetze.

Es kann vorkommen, daß die Geſetze oft entgegengeſetzte Dinge fordern, ſo z. B. kann das Staatsgeſetz etwas verlangen, was die Kirche verbietet. Da entſteht die Frage, wie man ſich in derlei Fällen zu verhalten habe. Wir antworten: Man muß jeder Zeit das Größere und Wichtigere dem Geringern vorziehen. Dabei kömmt in Betracht: Manchmal iſt das Geſetz an und für ſich, manchmal die Sache, die geboten iſt, manchmal auch der Geſetzgeber wichtiger. Was nun wichtiger iſt, ſei es Geſetz oder Gegenſtand des Geſetzes oder Geſetzgeber, muß dem Geringern vorgezogen werden. Daraus folgt:

a) In Rückſicht auf das Geſetz ſelbſt, heißt die Regel: Das wichtigere Geſetz geht dem minder wichtigern vor. Ein natürliches Geſetz iſt immer wichtiger, als ein poſitives, und muß daher dieſem vorgezogen werden. — Die negativen Gebote müſſen eher erfüllt werden, als die poſitiven; denn jene verbinden immer und allzeit.

b) In Rückſicht auf den Gegenſtand des Geſetzes. Hier geht der wichtigere Gegenſtand eines geringern Gebotes dem geringern Gegenſtande eines wichtigern Gebotes vor. So muß man einem Kranken, der die Hilfe unumgänglich nöthig hat, dieſe leiſten, wenn darüber auch ein anderes Geſetz, welches verpflichtet, dem öffentlichen Gottesdienſte beizuwohnen, verletzt wird.

c) In Rückſicht auf den Geſetzgeber geht der höhere dem niedern oder untergeordneten vor. Ein göttliches Gebot iſt eher zu halten, als ein menſchliches; denn man muß Gott mehr gehorchen, als den Menſchen.

Es kann auch geſchehen, daß ein ſpäteres Geſetz ein früheres erklärt. In dieſem Falle geht das ſpätere, wenn ſeine Verbindlichkeit nicht an irgend einem andern Gebrechen leidet, was z. B. der Fall wäre, wenn ſich der weltliche Geſetzgeber im Kirchengebiete eine Gewalt angemaßt hatte, dem frühern vor.

18. Von der Auslegung der Geſetze und der Epikie.

Die Geſetze ſind eine große Wohlthat für die Menſchheit; ſie ſind gleichſam das Sprachrohr, wodurch Gott mittelbar oder unmittelbar uns ſagt, was wir thun oder unterlaſſen müſſen, um als vernünftige Geſchöpfe unſer letztes Ziel und Ende zu erreichen. Allein nicht immer iſt dieſe Stimme ſo deutlich, daß ſie keinen Zweifel mehr übrig läßt. Manche Geſetze ſind dunkel; da iſt denn eine richtige Erklärung nothwendig, damit wir in der Anwendung dieſer Geſetze nicht irren. Die Erklärung ſelbſt kann aber dreifach ſein. Sie iſt nämlich:

a) Authentiſch. Sie geſchieht entweder vom Geſetzgeber ſelbſt oder ſeinem Nachfolger, oder den höhern Obern.

b) Uſuell. Dieſe iſt jene, welche durch den Gebrauch iſt eingeführt worden.

c) Doktrinell. Dieſe geſchieht von den Gelehrten, und beſteht darin, daß ſie in den Geiſt des Geſetzgebers einzudringen und ihn darzulegen ſuchen.

Bezüglich der authentiſchen Erklärung nimmt man an, daß ſie, wenn ſie von dem Geſetzgeber ſelbſt geſchieht, keiner Verkündigung bedürfe, wohl aber, wenn ſie von ſeinem Nachfolger gegeben wird. Uebrigens hat dieſe Erklärung ſo viel Kraft, als das Geſetz ſelbſt.

Die uſuelle Erklärung hat ihren Grund in dem gemeinen Gebrauch. Wie nämlich die Geſetze von den beßten und gewiſſenhafteſten Menſchen jederzeit ſind verſtanden und gehalten worden, ſo ſollen ſie auch gegenwärtig und künftig genommen werden. Gewiß wird dadurch die Abſicht des Geſetzgebers erreicht, und dieſer würde ſich ſchon lange darüber geäußert haben, wenn er unrichtig wäre verſtanden worden.

Die doktrinelle Erklärung kann von einem jeden Gelehrten nach den allgemein als giltig angenommenen Regeln geſchehen; denn da es viele Zweifel gibt, und man nicht immer leicht von dem Geſetzgeber ſelbſt Beſcheid erhalten kann, ſo war es nöthig, verſtändigen Männern dieſe Macht zu verleihen. Die Erklärungen der Rechtsverſtändigen ſind freilich keine Geſetze; denn dazu haben ſie keine Macht. Allein wenn ſie ſich einſtimmig für eine Erklärung

entscheiden, so hat ihr Ausspruch so großes Ansehen, daß es vermessen wäre, sich selbst das Gesetz anders erklären zu wollen. Sind aber die Gelehrten selbst in ihren Ansichten getheilt, so muß man der wahrscheinlichern Meinung folgen.

Wir kommen zur sogenannten Epikie. Darunter versteht man die Erklärung, daß unter den vorhandenen Umständen der Gesetzgeber durch sein erlassenes Gesetz nicht habe verpflichten wollen. Dieser Auslegung, welche eine Ausnahme vom Gesetze macht, darf man sich bedienen, wenn das Gesetz in einem besondern Falle schädlich oder sehr drückend wäre. Aus diesem Grunde ist z. B. Einer von dem Gebote, an Feiertagen die heilige Messe zu hören, entbunden, wenn ihm in Folge dessen ein bedeutender Schaden zugehen würde.

19. Wie kommen Gesetze ab?

Die Gesetze können auf verschiedene Weise ihre bindende Kraft verlieren, und zwar

1) Durch ein Gewohnheits Recht. Eine entgegengesetzte Gewohnheit kann ein Gesetz aufheben. Ausführlicher ist davon gehandelt weiter unten.

2) Durch Verminderung (derogatione). Dieses geschieht, wenn der Obere sein Gesetz theilweise aufhebt, z. B. nur noch in gewissen Fällen und unter bestimmten Umständen dazu verbinden will.

3) Durch Aufhebung (abrogatione). Die Aufhebung geschieht durch bloßen Widerruf. Dazu braucht die Obrigkeit keine Ursache; denn sobald als sie nicht mehr verbinden will, hört die Verbindlichkeit, und folglich auch das Gesetz auf. Obschon aber ein ohne Ursache geschehener Widerruf eines Gesetzes giltig ist, so sündiget doch der Obere, wenn er ohne Ursache ein billiges Gesetz widerruft; denn er schadet der Gemeinde, und schwächt das Ansehen der Gesetze. Die Unterthanen aber sündigen nicht, wenn sie auch ein ohne Ursache aufgehobenes Gesetz nicht mehr beobachten. — Es geschieht aber die Aufhebung eines Gesetzes auch durch ein anderes nachfolgendes Gesetz, welches das Gegentheil von dem vorigen verordnet; indeß werden sonderheitliche Gesetze und Gewohnheiten durch ein allgemeines Gesetz nicht aufgehoben.

4) Durch Erlöschung. Dieß findet dann statt, wenn das Gesetz von selbst aufhört, zu verbinden, weil die bestimmte Zeit

verfloſſen iſt, binnen welcher der Obere es wollte gelten laſſen, oder weil der Endzweck des Geſetzes hinwegfällt, und folglich der Wille zur Verbindlichkeit beim Geſetzgeber aufgehört hat.

5) Durch Ausnahmsfälle hört ein Geſetz für Einzelne verbindlich zu ſein auf. Dieſes geſchieht:

a) Durch Dispenſation, und

b) durch Privilegien, von welch beiden Fällen an ſeinem Orte das Nöthige bemerkt iſt.

20. Von dem Gewohnheitsrechte.

Die Gewohnheit, welche auch das nicht geſchriebene Geſetz heißt, kann oft die Kraft eines Geſetzes haben. Daß aber eine Gewohnheit Geſetzeskraft erhält, iſt erforderlich:

a) Die Gewohnheit darf nicht von einem Einzelnen, ſondern muß von der Geſammtheit, wenigſtens vom größern Theil derſelben eingeführt worden ſein; in dieſem Falle nimmt man an, daß auch der Fürſt ſtillſchweigend beigeſtimmt hat.

b) Ihre Einführung muß einen vernünftigen Grund haben; daher gibt es keine Gewohnheit gegen das natürliche und göttliche Geſetz, ſondern nur gegen das menſchliche. Uebrigens iſt nicht erforderlich, daß man mit gutem Glauben (bona fide) handle; denn auch durch eine Sünde kann ein Gewohnheitsrecht entſtehen. Im Anfange ſündigen überhaupts alle diejenigen, welche gegen das Geſetz eine Gewohnheit einführen; im Fortgange ſündiget man zwar nicht mehr, wenn man ſich derſelben bedient, kann aber vom Fürſten beſtraft werden; zuletzt ſündiget man weder, noch kann man mehr beſtraft werden, wenn man darnach handelt, weil die Sache ſchon verjährt iſt.

c) Es gehört eine lange, ununterbrochene Zeit dazu, innerhalb welcher dieſe Handlungen ſich wiederholten. Was die Zeit betrifft, ſo nimmt man gewöhnlich an, daß zehn Jahre, falls nichts Anders feſtgeſetzt iſt, zur Begründung eines Gewohnheitsrechtes hinreichen. — Die Zeit muß ununterbrochen ſein; denn iſt ſie nur durch einen einzigen Akt von dem größern Theile der Geſammtheit unterbrochen worden, oder hat der Fürſt inzwiſchen die, welche die Gewohnheit einführen wollten, beſtraft, ſo läuft die Verjährung nicht. — Es werden wiederholte Handlungen verlangt; nach Einigen würde es

genügen, wenn dieselbe Handlung dreimal geschehen ist; indeß kommt es hiebei auf den Ausspruch kluger Männer an. Ueberdieß müssen aber auch die Handlungen frei gewesen und durften nicht erzwungen sein; sie müssen endlich auch notorisch sein.

d) Es wird die Absicht erfordert, eine Gewohnheit einzuführen. Daher entsteht keine Gewohnheit, wenn der größere Theil der Gesammtheit etwa nur aus Ehrfurcht also handelte. Ob diese Absicht vorhanden war, läßt sich aus den Umständen erkennen. Im Zweifel ist sich für die mildere Meinung zu entscheiden; denn kein Gesetz verpflichtet, wenn sein Dasein nicht bekannt ist.

e) Es gehört die Einstimmung des Fürsten dazu. Diese muß wenigstens stillschweigend gegeben sein. Wenn aber der Obere (Fürst) widerspricht, so ist keine Gewohnheit da.

Hinsichtlich der Wirkungen der Gewohnheit kommt zu bemerken, daß sie nicht bloß ein Gesetz aufheben kann, sondern auch die Strafe desselben, und zwar entweder zugleich mit der Schuld, oder so, daß dieselbe bleibt; sie kann auch einen Contrakt, der vermöge eines Gesetzes ungiltig wäre, giltig machen. Auch kann die Gewohnheit ein an sich zweifelhaftes Gesetz erklären, und es ist hiebei weniger Zeit erforderlich, als wenn die Gewohnheit dem Gesetze entgegen ist. Wenn vom Gesetze eine entgegengesetzte Gewohnheit verboten wird, so muß man auf die Worte, mit welchen Solches geschieht, Acht haben. Wenn es heißt: „Ohne Rücksicht auf irgend welche Gewohnheit (**non obstante quacumque consuetudine**)," so wird nur eine entgegenstehende, vergangene Gewohnheit verboten, nicht aber eine zukünftige. Wird aber auch vom Gesetzgeber eine jede zukünftige Gewohnheit verworfen, so kann nach der wahrscheinlichern Meinung einiger Moralisten selbst ein solches Gesetz durch eine zukünftige Gewohnheit beseitiget werden. Noch ist der Fall möglich, daß das Gesetz eine jede zukünftige Gewohnheit als vernunftwidrig verwirft. Hier ist zu unterscheiden: wird sie als einem natürlichen oder göttlichen Gesetze zuwider verworfen, so kann sie nicht Platz greifen; wird sie aber nur für die Zeit, wo das Gesetz gegeben wird, als vernunftwidrig verworfen, so kann sie später um einer neuen Ursache willen vernünftig werden, und daher auch Giltigkeit erlangen.

Uebrigens kann eine Gewohnheit durch eine entgegengesetzte

Verordnung vom Obern zurückgerufen werden; doch wird durch ein allgemeines Geſetz eine beſondere Gewohnheit irgend eines Ortes nicht abgeſtellt, wenn ſie im Geſetze nicht eigens erwähnt, oder durch dasſelbe überhaupts nicht jede Gewohnheit widerrufen wird. Eine unvordenkliche Gewohnheit muß immer namentlich widerrufen werden. Es kann endlich eine Gewohnheit auch durch eine andere in der oben bezeichneten Weiſe abgeſchafft werden.

21. Von der Dispens.

Die Dispens iſt die Erlaſſung der Verbindlichkeit eines Geſetzes für Einen oder Mehrere. Das Geſetz bleibt alſo in ſeiner Kraft und Verbindlichkeit für alle Uebrige; nur der, welcher die Dispens erhalten hat, iſt von demſelben befreit. Der Grund hievon iſt, weil der, welcher ein Geſetz gegeben hat, auch wieder Ausnahmen davon eintreten laſſen kann. Hiebei kömmt in Betracht:

I. Die Macht, ſie ertheilen zu können. Gleichwie Niemand, als der Obere einer Gemeinde, dieſelbe durch Geſetze binden kann, ſo kann auch nur er von denſelben wieder entbinden. Eben deßwegen iſt im natürlichen und göttlichen Geſetze keine Dispenſation zuläſſig, weil der Urheber derſelben, nämlich Gott, auf Erden keinen Gleichmächtigen hat; der Untergebene aber keine Gewalt beſitzt, das Geſetz der Obern ganz oder auch nur zum Theile aufzuheben. Daraus folgt, daß es nur in menſchlichen Geſetzen eine Dispenſation gibt, oder mit andern Worten: die Kirche kann nur in jenen Geſetzen dispenſiren, welche ſie auch gegeben hat. Die Macht zu dispenſiren iſt doppelter Art, nämlich entweder die ordentliche (ordinaria) oder übertragene (delegata). Man nennt die Macht des höhern Obern die ordentliche, und die des geringern oder abhängigen Obern die übertragene. Die ordentliche Gewalt, in Kirchengeſetzen zu dispenſiren, hat der Papſt; ja er kann ſelbſt von göttlichen Geboten in jenen Fällen dispenſiren, wo das göttliche Recht aus menſchlichem Willen entſpringt. Deßwegen kann er von Gelübden dispenſiren. Von göttlichen Geboten aber, die einzig und allein vom göttlichen Willen abhängen, kann er nicht dispenſiren, ſondern nur erklären, daß in dieſem beſondern Falle das Gebot nicht verpflichtend ſei. Auch die Biſchöfe können vermöge ordentlicher Gewalt dispenſiren, und zwar nach der Angabe des

heiligen Alphons von Liguori, deſſen Ausſprüche in Rom ſelbſt große Geltung haben: Vom Faſten und vom Halten der Feſttage, vom Abſtinenzgebote, und dergleichen häufig vorkommenden Dingen; ſie können ferner dispenſiren von Eiden und nicht reſervirten Gelübden, und ſogar von reſervirten, wenn der Fall dringend, und die Dispens vom Papſte nur mit Mühe eingeholt werden kann, und in dieſem Falle können ſie ſogar von der Irregularität und von trennenden Ehehinderniſſen dispenſiren; ferners können ſie von päpſtlichen Geſetzen, denen die Klauſel: Donec dispensetur, beigeſetzt iſt, dispenſiren; oder auch wenn ein gegründeter Zweifel obwaltet, ob die Dispens des Papſtes nöthig ſei oder nicht. Auch die Pfarrer können ihren Pfarrangehörigen Dispens ertheilen; aber nur vom Faſten und Verbote knechtlicher Arbeit an Feiertagen.

Der höhere Obere kann auch in den Geſetzen ſeines Untergebenen dispenſiren, weil des letztern Macht jenem unterworfen iſt, und von ihm abhängt. Der Untergebene aber hat keine Macht, in Geſetzen ſeines Obern zu dispenſiren, wenn nicht dieſer ihm ſolche überträgt. Der höhere Obere kann die Gewalt zu dispenſiren dem geringern (Obern) mittheilen, weil er ſie entweder durch ſich ſelbſt oder durch einen Andern ausüben kann. Es läßt ſich aber nur die ordentliche Gewalt, d. h. eine ſolche, welche dem Amte innewohnt, auf Andere übertragen. Daraus folgt, daß der, welcher im Beſitze einer übertragenen Gewalt iſt, dieſelbe einem Andern nicht wieder übertragen kann, wenn ihm dieſe Befugniß nicht ausdrücklich ertheilt worden iſt. Bezüglich der Dauer der übertragenen Gewalt, iſt zu bemerken, daß ſie mit dem Tode des Uebertragenden erliſcht, wenn die Uebertragung kommiſſoriſch war für einen beſonderen Fall, und in der Sache noch nicht verhandelt worden iſt. (Re adhuc integra.) Iſt ſie aber als Gnadenbezeugung ertheilt worden (in modum gratiae), ſo pflegt ſie mit dem Tode des Verleihers nicht zu erlöſchen, weil in dieſem Falle eine freiere Auslegung gilt. Wer übrigens Andern eine Dispens ertheilen kann, dieſer kann, wie die Theologen insgeſammt mit dem heiligen Thomas lehren, aus rechtmäſſigen Gründen ſie auch ſich ſelbſt ertheilen.

II. Eine rechtmäſſige Urſache. Ein Oberer, der in ſeinem Geſetze ohne rechtmäſſige Urſache dispenſirt, begeht eine Sünde,

und zwar in einer wichtigen Sache eine ſchwere Sünde; denn er handelt widerrechtlich, indem er Jemanden von der Verbindlichkeit ausnimmt, den er nicht ausnehmen ſollte; er iſt parteiiſch und handelt wider ſeine Pflicht; er verſündiget ſich an dem Beßten der Gemeinde, öffnet den Weg zu Uebertretungen und reizt auch Andere, Dispenſen ohne hinreichende Urſache zu begehren. Aber auch der Untergebene, der ohne gerechte Urſache eine Dispens begehrt, begeht eine Sünde, weil er den Obern zur ſündhaften Dispens verleitet.

Es frägt ſich, ob der Obere bei einer vorhandenen Urſache dispenſiren muß. Darauf ſagen wir: Wenn der Grund bloß hinreichend iſt, ſo hängt es vom Ermeſſen des Obern ab; wenn es ſich aber um Vermeidung eines allgemeinen Schadens oder um ein allgemeines Gut handelt, oder wenn auch nur von einem Einzelnen ein großer Schaden abgewendet, oder ein großes Gut ihm zugewendet wird: ſo iſt der Obere ſchuldig, zu dispenſiren, und das Gegentheil wäre unrecht. Verweigert aber dennoch der Obere die Dispens, ſo darf der Untergebene nicht gegen das Geſetz handeln, es ſei denn, daß eine dringende Urſache ihm eine Ausnahme vom Geſetze erlaubt.

Wer ohne gerechte Urſache dispenſirt worden iſt, ſündiget, wenn er ſich der auf ſolche Weiſe erlangten Dispens bedient.

III. Giltigkeit. Die Dispens kann giltig oder ungiltig ſein in Rückſicht auf den, welcher dispenſirt, dann in Rückſicht auf die Urſache, warum; und endlich in Rückſicht auf die Bitte deſſen, der dispenſirt wird.

a) In Rückſicht auf den, welcher dispenſirt, iſt die Dispens giltig oder ungiltig. Hier kömmt zu bemerken, daß keine Dispens giltig ſein kann, wenn der, welcher ſie ertheilt, keine Gewalt dazu hat. Daher muß dem Untergeordneten, wenn er in einem Geſetze des Obern dispenſiren will, von ſeinem Vorgeſetzten die Gewalt dazu übertragen worden ſein. Wenn ihm aber auch die Macht hiezu delegirt worden iſt, ſo wäre ſeine Dispens dennoch ungiltig, wenn er dieſe ohne rechtmäſſige Urſache ertheilen würde; er hat ja nur die Macht, aus billiger Urſache zu dispenſiren; denn bloß unter dieſer Vorausſetzung iſt ſie ihm ertheilt worden. Daher muß man annehmen, daß er, wo die gerechte Ur-

ſache mangelt, wirklich keine Macht hat, zu dispenſiren. Im Falle, daß der delegirte Obere die vorgebrachte Urſache zwar nicht für gerecht hält, ſie es aber nichts deſto weniger iſt, hat die Dispenſe, wenn er ſie ertheilt, Giltigkeit. Wenn aber der höhere Obere, welcher eine ordentliche Gewalt zur Dispens hat, dieſe ertheilt, ſo iſt ſie, wenn ſie ohne gerechte Urſache ertheilt wird, zwar unerlaubt, und er ſündiget dadurch, wie auch der, welcher ſich ihrer bedient; aber ſie iſt giltig, weil die Verbindlichkeit eines Geſetzes bloß vom Willen des Geſetzgebers abhängt.

Es frägt ſich, ob auch eine durch Furcht erlangte Dispens giltig iſt. Wir ſagen darauf: Wenn eine rechtmäſſige Urſache vorhanden iſt, iſt die Dispens immer giltig, und wird durch eine eingeſagte Furcht nicht ungiltig, wenn anders nicht gewiß iſt, daß der Obere keinen Willen zu dispenſiren hatte. Die Erlangung einer ſolchen Dispens iſt auch erlaubt, wenn anders die Furcht gerechter Weiſe eingeſagt wurde, wenn z. B. der Untergebene drohte, er werde den Obern bei ſeinem Vorgeſetzten verklagen; unerlaubt aber würde ſie ſein, wenn die Furcht ungerecht wäre, und in dieſem Falle könnte die Dispens vom Obern zurückgerufen werden. Hat der Obere, von Furcht gezwungen, eine Dispens nur mit Worten ertheilt, ohne innerlich damit eingeſtimmt zu haben, ſo iſt dieſe ungiltig. Im Zweifel iſt jedoch die Präſumtion für die Einwilligung. Noch fügen wir bei, daß eine Dispens auch präſumirt werden kann; aber nur für die Gegenwart (de praesenti), z. B. wenn ein Oberer Jemanden das Geſetz nicht beobachten ſieht, und dazu ſchweigt, obſchon er ihn ohne Mühe zurechtweiſen könnte. Dagegen iſt die Dispens, welche man für die Zukunft (de futuro) präſumirt, nichtig, z. B. wenn ein Untergebener vorausſetzt, er würde ſie erhalten, wenn er ſie begehrte.

b) In Rückſicht auf die Urſache iſt die Dispens giltig oder ungiltig, je nachdem die zur Erlangung der Dispens vorgebrachte Urſache beſteht oder nicht. Es gibt aber Haupturſachen und Nebenurſachen; erſtere ſind ſolche, die ſchlechterdings den Obern zur Dispens beſtimmen; letztere ſolche, die nur bewegen, leichter die Dispens zu ertheilen. Hierin gibt es folgende Regeln:

1) Wenn die Haupturſache beſteht, und nur eine Nebenurſache abgeht, oder wenn die Haupturſache noch in der Weiſe in Wahr-

heit beſteht, daß ſie für den Obern ein hinreichender Grund zur Dispens zu ſein pflegt, ſo gilt auch die erfolgte Dispens.

2) Wenn die beigebrachte Urſache zwar zur Zeit, wo die Dispens begehrt wird, beſteht; aber nicht mehr, wo ſie ertheilt wird, ſo iſt ſie ungiltig. Wenn aber die Urſache falſch war zur Zeit, wo die Dispens verlangt worden iſt, in Wahrheit aber beſteht zur Zeit, wo ſie ertheilt worden iſt, ſo iſt ſie giltig, weil ſie unter der Bedingniß verliehen wird: Wenn das Begehren in der That ſich ſo verhält. Z. B. man begehrt die Dispens, ſeine nahe Blutsverwandte zu heirathen, um das mit ihr erzeugte Kind zu legitimiren; das Kind ward aber erſt geboren, da die Dispens erfolgt iſt. In dieſem Falle iſt ſie giltig. Im Gegentheile, wenn das Kind ſchon geboren war zur Zeit, wo die Dispens angebracht worden, aber geſtorben iſt, ehe ſie gegeben ward, ſo iſt ſie ungiltig.

3) Wenn wegen wichtiger Urſachen eine Dispens ertheilt wird, in Folge deſſen es zu einer unwiderruflichen Handlung kam, ſo bleibt dieſelbe auch giltig, obſchon die Bewegurſache aufhören würde. Wenn im oben gegebenen Falle das Kind nach bereits geſchloſſener Ehe ſtürbe, ſo dauert die Giltigkeit derſelben nichts deſto weniger fort.

4) Wenn die Dispens auf eine gewiſſe Zeitfriſt eingeſchränkt worden, z. B. auf ſo lange, als die Urſache dauert u. ſ. w.; ſo erliſcht ſie mit Ablauf der geſetzten Zeit. So hört z. B. die Dispens vom Faſten, auf Krankheitsdauer verliehen, auf, wenn die Krankheit verlaufen iſt.

c) In Rückſicht auf die Bitte deſſen, welcher dispenſirt wird, kann es geſchehen, daß er bei Anbringung ſeines Geſuches entweder eine Wahrheit verſchweigt (subreptio) oder eine Unwahrheit beifügt (obreptio). Hier iſt zu unterſcheiden: Wer in der Hauptſache eine Wahrheit verſchweigt, die der, welcher zu dispenſiren hat, nothwendig hätte wiſſen ſollen, oder eine Lüge beimiſcht, die den kirchlichen Obern bezüglich des wahren Thatbeſtandes täuſcht, macht ſich die erlangte Dispens ungiltig. Kömmt aber nur in den Nebengründen eine subreptio oder obreptio vor, ſo hält man die Dispens für giltig. Im Falle eines Zweifels, ob in einer Haupt- oder Nebenurſache eine Unwahrheit ſtattfindet, iſt die Präſumtion für die Giltigkeit der Dispens. Werden mehre Urſachen

zur Erwirkung einer Dispens vorgebracht, von denen die einen wahr, die andern falsch sind, so ist die Dispens giltig, wenn nur ein wahrer Beweggrund, um dessen willen man zu dispensiren pflegt, vorhanden ist. Wenn übrigens der Untergebene redlich dem Obern seine Gründe vorgebracht hat, und darauf hin dispensirt wird, kann er ruhig sein, sollte es ihm auch scheinen, seine Gründe wären zur Dispens nicht triftig genug gewesen.

IV. Das Erlöschen der erlangten Dispens. Eine erlangte Dispens erlischt wieder, und zwar aus folgenden Gründen:

1) Durch das Aufhören des Hauptgrundes, um dessen willen sie ertheilt worden ist, vorausgesetzt, daß derselbe vollkommen aufgehört hat, und dieselbe wenigstens unter der stillschweigenden Bedingung ertheilt worden ist: „So lange die Ursache fortbesteht." Wenn daher nur ein Theil des Hauptgrundes aufhört, so bleibt die Dispens noch in ihrer Kraft.

2) Durch den Widerruf des Dispensirenden. Man kann aber eine einmal giltig ertheilte Dispens nur aus einer gerechten Ursache widerrufen. Indeß erlischt sie nicht bei dem Tode des Verleihers, wofern sie als Gnade ertheilt worden ist, oder wenn sie unbedingt, oder mit der Klausel: Bis zum Widerrufe giltig, oder endlich nach dem Gutbefinden (arbitrium) des Bischofs ertheilt worden ist. Wohl aber erlischt sie, wenn sie mit der Klausel: „So lange, als es uns gutdünkt (donec nobis placuerit)," ertheilt wurde.

3) Durch Verzichtleistung des Dispensirten. Dieses kann er immer thun, wenn die Verzichtleistung nicht zum Schaden eines Andern oder einer ganzen Gemeinde gereicht, zu deren Gunsten dispensirt worden ist, oder wenn nicht der Obere dem Untergebenen befohlen hat, sich der aus gerechter Ursache ertheilten Dispens zu bedienen. Man kann ausdrücklich oder auch stillschweigend auf die erlangte Dispens verzichten; darf aber, wenn die Verzichtung vollendet ist, der Dispens sich auch nicht mehr bedienen. Für vollendet sieht man die Verzichtleistung an, wenn der Obere sie angenommen hat; widrigen Falles dauert die Dispens noch fort. Hinsichtlich der stillschweigenden Verzichtleistung sagen die Moralisten, daß sie eingetreten sei, wenn man sich zehn Jahre lang der Dispens nicht bediente, da man sich ihrer doch hätte bedienen können.

22. Von den Privilegien.

Ein Privilegium iſt ein Privatgeſetz, das irgend Jemanden eine beſondere Wohlthat zugeſteht. Das Privilegium unterſcheidet ſich daher von der Dispens, die vom Geſetze ausnimmt, während das Privilegium ſelbſt ein Geſetz iſt, zu Gunſten Einzelner erlaſſen.

Man unterſcheidet dingliche und perſönliche Privilegien. Die erſtern werden wegen einer Sache verliehen, ſo z. B. gibt es privilegirte Altäre; die letztern werden Perſonen ertheilt.

Privilegien können nur die höchſten Obrigkeiten ertheilen, wie in der Kirche der Papſt, im weltlichen Regiment der König u. ſ. w. Damit iſt auch ſchon geſagt, wie man eines Privilegiums theilhaftig wird. Es geſchieht dieſes zunächſt durch die Begünſtigung der Obrigkeit. Oftmals ertheilt dieſe ihren Untergebenen Privilegien aus freiem Willen, ein anderes Mal auf ihr Bitten. Manchmal ſind ſolch ertheilte Privilegien bloße Gnaden; ein anderes Mal ſind ſie Belohnungen für geleiſtete Dienſte. Man kann übrigens auch durch Theilnahme in den Beſitz eines Privilegiums kommen. Dabei iſt aber zu bemerken, daß ein Privilegium, welches einer einzelnen Perſon oder einem Orte gegeben worden iſt, auf andere Perſonen oder Oerter nicht darf ausgedehnt werden, wofern dieſe nicht ſtillſchweigend oder ausdrücklich miteinbegriffen ſind.

Der Privilegirte iſt nicht gezwungen von ſeinem Privilegium Gebrauch zu machen. Doch gibt es auch hierin Ausnahmsfälle, und iſt Einer ſchuldig, ſein Privilegium zu gebrauchen: a) Wenn durch den Nichtgebrauch Jemanden großer Schaden zuginge. b) Wenn das Privilegium zum allgemeinen Beßten iſt ertheilt worden. c) Wenn es das Hinderniß zur Beobachtung eines Gebotes beſeitiget, z. B. wenn Einer zu Hauſe einen Betſaal hat, und dort die heilige Meſſe an Feiertagen hören kann, iſt er verpflichtet, von ſeinem Privilegium Gebrauch zu machen.

Bezüglich der Auslegung iſt zu bemerken, daß man jedes Privilegium ſo erklären muß, daß es dem Privilegirten nicht unnütz oder gar läſtig ſei. Authentiſch können die Privilegien nur die Fürſten oder die, welchen ſie die Macht dazu gegeben haben, erklären; doktrinell aber kann es jeder Gelehrter, deſſen Urtheil man mit Grund beiſtimmen kann. Im allgemeinen ſind die Privilegien

nach milden Grundsätzen auszulegen; gehässige Privilegien aber, d. h. solche, welche dem gemeinen Rechte Abbruch thun, sind im strengen Sinne zu nehmen.

Es ist noch zu reden vom Erlöschen der Privilegien. Dieses geschieht auf verschiedene Weise, und zwar: a) Wenn die Zeit ihrer Bewilligung verflossen ist. b) Wenn der Grund aufhört, um dessen willen es verliehen worden ist. c) Durch Verzichtleistung des Privilegirten; jedoch können Einzelne auf Privilegien einer Kommune nicht giltig verzichten, auch muß die Verzichtleistung in die Hände desjenigen geschehen, der das Privilegium ertheilt hat, und von ihm angenommen werden. d) Durch einen entgegengesetzten Gebrauch, oder auch Nichtgebrauch; im Zweifel wird immer der Gebrauch präsumirt. Dabei ist zu bemerken, daß Privilegien, welche Andere nicht belästigen, weder durch den Nichtgebrauch, noch durch einen entgegengesetzten Gebrauch verloren gehen, obschon die Zeit noch so lange ist. Hingegen jene Privilegien, welche einem Dritten lästig sind, wie z. B. das, den Zehent nicht zu geben, erlöschen durch einen entgegengesetzten Gebrauch und auch durch Nichtgebrauch. e) Durch einen Widerruf von Seite des Fürsten. Dabei muß man die Privilegien, welche nur aus Gnaden gegeben worden sind, von denen unterscheiden, die zur Belohnung ertheilt wurden, so wie auch von jenen, welche vielleicht zugleich eine Last mit sich brachten. Bloß aus Gnaden ertheilte Privilegien können auch ohne rechtmässige Ursache giltig widerrufen werden. Wenn aber in Folge eines Privilegiums auf Jemanden das Eigenthum einer Sache übergegangen ist, so kann es weder erlaubt, noch giltig mehr zurückgenommen werden, es sei denn wegen der dringendsten Ursache des allgemeinen Besten, im Falle eines schweren Verbrechens, oder um jener Gründe willen, wegen welcher man auch eine jede Schankung widerrufen kann. Ist das Privilegium zur Belohnung verliehen worden, so bedarf es zum giltigen Widerrufe immer einer rechtmässigen Ursache. Ist es aber zugleich mit einer Leistung verbunden, so muß, ehe es widerrufen wird, eine billige Entschädigung vorausgehen. Privilegien sind in der That schon oft widerrufen worden. So hat der Kirchenrath von Trient alle jene Privilegien der Ordensleute widerrufen, welche gegen die Verordnungen jenes Kirchenrathes streiten. Papst Gregor XV. hat alle mündlich

zugeſtandenen Privilegien widerrufen; und Papſt Urban VIII. hat auch jene mündlichen Privilegien widerrufen, welche von Cardinälen unterzeichnet waren. — Die Privilegien erlöſchen auch noch: f) Ein Perſonalprivilegium erliſcht mit der Perſon, der es verliehen worden iſt; ein Realprivilegium aber, wenn die Sache, woran es hängt, zu Grunde geht. g) Auch durch Mißbrauch werden Privilegien verloren.

Es läßt ſich nicht in Abrede ſtellen, daß mit den Privilegien manchmal ein Mißbrauch getrieben worden iſt, und man mag ſich auch hie und da auf ſolche berufen haben, die nicht ertheilt worden ſind. Die Kirche iſt daher nur zu loben, wenn ſie in Ertheilung derſelben ſparſamer geworden iſt, und manche Privilegien zweifelhafter Natur gänzlich aufgehoben hat. Privilegien dürfen als Ausnahmsgeſetze ihrer Natur nach nicht zu häufig ſein; denn wenn die Ausnahme zur Regel würde, wäre offenbar die Ordnung verkehrt.

23. Die Erfüllung der göttlichen Gebote iſt möglich.

Daß die Erfüllung der göttlichen Gebote möglich iſt, beweiſen wir:

I. Aus der heiligen Schrift. Jeſus Chriſtus nennt ſein Joch ſanft und ſeine Bürde leicht. Matth. 11. Auch ſagt der heilige Johannes, daß die Vorſchriften des Evangeliums nicht ſchwer ſeien. 1. Joh. 5. Dieſe Worte hätten keinen Sinn, wenn die Gebote Gottes zu halten uns nicht möglich wäre; denn in dieſem Falle wären ſie nicht nur nicht leicht, ſondern entſetzlich ſchwer und drückend, ja grauſam. Das Evangelium wäre kein ſanftes Joch, ſondern eine tyranniſche Grauſamkeit.

Die heilige Schrift bezeugt, daß die, welche lieben, die Gebote Gottes wirklich halten. So heißt es: Wer mich liebt, wird mein Wort erfüllen. Joh. 14. Wer den Nächſten liebt, hat das Geſetz erfüllt. Röm. 13. Nun können wir in der That Gott und den Nächſten lieben; denn ſonſt könnten wir auch nicht Chriſti Schüler ſein, da er ſelbſt ſagt: Darin werden Alle erkennen, daß ihr meine Schüler ſeid, wenn ihr euch gegenſeitig liebet. Joh. 13. Eben daraus folgt aber auch, daß die Erfüllung der Gebote Gottes möglich iſt; denn mit der Liebe ſind auch ſchon die Gebote gehalten, weil die Liebe die Erfüllung des Geſetzes iſt.

Die heilige Schrift ſpricht es auch klar aus, daß es Solche gegeben hat, welche die Gebote Gottes erfüllt haben. So heißt es: Du warſt nicht, wie mein Knecht David, der bewahrt hat meine Gebote und mir gefolgt iſt mit ganzem Herzen, indem er that, was wohlgefällig war vor meinem Angeſichte. Reg. 4. In ihrer ganzen Kraft ſuchten ſie den Herrn, und fanden ihn auch. Paral. 2, 15. Dasſelbe darf ohne Zweifel von Abraham, Moſes, Samuel, Elias, Eliſäus, Iſaias und vielen andern frommen Männern des alten Bundes geſagt werden. — Von Zacharias und ſeiner Gemahlin ſagt die heilige Schrift: Sie waren beide vor Gott gerecht und wandelten in allen Vorſchriften und Geſetzen des Herrn ohne Klage. Luk. 1. Von den Apoſteln ſagt der Heiland ſelbſt: Sie waren dein, und du haſt ſie mir gegeben, und ſie haben dein Wort gehalten. Joh. 17. Der heilige Paulus ſagt von ſich: Ich diene im Geiſte dem Geſetze Gottes. Röm. 7.

II. Aus der Lehre der Kirche. Die heiligen Väter zeugen dafür, daß die Gebote Gottes erfüllbar ſind. Der heilige Baſilius ſagt in einer ſeiner Reden: Es verräth Bosheit, zu ſagen, die Gebote des heiligen Geiſtes zu erfüllen, ſei unmöglich. Der heilige Chryſoſtomus: Klage keineswegs den Herrn an; er befiehlt nichts Unmögliches; Viele halten auch die Gebote. Hom. 8. de poenit. — Der heilige Cyrillus von Alexandrien ſchreibt, auch jenes Gebot: „Begehre nicht," welches doch das ſchwerſte unter allen wäre, könnte mit Hilfe der Gnade erfüllt werden. Contr. Julian. lib. 3. Der heilige Hilarius: Es iſt nicht ſchwer, wenn der Wille dazu vorhanden iſt, dem Gebote des Herrn zu gehorchen. In Ps. 118. Der heilige Hieronymus: Darüber zweifelt Niemand, daß Gott nur, was möglich iſt, befohlen hat. Advers. Pelag. lib. 3. — Der heilige Auguſtin: Gott befiehlt nichts Unmögliches, ſondern er ermahnt bei ſeinen Geboten, daß du thun ſollſt, was du vermagſt, und um das bitteſt, was du nicht vermagſt. De natur. et grat. c. 43. Das zweite Concilium Arausican. ſagt: Auch dieſes glauben wir gemäß der katholiſchen Lehre, daß Alle, die durch die Taufe die Gnade erhalten haben, mit der Hilfe Chriſti all das, was zum Heile gehört, wenn ſie anders treulich mitwirken wollen, erfüllen können und müſſen. Auf dieſelbe Weiſe erklärt ſich auch das Concilium Tridentinum.

III. Aus der Vernunft. Zu dieſem Zwecke ſagen wir:

a) Der Menſch kann eigentlich mehr thun, als Gott ihm befiehlt; daher muß er um ſo mehr das Befohlene thun können. Daß der Menſch mehr thun kann, als die Gebote verlangen, folgt aus Matth. 19. Denn nachdem der Heiland geſagt hatte: Willſt du zum Leben eingehen, ſo halte die Gebote, — und jener erwiderte: Dieſes Alles habe ich von Jugend auf gethan, — fuhr Jeſus fort: Willſt du vollkommen ſein, ſo gehe hin, verkaufe Alles, was du haſt u. ſ. w. Eben ſo erklären ſich auch die heiligen Väter. Der heilige Chryſoſtomus ſagt: Viele gehen noch weiter, als die Gebote reichen. Hom. 8. de poenit. Und der heilige Auguſtin: Den Jungfrauen iſt keine ſchwere Laſt aufgelegt; denn die größere Liebe legt die größere Laſt auf, gleichſam als würden ſie ſagen: Was befiehlſt du? Daß wir nicht ehebrecheriſch ſeien? Dieſes befiehlſt du? Indem wir dich aber lieben, thun wir mehr, als du befiehlſt. Serm. 18. de verb. Apost.

b) Wären die Gebote unmöglich, ſo würden ſie Niemanden verpflichten, und daher könnten ſie ſchon keine Gebote mehr ſein. Es läßt ſich nicht denken, daß Einer in dem ſündiget, was er nicht vermeiden kann. Wenn man aber bei der Uebertretung eines Geſetzes nicht ſündiget, ſo übertritt man auch das Geſetz nicht, ja es iſt gar kein Geſetz vorhanden.

c) Wäre es unmöglich, die Gebote Gottes zu halten, ſo würde Gott grauſamer und thörichter ſein, als jeder Tyrann, weil er auch von ſeinen Freunden einen Tribut verlangte, den Niemand leiſten kann, und ihnen Geſetze vorſchriebe, die Keiner erfüllen kann.

d) Chriſtus iſt geſtorben, daß, wie es Röm. 8. heißt, die Gerechtigkeit des Geſetzes in uns erfüllt wird. Auch heißt es im Gebet des Herrn: Dein Wille geſchehe wie im Himmel ſo auf Erden. Hiemit bitten wir nach der Erklärung der heiligen Väter um Gnade zur Erfüllung des Geſetzes. Endlich leſen wir Hebr. 5.: „Chriſtus iſt Allen, die ihm gehorchen, die Urſache zum ewigen Heile.“ Wenn aber das Geſetz nicht erfüllt werden kann, ſo hat Chriſtus nicht erreicht, was er wollte, weil die Gerechtigkeit des Geſetzes in uns nicht erfüllt wird; wir bitten vergeblich um Gnade, und nie geſchieht der Wille Gottes auf Erden wie im Himmel; es kann endlich auch Niemand ſelig werden, weil Niemand wahrhaft

Christus gehorcht, der doch nur denen, die ihm gehorchen, nach der heiligen Schrift, die Ursache des ewigen Heiles ist.

e) Ein Jeder, der wahrhaft gerechtfertigt ist, ist, wie die heilige Schrift sagt, aus Gott geboren, wer aber aus Gott geboren ist, sündiget nicht; wer nicht sündiget, übertritt auch kein Gesetz, sondern erfüllt es; denn das Nichterfüllen wäre ja schon eine Sünde. Daraus folgt, daß ein Jeder, der wahrhaft gerechtfertiget ist, auch das Gesetz erfüllt, ja es kann gar nicht geschehen, daß er in der Gerechtigkeit verharrt, wenn er das Gesetz nicht erfüllt. Die also, welche das Gesetz zu erfüllen für eine Unmöglichkeit halten, müssen in Abrede stellen, daß der Gerechtfertigte aus Gott geboren sei; ja sie heben eigentlich alle Gerechtigkeit auf.

24. Was ist Lehre der Akatholiken bezüglich der Erfüllbarkeit der Gebote Gottes?

Die Reformatoren behaupten, dem Menschen, auch dem völlig Gerechten, sei es durchaus unmöglich, das göttliche Gesetz zu erfüllen. Daraus ziehen sie den Schluß, daß es im Menschen nie eine aktuelle Gerechtigkeit gebe, sondern daß Alles, was er thut, Sünde sei.

Daß dieses die Lehre der Reformatoren sei, folgt aus ihren eigenen Zeugnissen. So sagt Luther: „Eben so sind uns alle Vorschriften zu erfüllen unmöglich, wie jenes Eine: Du sollst nicht begehren. De libert. christ. Kalvin schreibt: Es kann von den Heiligen kein Werk geschehen, was nicht statt des Lohnes Tadel verdiente. Inst. l. 3. c. 14. Derselbe hält dafür, die guten Werke seien mehr der ewigen Strafe als der Belohnung würdig. Auf dieselbe Weise äußert sich Melanchthon.

Insbesonders das erste und zehnte Gebot wäre, nach den Reformatoren, unmöglich zu erfüllen. Sie sagen nämlich bezüglich des zehnten Gebotes, welches die Begierden verbietet, daß man es nicht beobachten könne, weil nach ihrer Meinung die Begierlichkeit an und für sich schon eine Sünde sei. Daher lehren sie, daß nicht nur die Bewegungen der Begierlichkeit im zweiten Akte, die der Einwilligung vorhergehen, sondern auch jene im ersten Akte, welche dem Urtheile und der Hinneigung vorangehen, Todsünden seien. Mit Recht lehrt aber die katholische Kirche, daß die Bewegungen

der Begierlichkeit im erſten Akte, die der Hinneigung vorangehen, nicht nur keine Todſünden, ſondern nicht einmal läßliche Sünden, ſondern bloß Mängel unſerer verdorbenen Natur ſeien, die Gott uns nicht zur Schuld anrechnet. Jene Bewegungen aber, welche der Einwilligung vorhergehen, ſind höchſtens läßliche Sünden, im Falle wir es nämlich verſäumen, ſie, nachdem unſere Hinneigung dazu gekommen iſt, aus der Seele zu vertreiben; denn in ſolch einem Falle iſt die Gefahr der Einwilligung in das böſe Verlangen, dem man nicht poſitiv dadurch widerſteht, daß man dieſe Bewegung der Begierlichkeit verſcheucht, nicht nahe, ſondern nur entfernt. Gemeiniglich nehmen aber die Gottesgelehrten die fleiſchlichen Begierden aus; denn in Bezug auf ſolche Bewegungen genügt es nicht, daß man ſich bloß negativ verhalte, ſondern man muß denſelben auch noch poſitiv Widerſtand leiſten, weil ſie ſonſt, wenn ſie heftiger ſind, gar leicht die Einwilligung nach ſich ziehen können. In Bezug auf andere Dinge aber iſt, wie geſagt, nur die Einwilligung in das Verlangen bei einer gewichtigen Sache eine Todſünde. Wer kann aber nur ſagen, daß es unmöglich ſei, dieſes Gebot, auf ſolche Weiſe erklärt, mit dem Beiſtande der Gnade, die uns nie verläßt, zu erfüllen?

Aber noch unmöglicher wäre nach der Behauptung der Reformatoren die Erfüllung des erſten Gebotes: Du ſollſt den Herrn, deinen Gott, lieben aus deinem ganzen Herzen. Wie iſt es mir möglich, ruft Kalvin aus, daß bei unſerer verdorbenen Natur unausgeſetzt unſer Herz mit der göttlichen Liebe beſchäftiget ſei? So verſteht Kalvin die Sache; aber ganz anders der heilige Auguſtin, welcher ſagt, daß dieſes Gebot hier auf Erden nicht dem Wortlaute, ſondern der Verpflichtung nach, von uns beobachtet werden könne, und daß man dasſelbe erfüllt, wenn man Gott über Alles liebt, d. h. wenn man die göttliche Gnade einem jeden erſchaffenen Gute vorzieht. Dasſelbe lehrt auch der heilige Thomas. Das Weſen des erſten Gebotes beſteht demnach in der Verpflichtung, Gott einer jeden andern Sache vorzuziehen, wie Chriſtus ſagt: Wer Vater und Mutter mehr liebt, als mich, iſt meiner nicht werth. Matth. 10, 37. Dasſelbe ſagt auch der heilige Paulus, der im Vertrauen auf die göttliche Gnade erklärt, daß er ſich durch Nichts, und ſei es was immer für ein erſchaffenes Gut, von der

göttlichen Liebe trennen würde. Ich bin versichert, daß weder Tod noch Leben, weder Engel noch Mächte, noch ein anderes Geschöpf es vermag, uns zu scheiden von der Liebe Gottes. Röm. 8, 38. 39.

25. Widerlegung der Einwendungen, welche die Gegner vorbringen gegen die Möglichkeit, die göttlichen Gebote zu erfüllen.

Sie sagen unter Andern:

1) Der heilige Petrus sprach auf dem Concilium zu Jerusalem: Warum versucht ihr Gott, daß ihr ein Joch auf den Nacken der Jünger legt, welches weder unsere Väter, noch wir zu tragen vermochten. Apostelg. 15, 10. Hier erklärt der Apostel selbst die Erfüllung des Gesetzes für eine Unmöglichkeit. — Die Gegner übersehen, daß der heilige Petrus nicht von dem Moralgesetze des Dekalogs, überhaupts nicht von dem Sittengesetze, sondern von dem Ceremonialgesetze der Juden redet, und lehrt, daß man dasselbe den Christen nicht auflegen soll, da seine Beobachtung schon den Juden zu schwer geworden, so daß es Wenige erfüllten, obgleich es immerhin Solche unter ihnen gab, die es, wie Lukas von Zacharias und Elisabeth bezeugt, vollkommen erfüllten; denn es heißt von ihnen: Beide waren gerecht vor Gott und wandelten in allen Geboten und Satzungen des Herrn tadellos. Luk. 1, 6.

2) Im Briefe an die Galater heißt es: Christus hat uns erlöset vom Fluche des Gesetzes, da er zum Fluche für uns geworden ist. Kap. 3. V. 13. Aus dieser Stelle schließen die Gegner, Christus habe uns durch die Verdienste seines Todes von der Verbindlichkeit befreit, das Gesetz zu erfüllen. — Allein es ist etwas ganz Anders, zu sagen, Christus habe uns von dem Fluche des Gesetzes befreit, indem seine Gnade uns Kraft verleiht, dasselbe zu beobachten und dadurch dem gegen die Uebertreter ausgesprochenen Fluche zu entgehen, und etwas Anders zu sagen, Christus habe uns von der Beobachtung des Gesetzes frei gesprochen, was durchaus falsch ist.

3) Der heilige Paulus sagt: Ich weiß, daß in mir, das ist, in meinem Fleische, nichts Gutes wohnt; denn

das Wollen liegt mir nahe, aber das Vollbringen des Guten erreiche ich nicht. Röm. 7, 18. Der heilige Paulus, meinen die Gegner, erkläre es hiemit als Unmöglichkeit, das Geſetz zu beobachten. — Allein der Apoſtel lehrt hier nur, daß das Fleiſch dem Geiſte widerſtrebe, und daß man auch mit dem beßten Willen dennoch nicht alle Bewegungen der Begierlichkeit meiden könne. Dieſe Bewegungen ſind aber kein abſolutes Hinderniß, das Geſetz Gottes zu beobachten.

4) Der heilige Johannes ſagt: Wenn wir behaupten, wir haben keine Sünde, ſo verführen wir uns ſelbſt. 1. Joh. 1, 8. Mit dieſen Worten bezeichnet uns Johannes Alle als Uebertreter des Geſetzes. — Keineswegs liegt dieſer Sinn in obiger Stelle. Der Apoſtel will damit nicht ſagen, es ſei unmöglich, das Sittengeſetz zu erfüllen, oder Niemand ſei von Todſünden frei, ſondern er lehrt nur, daß bei der gegenwärtigen Schwachheit unſerer verdorbenen Natur Niemand von läßlichen Sünden ganz frei ſei, wie ſolches die Synode von Trient ausdrücklich erklärt hat, da ſie Sess. 6. c. 11. ſagt: Obgleich in dieſem ſterblichen Leben auch die noch ſo Heiligen und Gerechten bisweilen wenigſtens in leichte und tägliche Sünden, welche auch läßliche genannt werden, fallen, ſo hören ſie deßwegen doch nicht auf, gerecht zu ſein.

5) Der heilige Paulus ſchreibt ſeinem Schüler Timotheus: Wir wiſſen, daß das Geſetz nicht für den Gerechten gegeben worden iſt, ſondern für den Ungerechten und Ungehorſamen, für die Gottloſen und Sünder. 1. Timoth. 1, 9. Hier ſei es deutlich ausgeſprochen, daß der Erlöſer ſeine Anhänger von der Erfüllung des Geſetzes befreien haben wollen. Da aber der Heiland ſelbſt bei einer andern Gelegenheit offenbar das Gegentheil behauptet, indem er ſagt: Willſt du zum Leben eingehen, ſo halte die Gebote, — ſo wäre dieſes nur ironiſch geſprochen, und hätte, weil Jeſus wohl gewußt habe, daß uns Adamskindern die Erfüllung des Geſetzes unmöglich wäre, den Sinn, als ob Jeſus geſagt haben würde: Beobachte nur die Gebote, wenn du es vermagſt. — In all dieſen Worten iſt keine Wahr-

heit, sondern man muß mit dem heiligen Thomas von Aquin sagen, daß in Bezug auf die potestas directiva, die allen Menschen die Richtschnur ihrer Handlungen vorschreibt, das Gesetz sowohl für die Gerechten als auch für die Ungerechten gegeben sei; daß aber in Bezug auf die potestas coactiva das Gesetz nicht für jene gegeben sei, die es freiwillig und ohne Zwang beobachten, sondern nur für die Gottlosen, die sich dem Gesetze zu entziehen suchen: denn diese allein müssen zur Beobachtung desselben angehalten werden. Wenn aber die Neuerer sagen, daß Christus jenes Jünglings, zu dem er sagte: Beobachte die Gebote, — gleichsam habe spotten wollen, so ist dieß eben eine so unwürdige Vorstellung von Christus, dem Herrn, als eine gottlose Verdrehung der klaren Aussprüche der heiligen Schrift. Die Wahrheit wird uns vom Concilium von Trient gelehrt, welches sagt: Gott verlangt nichts Unmögliches, sondern ermahnt durch das Gebieten zu thun, was du kannst, und zu bitten um das, was du nicht kannst, und er hilft dir, daß du es kannst. Sess. 6. cap. 11. Gott gibt nämlich einem Jeden die gewöhnliche Gnade, um die Gebote halten zu können, und wo eine überfließende Gnade nothwendig ist, da müssen wir dieselbe von Gott erbitten, der immer bereit ist, sie uns mitzutheilen. Deßwegen sagt auch der heilige Augustin, wenn der Mensch auch nicht von Gott die wirksame Gnade empfängt, um das Gesetz zu beobachten, er dessenungeachtet Vorwürfe verdient und sündiget, wenn er es nicht erfüllt; denn da er zu beten im Stande ist, und durch das Gebet reichlichen Beistand erlangt, so erfüllt er deßwegen das Gesetz nicht, weil er nicht betet.

26. Von der Deutlichkeit des evangelischen Gesetzes.

Man gibt oft vor, das evangelische Gesetz sei in vieler Beziehung so dunkel und unklar; aber dieses ist eine Verleumdung. Es ist wahr, daß die unbegreiflichen Geheimnisse des Glaubens unter gewissen heiligen Dunkelheiten verborgen liegen; aber die Lebensregeln sind auf das Deutlichste ausgesprochen. Die Pflichten liegen klar vor Augen, ja nichts ist deutlicher, als es die Gebote Jesu Christi sind. Sie mußten auch in der That klar sein, weil sie anfänglich ungelehrten Jüngern und sonstigen einfachen Leuten aus dem gemeinen Volke vorgetragen wurden. Es ist da-

mit keineswegs in Abrede geſtellt, daß nicht in Anſehung des weiten Umfanges der Verbindlichkeiten Zweifel und Schwierigkeiten entſtehen, und daß verſchiedene, auf einmal zuſammenkommende Umſtände die Regel der Art verdunkeln können, daß ſich bisweilen auch die geſchickteſten Männer nicht zu helfen wiſſen; ich behaupte auch nicht, daß in Anſehung der unzähligen Pflichten der mancherlei Stände im Evangelium Alles ſo auseinandergeſetzt iſt, daß man ſich nicht bisweilen irren könne. Allein was dem Buchſtaben nach bisweilen zweifelhaft ſcheint, iſt es dem Geiſte nach faſt nie. Man ſieht allzeit deutlich, was die Abſicht des Evangeliums iſt; es gibt Hauptregeln, welche zur Auflöſung aller beſondern Schwierigkeiten dienen; alle einzelnen Gebote und Vorſchriften bilden mitſammen ein harmoniſches Ganzes, und ein Geſetz erklärt das andere. Ihr zweifelt z. B., ob ihr, nachdem ihr euerm Feinde vergeben habt, noch ſchuldig ſeid, mit ihm umzugehen, ihm zu dienen und ihm mit euerm Vermögen zu helfen. Darauf ſagt euch das evangeliſche Geſetz einfach: Thue dem Gutes, der dir Böſes zugefügt hat, — und dieſer Ausſpruch muß euch allen Zweifel nehmen. So verhält es ſich auch in allen übrigen Fällen. Ja, macht euch in Anſehung euerer Pflichten ſo viel Zweifel, als ihr wollet; es wird euch nie ſchwer fallen, ſie vermöge des Sinnes des Geſetzes zu entſcheiden, wenn der Buchſtabe davon auch nichts ſagt. Das Evangelium läßt einen Liebhaber des göttlichen Geſetzes nicht unentſchieden; es antwortet dem, der in demſelben ſeinen Unterricht ſucht, auf Alles, wo ihm etwas zu wiſſen nothwendig iſt. Ueberhaupts rühren die Zweifel, welche in Anſehung unſerer Pflichten bei uns entſtehen, nicht von der Dunkelheit des Geſetzes her, ſondern von unſern Leidenſchaften. Ich ſage mit dem heiligen Auguſtin: Nur der gute Wille macht die Gebote verſtändlich. Man lernt ſeine Pflichten nicht eher recht kennen, als wenn man ſie liebt. Nichts als die Liebe führt uns zur Wahrheit, und ein aufrichtiges Verlangen, ſelig zu werden, iſt die beſte Auflöſung aller Zweifel. Die gläubigen und eifrigen Seelen haben wider das göttliche Geſetz faſt nie etwas einzuwenden. Die Menſchen haben nicht eher an den Lebensregeln zu zweifeln gelernt, als ſeitdem ſie dieſelben mit ihren Leidenſchaften haben vereinigen wollen. O bei den erſten Chriſten war faſt Alles klar und deutlich. Die großen

und weitläufigen Bücher, in welchen die Zweifel durch unzählige Beantwortungen entschieden werden, sind nicht eher, als mit dem Verderbnisse der Sitten an das Licht getreten.

Das Licht des Gesetzes, sagt der heilige Augustin, gleicht dem Lichte der Sonne. Allein es mag immerhin scheinen, glänzen und leuchten; ein Blinder merkt dennoch nichts davon. Nun ist aber ein jeder Sünder ein solcher Blinder. Das Licht ist nahe bei ihm, es umgibt ihn, es durchdringt ihn; aber er selbst ist weit vom Lichte entfernt. Reiniget euer Herz, sagt dieser Kirchenlehrer ferner, nehmt die schädliche Binde der Leidenschaften von demselben hinweg, so werdet ihr euere Pflichten auf das Deutlichste einsehen. Ein neuer Beweis von dem, was ich sage, ist dieses, weil wir in denjenigen Dingen des Gesetzes, in Ansehung welcher uns keine Leidenschaft blendet, Alles deutlich einsehen. So läßt ein Wollüstiger, der die Schwäche seiner sinnlichen Neigungen zu rechtfertigen sucht, der Niederträchtigkeit eines Geizhalses keine Gnade widerfahren. Gehet alle Leidenschaften durch, und ihr werdet finden, daß, je mehr man von einer befreit ist, desto mehr man sie an Andern verdammt.

Wenn in der Welt fast über alle christlichen Pflichten, die doch klar sind, gestritten wird, so kömmt dieses oft auch daher, weil das Evangelium so vielen Gläubigen ein unbekanntes Buch ist. Man bringt oft sein ganzes Leben in der Erlernung eitler und nichtiger Künste zu, kümmert sich aber nicht um die große Kunst, von welcher die ewige Seligkeit abhängt. Manche bringen ganze Tage mit Lesung fabelhafter Geschichten und Romane zu; aber die Geschichte von den Wundern Gottes und seiner Barmherzigkeit gegen die Menschen würdigen sie kaum eines flüchtigen Blickes. Die Folge davon ist, daß es Christen gibt, welchen das Evangelium fast eben so unbekannt ist, als es den Heiden war, und welche kaum wissen, daß Jesus Christus Gesetze gegeben hat. O kümmert euch mehr um die ewigen Wahrheiten, und sie werden euch deutlich werden, und alle Zweifel werden euch verlassen. Denn gesetzt auch, daß im göttlichen Gesetze noch etwas Dunkles zu finden sein sollte, so wird es doch durch den Unterricht der Lehrer und Prediger vollkommen deutlich werden. Daher soll man die Klage über Dunkelheiten des evangelischen Gesetzes um so weniger in unsern Tagen vernehmen, wo so viel gepredigt und gelehrt wird.

Die Lehren der heiligen Schrift werden euch faſt täglich von den Kanzeln in ihrer Lauterkeit vorgetragen. Die Prediger verkünden ſie faſt auf den Dächern, und die Beichtväter ſagen ſie einem Jeden in das Ohr. Erleuchtete und eifrige Männer pflanzen ſie in ihren Schriften auf die Nachkommen fort. Niemals hat die Gottesfurcht der Chriſten mehr Beiſtand, und die Unwiſſenheit niemals weniger Entſchuldigung gehabt. Wir leben nicht mehr in den unwiſſenden Zeiten, wo die Geſetze gleichſam nur noch in den Mißbräuchen anzutreffen waren, ſondern Alles wird einem Jeden in ungetrübter Lauterkeit vor Augen gelegt. Es iſt eine auffallende Erſcheinung: Je verkehrter die Sitten werden, deſto deutlicher werden die Geſetze Gottes. Darum gibt es nichts Unſinnigeres, als in unſeren Tagen, wo ſo viel zur Aufklärung und zur allgemeinen Verſtändlichmachung des göttlichen Geſetzes geſchieht, über Dunkelheit desſelben zu klagen.

27. Das göttliche Geſetz iſt unveränderlich.

Eine gewöhnliche Erſcheinung an den menſchlichen Geſetzen und Verordnungen iſt, daß ſie der Wandelbarkeit unterworfen ſind; anders verhält es ſich mit dem Geſetze Gottes; dieſes iſt unveränderlich, und zwar in dreifacher Hinſicht, nämlich:

a) Bezüglich ſeiner Dauer, folglich können es die Sitten und Gebräuche nicht ändern;

b) bezüglich ſeines Umfanges, folglich bleibt es des Ranges und des Standes ungeachtet immer dasſelbe;

c) bezüglich aller Umſtände, folglich können auch ſchwierige Verhältniſſe ſeine Uebertretungen nicht rechtfertigen.

a) Das Geſetz Jeſu Chriſti iſt in Anſehung ſeiner Dauer unveränderlich. Alles in der Welt iſt wandelbar. Die Reiche haben ihren Anwachs und ihren Verfall; die Künſte und Wiſſenſchaften fallen oder ſteigen mit den Zeiten; die Gebräuche verändern ſich beſtändig mit dem Geſchmacke der Völker. Es ſcheint, als ob Gott in der Höhe ſeiner Unveränderlichkeit an den menſchlichen Dingen ſich beluſtigte, indem er ſie einer beſtändigen Veränderung unterworfen ſein läßt. Die künftigen Zeiten werden zerſtören, was wir mit ſo großer Mühe aufbauen, und wir zerſtören, was nach der Meinung unſerer Voreltern ewig dauern ſollte.

Aber mitten unter den Veränderungen der Sitten und Zeiten bleibt das göttliche Geſetz allein die unveränderliche Regel der Zeiten und Sitten. Himmel und Erde werden vergehen; aber die heiligen Worte des Geſetzes Gottes werden nicht vergehen. Wie ſie die erſten Gläubigen bei der Gründung der Kirche empfingen, ſo haben wir ſie noch jetzt, und eben ſo werden wir ſie unſern Nachkommen überliefern. Die Frömmigkeit der Zeiten ſetzt zu ihrer Milde nichts hinzu, ſo wie auch die Kälte derſelben an ihrer Strenge nichts nachläßt. Darum entſchuldiget ihr euere Trägheit und Lauigkeit im Guten im Verhältniſſe zu dem Eifer der erſten Chriſten vergeblich mit den Zeiten; denn die Gebote des Herrn ſind nicht leichter geworden; ſie haben ſich den menſchlichen Leidenſchaften nicht beſſer anbequemt, ſondern ſtehen noch in ihrer alten Schärfe da. Oder hat vielleicht Jeſus Chriſtus da, wo er vorausſagt, daß Zeiten kommen werden, wo faſt kein Glaube mehr gefunden und man ſich in den Sitten Alles erlauben wird, — hinzugeſetzt, er wolle alsdann nach dieſen verderblichen Zeiten ſich richten und etwas von der Strenge des Evangeliums nachlaſſen? Hat er hinzugeſetzt, er wolle alsdann von ſeinen Jüngern weit weniger fordern, als früher, und ſein Reich, welches anfangs nur durch Gewalt errungen werden konnte, werde alsdann der Trägheit zu Theil werden? Keineswegs, ſondern er ſagte vielmehr zu ſeinen Jüngern, man werde alsdann weit mehr wachen, beten und faſten, und ſich auf die Berge flüchten müſſen, wenn man ſich vor dem Verderben der Welt ſichern wolle. Und in Wahrheit, je größer die Gefahr iſt, deſto größer muß auch die Wachſamkeit werden. Wer könnte auch glauben, daß die ſtrengen Gebote des Evangeliums nur für die erſten Zeiten des Chriſtenthums ſeien gegeben worden. Sollte Chriſtus alle Strenge ſeiner Lehre für dieſe kenſchen, unſchuldigen Menſchen beſtimmt haben, welche ſich ſelbſt alle Ergötzlichkeiten verſagten, und die Gnade der Wiedergeburt, die ſie zu Chriſten machte, häufig bis ans Ende ihres Lebens bewahrten? Wie, Jeſus Chriſtus hätte ihren Eifer und ihre Treue nicht anders belohnt, als dadurch, daß er ihnen ihr Joch nur deſto ſchwerer gemacht, und er hätte ſeine ganze Nachſicht nur für die ausſchweifenden Menſchen unſerer Zeit aufgehoben? Wie, Jeſus Chriſtus hätte die ſtrengen Geſetze der Schamhaftigkeit und Eingezogenheit

nur für die erſten chriſtlichen Frauen gegeben, die ohnehin Allem entſagten, auf daß ſie ihm gefielen; von den weltlich geſinnten Frauen unſerer Zeit aber, welche ſo häufig Fallſtricke der Verführung werden, ſollte er weniger fordern? Wo würde hier die gerühmte Weisheit der chriſtlichen Sittenlehre bleiben? Man würde alſo von demjenigen, der weniger ſchuldig iſt, mehr fordern? Es würde genug ſein, Leidenſchaften zu haben, um von der Strenge des Geſetzes frei zu werden?

Wenn die Veränderung der Sitten die Gebote verändern, und die Gebräuche die Mißbräuche rechtfertigen könnten, ſo würde ſich das ewige Geſetz Gottes nach der Unbeſtändigkeit der Zeiten und nach dem ſeltſamen Geſchmack der Menſchen richten. Man würde für ein jedes Volk und für ein jedes Jahrhundert ein beſonderes Evangelium haben müſſen. Denn unſere Gebräuche waren zu Zeiten unſerer Väter nicht eingeführt, und werden auch nicht bis auf die Zeiten unſerer ſpäteſten Nachkommen dauern; ſie ſind auch nicht allen Völkern gemeinſchäftlich, welche mit uns Jeſum Chriſtum anbeten. Es können daher unſere Gebräuche weder unſere Regel und Richtſchnur werden, noch auch dieſelbe ändern. Denn das Geſetz muß ſich für alle Zeiten und für alle Völker ſchicken. Es ſind daher neue Gewohnheiten für uns kein neues Evangelium, weil man ſogar einen Engel vom Himmel würde verfluchen müſſen, wenn er käme und uns ein neues Evangelium verkündigte. Das Evangelium würde weiter nichts, als ein menſchliches Geſetz und verlöre alle Sicherheit, wenn es ſich mit den Menſchen ändern könnte. Man darf alſo nicht die Geſetze des Evangeliums nach den Sitten und Gebräuchen ändern, ſondern muß vielmehr dieſe nach jenen ordnen. Saget daher nicht, die Zeiten wären nicht mehr dieſelben: iſt denn das göttliche Geſetz nicht noch eben dasſelbe? Das Geſetz des Evangeliums ändert ſich nicht; es iſt zu allen Zeiten dasſelbe; es iſt auch

b) bezüglich ſeines Umfanges unveränderlich, und für alle Stände und Verhältniſſe dasſelbe. Ein weſentliches Merkmal des Geſetzes Jeſu Chriſti beſteht darin, daß es Juden und Heiden, Eingeborne und Ausländer, Groſſe und Kleine, Herren und Unterthanen unter einerlei Regeln zuſammenſtellt. Bei ihm gilt kein Anſehen der Perſon. Das Geſetz des Moſes war

wenigſtens in Anſehung ſeiner Gebräuche und Ceremonien nur einem einzigen Volke gegeben; aber Jeſus iſt ein allgemeiner Geſetzgeber. Sein Geſetz gehört, wie ſein Tod, für alle Menſchen. Er iſt gekommen, aus allen Nationen nur ein einziges Volk und aus allen Ständen nur einen einzigen Leib zu machen. Man kann verſchiedene Aemter verwalten, und verſchiedene Stellen bekleiden, die mehr oder weniger Ehre bringen; aber es iſt einerlei Geiſt, der alle Glieder durchdringt. Dieſes heilige Geſetz hebt die Unterſchiede auf, welche die Menſchen eingeführt haben, und verbindet Alle, ſeien es Reiche oder Arme, Große oder Kleine, Hohe oder Niedrige auf dieſelbe Weiſe.

Aber es iſt dennoch ein gewöhnlicher Irrthum, daß man ſich einbildet, das göttliche Geſetz ändere ſich in Anſehung des Ranges und der Geburt; ſeine Verbindlichkeiten wären in Abſicht auf Leute von vornehmem Stande nicht ſo ſtrenge. Man meint, die Mißbräuche, welche den Großen zu allen Zeiten wegen der eingeführten Gewohnheiten erlaubt ſind, würden ihnen auch vom göttlichen Geſetze zugeſtanden, und ſie könnten auf eine leichtere Art ſelig werden, als das gemeine Volk. Allein ich habe es euch ſchon geſagt, daß das Evangelium für alle Stände dasſelbe Geſetz iſt. Als euch die Kirche in die Zahl ihrer Kinder aufnahm, hat ſie die Großen keine andern Gelübde ablegen laſſen und ihnen keine andern Regeln vorgeſchrieben als dem gemeinen Volke.

Alle Pflichten des Evangeliums gehen überhaupts auf zwei Punkte hinaus. Die Einen ſind uns deßwegen vorgeſchrieben, damit ſie das Verderben, welches wir mit uns auf die Welt bringen, ſchwächen; die andern aber darum, daß ſie die Gnade, die wir in der Taufe empfangen haben, vollkommen machen ſollen. Die einen ſollen den alten Adam in uns zerſtören; die andern aber machen, daß Jeſus Chriſtus in uns neue Geſtalt gewinne. Zu den erſtern gehören die Verleugnung unſer ſelbſt, und die Kreuzigung des Fleiſches, zu den andern aber das Gebet, die Wachſamkeit, die Verachtung der Welt, das Verlangen nach höhern Gütern. Hierin beſteht das ganze Evangelium. Nun ſagt mir einmal, darf ſich Jemand ſeines vornehmen Standes wegen nur von einer dieſer Pflichten freiſprechen? Dürft ihr, Vornehme, nicht ſo oft beten, als die übrigen Gläubigen? Braucht ihr weniger Gnaden? Habt

ihr nicht ſo viel Hinderniſſe zu überwinden, nicht ſo viel Fallſtricken zu entgehen? O je höher ihr ſtehet, von deſto mehr Gefahren ſeid ihr umgeben, und deſto reichlichere Gnaden habt ihr nothwendig; deſto weniger dürft ihr alſo das Gebet vernachläſſigen. Je höher ihr ſtehet, deſto nöthiger habt ihr es, euer Fleiſch zu kreuzigen, weil die Ergötzlichkeiten euer Herz um ſo mehr verderben; deſto mehr habt ihr Urſache, zu wachen, weil die Gefahren viel häufiger ſind. Gewiß, wenn ein hoher und vornehmer Stand uns in Hinſicht auf unſere Seligkeit in günſtigere Verhältniſſe verſetzte, ſo würde uns Jeſus Chriſtus ſicherlich nicht davor warnen; er würde den Reichen kein Wehe zurufen, ſondern ſie vielmehr ſelig preiſen; nicht den Armen im Geiſte würde er das Himmelreich verheißen, ſondern den Verſtändigen und Klugen, den Vornehmen und Großen.

Geſetzt aber auch, daß der vornehme Stand wegen der vielen Gefahren, die ihn umgeben, keine größere Vorſicht erforderte, ſo würde er wenigſtens wegen der Ausſchweifungen, die von ihm unzertrennlich ſind, eine weit ſtrengere Genugthuung verlangen. Iſt es nicht wahr, daß die Leidenſchaften bei den Großen und Vornehmen keine Grenze wiſſen? Iſt es nicht wahr, daß bei ihnen die Eiferſucht weit größer, der Haß unſterblicher, die Verleumdnug grauſamer, die Wolluſt und Ehrſucht unerſättlicher iſt? Was für eine Nachſicht können alſo Solche von Seite der Religion hoffen? Wir ſehen auch nicht, daß der göttliche Heiland den Großen zu Jeruſalem andere Lehren vortrug, als dem gemeinen Volke in Dörfern. Sein Evangelium verändert ſich keineswegs mit dem Stande derer, die ihn hören. Er prediget das Kreuz, die Verachtung der Welt, die Verleugnung ſeiner ſelbſt eben ſo zu Jeruſalem, wo die Großen des Reiches wohnten, als zu Nazareth, welches der ärmſte Ort in Judäa war; eben ſo wohl jenem Jünglinge, der ſehr reich war, als den Söhnen des Zebedäus, deren ganzes Vermögen in ihrem Fiſchernetze beſtund.

Wenn aber auch das Evangelium einen Unterſchied zu machen, und Nachſichten zu erweiſen hätte, wenn das göttliche Geſetz etwas von ſeiner Strenge nachlaſſen könnte: würde es wohl den Großen und Vornehmen zum Beſten geſchehen, die ohnehin im Ueberfluſſe leben? Wie ſollte es nur den Armen ſeine Strenge empfinden laſſen,

und nur diejenigen anhalten, zu weinen und Buße zu thun, deren Tage ohnehin voll Trübsale sind, und seine ganze Nachsicht nur für die weichlichen und wollüstigen Seelen aufbewahren, die nur deßwegen auf der Welt zu sein scheinen, um zu genießen und zu schwelgen? Nein, nimmermehr, sondern gerade umgekehrt, wenn Jemandem eine größere Freiheit zugestanden werden könnte, so müßte man diese den Armen gewähren. Da aber nicht einmal ihnen zu Gunsten von der Strenge des Evangeliums etwas nachgelassen werden kann, mit welchem Rechte wollen es die Vornehmen fordern?

c) Das göttliche Gesetz ist auch unveränderlich in allen Lebensumständen. Der Mensch benützt oft jeden noch so ungegründeten Vorwand, sich von der Pflicht, das göttliche Gesetz zu erfüllen, loszumachen. So befiehlt das göttliche Gesetz, das Auge, welches ärgert, auszureißen und von sich zu werfen, d. h. eine Verbindung, durch welche Gott täglich beleidiget, und die Menschen geärgert werden, aufzulösen. Allein man überredet sich, dieses machte zu großes Aufsehen, brächte auch sonst in zeitlicher Hinsicht Schaden mit sich; daher dürfe man das Verhältniß wohl fortbestehen lassen. Das göttliche Gesetz befiehlt, daß wir einem Jeden das Seinige geben, und unsere Ausgaben einschränken, um nicht Andere durch unsere Verschwendung zu benachtheiligen. Indeß bildet man sich ein, man müsse seiner Stellung wegen einen größeren Aufwand machen und dürfe Schulden anhäufen, wenn auch keine Aussicht zum Abzahlen derselben vorhanden ist. So weiß man die Freiheiten, welche man sich gegen das Gesetz herausnimmt, immer zu rechtfertigen. Allein wißt ihr denn nicht, daß nichts wichtiger ist, als die Sorge für das Seelenheil, und daß man, wenn dieses in Gefahr geräth, alle irdischen Vortheile aufgeben muß? Wißt ihr nicht, daß, wenn unsere Leidenschaften mit dem Gesetze in Streit gerathen, man jene verleugnen und sich für dieses entscheiden muß? Ich will es nicht in Abrede stellen, daß mancher Mensch hie und da in einen Fall kommen kann, wo ihn Gott zu gewissen Geboten nicht verpflichten will. Aber solche Fälle werden seltene Ausnahmen sein, und sich leicht erkennen lassen. Wir aber wollen uns immer, so oft, als es uns beliebt, unter den nichtigsten Gründen und Vorwänden von streng verbindenden Ge-

ſetzen ausnehmen. O wie leicht iſt es, einen Vorwand zu finden, wenn man nicht gehorchen will! Die Eigenliebe iſt hierin wunderbar erfinderiſch; ſie beruft ſich ſcheinbar auf die Religion ſelbſt, um das Joch ihrer Pflichten abzuwerfen. Hüten wir uns vor dieſem gefährlichen Wege, und laſſen wir das unveränderliche Geſetz Gottes überall die Richtſchnur unſers Wandels ſein. (cf. Maſſillon's Predig.)

28. Von der Vollkommenheit der Geſetze des Evangeliums und dem großen Nutzen, welchen ſie der Menſchheit gebracht haben.

Dieſe Materie iſt ausführlich abgehandelt B. 3. S. 317—374.

29. Ein großer Unterſchied zwiſchen den göttlichen und menſchlichen Geſetzen beſteht darin, daß dieſe häufig nur auf das Aeußere ſehen, jene aber auch das Innere ordnen.

Sieh den Artikel „Gedanken" B. 8. S. 27.

30. Beweggründe, die Gebote Gottes zu erfüllen.

Es beſtehen viele Urſachen, die uns zur Erfüllung der göttlichen Gebote bewegen ſollen, und zwar:

a) Der Wille Gottes. Der Herr hat uns deßwegen die Gebote gegeben, daß wir ſie erfüllen. Wer wollte dem Willen des höchſten Herrn und Königs entgegen ſein? Einem irdiſchen Gewalthaber leiſtet man Gehorſam, man ehrt ſeine Verordnungen und kömmt ihnen nach, und wie, gegen den König Himmels und der Erde wollte man widerſpenſtig ſein?

b) Die Pflicht der Dankbarkeit und Liebe gegen Gott. Alles, was der Menſch iſt und hat, verdankt er ſeinem gütigen Gotte. Er hat ihn erſchaffen, er erhält ihn; er gibt ihm Alles, was er nöthig hat an Leib und Seele. Wer wollte gegen einen ſo gütigen Gott nicht dankbar ſein? Die Dankbarkeit zeigt ſich aber durch Nichts mehr, als wenn man den Willen ſeines Wohlthäters thut, und dadurch ihm Freude zu machen ſucht. Nun iſt dieſes der Wille Gottes, daß wir ſein Geſetz erfüllen. Dadurch machen wir ihm Freude; dadurch erwerben wir uns ſein Wohlgefallen. Wir zeigen dadurch auch am Beſten unſere Liebe gegen

Gott; denn Jesus Christus selbst sagt: Wer meine Gebote hat und sie hält, der ist es, der mich liebt.

c) Die Rücksicht auf Jesus Christus. Der göttliche Erlöser ist aus Liebe zu uns auf die Erde herabgestiegen und hat uns gesagt, was wir thun müssen, um einstens zu ihm in den Himmel zu kommen. Welch eine Beleidigung ist es für ihn, wenn wir dennoch diesen seinen Vorschriften nicht nachkommen, und den so deutlich erklärten Willen seines himmlischen Vaters nicht vollziehen! Jesus Christus hat uns noch überdieß durch sein Leiden und Sterben die Gnade erworben, daß wir seine Gebote halten können. Wer dennoch sie nicht erfüllt, vereitelt, so viel an ihm ist, den Opfertod Jesu; er verachtet seine Verdienste; er tritt die Gnade, die er ihm erworben und so freigebig darbietet, mit Füssen. Kann es noch einen größern Frevel geben?

d) Unsere irdische Ruhe und Zufriedenheit. Der Mensch ist hienieden nur glücklich, wenn er Ruhe und Frieden in seinem Herzen hat. Dieses Gut läßt sich aber weder um irdische Reichthümer kaufen, noch gelangt man durch glänzende Ehrenstellen oder andere Auszeichnungen, wie die Welt sie bietet, in den Besitz desselben; im Gegentheile, die Reichen und Vornehmen entbehren meistens des Seelenfriedens. Nur der treue Diener Gottes, der nach den Vorschriften des Herrn wandelt und sein Gesetz erfüllt, erfreuet sich dieses Schatzes. Ja die, welche Gottes Gebote erfüllen, sind allein glücklich. Der Herr selbst verheißt ihnen Segen und Zufriedenheit und Wohlergehen. Ich bin Jehova, spricht Gott durch seinen Diener Moses, der wohl thut denen, die meine Gebote halten. 5. Mos. 5, 10. Und wiederum: Wer mir gehorcht, wird sicher wohnen, und ruhig sein vor Furcht und Unglück. Sprüchw. 1, 33.

e) Die Aussicht auf die ewige Glückseligkeit. Wer läßt sich nicht gerne etwas gefallen, wer fügt sich nicht bereitwillig dem Willen eines Andern und thut, was er verlangt, wenn er sich dadurch die Hoffnung auf die Erlangung eines großen Gutes eröffnet? Was kann es aber noch für ein herrlicheres Gut geben, als die ewige Seligkeit? Und diese erwerben wir uns durch Gehorsam und treue Erfüllung der göttlichen Gebote. Jesus selbst sagte: Willst du in das Leben eingehen, so halte die Gebote.

Matth. 19, 17. Darum laßt uns unverdroſſen auf dem Wege des göttlichen Geſetzes wandeln, und es gewiſſenhaft erfüllen alle Tage unſers Lebens, bis einſtens unſer Herr Jeſus kömmt, und uns den Lohn der treuen Diener reicht.

31. Wie die Worte Jeſu zu verſtehen ſind: Glaubet nicht, daß ich gekommen bin, das Geſetz oder die Propheten aufzuheben; ich bin nicht gekommen, ſie aufzuheben, ſondern zu erfüllen. Matth. 5, 17.

Um den wahren Sinn dieſer Worte aufzufaſſen, iſt zu wiſſen nothwendig, was Jeſus unter dem Ausdruck: „Geſetz und Propheten“ verſtanden habe. Sehr oft verſteht man darunter den ganzen Umfang aller Geſetze, Anordnungen, Gebräuche und Ceremonien, oder was einerlei iſt, die ganze Religions- und Staatsverfaſſung des iſraelitiſchen Volkes, wie ſie in den Büchern des Moſes, der Propheten und in den übrigen heiligen Schriften enthalten iſt. Es bedeutet aber dieſer Ausdruck auch beſonders das Geſetz der zwei ſteinernen Tafeln, welches Gott dem iſraelitiſchen Volke auf dem Berge Sinai verkündiget, das die Propheten, wenn es in Vergeſſenheit oder außer Uebung kam wieder erneuerten, und deſſen Beobachtung ſie durch ihre Strafpredigten mit allem Ernſte einſchärften. Es unterliegt keinem Zweifel, daß Jeſus Chriſtus den letztern Sinn im Auge hat; denn in der ganzen Bergpredigt redet er von Nichts, als von der wahren Tugend, die in herzlicher und vollkommener Beobachtung aller Pflichten gegen Gott und den Nächſten beſteht; er kann daher auch weder die jüdiſche Staatsverfaſſung noch die mannigfaltigen Ceremonien des levitiſchen Gottesdienſtes im Auge haben. Wenn alſo Jeſus ſagt, er ſei nicht gekommen, das Geſetz und die Propheten aufzuheben, ſondern zu erfüllen, ſo verſteht er darunter nur das Sittengeſetz, wie es in den Büchern des Moſes und der Propheten enthalten iſt.

In der That hat Jeſus das Sittengeſetz nicht aufgehoben, ſondern es erfüllt, und dieſes Letztere in mehrfacher Beziehung. Er hat das Geſetz erfüllt, indem er ſich nicht begnügte, es bloß zu lehren, ſondern es auch ſelbſt beobachtete. Er wurde gleichſam ſelbſt ein lebendiges Geſetz, und vollbrachte zuvor an ſich ſelbſt, was er Andern zu thun auflegte. Jetzt hat Niemand mehr eine Ausrede,

ſo daß er ſagen könnte: Wie muß ich es denn machen, um vollkommen zu werden? Thue in allen Dingen nach dem Vorbilde, welches du an Jeſus haſt, und du wirſt vollkommen werden. — Er hat das Geſetz erfüllt, indem er demſelben beifügte, was ihm noch abging. Das Evangelium verbietet nicht bloß grobe Laſter, ſondern es dringt in das Herz hinein und verlangt Reinheit der Geſinnung. Auch enthält es Vorſchriften, klar ausgeſprochen, welche der alte Bund nur dunkel andeutete, oder gar nicht kannte. Es führt eben daher ſeine Anhänger zu einer viel größern Vollkommenheit. — Jeſus erfüllte das Geſetz, indem er den Menſchen die Gnade erwarb, Alles beobachten zu können. Jetzt iſt die Klage nicht mehr zuläſſig: Es iſt zu ſchwer, Alles zu halten, was das Chriſtenthum auflegt. Denn was du aus dir ſelbſt nicht vermagſt, das thut die Gnade in dir. Chriſtus ſelbſt hilft dir das Geſetz erfüllen, und in ſo ferne kann man von ihm ſagen, daß er fortwährend das Geſetz erfüllt, nämlich durch uns. Endlich hat Chriſtus das Geſetz und die Propheten erfüllt, indem er an die Stelle der Schattenbilder des alten Teſtaments die hellglänzenden Wahrheiten des neuen Bundes ſetzte. Das Geſetz verhüllte wie in einem Schleier all die großen Geheimniſſe der Menſchwerdung, des Leidens und der Auferſtehung des Sohnes Gottes. In Jeſus Chriſtus aber wurden die Bilder zur Wirklichkeit, die Weisſagungen trafen ein, die Ceremonien fanden ihre Deutung. Auf dieſe Weiſe wurden in der Perſon Jeſu das Geſetz und die Propheten vollkommen erfüllt, da in ihm das ſelbſt erſchienen iſt, was das Geſetz und die Propheten nur vorbildeten.

32. Man muß das Geſetz nicht bloß in wichtigen Dingen, ſondern auch in Kleinigkeiten beobachten.

Man erlaubt ſich oft unter den göttlichen Geboten eigenmächtig einen Unterſchied zu machen, und meint, es wäre genug, wenn man nur das Wichtige hält, auf ſogenannte Kleinigkeiten komme es nicht an; daß man z. B. die Faſttage nicht hält, im Gebete freiwillig ſich zerſtreuen läßt, hie und da eine Lüge ſagt u. ſ. w.: — dieſes und Aehnliches wäre von keinem Belang, man brauche darauf nicht zu achten. Ganz anders aber lehrt Jeſus Chriſtus; denn er ſagt: Wer nur eines der kleinſten von dieſen Geboten

übertritt, der wird der Geringſte heißen im Himmelreich. Matth. 5, 19. Was heißt aber, der Geringſte im Himmelreich genannt werden? Es heißt nach dem heiligen Auguſtin, aus demſelben hinausgeſtoſſen werden; es heißt nach dem heiligen Chryſoſtomus, am Tage des Gerichtes unter den Verdammten ſein.

Mit Recht warnt der Heiland auch vor Uebertretungen ſcheinbar unbedeutender Gebote; die Kleinigkeiten bahnen den Weg zu größeren Dingen. Alle Aergerniſſe und Ruchloſigkeiten, welche im Laufe der Jahrhunderte zum Vorſchein kamen, hatten gewöhnlich im Kleinen begonnen. Schaut auf jenen Frevler, der im ſechszehnten Jahrhunderte die Kirche Gottes zerriß. Aus welch unbedeutenden Anfängen iſt jene Ketzerei hervorgegangen, die ſo viele Millionen aus der Kirche hinauszog! Spitzfindigkeiten waren es im erſten Keime; ja es handelte ſich vorgeblich ſogar nur um Abſtellung eingeſchlichener Mißbräuche. Aber weil ſich der ſtolze Mann unbefugter Weiſe in Dingen zum Richter aufwarf, die er beſſer hätte geduldig ertragen ſollen, ſo wurde er allmählig weiter getrieben, als er ſelbſt gewollt und riß unzählige Seelen mit ſich in das Verderben hinein. So gehet es aber in allen übrigen Fällen. Schauet auf diejenigen, welche eine Ehre dareinſetzen, nichts zu glauben und allen Laſtern zu fröhnen: glaubt ihr, daß ſie plötzlich den Glauben zugleich mit dem Sittengeſetze verloren haben? O nein, ſie verfielen nur allmählig in dieſen troſtloſen Zuſtand. Sie haben damit begonnen, daß ſie einige unweſentliche Uebungen unſerer heiligen Religion mißachteten und beſpöttelten; bald erklärten ſie die Ceremonien in dem äußern Gottesdienſt überhaupts für überflüſſig; hierauf gaben ſie die heiligen Sakramente ſelbſt für bedeutungsloſe Gebräuche aus; endlich fingen ſie an allen Geheimniſſen zu zweifeln an und behaupteten zuletzt, die Religion ſei überhaupts nur ein Zaum, um das gemeine Volk zu zügeln. Sehet den Weg, auf welchem man zum Unglauben kömmt. Gerade ſo verhält es ſich auch mit den Sitten. Man erlaubt ſich anfangs nur gewiſſe Freiheiten, übertritt hierauf unbedeutende Gebote, geht aber immer weiter, und hält zuletzt nichts mehr vom ganzen Sittengeſetze, als höchſtens das, was unſern Neigungen zuſagt, oder unſern Vortheil befördert. Für manches Mädchen iſt das ſchöne Gewand die erſte Urſache geweſen, daß ſie ihre Unſchuld verloren

hat; für manchen Jüngling war das vorwitzige Leſen eines verbotenen Buches Veranlaſſung, daß er am Glauben Schiffbruch litt. Darum ſeien wir auch treu im Kleinen, um nicht zu Größerm fortgeriſſen zu werden. Und wir müſſen um ſo heiliger auch ſcheinbar unbedeutende Gebote und Vorſchriften halten, weil wir in unſerer Blindheit oft das Wichtigſte nur für eine Kleinigkeit anſehen. Nie iſt der Menſch befangener und unfähiger zu urtheilen, als wenn es ſich darum handelt, eine Leidenſchaft zu befriedigen. In dieſem Augenblicke erſcheint ihm das wichtigſte Geſetz nur als eine Kleinigkeit, wovon faſt nicht der Mühe werth iſt, zu reden, und ſo ſtürzt er ſich mit ſeinen vermeintlichen Kleinigkeiten in alle Abgründe von Laſtern, und ſein Zuſtand iſt um ſo trauriger, weil er immer meint, es handle ſich um ganz geringfügige Dinge.

33. Wie iſt der Ausſpruch des heiligen Jakobus zu verſtehen: „Wer das ganze Geſetz hält, aber nur Ein Gebot übertritt, iſt in allen ſchuldig"? Jak. 2, 10.

Dieſe Schriftſtelle iſt ſchon mehrfältig falſch verſtanden worden. Die Einen wollten daraus beweiſen, daß alle Sünden gleich groß ſeien; die Andern, daß es keine läßliche Sünden gebe. Wieder Andere behaupten: Wer einem Gebote zuwider handelt, verliert das Verdienſt, welches er ſich durch Beobachtung aller übrigen Geſetze erworben hat, wie es in der heiligen Schrift ſelbſt heißt: Wenn der Gerechte unrecht thut, ſo wird all ſeiner Gerechtigkeit nicht mehr gedacht werden. Ezech. 18, 9. All dieſe Erklärungen ſind unrichtig. Die beiden erſtern Behauptungen ſind ohnehin Irrlehren; die letzte iſt zwar an und für ſich eine Wahrheit, aber in dieſer Stelle nicht ausgeſprochen.

Um die Stelle richtig aufzufaſſen, muß man wiſſen, daß der Apoſtel mit Juden redet, deren Lehrer, nämlich die Phariſäer, unter andern Irrthümern auch dem falſchen Grundſatze huldigten, daß ſie behaupteten: Wer den größern Theil des Geſetzes hält, werde nicht ſträflich, wenn er einige Gebote übertritt. Dieſen gegenüber ſagt nun der heilige Jakobus, daß es ihnen nichts helfe, einige Vorſchriften des Geſetzes zu erfüllen; denn dadurch, daß ſie nur Ein Gebot übertreten, werden ſie am ganzen Geſetze ſchuldig, und treffe ſie der Fluch der Uebertreter, wie ihn Moſes ausſpricht,

Deut. 27, 26., und Paulus wiederholt: „Verflucht ein Jeder, der nicht verharrt in Allem, was in dem Buch des Geſetzes geſchrieben iſt.“ Gal. 3, 10. Der Apoſtel will alſo hier nicht ſagen, daß eine einzige Sünde ein ſo großes Verbrechen ſei, als mehre Sünden, oder daß, wer in einem Stücke gegen das Geſetz gefehlt hat, ſo angeſehen werde, als habe er in allen gefehlt, wornach ein Ehebrecher zugleich auch des Mordes, Meineides u. ſ. w. ſchuldig wäre, ſondern er will nur behaupten, durch Uebertretung eines einzigen Gebotes ſei gegen das ganze Geſetz geſündiget, weil alle Gebote unter ſich innig zuſammenhängen, und daher in dem Theile das Ganze verletzt iſt. Es verhält ſich hier wie bei einem Bündniſſe oder Vertrag: wie man nämlich von dem, der nur Eine Bedingniß des geſchloſſenen Bundes verletzt, mit Recht ſagt, er habe den Vertrag gebrochen; ſo kann man auch von dem, der nur Ein Gebot übertritt, ſagen, daß er gegen das ganze Geſetz geſündiget hat. Der Apoſtel ſpricht hier eigentlich nichts Anders aus, als die dogmatiſche Wahrheit: Eine einzige ſchwere Sünde reicht hin, den Menſchen von der Seligkeit auszuſchließen. Betrachte nur ſelbſt, will der Apoſtel ſagen: Der geſagt hat: Du ſollſt die Ehe nicht brechen, — hat auch geſagt: Du ſollſt nicht tödten; er hat eben ſo auch geſagt: Du ſollſt deinen Nächſten lieben wie dich ſelbſt. Du magſt nun die Ehe brechen, oder tödten, oder dem Nächſten die ſchuldige Liebe nicht erweiſen, biſt du immer ein Uebertreter des Geſetzes; denn überall iſt dasſelbe Geſetz, das ſich nur verſchieden äußert; überall iſt derſelbe Geſetzgeber, deſſen Anſehen du durch die eine Handlung ſo gut wie durch die andere verletzeſt, und deſſen Strafe du durch den einen Fall eben ſo, wie durch den andern verfällſt. Wie im alten Bunde derjenige, welcher ein Verbrechen beging, worauf die Todesſtrafe geſetzt war, ſo gut als ein Uebertreter des Geſetzes geſteiniget wurde, als ein Anderer, der mehre oder alle Gebote, worauf die Todesſtrafe geſchlagen war, übertreten hatte, mit dem Tode beſtraft wurde, ſo zieht ſich im neuen Bunde derjenige, welcher Eine ſchwere Sünde begeht, eben ſo gut die ewige Verdammniß zu. Die Strafe iſt für beide dieſelbe, nur der Grad iſt ein verſchiedener.

34. Das Geſetz Chriſti iſt nicht ſo ſchwer zu erfüllen, als man es ſich häufig vorſtellt.

Man klagt häufig, daß die Gebote Gottes ſo hart zu erfüllen ſeien, indem ſie unerträgliche Laſten auflegten. Aber dem iſt nicht ſo. Das evangeliſche Geſetz iſt nicht ſchwer; die Pflichten, wozu es verbindet, ſind nicht ſo läſtig. Blicken wir einmal auf die Menge der Geſetze, unter welchen die Kinder Iſraels vor der Ankunft Jeſu Chriſti lebten. Sie hatten nebſt den zehn Geboten, die ihnen Gott auf dem Berge Sinai gab, noch unzählige, andere Geſetze zu beobachten, die eben deßwegen, weil ſie ſich auf die kleinſten Dinge erſtreckten, mit deſto größerer Schwierigkeit verbunden waren. Man leſe nur im dritten Buche des Moſes, und man wird ſtaunen, was ihnen Alles rückſichtlich des Gottesdienſtes befohlen wurde; was daſelbſt von ihren Feſttagen und den verſchiedenen Ceremonien geſchrieben ſteht, mit welchen ſie dieſelben feiern mußten; was ferners von den mannigfaltigen Opfern und den beſondern Umſtänden, mit welchen ſie dieſelben darzubringen hatten, und was bei ihren oftmaligen Reinigungen zu beobachten war. Und wenn ein oder das andere dieſer Gebote nicht beobachtet wurde: welch eine ſtrenge Strafe folgte auf die Uebertretung! Wie ſchwer waren auch nicht die Bußwerke, die ſie zur Wiederverſöhnung für den begangenen Fehler, nicht in geheim, ſondern gewöhnlich öffentlich und im Angeſichte des ganzen Volkes verrichten mußten!

O um wie viel leichter iſt es uns gemacht! Wir haben nicht den Geiſt der Knechtſchaft, ſondern den der Kinder Gottes erhalten. Zu den Chriſten iſt Gott in das Verhältniß eines Vaters zu ſeinen Kindern getreten. Daher iſt das Hauptgebot im Chriſtenthum die Liebe. Du ſollſt Gott, deinen Herrn, lieben aus deinem ganzen Herzen, aus deiner ganzen Seele und aus deinem ganzen Gemüthe. Dieß iſt das erſte Gebot. Das zweite aber iſt dieſem gleich: Du ſollſt deinen Nächſten lieben wie dich ſelbſt. In dieſen zwei Geboten, das eigentlich nur Eines iſt, ſind das ganze Geſetz und die Propheten enthalten. Welche Schwierigkeiten werden wir wohl in der Vollziehung dieſer Gebote finden? Soll es hart ſein, einen Gott zu lieben, der nicht nur um ſeiner vortrefflichen Eigenſchaften und höchſten Vollkommenheiten willen das liebenswürdigſte

Weſen iſt, ſondern der auch unendlich gütig gegen uns iſt, und der nichts Anders will, als uns ewig glückſelig zu machen? Soll es ſchwer ſein, unſern Nebenmenſchen zu lieben, der mit uns nicht bloß nach dem Ebenbilde Gottes erſchaffen, ſondern auch durch das Blut Jeſu Chriſti erlöſet worden; der mit uns ein und denſelben Vater im Himmel hat, der unſer Bruder iſt, und zu gleicher Seligkeit mit uns berufen iſt?

Gott hätte uns noch mancherlei andere läſtige Gebote geben können. Er hätte uns vielmehr, als wirklich geſchehen iſt, im Genuß von Speiſe und Trank beſchränken können; er hätte uns auftragen können, wie einſtens dem Abraham, daß ein Jeder das, was ſein theuerſtes und werthvollſtes Gut iſt, ihm darbringe; er hätte von uns fordern können, daß wir ein Leben führen, wie Magdalena, oder wie ein Antonius, Hilarion, Makarius und andere Einſiedler, die in Wildniſſe ſich zurückzogen und dort, entfernt von dem Umgange mit den Menſchen, in allen Werken der Abtödtung ſich übten. Nun fordert er aber verhältnißmäſſig nur geringe Dinge von uns. Verlangt Gott auch, daß wir uns in gewiſſen Dingen Abbruch thun, ſo erlaubt er uns dafür auf der andern Seite wieder unzählige Ergötzlichkeiten. Er verbietet den Augen den unzüchtigen Blick; wie viele ehrbare Freuden gibt er ihnen aber nicht dafür? An prächtigen Paläſten und Tempeln, an dem herrlichen Schmuck der Natur und vielen andern Schönheiten mögen ſie ſich immerhin weiden. Er verbietet den Ohren, ſündhafte Geſpräche anzuhören; aber mit wie vielen lieblichen Klängen entſchädiget er ſie gleichſam dafür! Sie dürfen den entzückenden Schall der Muſik vernehmen; auf Feldern und in Hainen an den Liedern der befiederten Sänger ſich ergötzen; ſie dürfen lehrreichen und erbaulichen Geſprächen Anderer zuhören. Er verbietet an Faſttagen dem Munde gewiſſe Speiſen, bietet ihm aber dafür eine Auswahl von andern dar. Er unterſagt die Selbſtrache; läßt aber dem Beleidigten den Weg zum Gerichte offen. Kurz, wenn wir Alles erwägen, müſſen wir bekennen, daß Gott in ſeiner Gnade uns ſehr wenig verbietet, hingegen ſehr viel, was erfreut und Vergnügen macht, erlaubt.

Es iſt wohl wahr, daß wir in unſern Gliedern ein Geſetz herumtragen, welches dem Geſetze Gottes widerſtreitet, und dieſer

Kampf erſchwert uns die Erfüllung der Gebote des Evangeliums. Auch der heilige Paulus hatte dieſen Kampf zu ſtreiten; aber ſein Troſt war ſein Vertrauen auf die göttliche Gnade. Dieſe Hoffnung iſt aber auch uns hinterlegt. Jeſus Chriſtus hat uns nicht bloß Gebote gegeben, ſondern er hilft uns dieſelben auch erfüllen. Kommt zu mir Alle, ruft er uns zu, die ihr ſchwach und mit Mühſeligkeiten erfüllet ſeid, und ich will euch erquicken. Und wiederum: Ich bin der Weinſtock, und ihr ſeid die Reben. Wie nun vom Weinſtocke Kraft zum Grünen und Blühen in die Reben hinaufgetrieben wird, ſo erlangen wir durch unſere Vereinigung mit Chriſtus von ihm die nothwendige Gnade, um alle Gebote halten zu können. Und wer dieſe Gnade hat, dem wird Alles leicht und angenehm; er überzeugt ſich von der Wahrheit des Ausſpruches des göttlichen Erlöſers: Mein Joch iſt ſüß und meine Bürde leicht.

Es iſt wohl wahr, daß bei allen dem die Beobachtung der göttlichen Gebote immerhin noch manche Ueberwindung koſtet; allein wer wird dieſe Mühe nicht gerne auf ſich nehmen, in Hinſicht auf den großen Lohn, welcher ihm dafür in Ausſicht geſtellt iſt? Wenn man für die irdiſchen Güter ſchon ſo viel Schweiß vergießt, und ſich, um ſie in ſeinen Beſitz zu bringen, keine Anſtrengung verdrießen läßt: welche Mühe ſoll uns denn zu groß ſein, um jene ewigen Güter zu erlangen, die denen in ſichere Ausſicht geſtellt ſind, welche mit willigem und treuem Gehorſame die göttlichen Gebote erfüllen?

35. Das Eine Innerſte und Tiefſte aller evangeliſchen Geſetze iſt die Liebe.

Man kann Gottes Geſetz betrachten als ein Gebäude, deſſen Höhepunkt und Krone ſowohl, als deſſen Tiefe und Unterlage die Liebe iſt. Auf die Liebe zu Gott und den Nächſten beziehen ſich alle Gebote. Darum nennt Chriſtus die Liebe auch die Erfüllung des Geſetzes. Und der heilige Paulus ſchreibt: Der Zweck des Gebotes iſt die Liebe aus reinem Herzen, aus gutem Gewiſſen und ungeheucheltem Glauben. 1. Timoth. 1, 5.

Die Liebe iſt alſo der Zweck des Geſetzes. In dieſem Einen Gebote ſind alle übrigen enthalten; in dieſem Einen Worte, in der Liebe, beſteht die ganze Religion. Dieß iſt die Fülle der Weisheit,

das Meisterwerk der Gnade. Dieses ist der große Gegenstand der Sendung Jesu Christi. Ich bin gekommen, sagt er, um ein Feuer, nämlich das Feuer der göttlichen Liebe, auf Erden zu bringen, und was verlange ich, als daß es sich entzünde in allen Herzen?

Auf die Liebe beziehen sich alle Uebungen des christlichen Lebens. Ohne Liebe sind diese eitel und vergeblich. Sie sind zwar ohne den Einfluß dieser Tugend nicht Sünde, wie der Irrthum behauptet; aber es ist dennoch eine unstreitige Wahrheit, daß alle Uebungen der Tugend, der Gerechtigkeit, wenn sie gleichwohl an und für sich gut und löblich, wenn sie gleichwohl nützlich sind in so ferne, als sie den Sünder zur Buße vorbereiten, und Gott veranlassen können, ihm seine Gnade mitzutheilen, für das ewige Leben nicht verdienstlich sind. Die Liebe ist gleichsam die Seele unserer Handlungen, und ohne sie sind unsere Handlungen todt, d. h. haben kein Wohlgefallen Gottes, wie auch der Leib, den die Seele verlassen hat, todt daliegt. Ohne Liebe ist es nicht möglich, ein Gebot auf eine Gott wohlgefällige und für den Menschen selbst verdienstliche Weise zu erfüllen. Darum laßt uns Alles in Liebe thun, damit wir überall verdienstlich handeln!

36. Gott strebt mit allen seinen Geboten, die er gegeben, nichts Anders an, als seine Ehre und die Wohlfahrt seiner vernünftigen Geschöpfe.

Der unverständige Mensch wagt es oft in seiner Anmassung, die göttliche Gesetzgebung zu tadeln; er wünscht in vielen Dingen größere Freiheit. Aber weder die Rücksicht auf seine Ehre, die Gott sich gleichsam selbst schuldig ist, noch die Wohlfahrt der Menschen erlaubte es, eine größere Erleichterung zu gewähren. Wenn Gott die Menschen selbst bei seiner Gesetzgebung zu Rathe gezogen hätte, so würden sie, wenn diese nach Vernunft und vorurtheilsfrei gesprochen hätten, nicht anders ausgefallen sein. Denn setzen wir einmal den Fall, Gott hätte uns vor aller Gesetzgebung gleichsam zu seinen Rathgebern berufen, und würde sagen: Kinder, ich will der Welt Gesetze geben und nach denselben sie regieren; ich frage euch aber zuvor um euer Urtheil. Sagt mir nun vor Allem: Wird es gut sein, wenn ich die Religion völlig frei gebe, und einen

jeden glauben und anbeten laſſe, was ihm beliebt? Gewiß, wir müßten antworten: Nein, o Herr, dieß erlaubt nicht die Rückſicht auf deine Ehre; denn du allein biſt unſer Gott, und dir allein gebührt die höchſte Anbetung. Nun da haben wir das erſte Gebot: Ich bin der Herr, dein Gott, du ſollſt keine fremden Götter neben mir haben. — Setzen wir den Fall, Gott fahre fort: Wenn ich nun der wahre Gott bin, dem allein Anbetung gebührt, darf ich es dulden, daß mein Name von Ruchloſen geläſtert werde? Nein, würden wir ſagen; ſondern du mußt ſolche Frevel abſtellen. Dafür iſt im zweiten Gebote geſorgt, welches lautet: Du ſollſt den Namen Gottes nicht eitel nennen. Gott ſpricht wiederum: Soll von den vielen Tagen, die der Menſch auf Erden hat und beliebig für ſeine Zwecke verwenden kann, nicht auch ein oder der andere ausſchließlich für meine Ehre beſtimmt ſein? O gewiß, müßten wir ſagen; denn es iſt billig und gerecht, daß der Menſch an gewiſſen Tagen ſich ausſchließlich mit dir, ſeinem gnädigen Gotte, beſchäftige. So entſteht das dritte Gebot: Gedenke, daß du den Sabbat heiligeſt. So iſt alſo von den drei erſtern Geboten, die ſich auf die Ehre Gottes beziehen, ein jedes durch ſich ſelbſt gerechtfertiget. Wollen wir jetzt ſehen, wie die Menſchen untereinander leben ſollen. Wir ſetzen den Fall, Gott frage: Was meint ihr, daß ihr denen ſchuldig ſeid, welchen ihr nach mir Alles verdankt; die euch geboren, erzogen, in der Kindheit genährt und euch alles Nothwendige gegeben haben; oder jenen, die unter meinem Beiſtande über euer Wohl wachen, euch in euern Rechten ſchützen, und vor ungerechten Angriffen vertheidigen? Wir würden antworten: Es ſagt einem Jeden die geſunde Vernunft, daß man Solche zu lieben und ihnen Ehrfurcht zu erweiſen ſchuldig iſt. Das verlangt aber das vierte Gebot: Du ſollſt Vater und Mutter ehren. Gott würde fortfahren: Wenn ein Menſch mit dem andern nach Willkühr und Laune verführe; wenn einer den andern haßte und verfolgte, wenn er ihn verleumdete oder ſonſt kränkte; wenn er ihn ſchlüge, verwundete, oder gar mordete; wenn er ihn betröge, beſtähle oder ſonſt ſein Eigenthum hinterliſtiger Weiſe ihm hinwegnähme; wenn beide Geſchlechter nach Belieben ihren Lüſten fröhnten, wenn keine Unſchuld ſicher und keine Ehe heilig wäre: — würde Solches zum Glücke der menſchlichen Geſellſchaft

beitragen? O nein, würde unſere Antwort ſein; verhüte, gütiger Gott, einen ſolchen Zuſtand. Nun er hat es gethan durch die Gebote: Du ſollſt nicht tödten; du ſollſt nicht ehebrechen, du ſollſt nicht ſtehlen, du ſollſt kein falſches Zeugniß geben. — Gott ſpricht abermals: Ihr wißt, daß, wer einärnten will, zuvor ausſäet; da nun die böſen Gedanken und Begierden die Ausſaat zu böſen Werken ſind; wird es gut ſein, die böſen Gedanken frei zu geben? Nein, müßten wir auch hier entgegnen. Dieſes aber machte die Gebote nothwendig: Du ſollſt nicht begehren deines Nächſten Hausfrau; du ſollſt nicht begehren deines Nächſten Gut. — So ſind alle Gebote, wie ſie Gott gegeben, nothwendig und heilſam.

Bleibe aber nur ein Jeder im Kreiſe ſeiner Familie, und frage er ſich, wie er ſein Haus und ſeine Familie beſchaffen haben will. Sage mir: Willſt du nicht allein der Herr in deinem Hauſe ſein? Würdeſt du es zugeben, wenn deine Dienſtboten dich ſchmähten? Würdeſt du ſchweigen, wenn ein jedes deiner Kinder thäte, was ihm eben der Eigenſinn eingäbe? Wäreſt du zufrieden, wenn dein mit Mühe erworbenes Eigenthum dir entwendet würde? Würdeſt du es zugeben, daß ein Jeder dich nach Belieben ſchlagen, verwunden, ja ſelbſt tödten dürfe? Wäre es dir gleichgiltig, wenn ein Anderer deine Gattin oder deine Tochter verführte oder ihrer Tugend auch nur nachſtellte? Gewiß wünſcht ein Jeder all die genannten Uebel abgeſtellt. Dieſes geſchieht aber durch die göttlichen Gebote.

Laßt uns einmal einige von den Geboten, die uns Gott gegeben hat, abſchaffen, und zwar jene, die uns oft am läſtigſten fallen, — was würde es für ein Leben auf Erden geben? Geſetzt, es ſei den Kindern erlaubt, ihre Eltern auf jede Weiſe zu betrüben; es ſei den Dienſtboten geſtattet, den Befehlen ihrer Herrſchaften Widerſpenſtigkeit entgegenzuſetzen; den Unterthanen zuläſſig, wider geiſtliche und weltliche Obrigkeiten ſich aufzulehnen: welche Unordnungen, welche Verwirrungen würde die Abſchaffung dieſes einzigen Geſetzes in der Welt hervorrufen! Wenn nun auch noch die übrigen Gebote aufgehoben würden; wenn es einem Jeden erlaubt wäre, nach eigener Willkühr Rache am Beleidiger zu nehmen; wenn Mord und Todtſchlag, Ehebruch und Blutſchande, Diebſtahl und Raub, Meineid und Lüge, und alle übrigen Verbrechen

erlaubt wären: welch ein gräulicher Schauplatz aller Laſter würde dann die Welt werden? Welcher Menſch könnte noch dem andern trauen? Wer könnte noch ſicher mit dem andern umgehen? Die Welt würde eher einen Wohnplatz wilder Thiere, als eine Gemeinſchaft vernünftiger Weſen darſtellen.

So muß denn ein Jeder ſchon durch den rechten Gebrauch ſeiner Vernunft zu voller Ueberzeugung gelangen, daß die beſtehenden Geſetze Gottes nicht minder zur Ehre Gottes, als zu unſerer Wohlfahrt unumgänglich nothwendig ſind, und wir daher um unſers eigenen Nutzens wegen Gott bitten müßten, ſie uns zu geben, wenn ſie noch nicht erlaſſen wären.

37. In der Erfüllung der göttlichen Gebote beſteht unſere irdiſche und ewige Glückſeligkeit.

Da das, was hierüber geſagt werden könnte, bereits im Artikel „Frömmigkeit“ enthalten iſt, ſo weiſen wir darauf zurück, B. 7. S. 221—237.

38. Von dem großen Gebote der Liebe zu Gott und dem Nächſten.

Als einmal die Phariſäer zu Jeſus gekommen waren, ſtellte einer aus ihnen, der ein Lehrer des Geſetzes war, um ihn zu verſuchen, die Frage an ihn: Meiſter, welches iſt das größte Gebot im Geſetze? Jeſus antwortete: Du ſollſt den Herrn, deinen Gott, lieben aus deinem ganzen Herzen, aus deiner ganzen Seele und aus deinem ganzen Gemüthe. Dieß iſt das größte und erſte Gebot. Das andere aber iſt dieſem gleich: Du ſollſt deinen Nächſten lieben, wie dich ſelbſt. An dieſen zwei Geboten hängt das ganze Geſetz und die Propheten. Matth. 22, 35—41. — Dieſes Gebot war kein neues, ſondern nur eine wörtliche Wiederholung deſſen, was Gott ſchon im alten Bunde zu ſeinem Volke ſagte. Denn in den Büchern des Moſes ſteht geſchrieben: Du ſollſt den Herrn, deinen Gott, lieben aus deinem ganzen Herzen und aus deiner ganzen Seele und aus allen deinen Kräften. 5. Moſ. 6, 5. Und ſchon dort ſchärft Gott dieſe Worte zur genaueſten und eifrigſten Beobachtung ein; denn er ſagt: Es ſollen dieſe Worte, die ich dir gebiete, in deinem Herzen ſein, und du ſollſt ſie deinen Kindern erzählen und

ſie betrachten, wenn du in deinem Hauſe ſitzeſt und wenn du auf der Reiſe biſt, wenn du dich niederlegſt und wenn du aufſtehſt; du ſollſt ſie wie ein Zeichen an deine Hand binden, und zwiſchen deinen Augen ſchwebend haben, und an die Pfoſten und Thüren deines Hauſes ſchreiben. Eben ſo ſtund auch im alten Bunde ſchon geſchrieben: Du ſollſt deinen Nächſten lieben, wie dich ſelbſt. 3. Moſ. 19, 18. Jeſus wiederholte demnach hier nur ein ſchon längſt bekanntes Gebot und ſchärfte es neuerdings ein. Er war ja auch nicht in die Welt gekommen, das Geſetz aufzuheben, ſondern dasſelbe zur Vollkommenheit zu bringen.

Das größte aller Gebote iſt hier ausgeſprochen. Es wird dir geboten, Gott zu lieben, und zwar aus ganzer Seele, indem du ihm alle Gedanken deines Geiſtes unterwirfſt; aus ganzem Herzen, indem du ihm alle Neigungen und Begierden deines Herzens weiheſt; aus ganzem Gemüthe, indem du ihm alle Regungen und Kräfte deines Willens opferſt. Du ſollſt Gott über Alles lieben; er ſoll der erſte und letze Gedanke ſein, auf welchen du alle deine übrigen Gedanken richteſt; Gott ſoll dir beſtändig vor dem Geiſte ſchweben; für ihn ſollſt du athmen, für ihn arbeiten; nur nach ihm ſollſt du verlangen, in ihm und aus ihm ſollſt du leben. Gott aus ganzem Herzen, aus ganzer Seele und aus allen Kräften lieben, heißt nach dem heiligen Auguſtin, alle Gedanken ſeines Geiſtes, alle Bewegungen ſeines Herzens und alle Handlungen ſeines Lebens auf denjenigen richten, von welchem unſer Geiſt, unſer Herz und unſer ganzes Leben abhängt. — Die Liebe zu Gott iſt das erſte und größte Gebot, und zwar mit allem Grunde; denn Gott iſt der Herr. Ihm gehört Himmel und Erde, und was ſie enthalten; ſein Eigenthum iſt Alles, was da lebt, vom Menſchen an bis zum mindeſten Inſekt, das im Staube kriecht. Von Gott ſind wir ausgegangen, und zu ihm ſollen wir zurückkehren; er iſt unſer höchſtes Ziel und Ende. Daher iſt die Liebe Gottes mit allem Grunde das größte unter allen Geboten. Nur die Seele, welche Gott über Alles liebt, ſtrebt nach dem Ziele ihrer Beſtimmung. Wem aber Gott über Alles hoch gilt, wer für Gott ſo ganz entzündet iſt, deſſen einziges Streben iſt es, nur den Willen Gottes zu vollbringen und an ſich vollbringen zu laſſen. Wer Gott über Alles liebt, der hält in Allem Gottes Gebote. Daher

ſagt der Apoſtel: Die Liebe iſt die Erfüllung aller Gebote. Eines iſt uns alſo von allen Dingen nothwendig, nämlich daß wir Gott über Alles, daß wir ihn ohne Maß lieben; denn ſchön ſagt der heilige Bernard: Das Maß der Liebe Gottes iſt, daß wir ihn ohne Maß lieben. Hat ſich nun die Liebe Gottes unſers Herzens bemächtiget, ſo thun wir auch Alles, was Gott gefällt. Aber wir müſſen hier die Hand auf unſer Herz legen und es mit Thränen in den Augen bekennen, daß unſere Liebe zu Gott nur gering iſt. Denn wäre die Liebe in uns nur einigermaßen kräftig, ich will nicht ſagen, vollkommen, wie wäre es möglich, daß wir Tag für Tag die Gebote Gottes übertreten und Sünden auf Sünden häufen könnten? Du läufſt ſo gierig den Lüſten der Welt nach, du biſt ſo ſehr in deine zeitlichen Sorgen und Beſchäftigungen verſenkt, — warum? Weil du Gott nicht liebſt. Du biſt in den Prüfungstagen ſo ungeduldig und kleinmüthig, — warum? Wiederum weil du Gott nicht liebſt. Ach, die Liebe Gottes fehlt noch ſo ſehr unſern Herzen; daher ſind wir noch ſo irdiſch geſinnt, und iſt unſer Wandel ſo wenig himmliſch.

Das zweite Gebot, die Liebe zu dem Nächſten, ſetzt Jeſus dem erſten Gebote gleich; denn er ſagt: Das andere aber iſt dieſem gleich: „Du ſollſt deinen Nächſten lieben, wie dich ſelbſt.“ Damit verlangt Gott, daß ein Jeder in Geſinnung, Wort und That gegen ſeinen Nächſten ſich ſo beweiſe, wie er wünſcht, daß er ſich gegen ihn ſelbſt erzeige; er ſoll ihm gerade ſo entgegen kommen, als wäre er ſein zweites Ich. Sich ſelbſt liebt in der Regel ein Jeder. Daher konnte auch Gott das Maß der Liebe zum Nächſten nicht beſſer bezeichnen, als wenn er es von der Selbſtliebe nahm. In der Liebe zum Nächſten gibt ſich auch die Liebe zu Gott erſt recht kund, und wo jene mangelt, da fehlt es gewiß auch an dieſer. Deßwegen ſagt der heilige Johannes: Wenn du ſagſt, du liebeſt Gott, und haſſeſt deinen Nächſten, ſo biſt du ein Lügner, und die Wahrheit iſt nicht in dir. Die Wahrheit dieſes Ausſpruches iſt einleuchtend; denn ſetzen wir den Fall, ein theurer Freund habe dir auf die Zeit ſeiner Abweſenheit ſein Kind mit dem Auftrage übergeben, an demſelben einſtweilen Vaterſtelle zu verſehen. Wenn du aber nach der Uebernahme des Kindes, dasſelbe vernachläſſigen, ihm alle Unarten hingehen, und es auch hungern und darben ließeſt: wäre

ein ſolches Verfahren ein Beweis von Liebe zu dem, der dir ſein Kind anvertraut hat? Nun iſt ein Jeder unſerer Mitmenſchen ein Kind Gottes, gleich mir und dir von Gott nach deſſen Ebenbild erſchaffen, um den nämlichen hohen Preis des Blutes Jeſu Chriſti erlöſet und zur Erbſchaft des Himmels berufen. In deinem Nebenmenſchen, ſpricht gleichſam Gott zu einem Jeden von uns, habe ich dir mein Kind an die Seite gegeben, mein Kind, das ich mit der nämlichen Liebe liebe, wie dich ſelbſt; mein Kind, dem ich dieſelbe Beſtimmung verliehen habe, wie dir; mein Kind, deſſen Wohlfahrt mir eben ſo am Herzen liegt, wie die deine. Ich ſage dir, thu dieſem meinen Kinde nichts zu leide, nimm dich ſeiner in jeder Lage freundlich an, theile mit ihm Freud und Leid, erweiſe ihm Alles, was du dir ſelbſt erzeigt wiſſen willſt. Dieſes iſt wahrhaft das Verhältniß, in welchem unſer Nächſter zu uns ſteht; er iſt gleich uns ein Kind des Vaters im Himmel, und wir Alle ſind Brüder und Schweſtern des nämlichen Vaters. Kann es uns wohl noch auffallen, daß Gott in der Liebe zum Nächſten die Liebe zu ſich ſelbſt erkennt? In den Kindern fühlt ſich ja immer der Vater ſelbſt geliebt. Wer Gott liebt, liebt nicht bloß die einzige Perſon des Vaters, ſondern auch die Perſon des Sohnes und des heiligen Geiſtes. Was ſpricht aber zu uns der Sohn in Anſehung des Nächſten? Sieh, ſagt er, ich bin durch die Annahme der menſchlichen Natur euer Bruder geworden. Die Erniedrigung, die ich auf Erden erwählt, die Schmach des Kreuztodes, die ich auf mich genommen, habe ich aus Liebe zu allen meinen Brüdern zum Antheil mir erkoren. Ich liebe den Einen, wie den Andern, und will, daß nicht ein einziger von den Vielen verloren gehe, ſondern daß Alle die Krone der Gerechtigkeit erlangen. Ich ſage euch aber auch: Liebet einander; denn was ihr dem Geringſten meiner Brüder thuet, das habt ihr mir gethan, es ſei gut oder böſe. Und der heilige Geiſt ſpricht zu uns: Ein Jeder, der ein Kind des Vaters und ein Bruder des Sohnes iſt, ward mir zu einem Tempel beſtimmt; in ihm habe ich meine Wohnung und mein Eigenthum. Verletzeſt du den Tempel, ſo verletzeſt du mich ſelbſt; entehrſt du den Tempel, ſo entehrſt du mich; verachteſt du den Tempel, ſo verachteſt du mich; beraubſt du den Tempel, ſo beraubſt du mich. Was bedarf es nun noch weiterer Worte zum

Beweiſe, daß es ohne Nächſtenliebe auch keine Gottesliebe gebe, und daß das Gebot der Nächſtenliebe dem Gebote, Gott zu lieben, gleich ſei? — O beſäſſen nur Alle wahre Nächſtenliebe, dann hätten ſie auch die Liebe zu Gott. Aber wie gering iſt unſere Liebe zu unſern Nebenmenſchen! Denn wer thut ſeinem Mitmenſchen das Gute, welches er in demſelben Falle ſich ſelbſt gethan wiſſen will? Wer denkt immer gut von ihm? Wer entſchuldiget ſeine Fehler und überträgt ſie mit Geduld? Wer erfreuet ſich über das Gute, welches dem Nächſten zu Theil worden iſt, als wäre es ihm ſelbſt widerfahren? Wer gibt ihm nach, um den Frieden zu erhalten? Wer verzeiht ihm, wenn er beleidiget worden iſt? Wer ſteht ihm jederzeit bereitwillig bei in ſeinen geiſtigen und leiblichen Nöthen? Wo ſind diejenigen, die Alles anwenden, um ihn für das Gute zu gewinnen? Wie oft wird nicht vielmehr von uns der Nächſte zum Böſen verführt! Wie oft kränken wir ihn durch üble Laune, durch Hochmuth und Hohn? Wie oft machen wir uns über ſeine Schwachheiten luſtig; wie oft vergrößern wir ſeine Fehler; wie oft fügen wir ihm ſonſt irgend einen Nachtheil zu! Dieß ſind lauter Beweiſe, daß uns die wahre Nächſtenliebe, und eben deßwegen auch die Liebe zu Gott fehle. (cf. Dinkel's Homilien B. 2.)

39. Kurze Erklärung der zehn Gebote Gottes.

Im dritten Monate nach dem Auszuge aus Aegypten kamen die Iſraeliten in die Wüſte Sinai, wo ſie ihr Lager aufſchlugen. Hier bekam Moſes den Auftrag, das Volk zu heiligen drei Tage lang, und es vorzubereiten auf den dritten Tag, an welchem Gott ihm die zehn Gebote geben wollte. Die Heiligung beſtund in äußern Waſchungen, wodurch die innere Reinigkeit angedeutet wurde, und in Enthaltſamkeit, weil dieſe ein Mittel iſt zur Erlangung eines bußfertigen Sinnes und zerknirſchten Herzens.

Der dritte Tag, an welchem Gott die Geſetzgebung beabſichtete, war der fünfzehnte Tag nach Oſtern. Die Juden begingen dieſen Tag alljährlich feierlich zur dankbaren Erinnerung an die Geſetzgebung auf dem Berge Sinai, und es war dieſes das jüdiſche Pfingſtfeſt.

Am dritten Tage führte Moſes das Volk an den Fuß des Berges Sinai. Es durfte den Berg ſelbſt nicht hinanſteigen, ja

nicht einmal anrühren; wer gegen dieſen Befehl handeln würde, ſoll geſteiniget werden. Gott gab dieſe Verordnung, um das Volk mit deſto größerer Ehrfurcht gegen ſeine heilige Gegenwart zu erfüllen und im Voraus von aller Neugierde und jedem Vorwitz zu warnen. Das Volk muß immer in ehrfurchtsvoller Scheue in einer gewiſſen Entfernung vor dem Herrn ſtehen; nur einige, die hiezu eine beſondere Weihe erhalten haben, wie die Prieſter, dürfen gleichſam tiefer in ſein Heiligthum hineingehen, und ihm näher treten. So war es ſchon im alten Bunde, und ſo iſt es gewiſſermaßen auch noch im neuen.

Es rauchte aber der ganze Berg Sinai, weil der Herr im Feuer darauf herabkam, und es ſtieg Rauch von ihm auf, wie von einem Ofen; es war der ganze Berg fürchterlich, und der Poſaunenſchall ward immer ſtärker, und breitete ſich immer mehr aus. — Das Feuer iſt das Symbol göttlicher und königlicher Majeſtät. Daher war auch der Dornbuſch feurig, in welchem Gott dem Moſes erſchien; deßgleichen erſchien Gott ſelbſt öfters im Feuer, beſonders im Tempel. Daher heißt es von Gott: Feuer geht ihm vorher und verzehrt ringsum ſeine Feinde. Pſ. 96, 3. Selbſt bei den alten, heidniſchen Imperatoren hat ſich die Bedeutung dieſes Symbols erhalten; denn ſie ließen ſich zum Zeichen ihrer Macht und ihres Glanzes Feuer vortragen. — Ueberhaupts war die Geſetzgebung mit fürchterlichen Ereigniſſen begleitet, um dem Volke ſowohl vor Gott als ſeinem Geſetze Ehrfurcht einzuflöſſen. Die Schriftausleger zählen ſieben ſolche furchteinjagende Ereigniſſe, nämlich: Erſtens der ganze Berg bebte und zitterte, es war alſo ein Erdbeben. Daher ſagt der Pſalmiſt: Es bebte die Erde, und die Himmel träufelten vor dem Angeſichte Gottes; Sinai vor dem Angeſicht des Gottes Iſrael. Pſ. 67, 9. Die Erſchütterung des Berges ſollte ein Bild ſein von dem tiefen Eindruck, welchen das Geſetz Gottes auf das Volk machen, und von der Erſchütterung, welche es im Herzen desſelben hervorbringen würde. Zweitens: Der ganze Berg brannte und rauchte. Damit war die Nähe Gottes angedeutet; und ſollte auch der Eifer bezeichnet werden, welchen das Volk in Erfüllung des Geſetzes bethätigen ſoll. — Drittens: Donner rollten, und Blitze leuchteten; durch den Donner wurde die Kraft des göttlichen Geſetzes angedeutet, und durch den

Blitz die innere Erleuchtung und die Zufriedenheit, welche Güter seine treue Beobachtung mit sich bringt. Viertens: Es war dichte Finsterniß; das ist ein Bild des Zustandes, in welchen der Mensch geräth, wenn er von Gott nichts weiß, oder in seinen Geboten nicht wandelt. — Fünftens: Es regnete; der Regen ist ein Symbol des Segens, welcher mit der Erfüllung der göttlichen Gebote verbunden ist. — Sechstens: Die Posaune tönte mächtig und weithin; die Posaune ist ein Bild der Stimme Gottes, und deutete an, daß von Gott selbst, und nicht von irgend einem Geschöpfe das Volk die Gesetze erhielt. — Siebentens: Ein Engel verkündete mit mächtiger Stimme die Gebote, wodurch das Volk zur treuen Erfüllung derselben sich angetrieben fühlen soll. — Uebrigens ist dieses jüdische Pfingsten, wozu die Gesetzgebung auf dem Berge Sinai Gelegenheit gab, nur ein Vorbild des christlichen Pfingstfestes; denn wie dort in der Wüste der Berg Sinai bebte, so zitterte hier das Haus, in welchem die Apostel beisammen waren; wie dort Feuer, Blitz und Donner die Nähe Gottes anzeigten, so haben wir hier ein gewaltiges Geräusch vom Himmel und sehen in Gestalt feuriger Zungen den heiligen Geist herniederschweben; wie dort der Schall der Posaune Alle erschreckte, so erschütterte hier die Predigt der Apostel Alles.

Man darf nicht glauben, daß die zehn Gebote den Israeliten erst am Berge Sinai bekannt wurden; sie sind schon vom Anfang der Schöpfung von dem Finger Gottes den Menschen in das Herz geschrieben worden. Weil sie aber durch die zunehmende Sünde in den Herzen der Menschen fast wie erloschen waren, so gab sie ihnen Gott feierlich auf zwei steinernen Tafeln, bis sie Christus wieder durch den heiligen Geist in unsere Herzen einschrieb, wie der Apostel sagt: Ihr seid ein offen daliegender Brief Christi, gefertiget von uns, geschrieben nicht mit Tinte, sondern mit dem Geiste des lebendigen Gottes, nicht auf steinerne Tafeln, sondern in fleischerne Tafeln des Herzens. 2. Corinth. 3, 3. Eben darum sind die zehn Gebote Gottes auch für uns Christen verbindlich: einmal, weil sie Gesetze enthalten, welche zu beobachten Niemand ausgenommen ist, und dann, weil sie Christus auch seinen Anhängern einschärfte. Willst du in das Leben eingehen, so halte die Gebote: Du sollst nicht tödten, nicht ehebrechen u. s. w.

Von den zehn Geboten beziehen ſich die erſten drei auf die Liebe zu Gott, und zwar hat das erſte, welches Gott allein anzubeten befiehlt, vorzüglich die erſte Perſon in der Gottheit, den Vater, welcher von Ewigkeit her die Quelle aller Größe iſt, im Auge; das zweite, welches uns gebietet, den Namen Gottes in Ehren zu halten, bezeichnet uns den Sohn, in deſſen Namen, wie der Apoſtel ſagt, ſich alle Kniee beugen müſſen; und das dritte, welches uns befiehlt, den Sabbat zu heiligen, zielt auf den heiligen Geiſt, welcher der Urſprung aller Heiligkeit iſt. Die ſieben andern Gebote aber beziehen ſich auf die Liebe zum Nächſten. Daher konnte auch Chriſtus ſagen, daß in der Liebe zu Gott und dem Nächſten das ganze Geſetz beſtehe. Der Apoſtel Paulus faßt es noch kürzer zuſammen; denn er ſagt: Wer den Nächſten liebt, hat das Geſetz erfüllt. Röm. 13, 8. Es läßt ſich auch dieſes in Wahrheit ſagen, weil die Liebe zu Gott und zum Nächſten ſo innig zuſammenhängen, daß in der letztern auch die erſtere enthalten iſt. Darum ſagt auch ein anderer Apoſtel: Wie kann der, welcher den Nächſten nicht liebt, den er doch ſieht, Gott lieben, den er nicht ſieht? — Wir ſagen mit Recht, daß ſich die erſten drei Gebote auf die Liebe zu Gott beziehen; denn wir können ihn nicht lieben, wenn wir ihn nicht allein anbeten und verehren, wie es ſich gezieмt; wenn wir nicht ſeinen Namen heiligen und gewiſſe Zeiten ausſchließlich in ſeinem Dienſte hinbringen. Dieß aber iſt der Inhalt der erſten drei Gebote. Die übrigen ſieben beziehen ſich auf die Liebe zu dem Nächſten; denn lieben wir ihn, ſo geben wir ihm auch, was ihm gebührt, und verletzen ihn auf keine Weiſe: wir geben alſo Ehre, wem Ehre, Steuer, wem Steuer gebührt; wir tödten Niemanden, wir fügen Niemanden einen Schaden zu, weder an ſeiner Perſon, noch an ſeinem Eigenthume, weder in der That, noch durch Worte, noch auch durch Gedanken. Und dieſes iſt der Inhalt der übrigen ſieben Gebote.

Gott gab ſeinem Volke die zehn Gebote auf zwei ſteinernen Tafeln. Die erſten drei ſtunden auf der erſten, die ſieben andern auf der zweiten Tafel. Geſchrieben gab Gott ſeinem Volke das Geſetz, damit es das Andenken daran nicht wieder verlöre; und auf Stein ſchrieb er es ihm, weil der Stein ein Bild der Feſtigkeit und Beharrlichkeit iſt. Daher wird auch Chriſtus der Eckſtein genannt.

Bei der Gesetzgebung selbst durfte nur Moses mit Aaron auf den Berg hinaufsteigen; und der Herr kam zu ihm herab auf den Berg Sinai und redete zu ihm. Es war eigentlich dieses nicht Gott selbst, sondern er bediente sich eines Engels, durch den er sprach. Daher heißt es auch im neuen Testament, daß das Gesetz durch den Dienst der Engel gegeben worden sei.

Nun lassen wir die Gebote selbst mit einigen Bemerkungen dazu folgen:

I. Ich bin der Herr, dein Gott, der dich aus dem Lande Aegypten geführt, aus dem Hause der Knechtschaft. Du sollst keine fremden Götter neben mir haben. Du sollst dir kein Bildniß machen, noch irgend ein Gleichniß von dem, was im Himmel oben, und auf der Erde unten, und was unter der Erde im Wasser ist. Du sollst sie nicht anbeten, noch ihnen dienen; denn ich bin der Herr, dein Gott, ein starker und eifernder Gott, der die Missethaten der Väter an den Kindern straft bis in's dritte und vierte Geschlecht bei denen, die mich hassen, und der Barmherzigkeit thut bis in's tausende Glied bei denen, die mich lieben und meine Gebote halten. —

Gott beginnt seine Gesetzgebung mit einer kurzen Vorrede, indem er sagt: „Ich bin der Herr, dein Gott", — um gleich von Vorneherein dem Volke seine große Macht und Majestät vor Augen zu stellen. So pflegen auch irdische Gesetze den Namen und Titel dessen an der Spitze zu tragen, der sie erlassen hat. Mit dem Andenken an seine Macht weckt er beim Volke auch die Erinnerung an seine Güte. Darum erwähnt er eine der vorzüglichsten Wohlthaten, die er seinem Volke in jüngster Zeit erwiesen hat: „Der dich aus Aegypten geführt, aus dem Hause der Knechtschaft." Nichts fordert ja mehr zur Erfüllung eines Gebotes auf, als wenn man weiß, daß der, welcher es gegeben, nicht bloß mächtig, sondern auch gütig sei; denn das Erstere flößt Furcht ein; das Letztere aber Liebe: und gerade ein aus Liebe erwiesener Gehorsam ist der vollkommenste.

„Du sollst keine fremden Götter neben mir haben." Hiemit befiehlt Gott, daß wir ihn, als den höchsten Herrn allein anbeten

und ihm dienen, wie auch Chriſtus im neuen Bunde ſagt: Du ſollſt Gott, deinen Herrn, anbeten und ihm allein dienen. Matth. 4, 10. Die Anbetung und der Dienſt aber, welche man dem höchſten Weſen erweiſet, iſt zweierlei: äußerlich und innerlich. Die innere Anbetung beſteht in jener Neigung der Seele, vermöge welcher wir Gott als das höchſte Gut mit ganzem Herzen, mit ganzem Gemüthe und allen Kräften anhängen, ihm Leib und Seele unterwerfen und zu Allem bereit ſind, was er von uns verlangt. Dieſes geſchieht durch den Glauben, die Hoffnung und die Liebe. Daher betet derjenige Gott nicht wahrhaft an, der ihn nicht über Alles liebt. Gott, ſagt der heilige Auguſtin, wird nicht geehrt, wenn man ihn nicht liebt. Die äußere Anbetung geſchieht durch gewiſſe Akte des Leibes, wodurch ſich die innere Andacht gleichſam verkörpert. Wir ſind zu beiden Arten der Anbetung verpflichtet, weil Alles, Leib und Seele, und was wir ſonſt noch haben, Gott gehört, und wir ſchuldig ſind, Leib und Seele in ſeine Dienſte hinzugeben. Weil wir aus zwei Naturen beſtehen, ſchreibt der heilige Thomas von Aquin, nämlich aus Leib und Seele, ſo müſſen wir nicht bloß geiſtig, ſondern auch leiblich die göttliche Majeſtät anbeten. Es unterliegt keinem Zweifel, daß die innere Anbetung ihm mehr gefällt, als die äußere; aber wir müſſen uns hüten, darüber die äußere Anbetung zu verſäumen. Auch dieſe verlangt Gott (Deut. 26, 17. ꝛc.), und die Frommen und Heiligen haben ſie ihm auch jederzeit erwieſen. 3. König. 16, 21.; Dan. 6, 10.; Matth. 2, 11.; Luk. 22, 41.; Eph. 3, 14. Eine bloß äußere Anbetung aber, welcher keine innere zu Grunde liegt, wäre eine Heuchelei, wodurch Gott nicht geehrt wird, und man ſich nur ſein Mißfallen zuzieht. Solche ſind gemeint, wenn es heißt: Dieſes Volk ehrt mich nur mit ſeinen Lippen, ſein Herz iſt aber weit von mir entfernt. Matth. 15, 7.

Verboten wird im zweiten Gebote Alles, was dem Glauben, der Hoffnung und der Liebe widerſpricht, wie an ſeinem Orte gezeigt iſt; dann auch, was der äußern Verehrung Gottes entgegen iſt, wie Abgötterei, Sakrilegium und Aberglauben.

Durch die Abgötterei wird die höchſte Ehre, welche Gott allein gebührt, einem Geſchöpfe zugewendet. Wie aber die wahre Anbetung innerlich und äußerlich iſt, ſo kann auch die Abgötterei

innerlich und äußerlich ſein. Die innere Abgötterei beſteht darin, daß man den Glauben, das Vertrauen und die Liebe, welche man Gott ſchuldig iſt, auf ein Geſchöpf überträgt. In dieſem Sinne treibt ein Jeder Abgötterei, dem etwas theuerer iſt, als Gott. Daher nennt der Apoſtel den Geiz, die Schwelgerei einen Götzendienſt. Die äußere Abgötterei aber beſteht darin, daß man den Gott allein gebührenden Cult irgend einem Geſchöpfe erweiſet, wie die Heiden thun.

Unter Sakrilegium verſteht man die Entweihung einer heiligen oder Gott geweihten Sache. Dahin gehören kirchliche und andere Gott gewidmete Perſonen; heilige Orte, wie Kirchen, Gottesäcker, Klöſter; die Sakramente, die Gebete und Ceremonien der Kirche; die Güter und Einkünfte derſelben; dann auch Alles, was zum Gottesdienſte beſtimmt und durch eine beſondere Weihe geheiliget iſt, wie die heiligen Oele, Altäre, Bilder, heiligen Gefäſſe und Kleider. Wer die genannten Perſonen und Sachen profanirt, ſündiget gegen das erſte Gebot Gottes.

Der Aberglaube beſteht entweder in einer ungebührenden und überflüſſigen, gottesdienſtlichen Uebung, oder in einer unnützen, eitlen oder gar gefährlichen Andacht. Man kann auf vierfache Art Aberglauben treiben, nämlich:

a) Wenn man bei der äußern Verehrung Gottes eitle und überflüſſige, von Gott verbotene und von der Kirche nicht gebilligte Gebräuche beobachtet.

b) Wenn man einem Geſchöpfe eine Ehre erweiſet, wie ſie nur Gott gebührt, wodurch man nach Umſtänden ſelbſt in Abgötterei verfallen kann.

c) Wenn man von gewiſſen Dingen eine Kraft erwartet, welche dieſe weder vermöge ihrer natürlichen Beſchaffenheit, noch durch die Weihe der Kirche haben können.

d) Wenn man verborgene und zukünftige Dinge durch gewiſſe Mittel oder gar durch einen Bund mit dem Teufel erfahren will. (Ausführlich iſt vom Aberglauben gehandelt B. 1. S. 1—26.)

„Du ſollſt dir kein Bild machen“ u. ſ. w. Gott verbietet den Iſraeliten, daß ſie ſich ein Bild oder eine Vorſtellung von ihm machen, um es anzubeten; er verbietet ihnen eigentlich die Götzenbilder. Da ihnen Gott noch nicht körperlich erſchienen war,

ſo hätten ſie ſich ohnehin keine würdige Vorſtellung von ihm machen können; ſie hätten mehr oder weniger der Bilder der Heiden ſich bedienen müſſen, und die Gefahr, dieſe Bilder und Vorſtellungen für Gottheiten zu halten und als ſolche anzubeten, wäre daher um ſo größer geweſen, je roher und ſinnlicher das Volk der Iſraeliten war. Gerade aber dieſes war der Zweck des Gebotes, das Volk vom Götzendienſte zu bewahren. Daran hielten ſich auch die Juden genau bis in die ſpäteſten Zeiten herab; ſie ließen in ihrem Tempel nie Bilder zu. Als daher Pilatus und Petronius, die Vorgeſetzten des Landes, es verſuchten, Bildniſſe der Kaiſer Tiberius und Caligula in den Tempel einzuführen, widerſtunden die Juden bis zum Tode. Lächerlich iſt es, wenn die Proteſtanten unter Berufung auf das erſte Gebot noch heutigen Tags religiöſe Bilder verbannt wiſſen wollen, und wenn ſie die Verehrung, welche die katholiſche Kirche den Bildern und Reliquien der Heiligen erweiſet, als Abgötterei bezeichnen. Die katholiſche Kirche iſt weit entfernt, den Bildern der Heiligen oder einem Partikel vom Kreuze eine göttliche Verehrung zu erweiſen; ſie ſind ihr nur Erinnerungen und Vorſtellungen von Gott und den Heiligen, und ſichtbare Mittel, um zu dem aufzuſteigen im Geiſte, der durch das Bild vorgeſtellt wird. Daher ſagt ſchon der heilige Ambroſius von der Kaiſerin Helena: „Sie hat das wahre Kreuz gefunden; ſie hat Jeſum daran angebetet, nicht aber das Holz; denn Holz anbeten, iſt der heidniſchen Gottloſigkeit eigen; ſie hat aber am Kreuze denjenigen angebetet, der daran gehangen.“ — In dieſer Weiſe verehrt die Kirche noch heutigen Tages die Bilder Chriſti und der Heiligen. Einem vernünftigen Proteſtanten fällt es auch nicht mehr ein, die Katholiken der Bilderverehrung wegen der Abgötterei zu beſchuldigen. Auch hat Gott nicht an und für ſich es verboten, ein Bild oder eine Vorſtellung vom himmliſchen Weſen zu machen, ſondern nur, es in der Abſicht zu machen, um es anzubeten. Hätte er jedes Bild überhaupts verboten, ſo wäre er mit ſich ſelbſt in Widerſpruch gekommen, da er einige Tage nach der Geſetzgebung auf Sinai dem Moſes befiehlt, auf den Tabernakel die Bilder zweier Cherubime zu ſtellen, welche die Arche mit ihren Flttigen bedecken ſollen. (Mehr davon beim Artikel „Heilige“.)

„Ich bin der Herr, dein Gott, ein ſtarker und eifernder Gott.“

Der Herr nennt ſich einen eifernden Gott, um damit anzudeuten, wie ſehr er nach unſerm Gehorſame verlangt, und wie ſehr ihn eine Uebertretung von unſerer Seite erzürnt. Er bezeichnet ſein Verhältniß zu ſeinem Volke unter dem Bilde einer geiſtigen Ehe. Wie nun der Gemahl auf das Höchſte aufgebracht wird durch den Treuebruch ſeiner Gattin; ſo, will Gott ſagen, wird auch er durch Nichts mehr gereizt, als den Ungehorſam von Seite ſeines Volkes.

„Der die Miſſethaten der Väter an den Kindern ſtraft, bis in's dritte und vierte Geſchlecht, bei denen, die mich haſſen.“ Gott ſtraft die Sünde nicht immer ſogleich, und ſo viel, als ſie es verdiente; er wartet oft, bis das Maß der Sünden voll iſt. Daher heißt es: Ihr machet voll das Maß (der Sünden) euerer Väter. Matth. 23, 32. Wenn nun das Maß voll iſt, dann entbrennt der Zorn Gottes oft plötzlich, und mit einem Male läßt er ſeine Strafgerichte hereinbrechen. Die Strafe würde aber nicht ſo groß ſein, wenn nicht die Sünden der Eltern und Voreltern vorausgegangen wären. Dabei müſſen oft auch Unſchuldige mitleiden; unſchuldig ſind ſie nämlich an jenen Miſſethaten, um welcher willen die Strafgerichte hereinbrechen; aber weil ſie in andern Dingen ſchuldig ſind, und ſie durch geduldiges Leiden der nicht verdienten Strafen ihre durch andere Sünden ſich zugezogene Strafen abbüßen, ſo geſchieht ihnen nichts weniger als unrecht, ſondern es iſt ihnen nur eine erwünſchte Gelegenheit, ihr Heil zu wirken, gegeben. In dieſem Sinne ſtraft Gott die Sünden der Eltern an den Kindern bis in's dritte und vierte Glied, d. h. bei der Nachkommenſchaft überhaupts. Man muß aber dabei nicht meinen, daß in Folge deſſen die Eltern ſelbſt ſtraflos ausgehen. Es iſt nur von den Uebeln dieſes Lebens die Rede; dieſe werden oft über die Kinder wegen der Schuld ihrer Eltern verhängt; was aber die Strafe der Seele, und vorzüglich in der Ewigkeit betrifft, ſo muß da ein Jeder für ſeine eigenen Sünden einſtehen, und wird auch ein Jeder nach dem Maße ſeiner Miſſethaten beſtraft. Darauf beziehen ſich die Worte des Propheten Ezechiel: „Das Kind ſoll die Bosheit ſeines Vaters nicht tragen, ſondern für ſein eigenes Verbrechen beſtraft werden.“

Gott ſetzt aber auch hinzu: „Und der Barmherzigkeit thut bis in's tauſende Glied bei denen, die mich lieben und meine Gebote halten.“ In der That zeigt ſich der Segen frommer Voreltern oft

augenſcheinlich noch bei der ſpäteſten Nachkommenſchaft. Es iſt auch nicht zu überſehen, daß Gott mit dem Fluche nur bis in's dritte und vierte Geſchlecht droht, Segen aber bis in das tauſendſte Glied verheißt. So iſt es der wahren Größe eigen, ſie gibt viel lieber, als daß ſie empfängt. Daher iſt auch Gott im Geben reicher, als im Strafen. Iſt gleichwohl ſeine Gerechtigkeit eben ſo groß, als ſeine Barmherzigkeit, ſo macht es ihm doch Freude, dieſe im reichlichern Maße zu zeigen. Er will, wie es auch in einem Kirchengebete heißt, ſeine Größe vorzüglich im Erbarmen an den Tag legen.

II. Du ſollſt den Namen des Herrn, deines Gottes, nicht eitel nennen; denn der Herr wird den nicht für unſchuldig halten, der den Namen des Herrn, ſeines Gottes, vergeblich nennt.

Unter Name Gottes verſteht man hier nicht bloß, wie die Juden meinten, den Namen Jehova, ſondern einen jeden Namen, der auf Gott ſich bezieht, insbeſonders den heiligen Namen Jeſus, ja dieſer Name iſt ſelbſt noch heiliger, als der Name Gottes: denn Gott bezeichnet den Schöpfer, Jeſus aber deutet den Erlöſer und Heiland an. Eben ſo kurz als erſchöpfend ſtellt Theodoret den Sinn dieſes Gebotes dar, wenn er ſagt: Der Befehl, du ſollſt den Namen des Herrn nicht eitel nennen, verbietet, nicht nur die Heiligkeit des Namens zu verletzen durch Schwören ohne Noth, oder auch das Falſch-Schwören und Gotteslästern, ſondern unterſagt überhaupts dieſen ſo heiligen Namen auf eine unanſtändige, ſcherzende und unbeſcheidene Weiſe auszuſprechen, wodurch, wie es immer geſchehen mag, die tiefe Ehrfurcht, welche man dem Namen und der Majeſtät Gottes ſchuldig iſt, verletzt wird. (In Exod. quaest.)

Um näher auf dieſes Gebot einzugehen, ſo befiehlt es die Heiligung des Namens Gottes, und verbietet die Entheiligung desſelben.

Geheiliget wird der Name Gottes vorzüglich:

a) Durch gottesfürchtige Reden, und vorzüglich durch das Gebet, von welch letzterm B. VII. S. 379 et seq. gehandelt iſt.

b) Durch Gelübde. cf. B. VIII. S. 329 u. folg.

c) Durch den Eid. cf. B. V. S. 226 u. folg.

Entehrt wird der Name Gottes vorzüglich:

a) Durch nutzloſes Betheuern und eitles Schwören. cf. B. V. S. 257—260.

b) Durch Meineid. cf. B. V. S. 267 u. folg.

c) Durch Fluchen und Gotteslästern. cf. B. VI. S. 550—573.

Wie dem erſten Gebote hat Gott auch dem zweiten eine Drohung beigefügt: „Der Herr wird den nicht für unſchuldig (ſtraflos) halten, der den Namen des Herrn, ſeines Gottes, vergeblich nennt.“ Gott fügte aber entweder wegen der Schwere des Gebotes die Drohung bei, oder um dadurch deſto mehr von der Uebertretung desſelben zurückzuſchrecken. Es fehlt auch in der heiligen Schrift nicht an abſchreckenden Beiſpielen, wie Gott die ſtraft, welche ſeinen Namen entheiligen. So wurde wegen des Meineides des Königs Sedechias Jeruſalem und ganz Judäa verwüſtet. 4. Kön. 24. Ferners befiehlt Gott, man ſolle einen, der läſtert, ſteinigen. Levit 24. Auch der heilige Paulus übergibt die, welche läſtern, dem Satan. 1. Timoth. 1.

III. Gedenke, daß du den Sabbat heiligeſt. Sechs Tage ſollſt du arbeiten, und all deine Geſchäfte thun; aber am ſiebenten Tage iſt der Sabbat des Herrn, deines Gottes; an demſelben ſollſt du kein Geſchäft thun, weder du, noch dein Sohn, noch deine Tochter, noch dein Knecht, noch deine Magd, noch dein Vieh, noch der Ankömmling, der inner deinen Thoren iſt. Denn in ſechs Tagen hat der Herr Himmel und Erde gemacht, und das Meer, und Alles, was darin iſt, aber am ſiebenten Tage ruhte er; darum ſegnete Gott den Sabbat und heiligte ihn.

In ſo ferne dieſes Gebot einen Theil der Zeit dem ausſchließlichen Dienſte Gottes widmet, iſt es ein natürliches Geſetz, indem die Natur ſelbſt ſolches verlangt; in ſo ferne es aber den ſiebenten Tag, oder den Sabbat dazu beſtimmt, iſt es ein Ceremonialgeſetz, und daher im neuen Bunde abgeſchafft. Der Sabbat iſt der Ruhetag, weil an dieſem Tage Gott zu ſchaffen aufhörte. Geiſtiger Weiſe iſt damit auf die Ruhe Jeſu Chriſti hingewieſen, der an dieſem Tage auch von ſeinem Werke ausruhte, indem er im Grabe lag.

Durch die Einſetzung des Sabbat ſollten die Juden fortwährend an die Schöpfung, dann auch an ihre Befreiung aus Aegypten

erinnert werden; ſodann ſollte ihnen der Sabbat ein beſonderes Zeichen ihrer Auserwählung ſein, und endlich war es auch geziemend, daß es einen Tag gäbe, an welchem man von ſeinen Arbeiten ausruhte. Daß hiezu gerade der ſiebente Tag gewählt wurde, darf um ſo weniger auffallen, als die Zahl ſieben überhaupts eine heilige und geheimnißvolle iſt, und daher für Gott ſich auch am meiſten geziemte.

Gott ſprach: „Gedenke, daß du den Sabbat heiligeſt.“ Mit dem Worte „gedenke“ — wollte der Herr beſondere Aufmerkſamkeit rege machen. Es iſt, als hätte er geſagt: Vergiß in deinen zeitlichen Geſchäften meines Sabbats nicht; es ſeien dir die vielen Arbeiten, welche du haſt, kein Grund, ſeine Ruhe zu ſtören.

Die Juden hielten den Sabbat ſehr ſtrenge; es war ihnen nicht erlaubt, das Mindeſte zu thun; ſie durften an dieſem Tage nicht einmal Speiſen kochen, ja ſelbſt kein Feuer anzünden. Auch ihre Knechte und Mägde mußten ſie am Sabbate der Arbeiten entheben, ſelbſt wenn dieſe keine Iſraeliten waren. Deßgleichen mußten Fremde im Judenlande den Sabbat halten; und ſelbſt das Vieh durfte an dieſem Tage zu keiner Arbeit benützt werden, auf daß durch kein Geräuſch die Ruhe des Sabbats geſtört würde.

An die Stelle des Sabbats iſt im Chriſtenthume der Sonntag getreten; die Gründe hiefür ſind näher angegeben B. VI. S. 354—358.

Wie der Sonntag zu feiern iſt, findet ſich erörtert B. VI. S. 358—361; ferners S. 374—410.

IV. Ehre deinen Vater und deine Mutter, auf daß du lange lebeſt im Lande, welches der Herr, dein Gott, dir geben wird.

Nach Gott werden im Dekalog ſogleich die Eltern geſetzt, weil ſie auf Erden Gottes Stelle vertreten.

Dieſem Gebote hat Gott die Verheißung beigefügt: „Auf daß du lange lebeſt.“ Dieſe Verheißung geht zunächſt auf das irdiſche Leben. Schon die Heiden hatten davon eine Ahnung und glaubten, daß guten Kindern die Götter ein langes Leben beſcheeren. Es iſt dieſe Wahrheit in der That durch viele Beiſpiele beſtätiget. Kinder, welche ihre Eltern ehren, verdienen auch dieſen Lohn, weil ſie ſich dadurch erſt des Lebens recht wahrhaft würdig machen.

Sterben aber ſolche auch in der Jugend, ſo kann man dennoch von ihnen ſagen, daß ſie lange gelebt haben, weil ſie ihre Lebensaufgabe erfüllt haben. Denn es kömmt nicht darauf an, wie lange, ſondern wie gut man lebte. Noch mehr iſt alſo hier das Leben in der Ewigkeit bezeichnet, welches David die Länge der Tage nennt. Auch dieſes unvergängliche Leben im Himmel, der ſo recht wahrhaft das Land iſt, welches Gott den Seinigen gibt, wird guten Kindern zu Theil werden.

Das vierte Gebot enthält überhaupts alle Pflichten der Untergebenen gegen ihre Vorgeſetzten, und die Pflichten dieſer gegen jene. Die Eltern allein werden aber nur erwähnt, weil im Worte Eltern alle übrigen Vorgeſetzten enthalten ſind, und angedeutet ſein ſoll, daß alle Vorgeſetzten ihre Untergebene wie Kinder lieben, und die Untergebenen ihre Vorgeſetzten wie Eltern ehren und hochſchätzen ſollen. Unter dem Worte: „Vater und Mutter“ werden alſo im vierten Gebote nicht bloß die leiblichen Eltern, ſondern auch die Pflegeeltern, dann die geiſtigen Väter, wie Beichtväter, Taufpathen ꝛc., ſodann auch alle geiſtlichen und weltlichen Obrigkeiten, ferners Herrſchaften und ſonſtige Vorgeſetzte; und unter dem Worte Kinder alle Untergebenen überhaupts verſtanden.

Die Kinder ſollen ihre Eltern ehren, lieben, ſie in wichtigen Dingen um Rath fragen; ihnen gehorchen; ihnen in leiblichen und geiſtigen Nöthen bereitwillig zu Hilfe kommen; ihre Schwachheiten geduldig ertragen, für ſie beten u. ſ. w. Im Falle aber die Eltern etwas befehlen würden, was gegen den göttlichen Willen wäre, dürften die Kinder nicht gehorchen. Denn hier gilt der Ausſpruch der heiligen Schrift: Man muß Gott mehr gehorchen, als dem Menſchen. Ausführlicher wird davon gehandelt werden beim Artikel „Kinder“.

Das gläubige Volk hat die Pflicht, ſeine geiſtlichen Vorſteher zu lieben und zu ehren, ihnen zu gehorchen, ihre öffentlichen und geheimen Ermahnungen zu befolgen, für ſie zu beten, und ihnen das zum Lebensunterhalt Nothwendige zu reichen. Auch den weltlichen Obrigkeiten müſſen die im Unterthanverbande Stehenden Unterwürfigkeit und Gehorſam erweiſen; ſie müſſen die geſetzlichen Abgaben entrichten, für ſie Gebete darbringen u. ſ. w. Ausführlicher beim Artikel „Obrigkeit“.

Die Pflichten der Dienſtboten ſind B. IV. S. 266—340. erörtert, und jene der Herrſchaften werden bei dieſem Artikel zur Abhandlung kommen.

Von den Pflichten der Eltern haben wir gehandelt B. V. S. 447 u. folg.; von den Pflichten der übrigen Vorgeſetzten wird beim Artikel „Obrigkeit" die Rede ſein.

V. Du ſollſt nicht tödten.

Dieſes Gebot verbietet:

a) Jemanden zu tödten. Es iſt hier von Perſonen die Rede; denn Thiere darf man, je nach dem es das Bedürfniß erfordert, tödten. Auch kann es Fälle geben, wo es erlaubt iſt, dem Nächſten das Leben zu nehmen. Dieſes darf in einem gerechten Kriege geſchehen. Deßgleichen hat die rechtmäſſige Obrigkeit das Recht, den Miſſethäter nach den beſtehenden Geſetzen hinzurichten. Denn ihr Anſehen, ſagt der heilige Auguſtin, iſt Gottes Anſehen und wenn ſie das Leben nimmt, ſo iſt es Gott ſelbſt, der durch ſie es thut. Wie es aber, die genannten zwei Fälle ausgenommen, nicht erlaubt iſt, den Nächſten zu tödten, ſo iſt auch der Selbſtmord in allen Fällen verboten. Mehr hievon beim Artikel „Mord".

b) Jemanden überhaupts an ſeinem Leben oder ſeiner Geſundheit zu beſchädigen. Dieß kann unter Andern durch Verwundung geſchehen, oder durch eine andere ungerechte oder liebloſe Behandlung, wodurch die Geſundheit des Nächſten untergraben wird. Ein Solcher iſt nicht nur ſchuldig, die Kurkoſten zu bezahlen, ſondern auch ſonſt dem Beſchädigten und ſeinen Angehörigen möglichſten Erſatz zu leiſten. Sieh B. 4. S. 256 u. 257.

Iſt durch das fünfte Gebot der leibliche Mord verboten, ſo iſt durch dasſelbe noch mehr die Tödtung oder Beſchädigung der Seele verboten; denn die Seele iſt noch viel mehr werth, als der Leib. Dieſes aber geſchieht durch Aergerniß, durch böſes Beiſpiel und Verführung. Wer auf ſolche Weiſe den Nächſten der Seele nach getödtet oder verwundet hat, muß ſich alle Mühe geben, den Verführten wieder auf beſſere Wege zu bringen. Man kann hier die Artikel „Aergerniß" und „Beiſpiel böſes" in ſo ferne ſie hieher einſchlagen, vergleichen.

Das fünfte Gebot gebietet: Dem Nächſten alles das thun, was ſeinem leiblichen und geiſtigen Wohle wahrhaft zuträglich iſt,

also ihn lieben, mit ihm in Frieden leben, ihn zum Guten ermuntern; dann vor leiblichen und geistigen Gefahren ihn warnen; in wirklichen Lebensgefahren ihm beispringen, in Krankheiten ihm Pflege angedeihen lassen u. s. w.

VI. Du sollst nicht ehebrechen.

In diesem Gebote verbietet Gott Alles, was wider die Keuschheit ist, als: Hurerei, Ehebruch, Blutschande, Bestialität, sodomitische Sünde, Selbstbefleckung und dergleichen; ferners auch das, was die Sünde der Unlauterkeit weckt und nährt, wie z. B. unreine Küsse, vertrauter Umgang mit Personen des andern Geschlechtes, sogenannte Bekanntschaften u. s. w.

Hingegen ist uns im sechsten Gebote befohlen, keusch und nüchtern zu leben, und alle Mittel zu ergreifen, die hiezu ersprießlich sind. Die Keuschheit kann übrigens eine dreifache sein, man unterscheidet eine Keuschheit der Jungfrauen, der Verheiratheten und der Wittwen. Ein Jeder ist verpflichtet, die Keuschheit seines Standes zu beobachten; die vorzüglichste Art der Keuschheit aber ist die des jungfräulichen Standes; nach dieser kömmt zunächst die der Wittwen.

Mittel, die Keuschheit zu bewahren, sind: Die Flucht vor jeder Gefahr; dann Gebet, häufiger Empfang der heiligen Sakramente, insbesonders auch Abtödtung des Fleisches und Verleugnung der Sinne. Mehr hievon beim Artikel „Keuschheit".

VII. Du sollst nicht stehlen.

In diesem Gebote verbietet Gott, auf keine Art das Gut des Nächsten ungerechter Weise an sich zu bringen, oder an seinem Eigenthume ihm einen Schaden zuzufügen. Man kann dem Nächsten sein Gut auf dreifache Weise entziehen, nämlich durch Betrug, Diebstahl und Raub. Unter allen Sünden ist diese eine der häufigsten, und das Schlimmste dabei ist noch dieß, daß man sich daraus nicht einmal ein Gewissen macht, sondern seine Ungerechtigkeit beschöniget, und statt sich derselben zu schämen, sich vielmehr darüber rühmt. Wie oft nennt man den schändlichsten Betrug nur einen klugen Geschäftsvortheil!

Dieses Gebot übertreten also nicht bloß Diebe und Räuber, sondern auch:

a) Gattinen, Kinder und Dienstboten, indem sie sich gegen Wissen und Willen des Hausvaters Manches beilegen.

b) Kauf- und Handelsleute, wenn ſie unrichtiges Maß und Gewicht führen, die Waaren verfälſchen, zu theuer verkaufen, oder ſonſt den Nächſten übervortheilen.

c) Richter und obrigkeitliche Perſonen, wenn ſie der Beſtechung zugänglich ſind und die Proceſſe nach der Größe des Geſchenkes entſcheiden; wenn ſie Wucherer und andere Betrüger ungeahndet ihr Geſchäft zum Schaden der Untergebenen forttreiben laſſen; wenn ſie die öffentlichen Kaſſen angreifen, oder wenn dieſes durch ihre Saumſeligkeit von ihren Untergebenen geſchieht.

d) Proceßführende Parteien, und ſolche, die dabei betheiliget ſind, wie Advokaten, Prokuratoren, wenn ſie ungerechten Streit beginnen oder durch ſchlechte Mittel ihn zu gewinnen ſuchen.

e) Arbeiter und Taglöhner, wenn ſie zu hohen Lohn fordern, ihre Arbeit nachläſſig verrichten, oder ihrem Brodherrn irgend etwas ungerechter Weiſe entziehen.

f) Geldverleiher und ſogenannte Geſchäftsleute, wenn ſie zu hohe Zinſen fordern, oder durch andere unbillige Bedingniſſe ihren Mitmenſchen drücken; wenn ſie das ihnen anvertraute Gut ihres Nächſten nicht zu gehöriger Zeit zurückſtellen.

g) Herrſchaften, die ihren Dienſtboten den Lohn verkürzen; und Unterthanen, die ihre Abgaben nicht entrichten; auch Schuldner, die ihre Schulden nicht abtragen.

h) Diejenigen, welche ein gefundenes Gut behalten, ungeachtet ſie den Eigenthümer wiſſen, oder ſich keine Mühe geben, ihn ausfindig zu machen.

i) Diejenigen, welche oft aus bloßem Muthwillen den Nächſten beſchädigen, z. B. ſeine Saatfelder zuſammentreten, ihm Bäume abhauen ꝛc.

k) Die, welche zur Beſchädigung des Nächſten auf was immer für eine Weiſe mitwirken, z. B. Dieben Unterſchluf geben, das Geſtohlene ihnen abkaufen u. ſ. w.

l) Die, welche die geſchloſſenen Verträge zum Nachtheil ihres Nebenmenſchen brechen.

m) Die, welche den angerichteten Schaden, ungeachtet ſie könnten, nicht wieder erſetzen wollen.

Das ſiebente Gebot macht uns Gerechtigkeit gegen den Nächſten zu üben zur ſtrengen Pflicht. Daher ſollen wir jedem das

Seine geben und laſſen; wir ſollen den Nächſten vor Schaden warnen und jeden Nachtheil von ſeinen Gütern, ſo weit es uns möglich iſt, gerne abwenden; wir ſollen ihm freie Bewegung in ſeiner Geſchäftsſphäre laſſen und ſeinem Wohiſtande nach Thunlichkeit förderlich ſein; wir ſollen auch ſeinen Nöthen gerne abhelfen. Sieh den Artikel „Dieb". B. IV. S. 153 et seq.

VIII. Du ſoliſt kein falſches Zeugniß geben wider deinen Nächſten.

Dieſes Gebot unterſagt, den Nächſten mit Worten zu verletzen. Solches kann geſchehen:

a) Durch falſches Zeugniß. Darunter verſteht man im Allgemeinen Alles, was wider den Nächſten gegen die Wahrheit ausgeſagt wird, ſei es vor Gericht oder außer Gericht; im engern Sinne aber pflegt man nur eine falſche Ausſage wider den Nächſten vor Gericht ein falſches Zeugniß zu nennen. Dieß iſt eine ſchwere Sünde, von der die heilige Schrift ſelbſt ſagt, daß ſie nicht unbeſtraft bleiben wird. Sprüchw. 19, 5. Wer falſches Zeugniß gegeben hat, iſt ſchuldig, dem Nächſten allen Schaden zu erſetzen, den er ihm an ſeiner Ehre oder ſeinen übrigen Gütern zugefügt hat; und wenn ihm dieſes nicht möglich iſt, muß er ſich wenigſtens als Lügner bekennen.

b) Die Lüge. Wer gegen ſeine innere Ueberzeugung in der Abſicht zu täuſchen, ſpricht, der lügt. Wie ſehr Gott die Lüge haßt, beweiſet der Vorfall des Ananias und der Saphira. Auch leſen wir von der Strafe für die Lüge: „Allen Lügnern wird ihr Antheil werden im Pfuhle, der mit Feuer und Schwefel brennt." Apokal. 21, 8. Daher darf man nie lügen, auch dann nicht, wenn dadurch ein Schaden verhütet oder etwas Gutes bewirkt würde; auch ſogenannte Scherz- und Nothlügen ſoll man ſich nicht angewöhnen. cf. unten den Artikel „Lüge".

c) Verleumdung. Darunter verſteht man eine Rede, ſie geſchehe mündlich oder ſchriftlich, wodurch der Nächſte an ſeiner Ehre angegriffen oder verletzt wird. Dieſe Sünde wird begangen: Wenn man dem Nächſten ein falſches Vergehen andichtet; wenn man ſeine wahren Fehler vergrößert; wenn man ohne Noth dieſelben offenbart; wenn man fremde Thaten oder Worte falſch auslegt und ſie verdächtiget; wenn man die löblichen Handlungen des Nächſten

herabſetzt und ihnen die verdiente Anerkennung verſagt. Daß die Verleumdung eine große Sünde iſt, folgt ſchon daraus, weil der Apoſtel ſagt: Verleumder werden das Reich Gottes nicht beſitzen. 1. Corinth. 6, 10. Aber ſchon das bloße Anhören der Verleumdung iſt unrecht; man ſoll ſolchen Läſterzungen Stillſchweigen auflegen, und wo dieſes nicht möglich iſt, doch ſein Mißfallen an ihren Reden zu erkennen geben. Wer übrigens verleumdet hat, iſt ſchuldig, dem Nächſten die verletzte Ehre wieder zurück zu ſtellen, was oft eine ſchwierige Arbeit iſt. Sieh den Artikel „Verleumdung".

d) Schmeichelei. Der Schmeichelei macht ſich derjenige ſchuldig, der entweder Fehler an ſeinem Nächſten lobt, oder ſein Verdienſt übertreibt. Auch dieſes iſt eine Sünde; denn es iſt eine Art Lüge. Auch geht dadurch dem Nächſten ein Schaden zu; denn gewöhnlich wird ſeine Eitelkeit genährt.

e) Vermeſſenes Urtheil und falſcher Argwohn. Wer ohne hinlänglichen Grund bei ſeinem Nächſten Böſes muthmaßt, verfällt in die Sünde eines freventlichen Argwohnes, und wer nicht nur die Rechtſchaffenheit eines Andern bezweifelt, ſondern ihm auch böſe Abſichten beilegt und ſündhafte Handlungen unterſchiebt, urtheilt vermeſſen. Die heilige Schrift verbietet Solches mit allem Nachdruck: „Richtet nicht, damit auch ihr nicht gerichtet werdet." Luk. 6, 37. So auch der heilige Matthäus 7, 1. Und der heilige Paulus: „Du biſt unentſchuldbar, o Menſch, wenn du richteſt; denn worin du den Nächſten richteſt, verurtheilſt du dich ſelbſt." Röm. 11, 1.

Das achte Gebot befiehlt: Daß wir die Wahrheit lieben, und ſie auch in unſerm Herzen und in unſerm Munde haben; daß wir immer und überall der Wahrheit gemäß Zeugniß geben, und daß wir das Thun und Laſſen unſerer Nächſten allzeit von der beßt möglichen Seite auslegen.

IX. Du ſollſt nicht begehren deines Nächſten Frau.

Gott verbietet die Begierlichkeit durch ein eigenes Gebot, weil man hätte glauben können, im ſechsten Gebote: „Du ſollſt nicht ehebrechen," — und im ſiebenten: „Du ſollſt nicht ſtehlen," — wäre nur die äußere Handlung unterſagt; auf die Gedanken käme es dabei nicht an. Wirklich ſcheinen die Juden zur Zeit Chriſti dieſen Irrthum gehegt zu haben. Daher wirft ihnen der

Heiland auch vor, daß ſie nur das Aeußere reinigen. Weislich verbietet Gott auch das Verlangen nach etwas Sündhaften; denn dadurch wird ſchon das Herz mit einem peſtartigen Hauche erfüllt, der es vergiftet. Iſt aber das Herz einmal verunreiniget, ſo wird auch die unreine Handlung bald nachfolgen. Die böſen Gedanken ſind gleichſam der Saame zu böſen Werken. cf. den Artikel „Begierde" B. II. S. 146 u. folg., und „Gedanken" B. VIII. S. 3 u. folg.

Im neunten Gebote verbietet Gott demnach alle Gedanken und Begierden, welche gegen das ſechste Gebot laufen. Der Gedanke iſt die aufmerkſame Hinrichtung des Geiſtes auf irgend einen Gegenſtand; bei der Begierde iſt aber auch der Wille thätig, der nach irgend einem Dinge verlangt. Daher kömmt es, daß der Gedanke nicht immer, die Begierde aber jedes Mal eine Sünde iſt, weil letztere den böſen Willen in ſich ſchließt. Es iſt unſere Pflicht, gegen die böſen Gedanken zu ſtreiten und ſie auszuſchlagen; dieſes iſt auch im neunten Gebote befohlen.

X. Du ſollſt nicht begehren deines Nächſten Haus, noch ſeinen Knecht, noch ſeine Magd, noch ſeinen Ochſen, noch ſeinen Eſel, noch Alles, was ſein iſt.

In dieſem Gebote verbietet Gott jedes unordentliche Verlangen nach fremden Eigenthum, und zwar in der Abſicht, daß ſich Jemand zum Schaden des Nächſten in den Beſitz zeitlicher Güter ſetzen will. Demnach würden gegen dieſes Gebot ſich verſündigen: Landleute, die ſich einen Mißwachs wünſchen, um ihr vorhandenes Getreide theuerer abzuſetzen; Kinder, die ihren Eltern den Tod wünſchen, um in den Beſitz ihrer Güter zu kommen; Aerzte, die an ihren Orten den Ausbruch anſteckender Krankheiten wünſchen, um mehr ſich zu verdienen u. ſ. w. Dieſes Gebot befiehlt uns hingegen, unſer Verlangen nach zeitlichen Gütern überhaupts zu mäſſigen; denn wer zu heftig darnach verlangt, kömmt leicht in Verſuchung, dieſelben ſich auch durch ungerechte Mittel zu wünſchen.

40. Kurze Erklärung der Kirchengebote.

Die Kirche kann beſondere Gebote und Verordnungen geben; denn ſie hat die Gewalt hiezu von Chriſtus erhalten. Auch muß ihr ſchon als Societät das Recht zuſtehen, durch zweckdienliche Vor-

ſchriften ihren Haushalt zu ordnen, und jene, welche ihrem Verbande angehören, durch Geſetze zu verpflichten. Eben deßwegen ſind alle Gläubige ſchuldig, die Kirche, wenn ſie etwas gebietet, zu hören und ihr zu folgen. Das Recht zu befehlen auf der einen Seite, fordert die Pflicht des Gehorſams auf der andern. Jeſus ſelbſt ſagt: Wenn Einer die Kirche nicht hört, ſo ſei er dir, wie ein Heide und Publikan. Matth. 18, 17.

Auf die Frage, wem in der Kirche das Recht zuſteht, Gebote zu geben, lautet die Antwort: den Hirten der Kirche; denn dieſe hat der Herr geſetzt, dieſelbe zu regieren. Dieſe Hirten ſind die Biſchöfe. Von ihnen ſagt der Heiland: Wer euch hört, der hört mich; wer aber euch verachtet, der verachtet mich. Luk. 10, 16. Und der heilige Paulus: Habet Acht auf euch und auf die ganze Heerde, über welche der heilige Geiſt euch als Biſchöfe geſetzt hat, die Kirche Gottes zu regieren. Apoſtelg. 20, 28. Sind die Hirten von Gott zu Regenten in der Kirche beſtellt, ſo iſt ihnen nothwendig die Macht verliehen, Geſetze zu geben, da es ohne Geſetze keine Regierung, und ohne Regierung keine Ordnung geben kann. Und da nach Chriſti Wort: Wer euch höret, hört mich, — durch die Hirten der Kirche der Herr ſelbſt redet, ſo iſt es unſere Pflicht, darauf zu achten und ihnen zu gehorchen. Es gilt auch, was der Apoſtel ſagt: Gehorchet euern Vorgeſetzten und unterwerfet euch denſelben; denn ſie wachen als die, welche für euere Seelen Rechenſchaft geben müſſen. Hebr. 13, 17.

Wir haben auch Beweiſe in der heiligen Schrift, daß die Apoſtel neue Geſetze für die Kirche gegeben haben; denn im erſten Concilium zu Jeruſalem erklären ſie: Es hat dem heiligen Geiſte und uns gefallen, euch weiter keine Laſt aufzulegen, als dieſe nothwendigen Stücke: Daß ihr euch enthaltet der Götzenopfer, des Blutes, des Erſtickten und der Hurerei. Apoſtelg. 15, 28 u. 29. Aus dieſem Beſchluſſe geht zugleich hervor, daß, was die Kirche gebietet, vom heiligen Geiſte ſelbſt befohlen wird. Die Kirche hat auch immer das Recht ausgeübt, Geſetze zu geben.

Da die Kirche als geſetzgebende Gewalt von Gott ſelbſt autoriſirt iſt, ſo iſt es eine ſchwere Sünde, ihre Gebote nicht zu achten. Dieß bekräftiget der Heiland ſelbſt, indem er Einen, der die Kirche nicht hört, einen Heiden und Publikan (öffentlichen Sünder) nennt.

Es gibt sehr viele Gesetze oder Kanonen der Kirche; es werden aber unter denen, die vorzüglich das Volk angehen, und daher auch in die Katechismen aufgenommen werden, seit dem Concilium von Trient insbesonders fünf ausgeschieden. Ihr Inhalt ist bekannt, und wird von uns auch unten einzeln angegeben und erörtert. Hier bemerken wir nur noch, daß in einigen Diözesen das fünfte Gebot: „Du sollst zur verbotenen Zeit keine Hochzeit halten" — fehlt, und dafür das vorhergehende in zwei zerlegt ist. Der Cardinal Bellarmin fügt auch das Gebot vom Zehent hinzu.

Ihrem Wesen nach enthalten die fünf Kirchengebote nur eine weitere Ausführung und nähere Bestimmung der Gebote Gottes, besonders mit Rücksicht auf die Zeit, wann wir denselben genügen sollen. So ist das erste und zweite Kirchengebot nur eine auf apostolischer Ueberlieferung beruhende, weitere Anwendung des göttlichen Gebotes des Sabbats auf die christlichen Feiertage, indem das erste von den Kirchengeboten die Pflicht einschärft, die von der Kirche angeordneten Feiertage zu heiligen, das zweite aber die Anhörung der heiligen Messe als die Gott wohlgefälligste Handlung und würdigste Festfeier den Gläubigen zur Pflicht macht. Das dritte Kirchengebot, welches ebenfalls aus apostolischer Ueberlieferung hervorgegangen ist, bestimmt die Tage und Zeiten, so wie die Art und Weise des in den heiligen Schriften gebotenen und durch Christi Beispiel geheiligten Fastens; das vierte begegnet der Lauigkeit des christlichen Volkes in Bezug auf den Empfang der heiligen Sakramente der Buße und des Altars. Das fünfte endlich verbietet in ernsten Zeiten der Buße und frommer Uebungen profanen Lustbarkeiten zu huldigen. Wir lassen nun die Kirchengebote einzeln folgen.

I. Du sollst die gebotenen Feiertage halten.

Dieses Gebot fällt eigentlich mit dem dritten Gebote Gottes zusammen; doch ist das Kirchengebot umfangsreicher: denn es befiehlt nicht bloß den Sonntag, sondern auch die übrigen von der Kirche eingesetzten Fest- und Feiertage zu halten. Man hat sich, um die von der Kirche eingesetzten Feiertage zu bekämpfen, auf Exod. 20, 9. 10. berufen, wo Gott sagt: „Sechs Tage sollst du arbeiten und alle deine Werke thun; am siebenten Tage aber ist

der Sabbat des Herrn, deines Gottes, an dieſem ſollſt du keine Arbeit thun.“ Allein Gott hat hier nicht befohlen, daß es außer dem Sabbat keinen Feiertag geben könne, ſondern nur, daß wenigſtens der Sabbat immer nach ſechs Arbeitstagen gefeiert werden müſſe. Hatten ja die Iſraeliten ſelbſt außer dem Sabbat noch andere Feiertage; Moſes gibt mehre derſelben an, die oft im Laufe der Woche einfielen. Levit. 23. Die Synagoge hat ſpäter noch andere Feiertage zur Erinnerung an wichtige Ereigniſſe eingeſetzt, ſo z. B. das Feſt der Looſe unter Mardochäus, das Feſt der Kirchweihe unter den Machabäern. Um ſo mehr muß auch die vom heiligen Geiſte regierte Kirche das Recht haben, beſondere Feſte anzuordnen.

Einige der Feſttage, welche heut zu Tage die katholiſche Kirche begeht, ſtammen noch aus der apoſtoliſchen Zeit; andere ſind von der Kirche, d. h. von den Päpſten oder den Biſchöfen eingeſetzt worden, wobei dieſer Unterſchied ſtattfindet, daß ein vom Papſte angeordneter Feiertag auf die ganze Kirche Bezug hat; ein von einem Biſchofe eingeſetzter aber nur für die Gläubigen der einzelnen Diözeſe verbindlich iſt. Viele Feiertage jedoch, die urſprünglich nur für einzelne Diözeſen eingeſetzt wurden, ſind ſpäter von der ganzen Kirche angenommen worden. Auch ſolche Feiertage haben wir, die ihren erſten Urſprung einer frommen Uebung verdanken. Die von der rechtmäſſigen Kirchengewalt einmal anerkannten Feiertage müſſen ſo lange gehalten werden, bis ſie von derſelben wieder abgeſchafft werden. Dieß iſt wirklich bezüglich mehrer Feiertage im vorigen Jahrhunderte geſchehen. Solche abgewürdigte Feiertage zu halten, iſt insbeſonders für das Landvolk nicht gerathen, weil es nur Gelegenheit zum Müſſiggang und zu gar vielen argen Dingen gibt.

Die beſondern Feiertage hat die Kirche eingeſetzt zur Ehre Gottes und ſeiner Heiligen, und zur Erbauung der Gläubigen; denn Gott und die Heiligen ehren wir, wenn wir die vornehmſten Geheimniſſe der Religion mit Andacht erwägen, oder an den Feſten der Heiligen der Tugenden derſelben eingedenk ſind, und Gott für die Gnaden danken, die er ſeinen Heiligen erwieſen hat. Die Gläubigen aber werden aus all dieſem großen Nutzen ſchöpfen.

Die Feſte und Feiertage ſelbſt, welche in der Kirche außer

dem Sonntage geboten ſind, und ihre Bedeutung haben wir behandelt B. III. S. 539—668.

Wie die Feiertage zu heiligen ſind, enthält der Artikel „Feiertag" B. VI.

II. Du ſollſt an Sonn- und Feiertagen mit Andacht der heiligen Meſſe beiwohnen.

Dieſes Gebot beſteht ſeit den älteſten Zeiten. Schon die heilige Schrift ſagt, daß die Gläubigen am erſten Tage in der Woche zuſammenkamen. Bei ihren Zuſammenkünften wurde aber das heilige Opfer dargebracht. Der heilige Juſtin, der Martyrer, bezeugt, daß am Sonntage alle Gläubigen, ſie mochten in der Stadt oder auf dem Lande ſein, zuſammenkamen, heilige Leſung hielten und das göttliche Opfer darbrachten.

Die Kirche befiehlt, an Sonn- und Feiertagen der heiligen Meſſe beizuwohnen, weil an dieſen Tagen, die ganz dem Dienſte Gottes geweihet ſind, nichts Heiligeres und Nützlicheres gethan werden kann, als dieſes göttliche Opfer zu entrichten und ihm beizuwohnen. An dieſen Tagen ſoll ſich ja der Menſch ausſchließlich mit Gott und ſeinem Seelenheile beſchäftigen. Dieſes kann er durch Nichts beſſer, als durch die heilige Meſſe. Man ſoll aber dieſem Opfer mit Andacht beiwohnen, d. h. aufmerkſam und ehrerbietig; auch ſoll man möglichſt der Pfarrmeſſe beiwohnen. Die Kirche nimmt dieſes ſo ſtrenge, daß ſie in mehreren Concilien diejenigen ſogar mit der Exkommunikation belegte, welche ohne durch ein geſetzliches Hinderniß abgehalten zu ſein, drei Sonntage nacheinander von der pfarrlichen Meſſe hinwegblieben. Die geſetzlichen Hinderniſſe hat die Kirche zwar nicht näher beſtimmt; aber ohne Zweifel gehört unter dieſe z. B. Kränklichkeit, oder ſchlechte, beſchwerliche Wege, beſonders zur Winters- und Regenzeit, und wenn man zu einer benachbarten Kirche, die näher iſt, leichter kommen kann. Die Kirche hat bei dieſer Verordnung weiſe Abſichten. Sie will nämlich:

a) Daß alle Glieder einer jeden Pfarrkirche mit ihrem Hirten vereiniget, mit einander zugleich beten.

b) Daß alle Gläubigen der Auslegung des göttlichen Wortes, welche die Hirten bei der Pfarrmeſſe zu halten verpflichtet ſind, beiwohnen.

c) Daß ein jeder Hirt ſeine Schaafe kenne, über deren Heil er zu wachen ſchuldig iſt und über deren Seelen er einſtens Rechenſchaft abzulegen hat.

III. Du ſollſt die vierzigtägige Faſten, die vier Quatember und andere gebotene Faſttage halten, auch am Freitage und Samstage vom Fleiſcheſſen dich enthalten.

Dieſes Gebot verordnet, daß man die Faſttage nach Vorſchrift der Kirche beobachte. Um zu faſten muß man ſich vom Fleiſche der Landthiere und des Geflügels enthalten, und zur vierzigtägigen Faſtenzeit auch von Eiern, Milchſpeiſen und Käs, wenn nicht die Biſchöfe den Genuß dieſer Speiſen nachſehen, was bei uns in Deutſchland wirklich der Fall iſt. Die Enthaltung vom Fleiſche war von jeher das Charakteriſtiſche beim Faſten. Wir haben übrigens, was hier zu ſagen iſt, ausführlich beim Artikel „Faſten“ B. VI. S. 180—241. abgehandelt, und weiſen darauf zurück.

IV. Du ſollſt jährlich wenigſtens einmal deinem verordneten Prieſter beichten, und um die öſterliche Zeit das heilige Sakrament des Altars empfangen.

Gemäß dieſes Gebotes ſollen Alle, die zu den Jahren der Unterſcheidung gekommen ſind, wenigſtens einmal des Jahres ihre Sünden den ihnen verordneten Prieſtern beichten. Man nimmt an, daß diejenigen die Unterſcheidungsjahre erreicht haben, die einer Todſünde fähig ſind. Bezüglich der Beicht hat die Kirche eigentlich keine Zeit feſtgeſetzt; allein aus dem Umſtande, daß die Kommunion zur Oſterzeit ſtattfinden ſoll, verſteht ſich von ſelbſt, daß man zu dieſer Zeit auch zu beichten hat. Die eigentlich hier gemeinte öſterliche Zeit wäre die Woche vor und nach Oſtern; weil aber dieſe Zeit nicht für alle Gläubigen hinreichte, ihre Andacht zu verrichten, ſo wird ſie von den Biſchöfen gewöhnlich verlängert. Die Kirche hat für die Beicht nicht ſtrenge die Oſterzeit beſtimmt, weil Manche eine längere Vorbereitungs- und Bußzeit nothwendig haben, ſich zur Oſterkommunion würdig zu machen, und für Solche daher ſchon zu Anfang der Faſten oder noch frühee die Beicht heilſam iſt. Wenn aber die, welche eine längere Vorbereitung nöthig haben, um ſich der Oſterkommunion würdig zu machen,

dennoch mit den Uebrigen zur Osterzeit zur Beicht kommen, so soll der Priester ihnen nach Umständen die Ertheilung der Absolution vorbehalten und sie damit auf eine spätere Zeit hinausschieben, ein Umstand, der nicht hindert, daß auch sie dem Kirchengebote genügen. Wir finden hiefür bereits eine Andeutung im alten Testamente; denn diejenigen, welche wegen gesetzlicher Unreinigkeit das Osterlamm am vierzehnten Tage des ersten Monats nicht essen konnten, waren gehalten, es am vierzehnten Tage des zweiten Monats zu thun, und unterdessen sich zu reinigen. Num. 9, 4—13.

Unter eigenem Priester versteht man den Bischof oder den von ihm gesetzten Stellvertreter, vorzüglich die eigene Pfarrgeistlichkeit. Das hieher gehörige Kirchengesetz lautet: „Ein jeder Gläubige, beiderlei Geschlechts, nachdem er zu den Jahren der Unterscheidung gekommen ist, muß seine Sünden alljährlich seinem eigenen Priester aufrichtig beichten und sich bestreben, die ihm auferlegte Buße nach Kräften zu vollbringen, und zum mindesten an Ostern das Sakrament des Altars ehrerbietig zu empfangen, wenn er nicht etwa, nach dem Rathe des eigenen Priesters, wegen irgend einer vernünftigen Ursache glaubt, sich zur Zeit von dem Empfang desselben enthalten zu müssen. Widrigen Falles soll einem Solchen im Leben der Eintritt in die Kirche verwehrt, und wenn er stirbt, das christliche Begräbniß versagt sein. Es soll daher dieses heilsame Gesetz öfters in den Kirchen verkündet werden, damit Keiner mit der Unwissenheit sich entschuldigen könne. Wenn aber einer der Gläubigen einem fremden Priester aus gerechter Ursache seine Sünden beichten will, so begehre und erhalte er zuvor von dem eigenen Priester die Erlaubniß, da jener auf andere Weise ihn nicht lösen und nicht binden kann. Der Priester aber sei bescheiden und vorsichtig, daß er nach der Weise eines erfahrnen Arztes in die Wunden des Kranken Wein und Oel gieße; er untersuche sorgfältig die Umstände des Sünders sowohl, als auch die Sünde, daß er dadurch weislich erkenne, welchen Rath er ihm geben, und welches Mittel er anwenden soll, um durch verschiedene Versuche den Kranken zu heilen. Er hüte sich aber auf alle Weise, den Sünder durch Worte, oder Zeichen, oder wie immer zu verrathen. Wenn er bei weisen Männern sich Raths erholen sollte, so erhole er sich diesen mit aller Vorsicht, ohne eine Person kennt-

lich zu machen. Denn derjenige, welcher ſich beikommen läßt, die Sünde, die ihm im Beichtſtuhle entdeckt worden iſt, zu offenbaren, ſoll, dieſes iſt unſer Beſchluß, nicht nur des prieſterlichen Amtes entſetzt, ſondern zur lebenslänglichen Buße verurtheilt ſein und in einem Kloſter enge verwahrt werden."

Alſo verordnet die vierte allgemeine Synode im Lateran vom Jahre 1215 in ihrem ein und zwanzigſten Kanon. Uebrigens iſt bezüglich des verordneten Prieſters ſtillſchweigend und vermöge der Gewohnheit bei uns zugegeben, daß man jedem Prieſter, der die Macht hat, Beicht zu hören, auch zu Oſtern dieſe ablegen darf, indem er als Stellvertreter ſeines Biſchofes erſcheint.

Die Kirche gebietet nur deßwegen, jährlich wenigſtens einmal zu beichten, damit Einer aus Nachläſſigkeit etwa nicht noch länger im Unflath ſeiner Sünden liegen bleibe; einer, welchem ſein Seelenheil am Herzen liegt, wird ſich mit einer einzigen Beicht des Jahres nicht begnügen. cf. Den Artikel „Beicht" B. II., beſonders S. 252—269.

Das vierte Kirchengebot gebietet zugleich den würdigen Empfang der Kommunion während der heiligen Oſterzeit. Dieſes ſoll in der eigenen Pfarrkirche oder in jener Kirche geſchehen, welche die Stelle der Pfarrkirche vertritt. Wer ohne ausdrückliche Erlaubniß ſeines verordneten Prieſters in einer andern Kirche kommunizirt, leiſtet dem Gebote eigentlich nicht Genüge. Doch vertritt in einer großen Stadt eine jede andere Kirche die Stelle der Pfarrkirche; ſie erſcheint gleichſam als Filiale derſelben. Die Jahre, in welchen man zu kommuniziren ſchuldig iſt, ſind nicht näher beſtimmt; es heißt nur allgemein: Wenn Jemand zu den Jahren der Unterſcheidung gekommen iſt. Es hängt daher vom eigenen Prieſter ab, den Einzelnen zu beſtimmen, wann die Zeit zu kommuniziren für ſie erſchienen iſt. Bei einer einzigen Kommunion des Jahres läßt es der eifrige Chriſt nicht bewenden; wer aber ſie ſelbſt ein einziges Mal nicht empfängt, dem ſoll nach den Beſtimmungen der Kirche im Leben der Eintritt in die Kirche, und beim Tode das chriſtliche Begräbniß verſagt ſein.

V. Du ſollſt zur verbotenen Zeit keine Hochzeit halten.

Die verbotenen Zeiten ſind der Advent und die vierzigtägige

Faſten. Während dieſer Zeit iſt überhaupts jede geräuſchvolle Luſtbarkeit, namentlich Tanzmuſik, verboten. Man ſoll an dieſen Tagen, wie an ſeinem Orte bemerkt worden iſt, ein zurückgezogenes, ſtilles Leben führen, das heiligen Uebungen gewidmet iſt.

Artikel LXXXIV.

Geſpräch.

(Rede, Unterredung, Wort [menſchliches], Zunge; dann auch Geſchwätzigkeit, Plauderhaftigkeit; ferners Stillſchweigen und Verſchwiegenheit.)

1. Einleitende Worte.

Es iſt ein großer Vorzug des Menſchen, daß er reden, und dadurch auf die leichteſte Weiſe ſich Andern, die gegenwärtig ſind, mittheilen kann. Wie viele Genüſſe findet er in der Unterredung mit ſeines Gleichen! Wie ſchwinden ihm die Stunden ſo ſchnell dahin in traulichen Geſprächen! Wie wirkt das Wort auch ſo kräftig, wie tief dringt es zum Herzen; welche Ueberzeugungskraft übt es aus! Wie viel fehlte dem Menſchen, wenn ihm der gnädige Schöpfer das Sprachvermögen vorenthalten hätte. Dieß ſehen wir am Stummen: wie hart thut ſich dieſer in der menſchlichen Geſellſchaft, wie ſchwer theilt er ſich mit! Wie langweilig iſt das Zuſammenſein mit ihm! Wie viele Genüſſe muß er entbehren!

Weil die Zunge als Sprachorgan eine ſo edle Gabe iſt, ſo ſoll ſich der Menſch hüten, ſie je einmal zu mißbrauchen, und dadurch den gnädigen Schöpfer zu beleidigen. Aber dennoch iſt nichts häufiger als der Mißbrauch der Zunge; vielleicht ſündiget der Menſch durch kein Glied ſo oft, als durch ſeine Zunge; vielleicht richtet nichts größeres Unheil an, als dieſes kleine Glied am menſchlichen Leibe.

Deßwegen ſoll ein Jeder auf ſeiner Hut ſein, daß er mit der Zunge nicht anſtoſſe. Er ſoll, wie Alles, ſo insbeſonders auch dieſes Glied gebrauchen zur Ehre Gottes und zum eigenen Heile

und zu dem ſeines Nächſten. Er ſoll nur das reden, was gut und wahr iſt, was belehrt und erbauet. Jede Lüge, jede Verleumdung, jede Gotteslästerung, jedes unfläthige, oder auch nur zweideutige Wort, ſoll aus ſeinem Munde entfernt bleiben. — Ein Jeder hüte ſich auch vor Geſchwätzigkeit und Plauderhaftigkeit; denn ſie iſt ein großes Uebel, weil eine reiche Quelle zu mancherlei Sünden. Dieſes bezeugt die heilige Schrift ſelbſt: Vieles Reden läuft nicht ohne Sünde ab. Sprüchw. 10, 19. Dagegen ſoll man ſich einer vernünftigen Verſchwiegenheit befleißen. Auch dazu ermahnt der heilige Geiſt: Haſt du ein Wort wider deinen Nächſten gehört, ſo ſoll es in dir erſterben, und ſei verſichert, du wirſt davon nicht berſten. Ekkl. 19, 10. In der That, wenn man gewiſſe Perſonen betrachtet, ſo möchte man glauben, ſie beſorgen zu zerberſten, wenn ſie etwas ihnen ingeheim Anvertrautes, oder von ungefähr Geſehenes oder Gehörtes bei ſich behielten. Sie ſuchen ſich ſo geſchwind als möglich davon zu entladen, und eilen hin, es Andern mitzutheilen. Dieſes iſt eine üble Gewohnheit, die oft viel Unheil anrichtet, und wovor ſich ein Jeder ſorgfältigſt in Acht nehmen ſoll.

2. Schriftſtellen.

Ehre und Ruhm bringt die Rede des Weiſen; aber des Unklugen Zunge gereicht ihm zum Fall. Sirach 5, 15.

Wer ſtellt vor meinen Mund eine Wache, und drückt auf meine Lippen ein feſtes Siegel, daß ich durch ſie nicht falle, und meine Zunge mich nicht in's Verderben ſtürze. Ebendaſ. 22, 33.

Eine liebreiche Rede vermehrt die Zahl der Freunde; die ſanfte Sprache eines guten Menſchen ſchafft viel des Guten. Ebendaſ. 6, 5.

Wer ſchweigt, wird für weiſe gehalten, und wer viel ſchwätzt, iſt verhaßt. Mancher ſchweigt, weil er nicht mit Verſtand reden kann; ein Anderer ſchweigt, weil er die ſchickliche Zeit zum Reden kennt. Der Weiſe ſchweigt bis zur ſchicklichen Zeit; aber der Muthwillige und Unkluge achtet keine Zeit. Wer viel Worte macht, verletzt ſeine Seele. Ebendaſ. 20, 5—8.

Eine Erzählung zur Unzeit, iſt wie eine Muſik zur Trauerzeit. Ebendaſ. 22, 6.

Der Mund des Gerechten ſpricht ſinnige Weisheit, und ſeine Zunge redet, was recht iſt. Pſ. 36, 30.

Soll nicht auch hören, wer viel redet, oder ſoll der wortreiche Mann Recht haben? Job 11, 2.

Eine ſanfte Antwort bricht den Zorn; eine harte Rede erweckt Grimm. Die Zunge der Weiſen ziert die Wiſſenſchaft, der Mund der Thoren ſtrömt Thorheit aus. Sprüchw. 15, 1. 2.

Die Worte der Gottloſen lauern auf Blut; der Mund der Gerechten errettet ſie. Ebendaſ. 12, 6.

Tod und Leben iſt in der Zunge Hand. Ebendaſ. 18, 21.

Die Worte, die aus des Weiſen Mund kommen, ſind holdſelig; aber die Lippen des Thoren ſind ſein Untergang. Der Anfang ſeiner Worte iſt Thorheit, und was zuletzt aus ſeinem Munde kömmt, der ärgſte Irrthum. Der Thor macht viel Worte. Predig. 10, 12—15.

Niemand kann verborgen bleiben, der Unrecht redet; das Strafgericht wird ihn nicht verfehlen. Weish. 1, 8.

Euere Rede ſei: Ja, ja; nein, nein. Was darüber iſt, das iſt vom Böſen. Matth. 5, 37.

Wie könnet ihr Gutes reden, da ihr böſe ſeid? Denn aus der Fülle des Herzens redet der Mund. Ebendaſ. 12, 34.

Wer in keinem Worte fehlt, der iſt ein vollkommener Mann; er kann auch den ganzen Leib im Zaume halten. Jak. 3, 2.

Die Zunge iſt zwar ein kleines Glied, richtet aber Großes an. Sieh, ein kleines Feuer, welch großen Wald zündet es an! Auch die Zunge iſt ein Feuer, eine Welt von Ungerechtigkeit. Die Zunge iſt von ſolcher Art unter den Gliedern, daß ſie den ganzen Leib befleckt. Ebendaſ. 3, 5 u. 6.

Wenn Jemand ein Gottesfürchtiger zu ſein wähnt, aber ſeine Zunge nicht im Zaum hält, ſo täuſcht er ſich und ſeine Religion iſt eitel. Ebendaſ. 1, 26.

Ein Jeder ſei ſchnell zum Hören, aber langſam zum Reden. Jak. 1, 19.

Kein böſes Wort gehe aus euerm Munde, ſondern was gut iſt zur Erbauung im Glauben, damit es heilſam ſei den Hörenden. Epheſ. 4, 29.

Euere Rede ſei allzeit lieblich, mit Salz gewürzt, daß ihr wiſſet, wie ihr einem Jeden antworten ſollet. Koloſſ. 4, 6.

Laßt euch nicht verführen; denn böſe Reden verderben gute Sitten. 1. Corinth. 15, 33.

Unheilige und leere Schwätzereien meide; denn ſie befördern viel die Gottloſigkeit. 2. Timoth. 2, 16.

Wer das Leben lieb haben und gute Tage ſehen will, der bewahre ſeine Zunge vom Böſen, und ſeine Lippen, daß ſie nichts Trügeriſches reden. 1. Petr. 3, 10.

3. Ausſprüche der heiligen Väter.

Es iſt etwas Herrliches, ſeine Zunge zu ſparen und beim Sprechen Ernſt und Standhaftigkeit des Herzens anzuwenden. Denn wir ſollen uns nicht vom unüberlegten Eifer zu reden feſſeln laſſen, und nicht Alles, was uns in den Sinn kömmt, vorbringen, ſondern bedenken, daß Gott unſere Reden hört. Der heil. Gregor v. Naz. Orat. 53.

Rede, wenn du etwas haſt, was beſſer und herrlicher iſt, als das Schweigen; wo aber ſchweigen beſſer iſt, als reden, da ſchweige. Derſ. Orat. 26.

Was anders müſſen wir vor Allem lernen, als die Kunſt zu ſchweigen, um reden zu können. Was haſt du denn aber auch nöthig, dich zu beeilen, durch Reden die Gefahr, dich zu verdammen, zu übernehmen, da du beim Stillſchweigen ſicherer ſein kannſt? Sehr Viele ſah ich, die durch das Reden in Sünden fielen; kaum aber Jemanden beim Stillſchweigen. Der heil. Ambroſ. Offic. 1, 2.

Ich will lieber, daß einer Jungfrau die Rede fehle, als daß ſie dieſelbe im Ueberfluß beſitze. Derſ. de virgin. l. 3. c. 3.

O Menſch, der du nichts reden kannſt, — möchteſt du wenigſtens ſchweigen können! Der heil. Auguſtin.

Das Schweigen iſt eine herrliche Sache, und nichts Anders, als die Mutter ſehr weiſer Gedanken. St. Diadochus.

Rede, wann und was nöthig iſt, und du wirſt nicht hören, was nicht nöthig iſt. St. Joh. Damascen.

Wie das Steuerruder bei günſtigem Winde das Schiff nach deſſen Richtung lenkt, ſo geht es auch mit unſerm Herzen; es geleitet, wenn der günſtige Wind guter Reden dasſelbe anweht, ohne Gefahr dahin, während es durch widrige oft ſeinen Untergang findet. Was den Schiffen die Winde ſind, das ſind der Seele die

Reden; durch sie lenkest und leitest du dieselbe, wohin du immer willst. Daher ruft uns der heilige Geist die Worte zu: „All dein Gespräch richte auf das Gesetz des Allerhöchsten.“ Der heil. Chrysost. in seinen Homil. über epist. 2. ad Thess.

Leicht ist das Wort, weil es leicht, wie ein Pfeil, dahin fliegt; aber schwer verwundet es oft. Leicht dringt es in das Herz ein, aber schwer geht es mehr hinaus; leicht bringt man es hervor, aber mit aller Anstrengung wird es nicht mehr zurückgebracht, wenn einmal ausgesprochen. Der heil. Bernard.

Es ist leichter, ganz zu schweigen, als im Reden das Maß nicht zu überschreiten. Aus d. Nachfolge Christi.

Ich wünschte öfters geschwiegen zu haben, und unter Menschen nicht gewesen zu sein. Ebendas.

4. Geschichtliches.

Einige Brüder wollten einmal zu dem heiligen Antonius gehen. In Seethe begaben sie sich auf ein Schiff, um zu ihm zu gelangen. Auf dem Schiffe fanden sie einen Greis, der ebenfalls den Antonius besuchen wollte. Die Brüder aber kannten ihn nicht. Sie setzten sich indeß auf dem Schiffe zusammen, und fingen an, von verschiedenen Dingen zu reden. Jener Greis schwieg indeß zu Allem, was sie sagten. Als sie landeten und ausstiegen, erfuhren sie, daß auch der Greis zum Abte Antonius sich begebe. Nachdem sie nun dort angekommen waren, sprach Antonius zum Greis: Vater, du hast an diesen Brüdern gute Reisegefährten gehabt. Der Greis erwiderte: Gut mögen sie wohl sein; aber ihre Wohnung hat keine Thüre; wer nur immer will, geht in den Stall hinein und löset den Esel los. Dieses sagte er aber in Bezug auf ihre große Redseligkeit.

Der heilige Ephräm nahm sich vor allen nutzlosen Reden so sehr in Acht, daß er an seinem Sterbebette das trostreiche Bekenntniß ablegen konnte: Nie ist über meine Lippen ein thörichtes oder böses Wort gekommen; ich habe in meinem ganzen Leben Niemandem Uebles nachgeredet, und nie mit meinem Mitmenschen in Wortgezänk mich eingelassen.

Alphons Roderich war im Reden so behutsam, daß selbst seine Hausgenossen kein unbedachtsames Wort von ihm hörten.

Als der heilige Franz von Seraph eines Tages in der Mitte ſeiner Brüder ſaß, befahl er Einem von ihnen, den Mund zu öffnen, und von Gott zu reden, was ihm der heilige Geiſt in den Sinn gäbe. Dieſer zögerte anfangs, indem er ſich nicht für geeignet hielt, etwas vorzubringen, was zur Ehre Gottes gereichen würde. Aber um des Gehorſames willen fing er zu reden an, und ſprach, offenbar durch Erleuchtung des heiligen Geiſtes, in ſo tiefen Geheimniſſen von der Weſenheit Gottes, daß Alle darüber erſtaunten. Aber mitten im Fluß der Rede gebot ihm Franziskus Stillſchweigen und befahl einem Andern die Rede fortzuſetzen. Da auch dieſer in derſelben Weiſe ſprach, gebot er auch ihm, zu ſchweigen, und ließ einen Dritten fortfahren. So übte der heilige Franziskus die Seinigen im Gehorſam, und machte, daß ſie auf jeden Wink redeten oder ſchwiegen, je nachdem es verlangt wurde. Dieſes iſt in der That eine große Abtödtung und ein herrlicher Sieg über ſich ſelbſt, wenn man ſeine Zunge ſo ganz in ſeiner Gewalt hat, daß es gleichſam einer fremden Kraft bedarf, um ſie in Bewegung zu ſetzen.

Der heilige Hieronymus bezeugt, daß er Einſiedler getroffen habe, die oft ganze ſieben Jahre hindurch ihren Mund nicht zu einem einzigen Worte geöffnet haben.

Der heilige Thomas von Aquin beobachtete ſo ſehr das Stillſchweigen, daß er deßwegen von ſeinen Zeitgenoſſen nur der ſtumme Ochs genannt wurde. Sein Lehrmeiſter wußte aber die großen Anlagen des Jünglings ſo ſehr zu würdigen, daß er auf ſolche Reden gewöhnlich ſagte: Dieſer Ochs wird noch die ganze Welt mit ſeinem Gebrüll erfüllen.

Agatho behielt drei Jahre hindurch in ſeinem Munde einen Stein, um das Schweigen leichter zu halten.

Wenn ein gewiſſer Graf Gottfried eine Reiſe machte, ſo ſchickte er gewöhnlich ſeine Diener und ſonſtigen Begleiter voraus; er aber kam ganz allein erſt nach. Als man ihn um die Urſache hievon fragte, gab er zur Antwort: Dieſes geſchieht, damit ich keine Gelegenheit habe, auf dem Wege unnütze Worte zu verlieren.

Als einſtens in einem Vortrage der Altvater Pambo die Worte des Pſalmiſten vernommen: „Ich will auf meinem Wege Acht haben, daß ich nicht ſündige mit meiner Zunge," — ſprach

er: Ich habe jetzt genug gehört; das Uebrige will ich dann vernehmen, wenn ich zuvor dieses Eine, wie man seine Zunge im Zaum hält, um damit nicht zu sündigen, ausüben gelernt habe. Fast nach fünfzig Jahren fragte man ihn, ob er nun diese Kunst gelernt hätte. Pambo gab darauf zur Antwort: Es scheint noch nicht ganz vollkommen.

5. Gleichnisse.

Wie der, welcher seinen Schatz bewahren will, die Thüre seines Hauses verschließt; so muß der, welcher seine Seele rein erhalten will, seinen Mund geschlossen haben.

Wie man eine versperrte Thür ohne den rechten Schlüssel nicht öffnen kann; so soll man auch den Mund ohne den Schlüssel des Verstandes nicht öffnen, d. h. nur mit Verstand und Klugheit reden.

Wie der Pferdebändiger eines Zaumes bedarf, so hat der, welcher seine Zunge in gehörigen Schranken halten will, das Stillschweigen wie eines Zügels nothwendig.

Wie die Aerzte von den Kranken sich die Zunge zeigen lassen, und daraus Manches in Bezug auf die Krankheit schließen; so können auch wir aus den Zungen, d. h. den Reden der Menschen die Beschaffenheit ihrer Seele erkennen.

Wie das Schiff eines Steuermannes bedarf, um gelenkt zu werden, so muß unsere Zunge vom Verstande geleitet werden, um nicht vom rechten Ziele abzuirren.

6. Sprüche und Grundsätze.

Schweigen und denken
Kann Niemanden kränken.

Schwelgen ist eine Kunst,
Viel reden bringt Mißgunst.

Viel Worte machen, ist nicht schwer,
Verständig reden, fordert mehr.

Wer böse Reden hören läßt,
Ist Andern schädlich, wie die Pest.

Schweigen mit Bedacht,
Hat noch Niemanden Schaden gebracht.

Wer wenig redet, hat nicht viel zu verantworten.

Mit Schweigen verredet man ſich nicht.

Schweige du ſelbſt zuerſt, wo du willſt, daß ein Anderer ſchweigen ſoll.

Als einſtens Arſenius gefragt wurde, wie man am leichteſten ſelig werden könne, gab er zur Antwort: Durch Leiden und Schweigen.

Pythagoras gab ſeinen Schülern das Geſetz, fünf Jahre zu ſchweigen, um das Reden zu lernen.

Als Xenokrates einſtens Schmähreden anhörte, ohne ein Wort darüber zu ſagen, und gefragt wurde, warum er dieſes ſo ſtillſchweigend hinnehme, erwiderte er: Weil es mich ſchon oft gereuet hat, geredet, nie aber geſchwiegen zu haben.

Als einſtens Zeno einen Jüngling viel daher ſchwätzen hörte, ſprach er zu ihm: Erinnere dich, mein Junge! daß wir deßwegen zwei Ohren und nur Einen Mund empfangen haben, damit wir nie vergeſſen, daß wir doppelt mehr hören, als reden ſollen.

Als ein Weltweiſer einſtens bei einem Gaſtmahle einen Menſchen neben ſich hatte, der ein rechter Schwätzer war, ſprach er zu ihm: Wenn du mehr Verſtand hätteſt, ſo würdeſt du weniger reden.

Ein anderer Weltweiſer pflegte zu ſagen: Man ſoll den Mund eben ſo ungerne aufthun, als den Geldbeutel; daher nur, wenn es ſein muß.

7. Wenn dem Chriſten auch das Vielreden nicht wohl anſteht, ſo iſt ihm doch auch nicht geboten, immer zu ſchweigen.

Gleichwie die Tugend der Mäſſigkeit nicht darin beſteht, daß man gar nicht eſſe, ſondern daß man eſſe, wann es Zeit, und wie viel nothwendig iſt, und im Uebrigen ſich enthalte; ſo liegt auch die Tugend des Stillſchweigens nicht darin, daß man gar nicht rede, ſondern daß man zur rechten Zeit zu ſchweigen, und zur rechten Zeit zu reden wiſſe. Daher ſagt auch die heilige Schrift: Es gibt eine Zeit zu reden, und eine Zeit zu ſchweigen. Ekkl. 3, 7. Man bedarf daher einer gewiſſen Unterſcheidungsgabe, um jedes zur rechten Zeit in Ausübung zu bringen. Denn wie es ein Fehler iſt, zu reden, wann es ſich nicht ſchickt; ſo iſt es nicht

minder gefehlt, zu schweigen, wo das Reden Pflicht ist. Darum sagt der Psalmist: Setze, o Herr, eine Wache an meinen Mund, und eine Thüre an meine Lippen ringsum. Ps. 140, 3. Hiezu bemerkt der heilige Gregorius: David bittet nicht darum, daß Gott eine Wand an seine Lippen setze, die von Lehm und Steinen aufgeführt ist, und die man nie öffnen kann, sondern eine Thüre, die man zu seiner Zeit auf- und zumacht, um anzudeuten, daß wir zu seiner Zeit den Mund schließen und schweigen, zu seiner Zeit aber auch öffnen sollen, und daß hierin die Tugend des Stillschweigens bestehe. Um diese Unterscheidungsgabe fleht auch der weise Mann, wenn er spricht: Wer stellt vor meinen Mund eine Wache, und drückt auf meine Lippen ein festes Siegel, daß ich durch sie nicht falle, und meine Zunge mich nicht in's Verderben stürze. Ekkli. 22, 33. Bitten auch wir Gott, daß er uns nicht bloß erkennen lasse, wann es Zeit sei, zu reden oder zu schweigen, sondern uns auch die Kraft und den Muth verleihe, zu jeder Zeit das Geziemende zu thun. Denn gar oft schweigt der Mensch aus Schwachheit, wo er reden soll; er hat den Muth nicht, zu widersprechen, und so bekennt er sich stillschweigend zum Unrechte; denn es ist ein bekannter Grundsatz: Wer nicht widerspricht, da er reden kann, der stimmt dem Redenden bei. „Qui tacet, consentire videtur.“

8. Von dem rechten Gebrauch der Zunge.

Die Zunge ist eines der edelsten Glieder am menschlichen Leibe; aber sie wird häufig am meisten mißbraucht. Dieses kommt daher, weil wir zwar reden gelernt haben; aber die große Kunst, recht zu reden, nicht verstehen. Und doch kömmt Alles auf das Letztere an. Wer nicht recht redet, für den wäre es besser, er würde stumm geblieben sein; denn er könnte in diesem Falle doch Gott mit seiner Zunge nicht beleidigen. Daß unsere Reden recht seien, hängt ab:

I. Von dem Inhalt der Rede;

II. von der Absicht des Redenden;

III. von der Art und Weise, wie geredet wird.

I. Der Inhalt der Rede muß rein sein. Dieß ist der Fall, wenn unsere Rede so beschaffen ist, daß dadurch weder das Gewissen verletzt, noch das Herz befleckt wird. Groß ist aber hierin

oft unſere Täuſchung. Wir meinen, wenn nur nichts Sündhaftes geſprochen wird; eitle und vergebliche Worte hätten nichts zu bedeuten. Aber hören wir den Pſalmiſten: Die Heiligen, klagt er, nehmen ab, und die Wahrheit mindert ſich bei den Menſchenkindern. Pſ. 11, 2. Was war die Urſache hievon? Vielleicht enthält Pſ. 40. V. 7 u. 8. die Antwort darauf. Dort heißt es aber: „Wenn Einer hereinkam, um zu ſehen, ſo redete er Eitles, und ſein Herz ſammelte ſich Bosheit; er ging hinaus und ſprach darüber. Denn wo man von eitlen Dingen ſpricht, da vermehren ſich die Sünden, die Tugenden aber nehmen ab. Wenn es aber ſchon ſchädlich iſt, von eitlen Dingen zu reden: welchen Nachtheil wird es bringen, wenn man von ſchädlichen ſpricht? Wie werden Menſchen, deren Mund z. B. ſo oft, als von den Nebenmenſchen die Rede iſt, immer verdreht erſcheint, im Stande ſein, recht zu reden? Nein, der Verleumder ſpricht nicht recht; denn er hat einen verdrehten Mund, aus dem das Rechte nicht kömmt. Als Gott den Menſchen ſchuf und in ſein Angeſicht den Odem des Lebens hauchte, erſchien der Menſch ganz recht; denn Gott hat den Menſchen recht gemacht, Ekkli. 7, 30.: aber durch den Odem der Bosheit und den Odem der Schlange ward er ganz verkehrt, und Alles, was aus ſeinem Munde kömmt, iſt jetzt verdreht; er redet nicht mehr recht; denn er ſpricht von verkehrten Dingen. Dabei iſt dieſes das Schlimmſte, daß er daran eine Freude hat, und um ſich zu unterhalten, dieſe Geſpräche führt.

Dieß iſt der Hauptgrund, warum unſere Worte nicht recht ſind, weil wir das zum Gegenſtande derſelben wählen, was unſer Gewiſſen verletzt; wir wählen eitle, ja ſündhafte Dinge zum Stoff unſerer Unterredung, die nicht bloß für den, der ſie ausſpricht, ſondern auch für den, der ſie anhört, und oft auch für den, über welchen ſie geführt werden, nachtheilig ſind. Laßt uns dafür von ehrbaren, heilſamen und nützlichen Dingen ſprechen, ſo werden wir recht reden. Wenn die Menſchen ein Vergnügen daran finden, von ihrem Vaterlande zu reden; warum ſprechen ſie nicht vom Himmel, da doch der Himmel unſer gemeinſchaftliches Vaterland iſt? Wenn es angenehm iſt, von Freunden zu reden, warum ſprechen ſie nicht von Gott und den Heiligen, da ja Gott und die Heiligen unſere wahren Freunde ſind? Jeſus Chriſtus befiehlt

uns, die Welt und was in ihr ist, zu hassen. Was aber die Menschen hassen und verabscheuen, davon pflegen sie nicht zu reden; denn was nicht im Herzen ist, wie kann dieses über die Zunge kommen? Warum reden wir aber dennoch so viel von der Welt und ihren Reizen? Dieses ist ein sicherer Beweis, daß unser Herz daran hängt; unser Herz ist von dem Wohlgefallen, welches wir an der Welt finden, erfüllt, darum strömt auch der Mund davon über. O möchten wir nicht nur selbst nichts reden, was im Mindesten das Herz befleckt, sondern auch uns mit Abscheu abwenden, wenn Andere solche Reden führen! Lasset uns, ermahnt der heilige Bernard, nicht nur nichts Nachtheiliges reden, sondern solche Worte nicht einmal anhören; denn wer einem Andern gerne zuhört, fordert ihn zum Reden auf.

II. Die Absicht des Redenden muß sich auf die Ehre Gottes und die Liebe des Nächsten beziehen. Ein jedes Wort, das sich nicht mittelbar oder unmittelbar darauf bezieht, ist nicht recht, wenn es auch den Schein haben sollte, es zu sein; denn von der Absicht hängt der Werth, wie unserer Handlungen, so auch unserer Reden ab. Dem Anscheine nach gute Worte, aber mit einer verkehrten Absicht verbunden, bringt selbst der Teufel vor; aber es ist besser, stumm zu sein, als auf diese Weise zu reden. Christus trieb einstens aus einem Menschen einen Teufel aus. Der böse Geist fing an, den Herrn laut zu loben und als Gott anzuerkennen. Er sprach: Ich weiß, wer du bist, der Heilige Gottes. Mark. 1, 24. Kann es bessere Worte geben, als diese? Dennoch entgegnete ihm Jesus: Verstumme! Warum legt ihm denn der Heiland Stillschweigen auf? Weil zwar die Worte heilig klangen, aber die Absicht teuflisch war. Jener böse Geist wollte, der Herr möge sich entfernen, und ihn in jenem Leibe wohnen lassen. So kann also das nämliche Wort Gott gefallen und auch mißfallen; denn es kann vom heiligen Geiste, aber auch vom bösen Geiste kommen, je nachdem die Absicht ist. Saul sündigte, und auch David sündigte; Saul wurde von Gott getadelt, und auch David begegnete dasselbe; denn zu Saul kam der Prophet Samuel, und zu David der Prophet Nathan. Saul antwortete: „Ich habe gesündiget!“ Auch David bediente sich derselben Worte: „Ich habe gesündiget.“ Dessenungeachtet wurde dem David verziehen; dem Saul aber blieben

ſeine Sünden. Warum haben hier dieſelben Worte ſo ungleichen Erfolg? David ſprach mit bußfertigem Herzen, ſeine Rede bezog ſich alſo auf die Ehre Gottes, und darum gefiel ſie auch Gott, und er verzieh dem David; Saul aber war unbußfertig in der Seele, er hatte nicht Gott, ſondern ſich ſelbſt vor Augen; ſeiner Rede mangelte es alſo an der gottgefälligen Abſicht, und darum mißfiel ſie auch dem Herrn. Die rechte oder verkehrte Abſicht iſt es demnach, welche bewirkt, daß unſere Worte recht oder unrecht ſind. O wie klein iſt die Zahl der Worte, welche die Menſchen recht ſprechen! Täglich reden wir, aber unſer Reden iſt nicht recht, weil es weder auf die Ehre Gottes, noch auf die Liebe des Nächſten, noch auf geordnete Selbſtliebe abzielt. So viele Neuigkeiten, ſo viele Mährchen, ſo viel Scherz, ſo viel Schmeichelei, ſo viel Stolz und Eigenlob, ſo vielfaches Enthüllen der Geheimniſſe, ſo viel Zwiſt und Uneinigkeit, ſo viel Verdruß, ſo viel Bitterkeit und Härte im Umgange mit den Nebenmenſchen, ſo viel Lärmen und Schreien auf der Gaſſe, ſo viel Poltern und Schmähen zu Hauſe, ſo viel Schwätzen und Plaudern ſelbſt in der Kirche: wie kann dieſes Alles zur Ehre Gottes gereichen? Ach, wir müſſen mit dem Propheten ausrufen: Herr und Gott, ſieh, wir können nicht reden; denn wir ſind Kinder. Jerem. 1, 6. Dann ſo viel Falſchheit und Verſtellung, Argliſt und Betrüglichkeit! Sei gegrüßt, mein Bruder, ſprach einſtens Joab zu Amaſſa, und unterdeſſen gab er ihm einen Dolchſtich; ſei gegrüßt, Meiſter, ſprach Judas zu Chriſtus, und damit überlieferte er ihn ſeinen Feinden. Wie viele Worte dieſer Art gibt es auf Erden, die oft nur als ein Verrätherkuß dienen, und als eine Scheide, um den Dolch zu verbergen!

III. Es kömmt noch auf die Art und Weiſe an, wie geſprochen wird. Es kann nämlich der Gegenſtand unſerer Worte, und auch die Abſicht gut ſein, und doch ſind ſie nicht recht, wenn ſie nämlich nicht mit Klugheit geſprochen werden. Ihr habt nicht recht geredet, wie mein Freund Job, ſprach Gott zu jenen drei Freunden, welche mit Job ſtritten. Hätte nicht Gott ſelbſt dieſen Ausſpruch gethan, ſo würde er Widerſpruch leiden; denn nach menſchlichem Urtheile war es Job, der minder recht redete: er legte ſcheinbar einige Ungeduld an den Tag; die Freunde aber

ſprachen erhaben von Gott. Allein nach göttlichem Urtheile fand das Gegentheil ſtatt; Job ſprach recht, und die Freunde nicht, ſie ſündigten ſogar, und darum befahl ihnen der Herr, Buße zu thun und Opfer zu bringen. Wenn aber der Gegenſtand, wovon die Freunde ſprachen, edel war, da er ja von Gott und ſeinen Urtheilen handelte, und ſo auch die Abſicht, da ſie ja Freunde Jobs waren und nur kamen, ihn zu tröſten: — warum waren dennoch ihre Worte nicht recht? Weil die Klugheit mangelte, und wenn dieſe fehlt, ſo iſt das Wort nicht recht, mag gleichwohl der Gegenſtand und die Abſicht gut ſein. Die Klugheit nimmt auf Alles Rückſicht: ſie erwägt, wie, wann, wie viel und mit wem zu reden iſt; die Freunde Jobs aber erwogen dieſes nicht. Denn obgleich Job traurig und niedergeſchlagen war, ſo trugen ſie dennoch kein Bedenken, ihn noch mehr zu kränken; obgleich er gerecht und unſchuldig war, ſo wollten ſie ihn doch bereden, als leide er um ſeiner Sünden willen; obgleich er gemäß ſeiner Weisheit ſie belehren konnte, ſo überhäuften doch ſie, die Unverſtändigen, ihn mit ihren Rathſchlägen. Und weil ſie endlich ſahen, daß ſie nichts ausrichteten, ſo ſtritten ſie ſogar hartnäckig. Sehet, daß ihnen die Klugheit fehlte, und ſo geſchah es, daß ſie unrecht redeten. Es gibt eine Zeit zu ſchweigen und eine Zeit zu reden (Ekkli. 3, 7.). Wer dieſe Zeit gehörig bemißt, handelt klug. Die heilige Schrift empfiehlt uns die Klugheit im Reden, und bedient ſich dabei verſchiedener Gleichniſſe. Sie ſagt: Mache Thüren und Schlöſſer an deinen Mund; ſchmelze dein Gold und dein Silber zuſammen, und mache daraus eine Wage für deine Worte und einen Zaum an deinen Mund. Ekkli. 28, 28. 29. Dieſes Alles ermahnt uns zur Vorſicht und Behutſamkeit im Reden. Blicken wir zunächſt auf die Thüre: bald wird ſie verſchloſſen, bald geöffnet, und dann ganz oder nur zum Theile, je nachdem es nothwendig iſt. So muß auch die Zunge einmal mit dem Schlüſſel des Stillſchweigens geſchloſſen werden, wenn es die Pflicht erfordert, zu ſchweigen; ein anderes Mal muß die Thüre der Zunge bloß zugemacht werden, wenn es nämlich überflüſſig iſt, zu reden; wiederum muß ſie mehr oder weniger geöffnet werden, je nachdem erfordert wird, mehr oder weniger zu reden. Darum heißt es: „Mache Thüren und Schlöſſer an deinen Mund.“ Die Wage ferners dient dazu, um

das Gewicht der Dinge zu prüfen, ehe wir ſie aushändigen. Auf gleiche Weiſe muß der Verſtand die Worte, bevor ſie die Zunge ausſpricht, gehörig prüfen. Doch es ſoll eine Gold- und Silberwage ſein, weil dieſe dazu dient, um beſonders koſtbare Dinge ganz genau abzuwägen. Damit iſt angedeutet, daß wir unſere Worte genau überlegen, alſo mit der größten Klugheit ſprechen ſollen. Dieß verlangt der Ausſpruch: Schmelze dein Gold und dein Silber zuſammen, und mache daraus eine Wage für deine Worte. Der Zaum endlich dient dazu, die Thiere zu zügeln, und ſie auf dieſen oder jenen Weg zu leiten, oder ſie ganz zum Stillſtehen zu bringen, oder zu verhüten, daß ſie nicht in Abgründe ſtürzen. Ein ſolcher Zaum iſt für die Zunge die Klugheit, welche ſie wie ein unbändiges Thier zügelt, und ſie, wo es nöthig iſt, ganz zum Schweigen bringt, oder ſie doch vor Abwegen bewahrt. Daraus erſehen wir, wie nothwendig uns die Klugheit iſt, wenn wir recht reden wollen. Großen Schaden richtet der oft an, welcher ohne Klugheit ſpricht; denn ein einziges unüberlegtes Wort war ſchon oft die Urſache zu blutigen Feindſchaften und Verfolgungen, ja ſelbſt zu langwierigen Kriegen und andern tiefeinſchneidenden Nachtheilen. Da erfüllt es ſich, was die heilige Schrift ſagt: Tod und Leben iſt in der Hand der Zunge. Sprüchw. 28, 21. Deßwegen wollen wir in unſern Unterredungen niemals die Vorſicht und Klugheit bei Seite ſetzen, wenn wir recht reden und uns von vielerlei Schaden und Schmerz bewahren wollen, welchen ſich ſchon Viele durch unüberlegtes Reden verurſacht haben. cf. Neue Predigtbibliothek des Auslandes. 2. Jahrgang.

9. Von den Umſtänden, welche man im Reden beobachten ſoll.

Daß man in ſeinen Worten nicht ſündiget, ſoll man folgende Umſtände beobachten:

1) Man ſoll, wie ſo eben gezeigt worden iſt, zuvor reiflich überlegen, was man reden will. Die große Sorgfalt, welche hierin nöthig iſt, läßt ſich ſchon aus der natürlichen Beſchaffenheit, welche der gütige Schöpfer dem Sprachorgan gegeben hat, abnehmen. Denn die Zunge iſt nicht nur mit einem Thore und Schloße geſchützt, ſondern gleichſam mit zweien geborgen; zuerſt mit den Zäh-

nen, dann mit den Lippen. Mauer und Vormauer iſt für die Zunge geſetzt, während die Ohren weder Wache noch Schloß erhalten haben. Schon daraus läßt ſich abnehmen, wie langſam und umſichtig wir reden und wie bereitwillig wir zum Hören ſein ſollen. Darum ſagt auch der heilige Jakobus: Es ſei ein jeder Menſch ſchnell zum Hören, aber langſam zum Reden. Jak. 1, 19. Mit Recht ſtellt daher der heilige Auguſtin als erſten Grundſatz, um gut zu reden, dieſen auf: „Ein jedes Wort werde zuvor erwogen, und dann erſt geſprochen.“ Zuerſt muß man alſo das Wort im Innern auf der Wage der Vernunft unterſuchen, und mit der Feile der Prüfung gehörig verbeſſern, bevor es durch den Mund herauskömmt. Dieſes iſt der Unterſchied, welchen die heilige Schrift zwiſchen dem Weiſen und dem Thoren angibt: Im Munde der Thoren iſt ihr Herz; aber der Weiſen Mund iſt in ihrem Herzen. Ekkli. 21, 29. Damit iſt geſagt, daß die Thoren ihr Herz auf der Zunge haben; ſie ſagen nämlich Alles, was ihnen in den Mund kömmt, ohne alle Ueberlegung heraus, nicht anders, als wäre Zunge und Herz ein und dasſelbe. Die Weiſen hingegen haben ihre Zunge im Herzen, d. h. ſie überlegen zuvor in ihrer Seele, was ſie reden wollen; das Wort, welches ſie ausſprechen wollen, iſt zuvor im Herzen und in der Vernunft, und wird dort geprüft und erwogen. Der heilige Cyprian bedient ſich des Vergleiches: Gleichwie man nichts in den Magen hinabläßt, ohne es zuvor gekaut zu haben, ſo läßt auch ein kluger Menſch kein Wort zum Munde heraus, wenn er es nicht zuvor im Herzen gekaut, d. h. überlegt hat; denn aus unüberlegten Worten pflegt oft gar viel Unheil zu entſtehen. Ein anderer Heiliger ſagt: Wir müſſen, wenn wir den Mund zum Reden öffnen, ſo bedachtſam ſein, als wenn wir die Geldbörſe aufthun, zu bezahlen. Nun wie ſehr überlegt es nicht der Sparſame, ehe er etwas kauft oder ſonſt eine Ausgabe macht! Mit der nämlichen Vorſicht ſollen wir im Reden verfahren. Der heilige Bernard geht noch weiter; er ſagt: Ehe du deine Worte vorbringſt, ſollen ſie zweimal mit der Feile geſtrichen, und dann erſt einmal geſprochen werden. Er will ſagen: Ehe du ein Wort einmal ſprichſt, ſollſt du es zuvor zweimal in deinem Herzen erwogen haben. Dieſelbe Vorſicht empfehlen alle übrigen Geiſteslehrer im Reden.

2) Man muß erwägen, wer redet, und zu Wem man redet. Hier gilt, was die heilige Schrift ſagt: Sei nicht geſchwätzig in der Verſammlung der Aiten. Ekkii. 7, 15. Es verräth große Unbeſcheidenheit, wenn man in Geſellſchaft verſtändigerer und klügerer Männer, als man ſelbſt iſt, fortwährend ſchwätzt, und faſt niemand Andern zum Worte kommen läßt. Die Andern werden durch eine ſolche Geſchwätzigkeit verletzt. Dagegen empfiehlt es, wenn man im Kreiſe älterer und klügerer Leute nur wenig ſpricht, oder lieber ganz ſchweigt. Dadurch erweiſet man dem Alter eine gewiſſe Ehre; denn es iſt dieß eine Art Aufmerkſamkeit und eine Anerkennung ihres Vorzuges. Der Jugend ſteht ja überhaupts das Schweigen viel beſſer an, als das Reden.

3) Man muß die Zeit berückſichtigen. Alles muß zur rechten Zeit geſchehen, auch das Reden. Von Einem, der darauf achtet, ſagt der heilige Geiſt: Ein Wort, geredet zu rechter Zeit, iſt wie goldene Aepfel in ſilbernen Schüſſein. Sprüchw. 25, 11. So ſchön iſt eine ſolche Rede, und ſo ſehr erfreut es Jedermann. Wenn hingegen Einer noch ſo Schönes vorbringt, es aber zur ungelegenen Zeit ſagt, ſo mißfällt er, wie dieſelbe heilige Schrift bezeugt: Ein Sittenſpruch aus dem Munde des Thoren wird verworfen; denn er ſagt ihn nicht zur rechten Zeit. O wie wenig achtet man bei ſeinem Reden auf die rechte Zeit! Wer dieſe einhalten will, der ſoll ſchweigen, wie ſein Gemüth durch was immer für eine Leidenſchaft in Unruhe verſetzt iſt; ſchweigen ſoll er auch, wenn derjenige, zu welchem er ſprechen will, in demſelben Zuſtande der Aufregung ſich befindet. Da iſt es nicht Zeit zu reden; denn es iſt zu befürchten, daß Unüberlegtes in der Hitze der Leidenſchaft herausgeſprochen, und dadurch Gott beleidiget, der Nächſte gekränkt und noch manch Anderer vielleicht geärgert wird. Aber gerade umgekehrt meinen Manche, eine ſolche Zeit, wo ſie gereizt und im Zorne wären, würde die rechte Zeit zum Reden ſein; ſie benützen daher dieſelbe auch, und werfen in ſolchen Stunden alles Gehäſſige wider ihren Nächſten heraus, was ſie in ihrem Herzen gegen ihn verborgen hielten. Sie rühmen ſich oft ſogar darüber, und ſagen dann: Er iſt mir grade recht gekommen; ich bin ſo eben in übler Stimmung geweſen, und daher habe ich ihm meine Meinung tüchtig geſagt. O es wäre beſſer geweſen, wenn du geſchwie-

gen hätteſt; denn es war für dich nicht die rechte Zeit zum Reden. Eben ſo wenig iſt die rechte Zeit zum Reden, wenn der, zu welchem du ſprechen willſt, von einer Leidenſchaft verwirrt, oder aus was immer für einem andern Grund nicht geſtimmt iſt, dich gutwillig anzuhören. Schweig in einer ſolchen Stunde. Du haſt vielleicht Jemandem einen begangenen Fehler zu verweiſen. Warte, bis du mit ihm allein biſt; denn wozu willſt du ihn in Gegenwart Anderer tadeln? Dadurch würdeſt du nur ſeinen Zorn reizen. — Du haſt dich vielleicht über Jemanden zu beſchweren; thu dieſes nicht in dem Augenblicke, wo du von ihm beleidiget wurdeſt, und die Leidenſchaft noch zu ſehr aus dir ſprechen würde, ſondern warte, bis die Hitze ſich gelegt hat, auf daß du mit Ruhe und Ueberlegung ſprechen kannſt. Und dieß gilt in allen Fällen; immer muß man die rechte Zeit abwarten, wenn man reden will. Dabei ſoll man ſich auch zum Grundſatze machen, Niemanden ohne Noth in ſeiner Rede zu unterbrechen. Es iſt keine ſchickliche Zeit, zu reden, während ein Anderer ſpricht. Die heilige Schrift ſelbſt ſagt: Unterbrich Niemanden mitten in ſeiner Rede. Ekkli. 11, 8. Und wiederum: Wer Antwort gibt, ehe denn er hört, der zeigt, daß er ein Thor iſt und Beſchämung verdient. Sprüchw. 18, 13. Wer antwortet, ohne vollſtändig gehört zu haben, was man ſagt, der beweist wenig Beſonnenheit, und wird häufig beſchämt werden, weil er nicht paſſend antwortet.

4) Auch den Ort muß man bedenken. Nicht überall ſchickt ſich, Alles zu reden, und an manchen Orten ſoll geradezu eine heilige Stille herrſchen. Dieß gilt vorzüglich von der Kirche; aus dem Heiligthum des Herrn ſoll alles profane Gerede entfernt bleiben. Dieß vergeſſen leider gar Viele. Wie Viele entweihen den Tempel des Herrn durch ihre gleichgiltige Schwätzereien. Sie kommen ſchon oft zur Kirche in der Abſicht, um gewiſſe Perſonen zu treffen, und mit ihnen Unterredungen zu halten. Die Zerſtreuung ihres Geiſtes, die Lauigkeit ihres Herzens, der Vorwitz ihrer Augen bietet ihnen reichlichen Stoff zu ihrem Geſchwätze. Jede Kleinigkeit reicht hin, ihre Zunge zu löſen und ſie beredſam zu machen. Weder das Wort Gottes, das von der heiligen Stätte ertönt, noch das Opfer der heiligen Meſſe, noch das Gebet der verſammelten Gläubigen, noch die Ehrfurcht

vor den heiligen Engeln, noch die Gegenwart Gottes ſelbſt vermag ſie zum Schweigen zu bringen. All dieſer Dinge gedenkt der Schwätzer nicht, er redet in ſeinem Leichtſinne dahin, weil er dieſes einmal gewohnt iſt.

5) Auf die Stimme ſelbſt und einiges Andere muß man Rückſicht nehmen. Dieſe ſei in der Unterredung keine ſchreiende; ſondern im gemeſſenen Tone werde geſprochen. Eine gellende Stimme, insbeſonders mit häufigem, ſchallendem Gelächter unterbrochen, verräth keine guten Sitten. Die Stimme ſoll aber auch nicht zu ſchwach, ſondern ſo deutlich ſein, daß Jeder die Rede verſtehen kann. Jede unnatürliche, gekünſtelte Art zu reden, wobei man oft die Abſicht hat, ſich als verſtändigen Mann darzuſtellen, iſt tadelnswerth. Dabei iſt eine freundliche Miene das angenehmſte Gewürz einer Rede, während finſtere Stirne, und Heftigkeit oder Grobheit im Ausdrucke zurückſchreckt und beleidiget.

O wie viel Vorſicht gehört dazu, daß man mit ſeiner Zunge nicht anſtößt! Wie unendlich viel ſind die Sünden, die mit der Zunge begangen werden! Sei daher ein Jeder auf ſeiner Hut, und wiederhole er oft das Gebet des Pſalmiſten: Herr, ſetze eine Wache vor meinen Mund, und eine Pforte rings um meine Lippen (Pſ. 140, 3.), auf daß kein unrechtes, Gott beleidigendes, oder die Menſchen ärgerndes Wort aus meinem Munde komme.

10. Wir ſollen uns in unſern Geſprächen, die wir mit unſern Nächſten führen, gerne von Gott und göttlichen Dingen unterhalten.

Der Apoſtel ſagt: Kein böſes Wort gehe aus euerm Munde, ſondern was gut iſt zur Erbauung im Glauben, damit es heilſam ſei den Hörenden. Eph. 4, 29. Damit verlangt der heilige Paulus nicht bloß, daß wir uns der ſündhaften Reden enthalten, ſondern er fordert uns auch auf, unſere Reden ſo einzurichten, daß ſie zur Erbauung und zum Nutzen unſerer Zuhörer dienen, und dieſe dadurch für die Tugend mehr entflammt werden. Darnach haben die Heiligen auch mit allem Eifer getrachtet; all ihre Reden zielten dahin, die Seelen für Gott zu gewinnen, und manche brachten es hierin unglaublich weit. Vom heiligen Franz Xaver wird erzählt, daß er durch ſeine Privatgeſpräche oft noch mehr genützt habe, als

durch seine Predigten. Aber unsere Reden beziehen sich nur zu oft ganz auf andere Dinge, als das Heil der Seele unserer Mitmenschen. Darüber klagt schon der heilige Bernard. Wenn wir zusammenkommen, schreibt er, so ist es uns nicht mehr darum zu thun, das Abendmahl des Herrn zu essen; denn da gibt es fast Keinen, der nach himmlischem Brode frägt; Keiner, der es spendet; da wird nichts aus der heiligen Schrift angeführt, nichts auf das Heil der Seelen Bezügliches angeführt, sondern Possen und Gelächter gibt es, und Worte werden gesprochen in den Wind. Und diese Art der Unterhaltung rühmt man selbst noch; man nennt es angenehme Gesprächigkeit, und Leute, die derlei unnütze Worte zu machen verstehen, gelten als klug! Hätten wir mehr Liebe zu Gott, so wüßten wir auch mehr von Gott und göttlichen Dingen in unsere Unterredungen einfließen zu lassen, und würden derlei Gespräche nicht nur nicht für langweilig, sondern vielmehr für höchst anziehend finden. Es macht ja einem Jeden Freude, von dem zu reden, was er liebt, und wovon sein Herz voll ist. Sieh nur, wie gerne der Kaufmann von seinen Geschäften und Handelsunternehmungen spricht. Der Landmann redet gerne von seinen Aeckern, von der Aussaat und der Ernte; der Hirt von seinen Heerden; kurz, ein Jeder von dem, womit er sich abgibt. Wer daher von himmlischen Dingen nie oder nur selten redet, beweist eben dadurch, daß er sich wenig damit abgibt und selten daran denkt. Es passen auf Solche die Worte des heiligen Johannes: Sie sind von der Welt, darum reden sie von der Welt, und diese hört auf sie. 1. Joh. 4, 5.

Es gereicht aber nicht nur zur Erbauung und zum Nutzen des Nächsten, wenn unsere Gespräche auf himmlische Dinge sich beziehen, sondern zu unserm eigenen Vortheile; denn dadurch, daß wir von Gott reden, werden wir selbst mehr innere Wärme gewinnen und von seiner Liebe mehr entflammt werden. Dafür zeugen jene beiden Jünger, die nach Emaus gingen, und auf dem Wege von Jesus sich unterredeten. Brannte uns nicht das Herz, — sprachen sie, nachdem Jesus sich ihnen zu erkennen gegeben. Luk. 24, 32. Wir selbst können es oft erfahren, daß dergleichen Unterredungen auf uns oft einen wohlthätigern Eindruck machen, als selbst Predigten. Vom heiligen Thomas von Aquin erzählt

Surius, daß alle ſeine Reden und Unterhaltungen mit was immer für Perſonen heilig und für ihr Seelenheil berechnet geweſen ſeien; und dieſes, ſagt er, war eine der Urſachen, daß dieſer Heilige, wenn er auch viel mit Leuten geſprochen und verkehrt hatte, ſich ſchnell wieder ſammeln konnte, um zu beten oder zu betrachten; denn da alle ſeine Geſpräche auf göttliche Dinge ſich bezogen, ſo zerſtreuten ſie ihn nicht.

Wenn zum heiligen Ignatius von Loyola Jemand kam, der ihm einige Zeit durch unnützes Plaudern raubte, ſo ließ er ſich dieſes wohl ein paar Mal gefallen und hörte ihn willig an; wenn er aber ſeine Beſuche öfters wiederholte, ſo fing er vom Tode oder von dem Gerichte zu reden an. Denn dieſes, ſagte er, hätte die Folge, daß jener entweder, wenn er dergleichen Reden nicht gerne hörte, nicht mehr zu ihm käme, oder wenn er daran Gefallen fände, für ſeine Seele einen Nutzen daraus zöge.

Der heilige Auguſtin bemerkt, wir ſollten zwar mit allem Fleiße darnach ſtreben, uns in alle Leute, wie man ſagt, zu ſchicken, und uns ihnen anzupaſſen, damit wir Alle gewinnen, wie auch der heilige Paulus ſchreibt: Ich bin Allen Alles geworden; — jedoch ſollen wir uns zu unſerm Nächſten nur in der Abſicht alſo herablaſſen und ihm uns hinneigen, um ihm nützlich zu werden, nicht aber um ſelbſt in das gleiche Elend zu fallen, in welches er verſunken iſt. Der Heilige bedient ſich hiebei folgender Gleichniſſe: Gleichwie derjenige, welcher die Hand einem Gefallenen reicht, um ihm aufzuhelfen, ſich zwar neigt, aber den Fuß feſt aufſetzt, um von dem Liegenden nicht ebenfalls niedergezogen zu werden: dieſelbe Klugheit müſſe man im Umgange und im Geſpräche mit den Weltleuten an den Tag legen; man dürfe zwar ſich ein wenig zu ihnen neigen und ihre Reden anhören; aber man müſſe feſtſtehen, und ja auf der Hut ſein, daß durch ihre leichtfertige Reden uns kein Nachtheil zugehe, ſondern man müſſe darauf bedacht ſein, daß ſie durch unſere Reden gewonnen werden, und daraus Nutzen ziehen.

11. Von den ſcherzhaften, Lachen erregenden Worten und ſogenannten witzigen Einfällen.

In Geſellſchaften und bei ſonſtigen Gelegenheiten wird viel Scherzhaftes geſprochen; man bringt ſeine witzigen Einfälle vor, und ſucht dadurch ſich und die Anweſenden zu unterhalten. Ich will nicht behaupten, daß hiebei Alles ſündhaft ſei; aber es kann Vieles von dem, was man ſich hier erlaubt, leicht zur Sünde Gelegenheit geben. Die ſogenannten Scherze und witzigen Einfälle ſind aber jedes Mal ſchon an und für ſich ſündhaft, wenn dadurch etwa die Religion oder was auf dieſelbe Bezug hat, lächerlich gemacht, oder der Nächſte beleidiget wird. Man muß daher bei ſolchen Unterhaltungen ſehr auf der Hut ſein, daß bei den ſogenannten unſchuldigen Scherzen nichts Unerlaubtes unterläuft.

Die heiligen Väter und übrigen Geiſteslehrer nehmen es mit ſolchen kurzweiligen Reden ſehr genau. Der heilige Baſilius warnt nachdrücklich davor. Hüte dich, ſagt er, vor poſſenhaften, lächerlichen und ſchnurrigen Reden, und ſinne nicht auf luſtige Streiche und Spötteleien; denn das ſind Spiele und Zeitvertreib für Kinder; der Chriſt aber ſoll aufhören, ein Kind zu ſein, ſondern ſoll den Ernſt des Mannes an ſich haben. Der Heilige fügt bei, daß ſolche Scherze und Erluſtigungen den Menſchen nachläſſig im Dienſte Gottes machen und die Andacht des Herzens erſticken. Insbeſonders die Frommen ſollen ſich derlei Reden nicht erlauben; denn was man den Weltleuten nachſieht, ja an ihnen oft gar nicht ahndet, das gibt bei denen, die im Geruche der Frömmigkeit ſtehen, Aergerniß. Es laſſen ſich hier die Worte des heiligen Bernard anwenden: Unter Weltleuten ſind es Poſſen; im Munde des Prieſters aber Läſterungen. Die Heiligen gehen noch weiter; ſie verlangen nicht bloß, daß ſolche Worte von dem Munde ferne bleiben, ſondern auch, daß man ſie von den Ohren verweiſe. Man ſoll ſtatt durch Lachen ſeinen Beifall darüber zu äußern, vielmehr durch eine ernſte Miene ſein Mißfallen darüber zu erkennen geben.

Die Worte kommen aus dem Herzen; denn aus der Fülle des Herzens redet der Mund. Matth. 12, 34. Wer daher immer leichtfertige Worte ſpricht, der zeigt dadurch, daß er auch ein leichtſinniges Herz habe. cf. B. 5. S. 379.

Die frommen Altväter legten darauf einen ſo hohen Werth, daß der heilige Baſilius befiehlt, man ſoll denjenigen, welcher ſolche Reden führt, zur Buße eine ganze Woche lang von der Gemeinſchaft der Uebrigen ausſchließen, damit er nicht auch ſie anſtecke. Wie ſehr Gott derlei Worte mißfallen, beweist auch nachfolgende Geſchichte, die Surius im Leben des heiligen Hugo, Abtes von Clugny, von einem Erzbiſchofe zu Toulouſe, Namens Durandus, erzählt, der ſpaßhafte und müſſige Reden gern hörte und ſie auch ſelbſt führte. Der heilige Hugo tadelte ihn darüber öfters und ſagte ihm: Wenn du dich nicht beſſerſt, wirſt du dafür ein beſonders Fegfeuer zu beſtehen haben. Bald darauf geſchah es, daß der Erzbiſchof ſtarb. Nun ſei er einem gewiſſen Mönche, mit Namen Siguinus erſchienen, mit einem aufgeſchwollenen Munde und mit häßlich zerſprungenen Lippen; unter Thränen habe er ihn gebeten, er möge doch zu dem Abte Hugo gehen, und ihn erſuchen, daß er für ihn bete, weil er wegen ſeiner Spaſſe und müſſigen Worte, welche er ſich im Leben ſo oft erlaubt habe, jetzt große Qual leide.

12. Unter allen ſündhaften Reden ſind die ſchädlichſten die unſittlichen und unkeuſchen.

Alle ſündhaften Reden ſind ſchädlich; aber die verderblichſten ſind die unkeuſchen Geſpräche und unreinen Lieder und Geſänge, welch letztere um ſo gefährlicher ſind, je lieblicher und ſüſſer ſie tönen. Von ſolchen gottloſen Zungen ſagt der heilige Jakobus: Sie ſind ein Feuer, entzündet von der Hölle. Jak. 3, 6. Er nennt ſie mit Recht ein Feuer, das von der Hölle ſelbſt angeſchürt iſt; denn der, welcher unzüchtige Reden führt, iſt recht eigenthümlich im Dienſt der Hölle; er haucht durch ſeinen unfläthigen Mund allenthalben Gift aus, wodurch er die Seelen tödtet, ſo daß dieſe dem Satan als Schlachtopfer zufallen.

Der heilige Paulus ruſet den Gläubigen zu: Laſſet euch nicht verführen; böſe Geſpräche verderben gute Sitten. 1. Corinth. 15, 33. Und wiederum ſchreibt derſelbe Apoſtel: Unhellige und leere Schwätzereien meide; denn ſie befördern viel die Gottloſigkeit, und ihre Lehre frißt um ſich wie ein Krebs. 2. Timoth. 2, 16. 17. Der heilige Paulus will damit ſagen: Die ſündhaften Worte kriechen durch das Gehör nach und nach in das Innerſte des Herzens hin-

ein, und freſſen dort ſo lange herum, bis ſie dasſelbe ganz für das Laſter gewonnen haben. Gilt dieſes von allen böſen Reden überhaupts: welches Uebel wird nicht erſt die unreine Zunge im menſchlichen Herzen anrichten! Mit Recht ſagt daher der heilige Geiſt von Menſchen, die unzüchtige Reden führen: Ein offenes Grab iſt ihr Rachen. Pſ. 5, 11. Dazu bemerkt der heilige Chryſoſtomus: Der Mund eines Menſchen, welcher unzüchtige Reden ausgießt, gleicht einem offenen Grabe, das verfaulte Leichname in ſich ſchließt. Der Geſtank, der aus einem Grabe voll Leichname emporſteigt, verurſacht bei denen, die ihm ausgeſetzt ſind, tödtliche Krankheiten. Dasſelbe Verderben bringen unſittliche Reden der Seele.

Gewiß, es wäre ein entſetzliches Vergehen, wenn Einer glühende Kohlen auf die Kleider des Nächſten werfen würde. Denn die Kleider würden zuletzt Feuer fangen und in Brand gerathen, und dadurch der Nächſte ſelbſt eines jämmerlichen Todes ſterben. Wer aber in Gegenwart Anderer unfläthige Reden führt, thut noch mehr; er ſchleudert gegen ſeinen Nächſten keine gewöhnliche, ſondern eine hölliſche Gluth. Dadurch wird in ſeinem Herzen ein Brand entſtehen, der ſeine ganze Seele verzehrt. Wenn du nur ein einziges, unzüchtiges Wort vorbringſt, ſagt der heilige Bernard, ſo biſt du Urſache, daß vielleicht all diejenigen, welche dasſelbe anhören, ihren Gedanken und Gelüſten nach in die Sünde der Unkeuſchheit fallen. Das iſt ein ſchwereres Vergehen, als wenn du mit einem Pfeile mehrere Menſchen auf einmal ermorden würdeſt; denn ſo würdeſt du nur den Leib tödten, während du durch deine ſchändlichen Reden die Seele mordeſt. Solche Menſchen, ſchreibt der heilige Liguori, richten das größte Verderben in der Welt an; denn ein einziger ſchadet mehr, als hundert Teufel, da er das Verderben ſo vieler Seelen bewirkt. O wie viele beſäſſen die Reinigkeit ihres Herzens noch unverſehrt, wenn ſie ihre Ohren vor unreinen Reden behutſamer verwahrt hätten! Wo oft der Teufel viele Jahre mit all ſeinen Einflüſterungen und Verſuchungen vergeblich an der Verführung einer Seele gearbeitet hat, da gelangt ein unfläthiger Mund in kurzer Zeit an das Ziel. O könnten wir die Hölle durchwandern und alle Verdammte der Reihe nach um die Urſache ihres Verderbens fragen: wie viele würden wir finden, welche die unkeuſchen Reden als den Grund ihrer Verdammniß bezeichnen!

Gewiß, es iſt ein Zeichen der Verdammniß, gerne unkeuſche Reden zu führen, oder ſie mit Wohlgefallen anzuhören; dieſes um ſo mehr, weil Solche ſich ſelten beſſern, auch nicht in ihren alten Tagen. Die Erfahrung lehrt vielmehr, daß ſie im Alter noch unverſchämter und zudringlicher werden.

Welche Verantwortung häuft ſich ein ſolcher Menſch für den Tag des Gerichtes auf! Denn alle jene Seelen, die er durch ſeine unſittlichen Reden in's Verderben hineingezogen, werden ihn als den Urheber ihres Unglückes anklagen. Gott ſelbſt wird von einem Solchen die Seelen zurückfordern, die er ihm durch ſeine Unfläthereien geraubt, und zur Schlachtbank des Teufels geſchleppt hat. Da wird das Wort der Schrift an ihm ſich erfüllen: Sein Blut will ich von deiner Hand fordern. Ezech. 3, 18.

Darum hütet euch vor unreinen Reden und Geſängen. Der heilige Paulus ſagt: Hurerei und jede Unreinigkeit werde unter euch nicht einmal genannt, wie es Heiligen geziemt. Eph. 5, 3. Beherzigen wir die Worte: „Jede Unreinigkeit.“ Wir ſollen uns nämlich nicht bloß vor groben, unkeuſchen Reden, ſondern auch vor allen zweideutigen Worten in Acht nehmen, weil ſolche manchmal noch gefährlicher ſind. Bedenke, ſagt der heilige Auguſtin, daß dein Mund der Mund eines Chriſten iſt, in welchen ſo oft Jeſus Chriſtus durch die heilige Kommunion eingeht; daher verabſcheue es, das mindeſte zweideutige Wort auszuſprechen. Hütet euch aber nicht bloß ſelbſt davor, unreine Reden zu führen, ſondern fliehet auch wie eine Peſt jene, welche gerne ſolche Worte in den Mund nehmen. Umzäunet, wie die heilige Schrift ſagt, euere Ohren mit Dornen, und höret nicht auf ſolch gottloſe Zungen. Ekkli. 28, 28. Entfernt euch, wenn ſolche Reden begonnen werden; wo ihr aber dieſes nicht könnet, gebet wenigſtens euer Mißfallen zu erkennen.

13. Von den vielerlei Arten der böſen Reden, die unter den Chriſten ſo häufig vorkommen.

Der Pſalmiſt ſagt: Ein offenes Grab iſt ihr Rachen, mit ihren Zungen handeln ſie trüglich, Natterngift iſt unter ihren Lippen, ihr Mund iſt voll von Fluch und Bitterkeit. Pſ. 13. Dieſe Worte gelten vorzüglich von unſern Zeiten; denn wo man ſich

nur hinwendet, hört man den Mund von böſen, abſcheulichen Reden überſtrömen. O was ſind das für Reden, die in unſerer Mitte gehört werden! Wenn man draußen in den Straſſen umhergeht, oder auch innen in den Häuſern verweilt, ſo vernimmt man die abſcheulichſten Fluchworte und größten Gotteslästerungen. Es gibt Leute, die nichts thun können, ohne ihr Geſchäft durch Fluchen zu entweihen; immer iſt der Teufel auf ihrer Lippe; immer iſt Gotteslästerung in ihrem Munde. Ja manche rühmen ſich, Meiſter im Scheiten zu ſein; ſie ſetzen eine gewiſſe Ehre darein.

Was hören wir für Reden beim Kaufen und Verkaufen, beim Abſchließen der Verträge und andern Geſchäften? Da wird betheuert und geſchworen hoch und theuer um jeder Kleinigkeit willen. Es handelt ſich oft nur um einige Kreuzer, und ihretwillen berufen wir uns auf das Zeugniß Gottes, und betheuern unter Anrufung ſeines heiligſten Namens, daß wir die Sache nicht billiger ablaſſen können. Sind ſolche Betheuerungen nicht gegen das zweite Gebot, welches uns verbietet, den Namen Gottes eitel in den Mund zu nehmen? Wie, ſagt mit Recht der heilige Chryſoſtomus, du würdeſt dich nicht unterſtehen, einen angeſehenen Mann in ſolchen Dingen öffentlich als Zeugen vorzuladen, weil er ſich dadurch beleidiget fühlen würde; und du unterſtehſt dich, Gott gleichſam vom Himmel herabzurufen, daß er dir Zeugniß ablege?

Was ſind es für Reden, die oft in Geſellſchaften, auf Bierbänken und in Weinhäuſern, auf Spaziergängen und bei andern Gelegenheiten gehört werden? Das Schamgefühl verbietet mir auf dieſe Reden näher einzugehen, um zarte Ohren nicht zu verletzen. Ihr aber merkt wohl, worauf es abgeſehen iſt, nämlich auf jene unzüchtigen Mäuler, welche gleich den fauleu Gräbern überall Unrath aushauchen, wohin ſie nur kommen. Solche Menſchen können kaum ihren Mund öffnen, ohne Gift aus demſelben hervorſtrömen zu laſſen, vor deſſen Hauch die Blüthen der Unſchuld verwelken. In vornehmeren Geſellſchaften iſt zwar die Rede etwas feiner; aber nicht minder gefährlich. Denn wie ein gar zu heftiger Wind ein erſt angezündetes Feuer ſogleich wieder auslöſcht, ein ſanftes Wehen aber die Flamme mehr anfacht, ſo verhält es ſich auch mit derlei unſaubern Reden. Würde Jemand in beſſern

Geſellſchaften ſeine unſaubere Rede unverblümt, in ihrer ganzen Häßlichkeit vorbringen, ſo geböte ſchon der Anſtand einem Jeden, davon ſich abzuwenden, und ſo wäre er, weil er keine Zuhörer findet, zum Schweigen verurtheilt; aber ſtatt deſſen umſchließt er ſeine Worte mit der Schale des Witzes oder verbirgt das Gift in eine andere angenehme Hülle, und jetzt ſchlürft man es begierig ein, und läßt ſich davon anſtecken. O ihr boshaften Mäuler, welche Rechenſchaft werdet ihr einſtens nicht bloß von euern unfläthigen Reden, ſondern auch für ſo viele Seelen abzugeben haben, die ihr durch dieſelben verführt habt?

Welche Reden werden geführt, wenn Einige zuſammenkommen, ſich zu unterhalten? Man darf auf Viele die Worte der Schrift anwenden: Sie können nicht friedlich (mit einander) reden. 1. Moſ. 37, 4. Denn welche Zänkereien fallen oft vor? Welche Vorwürfe gibt man ſich? Kaum iſt man einige Zeit beiſammen, ſo fängt man an zu ſticheln, man macht ſich über einander luſtig, wirft ſich ſeine Fehler vor und ſucht auf andere Weiſe zu reizen. Daraus entſteht Haß, Streit und Feindſchaft. Oder wenn man die Gegenwärtigen in Ruhe läßt, ſo müſſen die Abweſenden herhalten. Man erzählt entweder aus Bosheit, oder oft auch aus bloßer Geſchwätzigkeit Alles, was man von Andern geſehen oder gehört hat, oft auch das, was man nur vermuthet, daß ſie es gethan; ja man geht noch weiter; denn man erdichtet Fehler, die ſie in der Wirklichkeit nicht an ſich haben. Und man kommt dabei auf alle Stände und Verhältniſſe. Da heißt es: Jener Geiſtlicher führt keinen erbaulichen Lebenswandel, er gibt Aergerniß; dieſer Herr beſchäftiget ſich mit ungerechtem Handel, er betrügt und zieht Alles an ſich, was er erlangen kann. Dort iſt eine Frau, die man als Verſchwenderin verſchreit; hier eine Tochter, der man nachſagt, daß ſie in ſündhaften Verhältniſſen lebt. O was weiß man nicht Alles über ſeinen Nächſten Nachtheiliges vorzubringen, und wie beredt iſt die Zunge, wenn ſie von den Fehlern Anderer zu erzählen hat.

Was ſind das für Reden, welche man oft Einem ganz geheim in das Ohr hineinliſpelt, und die daher als Ohrenbläſerei bezeichnet werden! Höre, guter Freund, heißt es da oft mit verſtellter Freundlichkeit, was jener von dir geſprochen; du hältſt ſo viel auf ihn, aber er mißbraucht dein Vertrauen; er thut dir nur in das

Geſicht ſchön, hinter deinem Rücken iſt er ganz anders, da macht er ſich über dich luſtig und verlacht dich. Auf ſolche Weiſe ſucht man Mißtrauen zu ſäen, und entzweit die beßten Freunde. O was iſt es für ein abſcheuliches Laſter um die Ohrenbläſerei! Darum ſagt die heilige Schrift: Verflucht iſt der Ohrenbläſer und Zweizüngier; denn unter Vielen, die in Frieden leben, richtet er Verwirrung an. Die dritte Zunge hat ſchon Viele aufgehetzt und von einem Volke zu dem andern getrieben, hat feſte Städte der Reichen zerſtört, und Fürſtenhäuſer untergraben; die dritte Zunge hat wackere Weiber vertrieben und ſie ihrer Arbeit beraubt. Wer auf ſie merkt, wird keine Ruhe haben, auch keinen Freund, auf den er ſich verlaſſen kann. Ekkli. 28, 15—21.

Was ſind das für Reden, welche zuweilen die Unterthanen gegen ihre Obrigkeiten, die Dienſtboten gegen ihre Herrſchaften führen? Sie klagen und murren über ihr Regiment, über ihre Behandlungsweiſe und viele andere Dinge. Nichts iſt ihnen an denſelben recht; Alles wird bekrittelt und beſpötteit.

Was führt man oft für Reden ſelbſt über den Himmel und ſeine Heiligen, ja ſogar über den allmächtigen Gott? Sie haben, ſagt der Pſalmiſt, wider den Allerhöchſten geredet, was Unrecht iſt, und ihren Mund an den Himmel geiegt. Pſ. 72, 8. Wer ſollte es für möglich halten, daß der ſchwache Menſch, der Erdenwurm, ſeinen Mund gegen den Himmel aufzuthun und von Gott ſelbſt beleidigend zu reden wagen ſoll? Und dieſes thun all diejenigen, welche gegen Gott murren, und ihn gleichſam der Ungerechtigkeit beſchuldigen, daß er ihnen ſo mancheriei Kreuz und Leiden ſchickt; dieſes thun diejenigen, welche die allweiſe Vorſehung Gottes bekrittein, als ob Manches in der Welt nicht gut eingerichtet wäre; dieſes thun diejenigen, welche auf andere Weiſe Gott läſtern und mit Worten beleidigen.

Sollte ich noch hinweiſen auf ſo viele andere ſündhafte Worte, welche ſo häufig aus unſerm Munde kommen, auf die harten und liebloſen Worte, die wir uns gegen unſern Nächſten erlauben, auf die Lügen, deren wir uns im Umgange ſchuldig machen, auf die Schmeicheieien, die wir oft vorbringen, auf die Schamloſigkeit, mit welcher Manche ſich ihrer eigenen Laſter rühmen? O wo ſind diejenigen, die mit ihrem Munde nicht auf die eine oder andere Weiſe

Anſtoß geben! Wie groß wird unſere Verantwortung für den Tag des Gerichtes werden, wo man ſelbſt von einem jeden unnützen Worte Rechenſchaft geben muß, wenn wir nicht bloß Unnützes, ſondern Sündhaftes ohne Maß und Ziel daherſchwätzen.

14. Wie man ſich ferners durch den Mund verſündiget.

Durch den Mund verſündiget man ſich vorzüglich noch:

1) Durch Fluchen und Schelten. Davon iſt gehandelt B. VI. S. 550—572.

2) Durch falſches Schwören, dann auch durch unzeitiges Betheuern. Sieh B. V. S. 257—276.

3) Durch Ehrabſchneiden. Dieſes wird beim Artikel „Verleumdung" zur Sprache kommen.

4) Lüge. Davon beim Artikel „Lüge".

15. Von der Schädlichkeit und Schändlichkeit der Geſchwätzigkeit.

Nichts iſt abſcheulicher und zugleich auch ſchändlicher, als eine geſchwätzige Zunge. Durch ſie wird gewöhnlich der Nächſte um ſeine Ehre gebracht; denn wer ſich einmal dieſer Untugend ergibt, ſpricht von Nichts lieber, als von den Fehlern Anderer, ſie mögen nun wahr oder falſch ſein. Bald hört man ihn von Eheleuten reden, die übel miteinander leben, wo der Mann ein Verſchwender, ein Müſſiggänger, und dabei ein Tyrann, oder die Frau die eitelſte Weltpuppe, die ungetreueſte Gattin und ein wahres Zankeiſen iſt; bald von Eltern, die ihre Kinder ohne Erziehung aufwachſen laſſen, und aus blinder Liebe gegen alle Fehler derſelben gleichgiltig ſind; bald von Dienſtboten, die ihre Herrſchaft betrügen oder auf andere Weiſe ihr Schaden zufügen; bald von dieſem oder jenem Frauenzimmer, das über ſeinen Stand ſich kleidet, und von den ſchmutzigen Quellen, woraus es zu dieſen Ausgaben das Geld hernimmt. Freilich erſucht der Schmäher die Anweſenden manchmal, das Gehörte nicht weiter zu verbreiten, ſondern bei ſich zu behalten. Aber wozu denn dieſe heuchleriſche Vorſicht? Sei es auch, daß jene über das Erzählte ein tiefes Stillſchweigen beobachten, — er iſt es ja ſelbſt, der, kömmt er mit wem immer zuſammen, dieſelben Plaudereien wieder auf die Bahn bringt, und

ſo das ſelbſt nach allen Seiten hin verbreitet, worüber er Andern Stillſchweigen aufgetragen hat.

Damit begnügt ſich aber der Schwätzer noch nicht. Man geſtatte ihm nur einmal freien Zutritt in ſein Haus und ſchenke ihm einiges Vertrauen, ſo wird es bald um den lieben Frieden geſchehen ſein. Von ihm erfährt der Mann, was das Weib ihm in Geheim über jenen anvertraut hat, und umgekehrt. Er trägt die Klagen der Herrſchaften den Dienſtboten, und die der Dienſtboten den Herrſchaften zu; er hinterbringt dem Bruder, was über ihn die Schweſter, und dieſer, was über ſie der Bruder geſagt hat. Ja, es iſt nicht nöthig, daß man ſo offenherzig gegen ihn iſt. Er iſt ſo unverſchämt, von dir zu behaupten, du hätteſt ihm dieß oder jenes, woran dein Herz gar nicht dachte, anvertraut. So geſchieht es, daß Eheleute, die oft mehre Jahre recht ruhig und vergnügt miteinander gelebt haben, in die gehäßigſten Uneinigkeiten gerathen; daß die rechtſchaffenſten Dienſtboten bei ihren Herrſchaften in Mißgunſt fallen, und vielleicht gar ihren Platz verlieren; daß unter guten Freunden die unverſöhnlichſten Feindſchaften angeſtiftet werden.

Der Schwätzer iſt gewöhnlich auch der Jugend ſchädlich; denn er nimmt keine Rückſicht darauf, ob er verſtandesreife Männer oder die unerfahrne Jugend zu Zuhörern hat. Er redet ohne Scheu Alles heraus, was der Zufall auf ſeine Zunge bringt, und darunter oft ſolche Abſcheulichkeiten, von denen der Apoſtel ſagt, daß ſie nicht einmal unter Chriſten genannt werden ſollen. Zwar behauptet er, und entſchuldiget ſich auch damit, daß er dabei keine böſe Abſicht habe, ſondern nur ſcherzen und mit ſeinen Einfällen Andere beluſtigen wolle. Aber dadurch nimmt er ſeinen Reden das Gefährliche nicht, ſondern ſie werden wie Funken, wenn ſie auf leicht brennbaren Stoff fallen, da, wo ſie Empfänglichkeit finden, ſich entzünden, und einen traurigen Brand veranlaſſen.

Wie viel ſchadet der Schwätzer nicht auch dem Anſehen der Religion! Er hat es ſich einmal zum Grundſatze gemacht, nichts von dem, was er weiß, zu verſchweigen. Nun geſchieht es, wozu es in unſern Tagen ſo viel Gelegenheit gibt, daß er ein Buch lieſt, in welchem die vornehmſten Glaubenswahrheiten auf das Frevelhafteſte herabgewürdiget, die heiligſten Geheimniſſe als ver-

nunftwidrig verworfen, die Kirche geläſtert und ihre Diener als Auswürflinge dargeſtellt werden; oder er kömmt mit ſogenannten großen Geiſtern zuſammen, die in ſeiner Gegenwart die angeführten Spöttereien vorbringen. Ohne zu unterſuchen, ob dasjenige, was er geleſen oder gehört, gute oder ſchlechte Münze ſei, ohne ſich zuvor von ſachverſtändigen Männern darüber belehren zu laſſen, poſaunt er ſogleich die hier geſammelten Neuigkeiten aus, und da es unter den Vielen, mit denen er Bekanntſchaft hat, auch Schwache und Unkluge gibt, ſo läßt ſich leicht ſchließen, wie viel er durch ſeine Schwätzereien Schaden verurſacht.

Aber auch ſich ſelbſt ſchadet der unkluge Schwätzer. Weil er ſo gerne über die Fehler der Abweſenden ſich luſtig macht, ſo nimmt ſich der Kluge vor ihm in Acht; meidet, ſo viel es möglich iſt, den Umgang mit ihm, aus Furcht, daß nicht auch er von ihm bei Andern in üblen Ruf gebracht wird. Weil er das, was man ihm in Geheim anvertraut hat, nicht verſchweigen kann, ſondern den Betheiligten hinterbringt, ſo verwickelt er ſich in die ſchlimmſten Feindſchaften und Zänkereien. Weil er, um ſeine Geſchwätzigkeit zu befriedigen, von allen Dingen ſpricht, auch von ſolchen, wovon er keine Kenntniß hat, ſo verliert er ſich oft in das unſinnigſte Geplauder, und ſetzt ſich dadurch dem Gelächter und der wohlverdienten Verachtung der Verſtändigen aus. Auch verliert der Schwätzer dadurch, daß er es gewöhnlich mit der Wahrheit nicht genau nimmt, und oft Dinge erdichtet, die nie geſchehen ſind, alle Glaubwürdigkeit. Den größten Schaden fügt er aber ſeiner Seele zu, indem er ſich für den Tag des Gerichtes die ſchwerſte Rechenſchaft zuzieht. Denn wenn man dort, wie uns deſſen die ewige Wahrheit verſichert, von einem jeden unnützen Worte Rechenſchaft geben muß; wie wird es dem unſinnigen Schwätzer ergehen, der in ſeinem Leben nicht bloß ſo viel unnütze, ſondern auch ſündhafte Worte geſprochen, wodurch er ſo oft die Religion geſchmäht, die Unſchuld geärgert und die Tugend verletzt; Worte, wodurch er ſo Viele gekränkt, und ſo mancherlei Zank und Streit und Unfrieden verurſacht hat. Darum hüte ſich ein Jeder! Halte ein Jeder ſeine Zunge im Zaum; denn ſie iſt zwar ein kleines Glied, aber ſie ſtiftet nur zu oft großes Unheil an.

16. Von dem Nutzen und der Vortrefflichkeit des Stillschweigens.

Das Stillschweigen bezeichnet der gottselige Alphons von Rodriguez in seiner Uebung der Vollkommenheit als ein vorzügliches Mittel, um in der Tugend Fortschritte zu machen; dagegen sieht er in der Sorglosigkeit hierin ein Haupthinderniß zur Frömmigkeit. Beides bezeugt auch der Apostel Jakobus; denn er sagt: Wer in seinen Reden nicht anstößt, der ist ein vollkommener Mann, Jak. 3, 2., und früher sagt derselbe Apostel: Wer sich für andächtig hält, da er doch seine Zunge nicht bezähmt, dessen Frömmigkeit ist eitel. Jak. 1, 26. Gegründet auf diesen Ausspruch des heiligen Jakobus haben sich auch nach dem Zeugnisse des heiligen Hieronymus die Altväter der Wüste befließen, sorgfältig das Stillschweigen zu beobachten; dieser Heilige hat Solche gefunden, die oft viele Jahre lang kein Wort gesprochen. Aus demselben Grunde haben auch alle Ordensstifter der späteren Zeit unter den übrigen Mitteln zur Vollkommenheit vorzüglich das Stillschweigen eingeschärft. Und mit Recht; denn das Stillschweigen bringt viele Vortheile mit sich, nicht bloß für die Mönche, sondern auch für die Weltleute. Führen wir einige davon an:

I. Durch das Stillschweigen lernt man erst, wie man reden müsse. Diese Behauptung fällt vielleicht auf, und man wird eher das Gegentheil für richtig halten; man wird sagen: Wie Alles durch Uebung erlernt wird, so wird man auch das Reden lernen, wenn man sich in demselben fleißig übt. Allein hier ist es umgekehrt. Die Wissenschaft, gut zu reden, kann nur durch langanhaltende Uebung des Stillschweigens erlangt werden. Denn gleichwie der Lehrling fleißig aufmerkt und schaut, wie sein Meister das Geschäft treibt, um es auf dieselbe Weise nachzumachen, und wie er dadurch selbst allmählig seine Kunst sich aneignet, so müssen auch wir diejenigen, welche mit Anstand und Würde zu sprechen verstehen, beobachten, damit wir von ihnen lernen, wie man reden müsse. O würde mancher Junge dieses beobachten, gewiß er würde weniger Unsinn daher reden. Aber er hat noch nicht das Schweigen gelernt, darum versteht er auch das Reden nicht. Deßwegen ermahnt auch der heilige Hieronymus: Lernen wir zuerst

das Nichtreden, damit wir nachher das Gutreden uns aneignen mögen; ſchweigen wir eine Zeit lang und merken wir auf die Ausſprüche derer, die unſere Lehrer ſind, damit wir nach vielem Stillſchweigen aus Lehrlingen endlich Meiſter werden mögen.

II. Das Stillſchweigen iſt ein vortreffliches Mittel, um gut zu beten. Das Stillſchweigen lehrt uns nicht bloß die Kunſt, wie man mit den Menſchen, ſondern auch wie man mit Gott reden muß, d. h. es lehrt uns beten. Darum nennt der heilige Diadochus das Stillſchweigen eine Mutter heiliger Gedanken. Denn wie man manchmal wegen großen Gelärms nicht hört, was geſprochen wird, ſo hindert uns auch gar oft das Geräuſch der weltlichen Worte und Geſpräche, und macht uns taub und unfähig, die göttlichen Einſprechungen zu vernehmen. Gott liebt die Einſamkeit, um in derſelben mit den Seelen ſich zu unterhalten. Daher ſagt er auch durch den Propheten: Ich will ſie in die Einöde führen, und ihr an's Herz reden. Oſe. 2, 14. Es iſt hier die innere Einſamkeit, die Sammlung des Herzens gemeint, und dazu trägt das Stillſchweigen ſehr viel bei. Der heilige Diadochus drückt ſich ſchön in einem Gleichniſſe aus. Er ſagt nämlich: Gleich wie alle Wärme in einem Zimmer ſich verliert, wenn man die Thüre zu oft und zu lange öffnet, ſo verflüchtiget ſich durch den Mund, wenn man zu viel redet, alle Wärme der Andacht; das Herz wird gleichſam ausgegoſſen, und die Seele wird aller guten Gedanken verluſtig. Daher heißt es auch in der Nachfolge Chriſti: Wenn du dich den überflüſſigen Beſprechungen entzögeſt und dem vielen müſſigen Herumlaufen, und wenn du keine Neuigkeiten und Ehrabſchneidungen hören möchteſt, ſo würdeſt du hinreichend bequeme Zeit finden, mit guten Betrachtungen dich zu beſchäftigen. Wir müſſen hier auch dieſes noch bemerken, daß, gleichwie das Stillſchweigen ein Mittel iſt, das Gebet und die Betrachtung zu befördern, ſo auch dieſes wiederum dem Stillſchweigen ſelbſt Vorſchub leiſtet. Wir können in der That bemerken, daß geiſtreiche und durch das Gebet mit Gott vertraute Perſonen wenig von irdiſchen Dingen reden. Es fällt ihnen faſt ſchwer, ſolche Geſpräche nur anzuhören; denn ſie möchten gerne von nichts Anderm hören und mit nichts Anderm ſich abgeben, als mit dem, was ſie lieben und woran ihr Herz hängt, nämlich mit dem Himmliſchen.

Und gerade hierin iſt auch der Hauptgrund zu ſehen, warum wir ſo gerne von irdiſchen Dingen plaudern und ſo viel unnützes Geſchwätz machen, weil wir nämlich zu wenig auf das Göttliche denken, zu wenig im Geiſte leben und zu viel in die Welt ergoſſen ſind.

III. Das Stillſchweigen iſt ein vorzügliches Mittel, um im Guten überhaupts gefördert zu werden. — Wir wiſſen es aus Erfahrung, daß viel reden nicht ohne Sünde abgeht. Wo viel Geſchwätz iſt, da iſt insgemein Armuth, ſagt der heilige Geiſt. Sprüchw. 14, 23. Ja, große Armuth des Geiſtes, weil viel Sündhaftigkeit. Wer hingegen das Stillſchweigen wohl bewahrt, erhält leicht ſeine Seele unſchuldig. Auch dafür gibt die heilige Schrift Zeugniß: Wer ſeinen Mund bewahrt, bewahrt ſeine Seele. Sprüchw. 13, 3. Dieſes ſahen ſelbſt die Heiden ein. Als man daher einen gewiſſen Corilaus fragte, warum Lykurgus den Spartanern ſo wenig Geſetze gegeben, ſoll er geantwortet haben: Für die, welche wenig reden, wie die Lacedämonier, ſind wenig Geſetze nothwendig. Willſt du alſo in der Tugend fortſchreiten, ſo hüte dich, viel zu reden. Wenn du hingegen um das Stillſchweigen dich nicht bekümmerſt, ſo wirſt du es nimmermehr zur Vollkommenheit bringen, ja überhaupts dein Heil großer Gefahr ausſetzen. Wird wohl der wortreiche Mann gerechtfertiget werden? fragt Job. Kap. 11. Dazu bemerkt der heilige Gregorius, es ſei gewiß, daß ein geſchwätziger Mann nimmermehr gerechtfertiget werden und im Guten fortſchreiten könne. Um dieſes zu beweiſen, beruft er ſich noch auf mehrere Stellen der heiligen Schrift, unter andern auf jene Worte des Propheten: Dem Zungen-Manne wird es nicht wohl gehen auf Erden; er wird nicht vorwärts kommen, nicht wachſen, und jenem Fluche unterworfen ſein, den Jakob ausſprach: Zerronnen biſt du, wie Waſſer; nicht ſollſt du wachſen, weil du das Herz wie Waſſer durch die Pforten des Mundes und der Sinne ausgegoſſen haſt. Andere heilige Väter vergleichen den Menſchen, der ſeinen Mund nicht bewacht und geſchloſſen hält, mit einem Gefäſſe, welches keinen Deckel hat, und welches Gott für unrein zu halten befiehlt. Ein Gefäß, das keinen Deckel hat, noch zugebunden iſt, ſoll unrein ſein. Num. 19, 15. Dieſes deßwegen, weil es wegen Mangel eines Deckels jegliche Unreinigkeit in ſich aufnehmen, und bald mit allem Unrathe angefüllt ſein wird.

Auf gleiche Weiſe wird Einer, der ſeinen Mund nicht verſchloſſen hält, ſchnell mit Unvollkommenheiten und Sünden angefüllt ſein. Darum ſagt die heilige Schrift: Viel Reden geht nicht ohne Sünden ab. Sprüchw. 10, 19. Wollte Gott, daß wir die Wahrheit dieſer Worte nicht an uns ſelbſt ſo oft erführen! Du wirſt, wie richtig der heilige Gregorius bemerkt, vielleicht bei guten Worten anfangen, von da verfällſt du auf müſſiges Reden, von da auf ſcherzhaftes, ſodann auf Aergernißgebendes, und während allmählig die Zunge warm wird, und das Verlangen wächst, die Dinge zu übertreiben, wirſt du, ohne es zu merken, auf lügenhafte und bösartige Reden gerathen; ſo wirſt du im Kleinen anfangen und im Großen aufhören. Albertus, der Große, geht noch weiter. Er ſagt: Wo keine Schweigſamkeit iſt, da wird der Menſch gar leicht von dem Teufel überwunden. Er beruft ſich zum Beweiſe deſſen auf eine Stelle aus der heiligen Schrift, nämlich, wo es heißt: Wie eine offene Stadt ohne Ringmauern, ſo iſt Einer, der ſeinen Geiſt im Reden nicht einhalten kann. Sprüchw. 28, 28. Auch der heilige Hieronymus bemerkt zu dieſen Worten: Gleich wie eine offene, weder mit einem Wall noch mit einer Mauer umgebene Stadt jedem Ueberfalle und der Plünderung des Feindes ausgeſetzt iſt, ſo ſchwebt derjenige, welchem die ſchützende Mauer des Stillſchweigens mangelt, in augenſcheinlicher Gefahr, von den Anfechtungen des hölliſchen Feindes überwältiget zu werden.

Aus dieſem Allen folgt zur Genüge, wie heilſam es iſt, das Vielreden abzulegen, und ſtatt deſſen ſich ein weiſes Stillſchweigen anzugewöhnen. (cf. Rodriguez Uebung der Vollkommenheit.)

17. Von der Verſchwiegenheit.

Der Menſch hat nichts auf Erden, was ihm eigenthümlicher gehörte, als die Geheimniſſe ſeines Herzens; darüber iſt er nächſt Gott ſein unumſchränkter Herr. Von ſeinem Gelde kann er zwar auch ſagen, daß es ihm zugehört, aber nicht ſo eigenthümlich; denn es kann ihm geſtohlen werden. Aecker, Gärten, Wieſen und andere liegende Gründe gehören ihm zu; doch können ſie durch Hagel und andere Unglücksfälle verheert werden. Sein Haus gehört ihm zu; doch kann es durch Feuersbrunſt in Aſche gelegt werden. Er iſt Herr ſeines guten Namens; aber er kann nicht

hindern, wenn böſe Menſchen ihn mit dem Gifte der Verleumdung begeifern. So kann man all dieſe Beſitzthümer durch fremdartige Einwirkungen gegen ſeinen Willen gänzlich oder theilweiſe verlieren. Nur die Geheimniſſe des Herzens gehören uns ſo an, daß ſie uns keine Kreatur gegen unſern Willen entreißen und offenbaren kann. Das Herz hat der Schöpfer mit einem ſo feſten Riegel verſchloſſen, daß da Niemand eindringen kann, als er ſelbſt, und der eigene Geiſt des Menſchen. Einem jeden Andern iſt hier der Eintritt verſperrt. So iſt das menſchliche Herz von Natur aus zur Verſchwiegenheit geeignet; denn hätte Gott gewollt, daß alle wiſſen ſollen, was in meinem Herzen iſt, ſo hätte er ihnen die Kenntniß der fremden Herzen verliehen. Aber Gott wollte dieſes nicht; ſondern er ſchuf das menſchliche Herz ſo, daß es Heimlichkeiten vor Andern bewahren kann. Daher ſollte man nicht ſagen, es ſei oft unmöglich, verſchwiegen zu bleiben. Dieſes widerſpricht ſchon der natürlichen Beſchaffenheit und Neigung des Menſchen. Nur ein Schwätzer, der einem durchlöcherten Faſſe gleicht, welches keine Flüſſigkeit in ſich zu halten im Stande iſt, mag ſich in dieſer unſinnigen Behauptung gefallen; der Verſtändige aber wird in allen Fällen eine kluge Verſchwiegenheit beobachten, und dieſes nicht bloß hinſichtlich ſeiner ſelbſt, ſondern auch bezüglich des Nächſten.

Es kann eine Pflicht der Gerechtigkeit ſein, in manchen Fällen, verſchwiegen zu ſein. Man theilt uns Nachrichten mit, entweder unter der ausdrücklichen Bedingniß, ſie nicht weiter zu ſagen, oder wir erkennen aus den Umſtänden, daß es im Willen und in der Abſicht des Erzählers gelegen iſt, davon gegen Niemanden einen Gebrauch zu machen. Wir erfahren zufällig etwas, von dem der Betheiligte offenbar wünſcht, daß es nicht bekannt werden möchte. Wir vernehmen in einer Geſellſchaft Schmähungen über einen Abweſenden, worüber ſich dieſer, wenn er es erfährt, nicht nur kränken wird, ſondern was auch zu bittern Feindſchaften Anlaß geben kann; es werden uns Dinge anvertraut, die nur auf das Amt Bezug haben, welches wir begleiten: — in all dieſen und noch vielen andern Fällen iſt es Pflicht, verſchwiegen zu ſein. Freilich wenn die uns anvertrauten Geheimniſſe ihrer Natur nach auf das Böſe zielen, ſo daß, wenn wir ſchweigen, dem Nächſten oder dem allgemeinen

Beſten Schaden zugehet, weil es ſich z. B. um Ausführung verrätheriſcher Pläne, um Mord oder ähnliche Schandthaten handelt, ſo wäre die Verſchwiegenheit von unſerer Seite nicht recht, ſelbſt wenn wir uns durch das ernſteſte Verſprechen oder auch eidlich dazu verpflichtet hätten; in dieſem Falle legen uns höhere Rückſichten die Pflicht zu reden auf. Indeß iſt auch hier Klugheit nothwendig, und es iſt nicht immer gerathen, ſogleich einem Jeden das Gehörte mitzutheilen, ſondern man ſoll zunächſt die Betheiligten davon in Kenntniß ſetzen und jene, welche gemäß ihrer Stellung dem beabſichtigten Verbrechen vorbeugen können.

Würden wir überall und jedes Mal die Tugend der Verſchwiegenheit üben, ſo würden wir uns vor vielen Unannehmlichkeiten bewahren. Der Verſchwiegene iſt überall wohlgelitten; er findet leicht Zutritt in den Häuſern; er iſt ein angenehmer Gaſt in den Geſellſchaften: denn man weiß, daß er dasjenige, was er ſieht oder hört, nicht mißbraucht, und nicht Jedermands Ohr zuträgt. Man braucht ſich daher vor ihm keinen Zwang anzuthun in ſeinem Reden oder Betragen; man kann in ſeiner Gegenwart, wie man zu ſagen pflegt, ganz ungenirt ſein. Von Wem hingegen bekannt iſt, daß er Alles ausplaudert, der bringt in alle Geſellſchaften, die er beſucht, Mißtrauen und Froſtigkeit; er vermindert die Geſelligkeit und Freimüthigkeit; denn ein Jeder befürchtet, das, was er hier ſagt, werde von ihm wieder weiter getragen und zur Hervorrufung von Mißverſtändniſſen und Uneinigkeiten benützt. In der Gegenwart eines Solchen iſt man in ſeinem Geſpräche ſehr einſilbig; man redet am liebſten von ganz gleichgiltigen Dingen; Alles nimmt einen gewiſſen Zwang an; alles Herzliche und Gemüthliche hört auf.

Wie oft wird auch durch Mangel an Verſchwiegenheit das beſte und nützlichſte Wort vereitelt! Wie viel Schaden iſt dadurch nicht blos einzelnen Menſchen, ſondern ganzen Gemeinden zugegangen! Ganze Reiche haben oft ſchon bitter es fühlen müſſen, wenn die, welche an der Spitze der Regierungsgeſchäfte ſtanden, zu wenig die Geheimniſſe zu bewahren wußten. Schon öfter als einmal iſt ein Land dadurch ſeinen Feinden als Beute anheim gefallen, und ſind tauſend unſchuldige Bürger in das äußerſte Elend geſtürzt worden, weil man Dinge bekannt machte, welche ein tiefes Geheimniß für jeden Fremden hätten bleiben ſollen.

Es iſt um ſo tadelnswerther, daß die Tugend der Verſchwiegenheit uns ſo vielfältig abhanden gekommen iſt, da ſie doch die Heiden oft ſchon mit aller Gewiſſenhaftigkeit zu üben wußten. Ein gewiſſer Metellus pflegte zu ſagen: Wenn ich wüßte, daß mein Unterkleid ein Geheimniß verrathen könnte, ſo würde ich es ſogleich vom Leibe reißen und verbrennen. Der Weltweiſe Euripides aber gab einmal Jemanden, der ihm zu verſtehen gab, daß er übel aus dem Mund rieche, zur Antwort: Dieſes mag wohl ſein; denn in meinem Munde iſt ſchon gar Vieles verfault. Er wollte damit die Sorgfalt bezeichnen, mit welcher er die anvertrauten Geheimniſſe bewahrte. Selbſt von den Frauen, die man doch gewöhnlich hierin vor Allem ſchwach hält, weiſt das Heidenthum ein auffallendes Beiſpiel der Verſchwiegenheit auf. Laertius erzählt nämlich von einer vornehmen Frau zu Athen, der ein wichtiges Geheimniß anvertraut war. Der Tyrann Hyppias wollte es ihr entlocken. Anfangs nahm er zu Schmeicheleien ſeine Zuflucht. Weil er aber auf dieſem Wege nichts ausrichtete, ließ er Feuer und gräßliche Folterwerkzeuge herbeiſchaffen. Aber ſie blieb auch jetzt verſchwiegen und ſprach nur: Thue, was dir gefällt; aber wiſſe, daß du mir ein Geſtändniß nicht abzwingen wirſt, welches ich dir nicht offenbaren kann, ohne einem Andern die ſchuldige Treue zu brechen. Hierauf biß ſie ſich ſelbſt ein Stück ihrer Zunge ab und warf es ſammt dem Blute dem Tyrannen in das Geſicht, um auf dieſe Weiſe ſich des Gebrauches der Sprache zu berauben, und um ja in keine Verſuchung zu kommen, das anvertraute Geheimniß zu verrathen. Wenn eine Frau ſolchen Heldenmuth in Bewahrung eines ihr anvertrauten Geheimniſſes bewies, ſo iſt die Schmach um ſo größer, wenn Männer hierin kein Stillſchweigen bewahren können, ſondern Alles der Oeffentlichkeit übergeben, was ſie immer erfahren.

Artikel LXXXV.

Gesundheit (und das Gegentheil, nämlich: Krankheit).

1. Einleitende Worte.

Gesundheit, sagt der Mediziner Buchner, nennen wir den Zustand eines Individuums, bei welchem die einzelnen Organe in zweckmässiger Uebereinstimmung vorhanden und ausgebildet sind, und die einzelnen Lebensfunktionen auf eine der Erreichung ihres Zweckes, Erhaltung des Lebens, angemessene Weise vor sich gehen. Die Gesundheit ist leiblich oder geistig, je nach dem sie dem Leibe oder dem Geiste zukömmt. Nur wenn beide vorhanden sind, geniesst der Mensch vollkommene Gesundheit. Indess findet hier grosse Wechselwirkung statt; denn es wird auch der Körper leiden, wenn der Geist nicht gesund ist, und umgekehrt. Bedingt ist die Gesundheit theils durch innere, theils durch äussere Verhältnisse. Die innern Bedingungen sind: Normale Beschaffenheit aller Theile und Mischungen bei der Geburt, ihre normale Entwicklung und ihre ebenfalls normale Rückbildung im Greisenalter bis zum Eintritt des Todes; die äussern Bedingungen der Gesundheit sind vorzüglich: Reine, angemessen dichte, nicht ganz wasserfreie Luft, der Temperatur und dem Klima angemessene Kleidung und Wohnung, gehöriger Wechsel zwischen Schlaf und Wachen, Ruhe und Bewegung, und hinreichende, wohl verdauliche Nahrungsmittel und Getränke.

Die Krankheit ist ein Mangel der Gesundheit, der in irgend einer Störung des Organismus seinen Grund hat. Auch die Krankheit kann geistig oder leiblich sein, je nachdem der Leib oder der Geist leidet. Die leiblichen Krankheiten sind theils innerlich, theils äusserlich, je nachdem äussere oder innere Theile des Körpers leiden. Man unterscheidet akute und chronische Krankheiten, je nachdem ihr Verlauf schnell oder langsam ist; jene endigen vor der dritten Woche, diese dehnen sich auf unbestimmte Zeit hinaus; jene haben meistens ihren Sitz im Gefäss- oder Nervensysteme, diese in den Organen ꝛc. Je nachdem eine Krankheit an einzelnen In-

viduen oder an mehreren zugleich erscheint, heißt sie sporadisch oder epidemisch.

Wie ein jedes Uebel, so haben auch die Krankheiten in der Sünde ihren Grund und Ursprung. Hätte der Mensch nie gesündiget, so würde er eben so wenig krank worden sein, als er gestorben wäre. Die Sünde vermehrt noch heutigen Tages die Krankheiten, insbesonders gewisse Sünden, wie Unmässigkeit, Wollust, Zorn u. s. w. pflegen Krankheiten zu erzeugen.

2. Schriftstellen.

Gott erhöht die Seele, er erleuchtet die Augen, gibt Gesundheit, Leben und Segen. Ekkli. 34, 20.

Besser ist der Arme daran, wenn er gesund und bei guten Kräften ist, als ein Reicher, der schwach und mit einem Uebel gequält ist. . . Es gibt keinen größern Reichthum, als den eines gesunden Körpers. Ebendas. 30, 14 u. 16.

Halte die Vorschriften, Gebote und Rechte, die ich dir heute zu thun gebiete, so wird der Herr alle Krankheit von dir hinwegnehmen, und die bösen Seuchen Aegyptens, die du kennest, wird er nicht über dich bringen, sondern über alle deine Feinde. Deut. 7, 11 u. 15.

Wer vor den Augen seines Schöpfers sündiget, muß in die Hände des Arztes fallen. Ekkli. 38, 15.

Ehre den Arzt um der Noth willen; denn der Allerhöchste hat ihn erschaffen. Alle Arznei ist von Gott . . . Der Allerhöchste schuf die Arzneien aus der Erde, und der weise Mann hat keinen Abscheu davor . . . Durch sie heilet er und lindert er den Schmerz. Ebendas. V. 1—8.

Mein Sohn, verachte dich selbst nicht in deiner Krankheit, sondern bete zum Herrn, und er wird dich gesund machen. Ebendaselbst V. 9.

Sieh, ich werfe sie in's Bett, und die mit ihr ehebrechen, in sehr große Trübsal, wenn sie sich nicht bekehren von ihren Werken. Apokal. 2, 22.

Sieh, du bist gesund worden; sündige nicht mehr, damit dir nicht etwas Aergeres widerfahre. Joh. 5, 14.

Ist Jemand unter euch krank, so lasse er die Priester der Kirche kommen, daß sie über ihn beten u. s. w. Jak. 5, 14—17.

Laß es dich nicht verdrießen, einen Kranken zu besuchen. Ekkli. 7, 39.

3. Väterstellen.

Gesundheit und Krankheit sind an und für sich gleichgiltige Dinge; sie werden aber je nachdem man sie anwendet, gut oder böse. Der heil. Chrysost.

Die Gesundheit ist so süß, daß wir ihrer nie überdrüssig werden. Was fehlt dem Armen, wenn er diese hat? Was nützt dem Reichen seine ganze Habe, wenn er nicht gesund ist. St. August. Serm. 255.

Wer seine Ohren verstopft, damit er die Kranken nicht höre, wird auch einstens weinen, aber Niemand wird ihn hören. St. Ephräm.

Ich möchte nicht einmal glauben, daß die Krankheit des irdischen Gefässes (des Körpers), die du überstanden hast, dir etwas geschadet habe, da seine Stärke, wie du weißt, dem Geiste immer feind ist, so daß ich dich nun dem Geiste nach für um so stärker halte, je schwächer du dem Fleische nach geworden. Das Fleisch gelüstet, wie der Apostel sagt, wider den Geist, der Geist aber wider das Fleisch; denn diese sind einander entgegen, so daß ihr nicht Alles thuet, was ihr wollet. Wenn wir also wegen der Widerstrebung des Körpers nicht thun können, was wir wollen, so muß das Fleisch geschwächt werden, damit wir das Gewünschte zu thun vermögen. Die Schwachheit des Fleisches schärft die Kraft des Geistes, und sind die Glieder angegriffen, so werden die Kräfte des Körpers auf die Tugenden des Geistes übergetragen, so daß es mir eine Art Gesundheit zu sein scheint, wenn der Mensch zuweilen krank ist. Salvian epist. 3. ad Catturam.

Die Krankheit des Körpers ist die Gesundheit der Seele. St. Greg. d. Gr.

4. Geschichtliches.

Jemand, der eine besondere Andacht zum heiligen Thomas von Kanterbury hatte, ging in einer Krankheit zu seinem Grabe, um

ihn zu bitten, er möchte ihm bei Gott die Gesundheit wieder erlangen. Er erhielt sie wirklich; aber auf dem Heimwege besann er sich, ob die wiedererlangte Gesundheit ihm auch zu seinem Seelenheile ersprießlich sei. Dieses Bedenken veranlaßte ihn, daß er wieder zum Grabe zurückkehrte, und seine Bitte dahin stellte, der Heilige möge ihm das von Gott erflehen, was ihm zur Erlangung des ewigen Heiles nützlicher wäre, sei es Gesundheit oder Krankheit. Und was geschah? Es befiel ihn die alte Krankheit wieder, und verließ ihn sein ganzes Leben hindurch nicht mehr.

Lorenz von Medicis, einer der größten Männer seiner Zeit, blieb bei der Nachricht von der tödtlichen Wendung, die seine Krankheit genommen hatte, so gelassen, als hätte man ihm nur etwas ganz Unbedeutendes gemeldet. Zuerst empfing er die Heilsmittel der Kirche; dann ertheilte er die nöthigen Befehle, seine häuslichen Angelegenheiten in Ordnung zu bringen; er tröstete seine Freunde bezüglich seines nahen Abscheidens, und nachdem er von ihnen völlig Abschied genommen, ließ er Niemanden mehr vor sich, als Geistliche und starb in ihren Armen. Dieser Mann war bei seinem Tode erst vierzig Jahre alt, und stund auf dem Gipfel des Ruhmes und der irdischen Glückseligkeit.

Ein englischer Lord wollte einstens von Irland nach England überfahren. Da er eben das Schiff besteigen wollte, fiel er, und brach ein Bein. Seine Freunde beklagten und bedauerten ihn; er aber sprach: Dieses ist gewiß zu meinem Besten geschehen. Es zeigte sich auch bald, daß er Recht hatte; denn das Schiff, auf welchem auch er hatte abreisen wollen, litt Schiffbruch, und Alle, die darauf waren, kamen um. So rettete ihn Gott durch einen Beinbruch vom Tode. — Noch öfter rettet Gott durch eine Krankheit oder ein anderes Uebel des Leibes die Seele vom ewigen Tode. Denken wir nur an den heiligen Ignatius von Loyola. Dieser wurde bei der Belagerung der Stadt Pampelona schwer verwundet und in Folge dessen längere Zeit auf das Krankenbett hingestreckt. Dieß war ihm Veranlassung über seinen Seelenzustand nachzudenken, und der Anfang von seinem spätern heiligen Leben und so ungemein nützlichen Wirken für die Kirche Gottes.

Der König Ochozias verfiel in eine bedenkliche Krankheit. Statt zu Gott seine Zuflucht zu nehmen, sandte er zum Götzen von

Akkaron, um zu fragen, ob er wieder genesen werde. Dadurch regte er den Zorn Gottes, und der Prophet Elias mußte ihm verkünden, daß er sterben werde. Dem Ochozias gleichen Alle, die in ihren Krankheiten abergläubische Mittel anwenden, und von dem Gebrauch derselben Gesundheit erwarten. Ganz anders machte es ein anderer König von Israel, mit Namen Ezechias. Als diesem der Prophet Isaias den nahen Tod verkündete, flehte er zu dem Herrn und bat ihn um Verlängerung seiner Lebenstage. Dieses gefiel Gott so sehr, daß er ihm durch denselben Propheten sagen ließ: Ich habe dein Gebet erhört und deine Thränen gesehen; ich habe dich geheilt, und will noch fünfzehn Jahre zu deinen Tagen thun.

Auch auf die Kunst der Aerzte und die Wirksamkeit ihrer Arzneimittel allein darf man in Krankheiten sein Vertrauen nicht setzen. Ein Beispiel hievon ist der König Asa. Dieser erkrankte an heftigem Fußschmerz; aber er suchte in seiner Krankheit den Herrn nicht, sondern setzte alles Vertrauen nur auf die Kunst der Aerzte. Daher strafte ihn Gott mit dem Tode.

Das bewunderungswürdigste Muster der Geduld für Kranke ist Job. Nachdem viele andere Prüfungen vorausgegangen waren, befiel ihn auch noch eine abscheuliche Krankheit, der eben so schmerzliche als eckelhafte orientalische Aussatz; alle seine Glieder schwollen fürchterlich auf, und zuletzt wurde sein ganzer Leib wie eine einzige Eiterbeule. Er nahm irdene Scherben, das hervordringende Eiter hinwegzukratzen, und saß da am Düngerhaufen im größten Schmerze. Sein Weib hatte noch die gewissenlose Grausamkeit, ihm in diesem traurigen Zustande über seine bisherige Frömmigkeit Vorwürfe zu machen; auch seine Freunde, die doch gekommen waren, ihn zu trösten, goßen ihren Tadel über ihn aus. Bei all dem harrte Job geduldig aus, und blieb fest im Vertrauen auf Gott.

Des Petrus Schwiegermutter lag einmal an einem Fieber krank. Dieß verursachte den Ihrigen große Betrübniß. Jesus kam eben damals in das Haus. Sogleich nahmen sie ihre Zuflucht zum Herrn und legten für sie inständige Fürbitte ein. Der Heiland nahm die Bittenden gnädig auf, ließ sich zum Bette der Kranken führen, und machte dieselbe augenblicklich gesund. Kaum fühlte die Kranke ihre wenigen Kräfte wieder, so stund sie auf, und bezeigte

durch alle möglichen Dienſtleiſtungen ihre Dankbarkeit ſowohl gegen den Herrn, der ſie geſund gemacht hatte, als auch gegen die Uebrigen, die ſich ihrer in der Krankheit ſo liebreich angenommen hatten. Dieſes Ereigniß lehrt uns nicht bloß, daß wir unſerer Angehörigen, wenn ſie krank darniederliegen, uns liebreich annehmen, ſie ſorgfältig pflegen und für ihr Wohl zu Gott beten ſollen, ſondern lehrt auch die Kranken, daß ſie, wenn ſie geſund geworden, ſowohl Gott, als auch denen, welche ſich ihrer in der Krankheit angenommen haben, dankbar ſich erweiſen ſollen.

Jeſus Chriſtus heilte einmal zehn Ausſätzige; aber nur Einer kam zurück, um ſeine Dankbarkeit gegen den Herrn für die erhaltene Geneſung zu zeigen. Dieſer Vorfall beweiſet, daß die wenigſten derjenigen, welche Gott von den Schmerzen der Krankheit befreiet, ihm dafür Dank abſtatten.

Als einſtens Jeſus Chriſtus einen Mann heilte, der acht und dreißig Jahre an der Gicht krank gelegen war, ſprach er zu ihm: Sündige nun nicht mehr, daß dir nicht noch etwas Aergeres begegne. Dieſer Vorfall zeigt, daß oft nur unſere Sünden an unſerer Krankheit Urſache ſeien.

Petrus ging einmal mit Johannes in den Tempel hinauf, da ſprach ſie ein Lahmer um ein Almoſen an. Petrus ſprach: Silber und Gold habe ich nicht, was ich aber habe, das gebe ich dir. Im Namen Jeſu, des Nazaräers, ſteh auf und wandle. Und er faßte ihn bei der rechten Hand und richtete ihn auf. Plötzlich waren ſeine Schenkel und Fußſohlen geſtärkt. Er ſprang auf, ſtand und wandelte. Er ging ſogleich mit ihnen hinein in den Tempel, ſprang vor Freude und lobte Gott. Dieſes iſt ein Beweis tiefgefühlter Dankbarkeit für wiedererlangte Geneſung.

Die Heiligen freuten ſich an Nichts mehr, als wenn ſie den Kranken Liebesdienſte erweiſen konnten. Ludwig IX., König von Frankreich, hatte ein großes Reich zu regieren, aber es blieb ihm dennoch auch Zeit übrig, die Kranken in den Spitälern zu beſuchen, und ihnen Liebesdienſte zu erweiſen. — Es ſind auch in der Kirche Gottes eigene Orden entſtanden, die es ſich zur Lebensaufgabe machten, die Kranken zu pflegen, ſo die barmherzigen Schweſtern.

5. Von dem großen Gute der Gesundheit.

Unter allen natürlichen Gütern, welche der Mensch auf Erden besitzen kann, ist keines vortrefflicher, als die Gesundheit. Denn was kann es mir helfen, daß ich große Macht besitze, ein Fürst bin, und über Land und Leute zu gebieten habe, wenn ich nicht gesund bin, sondern Tag und Nacht vom bittersten Schmerz gequält werde? Wozu dienen mir lustige Gesellschaften, köstliche Speisen, liebliche Getränke, angenehme Freunde oder alles Uebrige, wenn ich krank bin? Ein Stück schwarzes Brod schmeckt dem armen Bettler, wenn er gesund ist, besser, als die ausgesuchtesten Speisen dem kranken Reichen. Alles fehlt uns, wenn uns die Gesundheit genommen ist; da schmeckt die süsseste Freude bitter; alle Genüsse ekeln uns an; die besten Freunde sind uns zuwider; der Reichthum wird uns verhaßt, die Ehre erscheint uns drückend; wir selbst sind uns oft nur zur Last. Daher seufzet Mancher: Ich wollte ja gerne Alles dahin geben, und bettelarm werden, wenn ich mir dadurch nur die Gesundheit erkaufen könnte.

Was können wir sodann nicht Alles thun und vollbringen, wenn wir gesund sind. Zu welchen Arbeiten fühlen wir uns nicht stark genug! Wie geht uns da Alles so gut von Statten, wie kömmt es uns so leicht an! Wie geschickt sind wir also in einem solchen Zustande nicht, die Pflichten unseres Berufes zu erfüllen und mit Freudigkeit an unserm und unserer Nebenmenschen Wohle zu arbeiten. Wie ganz anders aber verhält es sich, wenn uns die Gesundheit fehlt. Dieser Mangel schwächt und zerrüttet sehr oft auch unsern Geist. Wir sind oft keines klaren Gedankens fähig, und das Nachdenken selbst fällt uns schon ungemein schwer; es ist uns eine gewisse Empfindlichkeit und Ungeduld eigen, die Andern den Umgang mit uns erschwert; wir werden dadurch nicht selten uns selbst und auch Andern, die mit uns näher verbunden sind, zur Last; denn wir verbreiten Unruhe und Sorge, Kummer und Traurigkeit in unserer Umgebung. Sehr oft ist der Mangel an Gesundheit auch eine Ursache, daß wir unsern Berufspflichten nicht nachzukommen im Stande sind. Dadurch öffnet sich eine neue Quelle der Unzufriedenheit; denn entweder müssen jetzt An-

dere, die ohnehin schon vielleicht viel zu thun haben, unsere Stelle ausfüllen, oder unsere Geschäfte bleiben ganz und gar liegen.

Weil die Gesundheit ein so vortreffliches Gut ist, so verzichtet Gott selbst oft auf sein eigenes Recht, welches er auf unsere Dienste hat, wenn diese sich nicht mit der Erhaltung unserer Gesundheit vertragen. Denn manche Gesetze Gottes und Gebote der Kirche sind aufgehoben, wenn man dieselben entweder wegen wirklicher Krankheit oder wegen Gefahr, sie zu verletzen, nicht halten kann. So ist allen Christen unter einer schweren Sünde geboten, an Sonn- und Festtagen eine heilige Messe zu hören; bist du aber in einem solchen Zustande, daß die Beiwohnung derselben deiner Gesundheit schädlich wäre, so hast du keine Pflicht dazu. Allen Christen ist geboten, an gewissen Tagen sich der Fleischspeisen zu enthalten und auch sonst im Essen sich Abbruch zu thun; bist du aber krank, so bindet dich dieses Gebot nicht; ja die Kirche dispensirt dich von demselben, wenn seine Beobachtung überhaupts deiner Gesundheit nachtheilig werden könnte.

Daraus erhellet zur Genüge, welch ein kostbares Gut es um die Gesundheit ist, weil Gott selbst sich oft gleichsam seines Rechtes begibt, wenn sie dadurch in Gefahr käme.

6. Wie wenig Manche ihre Gesundheit achten.

Ungeachtet die Gesundheit eines der größten irdischen Güter ist, so sind doch Manche ganz gleichgiltig gegen dieselbe, und setzen sie leichtsinniger Weise oft der größten Gefahr aus. Dieses geschieht vorzüglich:

a) Durch Unmäßigkeit im Essen und Trinken überhaupts. Wie schädlich Solches der Gesundheit ist, bezeugt die heilige Schrift selbst, indem sie sagt: Wegen Unmässigkeit sind schon Viele gestorben; wer aber mässig ist, verlängert sein Leben. Ekkli. 37, 34. In der That, die meisten Krankheiten entstehen von überflüssigen oder verdorbenen Säften. Diese werden aber nothwendig herbeigeführt, wenn der Magen mehr, als erforderlich ist, mit Speis oder Trank überfüllt wird. Dieses bestätiget die Erfahrung; denn sie lehrt, daß die Armen, welche hierin selten oder nie das Maß überschreiten, viel gesünder sind und auch ein höheres Alter erreichen, als die Wohlhabenden, die nach Gefallen und oft bis zum Uebermaß essen und trinken.

b) Durch unmässigen Genuß sinnlicher Freuden und Vergnügungen insbesonders. Wie Viele führen ein sieches Leben und gehen einem frühzeitigen Tode entgegen, die es nach der natürlichen Ordnung der Dinge und gemäß der Bestimmung des Schöpfers bis zum höchsten Greisenalter hätten bringen können? Was ist die Ursache hievon? Sie waren zu unmässig im Genusse sinnlicher Freuden. Sie haben alle Lustbarkeiten mitgemacht, und dort den Keim der Zerstörung in ihren Leib aufgenommen; sie haben durch unsinnige Tanzwuth die Blüthe ihrer Gesundheit gebrochen; sie sind ganze Nächte herumgeschwärmt, und haben dadurch ihren Leib geschwächt, sie haben wilden Ausschweifungen sich hingegeben, allen Lüsten gefröhnt, und dadurch sich abscheuliche Krankheiten zugezogen.

c) Durch Muthwillen und Leichtsinn. Auch dadurch untergräbt man oft seine Gesundheit, besonders in der Jugend. Wie oft geschieht es, daß man sich durch muthwillige Sprünge, oder durch andere unüberlegte Wagnisse, nur zum Scherz unternommen, irgend ein Glied des Leibes verletzt, an welchem Uebel man sein ganzes Leben leiden muß, und das selbst die Verkürzung desselben zur Folge hat! Wie oft läßt man sich in tollkühne Wettkämpfe und Raufereien ein, wodurch das eigene körperliche Wohl und auch das des Nächsten vernichtet wird. Oder sind sie selten jene Beispiele, wo man nur aus Muthwillen sich und Andere zum Krüppel macht?

d) Durch übertriebene Anstrengung und Versagung der nothwendigen Pflege. Wer sollte es glauben, daß es auch solche Menschen gibt, die grausam gegen sich selbst sind, indem sie ihren Körper bloß um des Staubes der Erde willen über Gebühr anstrengen, und aus Geiz ihm nicht einmal die erforderliche Nahrung gönnen, und dadurch ihn zu sehr schwächen und seine Gesundheit untergraben! Wirklich findet dieses oft statt. Manche können sich nie genug thun; sie gönnen sich kaum eine Ruhe; sie verzehren sich fast vor Sorge für ihre zeitlichen Anliegen. Sie gönnen sich nie eine Erholung; denn sie meinen, darüber würde ihr ganzes Hauswesen zu Grunde gehen. Kaum die nothwendige Nahrung reichen sie aus Geiz ihrem Leibe. Alles ist leicht gut genug, sowohl in der Nahrung, als in der Kleidung und in den übrigen Bedürfnissen. Wenn es nur nicht viel kostet; denn dieses

ist ihre erste und größte Sorge. Selbst wenn eine Krankheit sie überfallen hat, können sie sich von ihren täglichen Verrichtungen noch nicht trennen. Ich habe jetzt keine Zeit, heißt es, zum Kranksein; ich kann mich in das Bett nicht hineinlegen; meine Geschäfte erlauben es nicht; das Uebel hat so viel nicht zu bedeuten, es wird schon wieder vergehen; man muß sich nicht zu viel nachgeben. Noch weniger ist vom zeitigen Gebrauche der nöthigen Arzneimittel die Rede. Dieses würde zu viel kosten.

e) Indem man gewissen Leidenschaften zu sehr nachhängt. Eine jede Leidenschaft ist ein Wurm, der die Wurzel der Gesundheit zernagt, insbesonders gehören außer denen, die bereits erwähnt wurden, wie Genußsucht, Ausschweifung, Unmäßigkeit ꝛc., noch hieher der Zorn, der Neid, übertriebener Kummer und zu große Betrübniß. Diese Leidenschaften sind ein schleichendes Gift, welche allmälig die besten Naturen schwächen und die blühendste Gesundheit untergraben. Man weiß dieses; aber dennoch gibt man sich ihnen so häufig hin. Es gibt Solche, welche jede Kleinigkeit in Wuth und Raserei bringt; Andere lassen sich vom Neide fast verzehren; noch Andere sind immer voll Kummer und Sorge, der Gram sitzt tiefest ihnen im Herzen, sie sind immer voll Betrübniß. All Diese verbittern sich nicht bloß das Leben, sondern verkürzen sich oft auch dasselbe, und untergraben allmälig ihr leibliches Wohl.

7. Wie sehr sich diejenigen versündigen, welche muthwillig ihre Gesundheit untergraben.

Die Gesundheit ist unter den irdischen Gütern eines der kostbarsten. Schon daraus folgt, daß diejenigen sich schwer versündigen, welche dieselbe muthwilliger Weise zerstören. Gott gab uns die Gesundheit aus weisen Absichten. Wer sie daher leichtfertig zu Grunde richtet, vereitelt diese göttlichen Absichten, und macht sich oft geradezu zur Erreichung des Zieles, wozu ihn der Schöpfer bestimmt hat, untauglich. Es ist darum auch seine Schuld, wenn er hinter seinem Ziele zurückbleibt, und er muß es einstens vor Gott verantworten.

Die Gesundheit ist eine große Wohlthat des Himmels; Gott gibt sie dem Menschen aus Gnade. Diejenigen, welche sie ent-

behren, kennen den Werth derselben, und seufzen oft so bitterlich und sehnsuchtsvoll nach ihr. Gott hat sie dir verliehen. Du sollst ihm also auch dafür dankbar sein. Zerstörst du sie dir aber muthwilliger Weise, so verachtest du die kostbarste Gabe des Himmels; du wirfst sie Gott gleichsam vor die Füsse hin. Ist dieses nicht grober Undank, ja Verachtung Gottes?

Zerrütten wir durch eigene Schuld unsere Gesundheit, so sind wir eben so ungerecht gegen uns selbst, als gegen Andere, vorzüglich unsere Familienangehörige; denn wir werden dadurch oft uns selbst und Andern zur Last, und schaden der ganzen Gesellschaft, in welcher wir leben. Das größte Unrecht fügen wir unsern Angehörigen zu; denn wir entziehen ihnen unsere Hilfe und bringen sie nicht selten in Noth und Elend. Das sollen insbesonders die Hausväter und Andere bedenken, denen die Pflicht obliegt, für den Unterhalt ihrer Untergebenen zu sorgen, die aber durch Unmäßigkeit im Trinken, oder durch andere Ausschweifungen und Unordnungen sich der augenscheinlichen Gefahr aussetzen, ihre Gesundheit zu zerrütten, und die oft, ungeachtet sie die Zerstörung derselben bereits merken, doch von ihrem lasterhaften Lebenswandel nicht abstehen.

Ja, häufig geschieht es, daß derjenige, der seine Gesundheit durch ein unordentliches Leben schwächt und verdirbt, sich dadurch eines strafbaren Verbrechens gegen seine ganze zukünftige Nachkommenschaft schuldig macht, und auch über diejenigen, die erst lange, nachdem er nicht mehr ist, das Licht der Welt überblicken, Elend und Tod verbreitet. Kinder, die von schwächlichen, ungesunden Eltern erzeugt werden, bringen gewöhnlich noch schwächere Früchte zur Welt, und so nimmt die Kraft bei jeder Generation fortschreitend ab. Vielleicht liegt hierin ein Hauptgrund von der Verkommenheit unsers Geschlechtes.

So mannigfaltig ist also der Schaden, der aus der Schwächung und dem Verluste unserer Gesundheit für uns und Andere entsteht. Daraus läßt sich abnehmen, wie groß die Verantwortung für denjenigen sein muß, der sich selbst dieselbe leichtsinniger Weise zerstört.

8. Welche Pflichten legt uns die Sorge für unſere Geſundheit auf?

Jeder Menſch iſt ſchuldig, für die Erhaltung ſeiner Geſundheit zu ſorgen; denn ſie iſt ein koſtbares Gut, in deſſen Beſitz wir viel Gutes thun können. Die Sorge für Erhaltung der Geſundheit erſtreckt ſich insbeſondere:

a) auf die Nahrung. Man muß ſeinem Körper Speiſe und Trank reichen in ſolchem Maaße, als er es nothwendig hat. Man ſoll aber dabei nicht ſo faſt auf die angenehme Empfindung, als vielmehr auf das Bedürfniß ſehen. Es iſt Pflicht, aus mehrern uns zu Gebote ſtehenden Nahrungsmittein gerade diejenigen zu wählen, welche uns am gedeihlichſten ſind, und den Zweck der Nahrung, unſere Kräfte und unſere Geſundheit zu befeſtigen, am vollſtändigſten bewirken. Es iſt ſchweres Unrecht, wenn man ohne Noth, vielleicht nur aus Kargheit, verdorbene, nicht gedeihliche Nahrungsmittei genießt, indem dadurch die Geſundheit oft großer Gefahr ausgeſetzt wird. Aber auch die gedeihlichen Nahrungsmittei müſſen auf eine zweckmäßige Art genoſſen werden, zur rechten Zeit und mit Maaß. Man ſoll nur eſſen und trinken, wann man hungert und dürſtet. Aus bloßer Unterhaltung oder aus langer Weile eſſen und trinken, heißt die Lebensmittel zweckios verderben, und ſchadet häufig auch der Geſundheit. Nicht minder iſt es zu tadeln, wenn man zu ſorgfältig in der Auswahi ſeiner Speiſen zu Werke geht, oder die gewöhnlichen zu gierig und haſtig verzehrt. Man ſoll ſich gewöhnen, das zu eſſen, was man an dem Orte ſeines Aufenthaltes ohne beſondere Schwierigkeit bekommen kann. Nicht zu billigen iſt die Gewohnheit, ohne Bedürfniß in Gaſthäuſer ſich zu begeben, und da zum bloßen Zeitvertreib zu eſſen und zu trinken. Dieſe Sitte gibt nur zu oft zur Unmäßigkeit Anlaß, und iſt daher der Geſundheit nachtheilig. Man ſoll überhaupts nur zur feſtgeſetzten Zeit, und dann bloß nach Bedürfniß eſſen, und man wird dabei am geſündeſten bleiben. Gar ſehr muß man bei Gaſtmählern auf der Hut ſein, das Maaß nicht zu überſchreiten.

b) Kleidung und Wohnung. Die Kleidung hat den doppelten Zweck: den Körper anſtändig zu bedecken und dadurch dem Schamgefühi zu genügen; dann aber auch ihn vor den ſchäd-

lichen Einflüssen der Elemente zu schützen. Daraus ergibt sich, daß die menschliche Kleidung so beschaffen sein müsse, daß außer dem Zwecke der Schamhaftigkeit auch die Kraft und die Gesundheit des Körpers erhalten werde. Es ist daher nie erlaubt, den Körper durch Kleidung so zu zieren, daß dabei die Sittlichkeit leidet, oder die Entwicklung des Körpers gehindert und die Gesundheit zerstört wird. Dagegen sündigen diejenigen, welche sogenannte Schönheitsmittel gebrauchen, welche der Gesundheit nachtheilig sind; auch jene gehören hieher, welche sich übermäßig schnüren, oder auf andere, dem leiblichen Wohle nachtheilige Weise gewisse Gebrechen ihres Körpers künstlich verbergen wollen. — Die Wohnung soll Schutz wider die Unbild der Luft und Witterung, und die Nachstellungen feindlicher Menschen und Thiere gewähren. Man muß daher bei der Wahl derselben auf dieses Rücksicht nehmen. Der Christ, dem die Gesundheit theuer ist, bezieht daher nicht nur selbst, vielleicht aus Geiz, um die besessene Wohnung vermiethen zu können, keinen feuchten und finstern Theil seines Hauses, sondern weist auch Andern, wie den Dienstboten, keinen Winkel an, in welchem ihre Gesundheit durch Kälte, Windzug oder Feuchtigkeit leiden oder gefährdet sein könnte. Vorzüglich befleißt er sich auch der Reinlichkeit in Wohnung und Kleidung, weil dieses sehr viel zur Beförderung der Gesundheit beiträgt.

c) Arbeit und Ruhe. Es gibt Menschen, die ihren Körper nicht schonend genug behandeln können; sie fürchten jeden nur im mindesten anstrengenden Gebrauch desselben; sie möchten sich eine jede Bewegung ersparen, und ihren Leib kaum der äußerlichen Luft preisgeben. Es ist begreiflich, daß aus diesem Verfahren gerade das Gegentheil von dem hervorgeht, was man wünscht, daß man nämlich gerade durch eine solch' übertriebene Schonung den Körper schwächt und die Gesundheit untergräbt. Nur durch eine verhältnißmäßige Bewegung wird der Leib gehörig entwickelt und sein Wohl befestiget, um zu seinen pflichtmäßigen Verrichtungen brauchbar zu werden, und die oft mit aller möglichen Vorsicht unabwendbaren Zufälle aushalten zu können; nur dadurch wird der Kreisumlauf des Blutes, die Verdauung, Absonderung und Ausdünstung in Ordnung gehalten, da bei einer verzärtelten Körperbehandlung gerade das Gegentheil erfolgt, wie es durch den auf-

fallenden Unterſchied zwiſchen dem geſunden Körper der arbeitenden Klaſſe und dem ſchwächlichen, jeder Kleinigkeit unterliegenden Körper des verzärtelten Weichlings ſichtbar ſich darſtellt. Allein auch die Bewegung und Thätigkeit des Leibes hat ihre Grenzen, außer welchen ſie die Kräfte aufreibt und die Geſundheit zerſtört. Deßwegen fordert die Pflicht für die Geſundheit zu ſorgen, daß man mit der Arbeit verhältnißmäßige Ruhepunkte und Erholungen verbinde, damit man die geſchwächten Kräfte wieder erneuere, und zu einer neuen, pflichtmäßigen Thätigkeit vorbereite. Man darf deßwegen dem Leibe den nöthigen Schlaf nicht entziehen, und muß ihm ſonſt öfters eine Ruhe und Erholung gewähren.

9. Iſt es gleichwohl unſere Pflicht, für die Erhaltung unſerer Geſundheit alle Sorgfalt anzuwenden, ſo darf dieſe Sorge doch nicht in übertriebene Aengſtlichkeit ausarten; ja es können ſogar Fälle eintreten, wo man ſeine Geſundheit opfern muß.

Ungeachtet es Pflicht iſt, für die Erhaltung ſeiner Geſundheit Sorge zu tragen, ſo darf man doch hierin auch nicht zu weit gehen. Man ſoll ſeinen Leib nicht verzärteln; ſeine Kräfte aus Beſorgniß, ſie zu erſchöpfen, nicht ungebraucht laſſen; ſich niemals aus Furcht, ſeiner Geſundheit zu ſchaden, irgend einer Pflicht entziehen. Am wenigſten darf uns dieſe Furchtſamkeit oder Aengſtlichkeit bei unſerer Pflichterfüllung leiten. Nein, die Pflichterfüllung muß uns in allen Dingen das wichtigſte ſein; wir müſſen ſtreben, ihr treulich nachzukommen, wenn gleichwohl die Folgen davon auf unſere Geſundheit nachtheilig einwirken ſollen. So ſchätzbar auch die Geſundheit iſt, ſo verliert ſie doch ihren Werth, wenn ſie mit Verletzung der Pflicht und daher mit dem Verluſte des göttlichen Wohlgefallens erkauft iſt, oder wenn ſie nur dadurch erhalten werden kann, daß man ein unnützes oder gar ſchädliches Mitglied der menſchlichen Geſellſchaft iſt.

Die Geſundheit iſt nur ein Mittel, nicht der Zweck ſelbſt. Wenn daher Umſtände eintreten, wo das Mittel ohne Zerſtörung des Zweckes nicht erhalten werden kann, muß man jenes opfern. Daher iſt es Pflicht, deine Geſundheit preiszugeben, wenn es der Beruf erfordert, wie z. B. beim Seelſorger und Arzte im Kran-

kendienste, beim Soldaten hinsichtlich der Vertheidigung des Vaterlandes. Es ist auch nicht erlaubt, seine Gesundheit zu erhalten, wenn es nur durch eine unmoralische Handlung geschehen könnte, wie z. B. durch einen Meineid, oder durch Aufopferung eines Unschuldigen.

10. Einige medicinische Vorschriften bezüglich der Erhaltung und Beförderung der Gesundheit.*)

1. Bezüglich der Nahrungsmittel.

Die Nahrungsmittel haben den Zweck, die verbrauchten Körpersäfte und Kräfte wieder zu erneuern oder auch den Wachsthum zu befördern. Gemäß seiner Organisation ist der Mensch auf Nahrung sowohl aus dem Pflanzen- als dem Thierreiche, d. h. sowohl auf vegetabilische als animalische Nahrung angewiesen. Dafür zeugt der Bau seiner Zähne und seiner Verdauungswerkzeuge.

Die Speisen aus dem Pflanzenreiche nähren weniger, am wenigsten Kräuter, Gemüse und saure Stoffe. Sie sind daher schwächern Leuten, besonders wenn sie an der Verdauung leiden, nicht zuträglich. Besser sind süße und mehlige Wurzeln, weil sie schon Stärkmehl und Zucker enthalten; sie machen aber gerne Blähungen. Gegorne Mehlspeisen sind leichter verdaulich, als ungegorne. Schwämme sind am wenigsten als Nahrungsmittel zu rathen.

Die thierischen Nahrungsstoffe beschwichtigen den Hunger mehr und für längere Zeit, als die Speisen aus dem Pflanzenreiche. Die Milch hält gleichsam das Mittel zwischen animalischer und vegetabilischer Kost. Die Eier sind der Milch ähnlich, aber noch nahrhafter, besonders roh, oder weich gekocht. Das thierische Fett widersteht, allein genossen, lange der Verdauung, und ist nur als Zugabe zu andern Speisen gedeihlich. Die Sulz bildet einen Hauptbestandtheil der Fleischsuppen, und wird am leichtesten verdaut. Das Fleisch ist um so reicher an Nahrungsstoff, je höher es ausgebildet ist, fordert aber eine gute Verdauungskraft. Frösche

*) Wenn wir hier nach Einigen in ein fremdes Gebiet überzugreifen scheinen, werden uns Andere, denen Schriften hierüber nicht zu Gebote stehen, nichts desto weniger Dank wissen.

und Fische mit zartem Fleische sind leicht verdaulich; die fetten und hartfleischigen aber beschweren den Magen, auch soll ein täglicher Genuß derselben die Geschlechtslust aufregen. Von den Vögeln sind jene vorzüglicher, welche von Vegetabilien leben, besonders Tauben und Hühner. Das Fleisch der Säugethiere gibt dem menschlichen Körper die beste Nahrung. Gutes Ochsenfleisch ist allen andern Fleischarten vorzuziehen; Kalbfleisch darf nicht zu jung, Schweinfleisch nicht zu alt und fett sein. Geräuchertes Schweinfleisch ist schwer verdaulich und erzeugt gerne Ausschläge. Vom Wildpret ist das frische und junge dem alten vorzuziehen. Das Fleisch der gemästeten Thiere, besonders der Gänse, Enten u. s. w. kann nicht als gesund bezeichnet werden.

Eine gemischte Kost aus dem Pflanzen- und Thierreiche ist offenbar die zweckmäßigste, daran sind auch unsere bessern Stände gewöhnt.

Die Zubereitung von Speisen selbst sei einfach, reinlich und schmackhaft. Sauere oder faulig gährende Substanzen sind als schädlich zu meiden. Man soll die Speisen nie zu warm genießen, weil dadurch die Verdauungsorgane geschwächt werden. Kinder sollen öfters etwas Weniges genießen; Erwachsene aber zwei bis drei Mal des Tages in gehörigen Zwischenräumen essen. Das Ernähren muß mit dem Verzehren in richtigem Verhältnisse stehen. Wer nicht körperlich arbeitet, verzehrt in der Regel wenig und braucht auch geringen Ersatz; er esse daher wenig und selten, aber leicht Verdauliches. Leute, welche eine sitzende Lebensart führen, erfreuen sich selten einer kräftigen Verdauung; sie vertragen nur wenig Vegetabilien, und erfordern eine sehr leicht verdauliche Fleischkost. Unmäßiger Genuß der Nahrungsmittel ist für Leib und Seele in gleichem Grade nachtheilig. Dadurch werden verschiedenerlei Krankheiten am Leibe erzeugt; die Seele aber erschlafft und wird eine Beute der Leidenschaften. Eine oft kaum geahnte, selten geübte, aber für die Gesundheit wesentliche Tischregel ist, die Speisen wohl zu kauen, folglich langsam zu essen. Durch Beachtung dieser Vorschrift erringt man den Vortheil, daß man, obschon man wenig ißt, dennoch nicht weniger Nahrung bekömmt, als wenn man die Speisen haufenweise, ohne zu kauen, hineinwirft. Nach der Erfahrung ist der Speichel das vorzüglichste Verdauungsmittel.

Durch langsames Kauen wird aber eben die Absonderung desselben befördert; es werden daher die Nahrungsmittel nicht nur nicht gehörig verkleinert, sondern auch reichlich mit Speichel vermengt. Ihre Auflösung im Magen geschieht unter solchen Umständen geschwinder, sie werden darin schneller verarbeitet und verderben sich nicht. Daher ist ganz richtig, was das Sprichwort sagt: Gut gekaut, ist halb verdaut. Bei Tisch soll man weder lesen, noch studiren, noch sonst den Geist anstrengen, weil man dadurch der Verdauung hinderlich in den Weg tritt. Frohe und muntere Gesellschaft dagegen ist ein vortreffliches Verdauungsmittel. Was in Freude und Heiterkeit genossen wird, gibt gewiß auch gutes und leichtes Blut. Unmittelbar nach Tisch soll man, um die Verdauung nicht zu hemmen, sehr starke Bewegung möglichst meiden; man stehe oder ergehe sich gemächlich. Noch bemerken wir, daß vorzüglich für den Abendtisch leichte Speisen gewählt werden sollen; denn ein starkes und volles Abendessen läßt einen schweren Kopf, einen ermüdeten Leib, einen niedergeschlagenen Geist zurück. Auch soll der Abendtisch immer einige Stunden vor dem Schlafengehen stattfinden.

Unter den Getränken ist das natürlichste und beste das Wasser. Es löscht am meisten den Durst; alle übrigen Getränke löschen ihn nur, in so ferne sie Wasser enthalten. Es war auch bis nach der Sündfluth für den Menschen das einzige Getränk. Erst Noa lehrte den Wein trinken, und noch später erfand man andere, künstlich bereitete Getränke. Das Wasser frischt die Lebenssäfte auf, ersetzt die im Körper durch Ausdünstung, Schweiß und andere Ausleerung verlorne Feuchtigkeit, verdünnt die Säfte, befeuchtet die trockenen Theile, und löst verschiedene Schärfen auf, um sie mit andern, unbrauchbaren Stoffen aus dem Körper zu führen. Ja, es wirkt nicht bloß auf den leiblichen Organismus wohlthätig ein, sondern gibt mittelbar selbst den Seelenkräften einen höhern Schwung, macht den Geist lebendiger und zu Wissenschaften aufgelegter und dämpft die Hitze der Leidenschaften. Ein gutes Trinkwasser soll aber frisch, klar, geruchlos und farblos sein, keinen widrigen Geschmack haben, und Luft enthalten; denn ohne letztere ist es unbehaglich. Das beste Trinkwasser liefert die Quelle; das Brunnenwasser, als stehend und in einen engen Raum einge-

ſchloſſen, iſt ſchon mit mehr fremdartigen Theilen vermiſcht. Die Kohle iſt ein Mittel, unreines Waſſer zu verbeſſern; auch durch Beimiſchung von Wein verliert ſchlechtes Waſſer ſeine Schädlichkeit. Man ſoll übrigens auch im Waſſertrinken Maaß halten. Der Durſt zeigt das Bedürfniß desſelben an. In zu großer Menge genoſſen, verdünnt das Waſſer die Verdauungsſäfte zu ſehr, hemmt die Verdauung, beſchwert den Darmkanal und ſchwächt die Harnwerkzeuge. Das Trinken während der Mahlzeit iſt nur dann zuträglich, wenn die Speiſen ſehr trocken ſind; ſonſt iſt es zweckmäßiger, erſt nach dem Mahle zu trinken. Auf keinem Falle trinke man zu warmen Speiſen gäh kaltes Waſſer; bei ſtark erhitztem Körper iſt ebenfalls kaltes Getränk nachtheilig.

Mineralwaſſer ſollen nur nach ärztlicher Vorſchrift gebraucht werden.

Die Milch iſt ein vorzüglich nährendes Getränk. Gutes Bier, von reinem Malz gebraut, vollkommen gegoren und mit ächtem Hopfen gewürzt, iſt für geſunde, arbeitſame Perſonen ein heilſames Getränk. Junges, nicht gehörig ausgegornes Bier erzeugt gerne Leibbeſchwerden; fremdartige Beimiſchungen ſchaden je nach ihrer Beſchaffenheit. — Aechter, reiner Wein iſt für Perſonen, die im Alter ſchon mehr vorgerückt ſind, ein labendes Getränk; der Jugend aber als gewöhnliches Getränk nicht zu empfehlen. Auch beſchleunigt er die Lebenskonſumtion, und verkürzt, übermäßig genoſſen, das Leben; daher auch Weintrinker ſelten ein hohes Alter erreichen. Verſchiedene geiſtige Getränke, wie Branntwein, mehre Theearten u. ſ. w. können als gewöhnliche Getränke nur nachtheilig ſein; ſelbſt der Kaffee iſt mehr ſchädlich als nützlich, beſonders ohne Zuſatz von Zucker und Milch.

II. Bezüglich der Kleidung.

Dieſe ſoll dem Körper vorzüglich zum Schutze gegen äußere, ſchädliche Einflüſſe dienen; jedoch haben Schamgefühl, und vorzüglich Mode, hierin gar mancherlei Unnöthiges, und oft ſogar der Geſundheit Nachtheiliges eingeführt. Damit die Kleidung ihrer Beſtimmung genügt, ſo ſoll die Kopfbedeckung leicht und locker und von ſolchem Stoffe ſein, daß die Ausdünſtung leicht durchdringen kann, auch eine ſolche Einrichtung haben, daß ſie vor Regen und

Sonne schützt. Daher sind nachtheilig niedere Filzhüte, wattirte Kappen, Pelzmützen u. s. w., weil sie zuviel Wärme halten, den Kopf gleichsam in ein Dunstbad versetzen und dadurch die Haare ausfallen machen, das Nachwachsen derselben hindern, Schwindel und Kopfweh verursachen. Auch die zu schweren und zu straff angezogenen Kopfbedeckungen sind nicht gerathen. Ist der Kopf gehörig mit Haaren bedeckt, so bedarf er in der gemäßigten Jahreszeit gar keiner Bekleidung; in heißen Sommertagen aber ist es gefährlich, den bloßen Kopf den brennenden Sonnenstrahlen auszusetzen, indem dadurch tödtliche Gehirnentzündungen und Schlagflüsse verursacht werden.

Die Halsbekleidung soll dünn und weich sein und locker anliegen. Steife und fest angezogene Halsbinden hemmen den Rückfluß des Blutes vom Gehirn, verursachen Kopfweh, Schwindel und Augenkrankheiten und disponiren zum Schlagfluß.

Die eigentlichen Leibeskleider, welche die edeln Organe der Brust, des Bauches u. s. w. einschließen, sollen besonders zweckmäßig und so verfertiget sein, daß sie nicht im geringsten die freie Bewegung und übrigen Funktionen des Körpers stören. Ungemein schädlich sind die Fischbein-Schnürmieder. Ein gleichförmiges, mäßiges Einbinden des Unterleibes aber durch sogenannte Leibbinden ist in manchen Fällen sehr gerathen, besonders für Solche, welche öftern Abkühlungen des Bauches ausgesetzt sind; Personen, die schwer arbeiten, können sich dadurch auch vor Brüchen schützen. Pelzwerk auf bloßem Leibe zu tragen, ist jedoch verderblich; dadurch wird wegen übergroßer Wärme die Haut geschwächt, und wegen des anliegenden Leders die Ausdünstung gehindert. Es erzeugt sich zwischen der Haut und dem Pelze ein beständiges Dunstbad, und man lebt, so zu sagen, in einer Atmosphäre der eigenen Ausdünstungen, somit in einer unreinen und schädlichen Atmosphäre; ein großer Theil der unreinen, und vom Körper ausgestoßenen Materien wird diesem wieder zurückgegeben und von der Haut wieder eingesogen.

Die Bekleidung der Extremitäten, wie der Arme, Schenkel, Füsse soll hinreichend weit und bequem sein. Daher sind weite Beinkleider und Rockärmeln den engen vorzuziehen. Harte und fest anschließende Schuhe erzeugen die quälenden Hühneraugen.

Die Füſſe ſollen übrigens warm gehalten und gegen Näſſe geſchützt werden.

Die Kleidung ſoll überhaupts der Jahreszeit, der Witterung und den individuellen Bedürfniſſen angemeſſen ſein, und immer möglichſt reinlich gehalten werden. Dichte, wollene, dunkelfarbige Stoffe ſchützen vorzugsweiſe gegen die Kälte; dünne aber und leinene, beſonders lichtfarbige und weiße ſind in heißen Sommertagen am zweckmäßigſten. Man will auch bemerkt haben, daß zwei Hemden mehr Wärme halten, als zwei Ueberröcke.

III. Bezüglich der Wohnung.

Die Wohnungen der Menſchen ſollen eine etwas erhabene, freie, der Luft und den Sonnenſtrahlen zugängliche Lage haben. Daher ſind Häuſer in Thalebenen, in dichten Wäldern, an nördlichen Bergabhängen nicht zu empfehlen.

Die Wohnzimmer ſollen, wo möglich, eine Sonnenlage haben, d. h. gegen die Mittagsſeite gerichtet ſein; hingegen ſollen Keller, dann auch Ausgüſſe, Dunggruben und alle Behältniſſe von Gegenſtänden, welche ſchädliche Ausdünſtungen geben, gegen Norden angebracht ſein.

Die Wohnung ſoll auch trocken ſein, und dieſes hängt vorzüglich von einer freien, ſonnigen Lage, einem trockenen, ſandigen Baugrunde, von zweckmäßigen Baumaterialien und von einiger Erhabenheit der Wohnzimmer über dem Baugrunde ab. Man ſoll daher nur gut ausgebrannte Ziegelſteine oder leichte, vorzüglich poröſe Bruchſteine zu Wohngebäuden verwenden, das Gemäuer vor dem Verputz gut austrocknen laſſen, die Fußböden mit trockenen Brettern dielen u. ſ. w.

Die Temperatur ſoll im Wohnzimmer möglichſt gleichmäßig ſein. Eine zu große Wärme in geſchloſſenen Räumen iſt ſchon an und für ſich ungeſund und erſchlafft den Geiſt. Ueberhaupts ſoll man dafür ſorgen, daß im Wohnzimmer geſunde Luft ſei, daher es auch öfters lüften, damit die ſchädlichen Ausdünſtungen fortgeführt werden; die Luft iſt ja die Nahrung für die Reſpiration: je reiner die Luft iſt, die wir einathmen, deſto beſſer und gedeihlicher iſt ihre Einwirkung auf unſern Körper und unſere Geſundheit.

Damit das Tageslicht eindringen kann, braucht jede Wohnung

Fenster in verhältnißmäßiger Anzahl und Größe. Diese sollen gut schließen, um den oft schädlichen Luftzug abzuwenden; auch sollen sie sich nicht gegen blendend weiße Gegenstände hin öffnen, von welchen der Lichtreflex schädlich auf die Augen wirkt.

Die Wohnungen sollen vorzüglich rein gehalten werden. Die Unreinlichkeit hat auf die Gesundheit weit mehr schädlichen Einfluß, als man gewöhnlich glaubt; sie vermindert die Transpiration und erzeugt darum viele Krankheiten, namentlich Gicht und Gliederleiden. Man hüte sich auch in Wohnzimmern wohlriechende Pflanzen und Blumen, desgleichen starke Gewürze aufzubewahren; denn die Ausdünstung hievon macht die Luft feucht, die Gerüche aber erzeugen in verschlossenen Räumen Eingenommenheit des Kopfes, Herzklopfen, ja sogar Schlagflüsse. Werden im Wohnzimmer Anstriche des Holzwerks mit Farbe, oder Uebertünchung der Wände mit frischem Kalk oder mit Farben vorgenommen, so soll man sich der Bewohnung derselben so lange enthalten, bis sich die schädliche Ausdünstung und der scharfe Geruch wieder verloren haben; denn diese erzeugen Wallungen des Blutes, Kopfweh, Uebelkeiten, Erbrechen u. s. w.; der frische Kalk insbesonders verursacht Krämpfe im Schlunde, Husten, Engbrüstigkeit u. s. w. Denselben Uebeln würde man sich aussetzen, wenn man neuerbaute Häuser zu früh bezieht.

Was die Beleuchtung zur Nachtszeit betrifft, so gebrauche man ein solches Licht, dessen Flamme nicht fackelt, aber hinlänglich leuchtet. Die Lichtschirme, welche ein concentrirtes Licht auf einen kleinen Raum werfen, die Umgebungen aber dunkler lassen, sind den Augen nachtheilig, weil sich die Pupillen durch die mitunter eintretende Wendung aus dem glänzenden Lichtkreise in die beschatteten Umgebungen plötzlich bald verengern, bald erweitern müssen, und hiedurch geschwächt werden. Unschlitt, Baum- oder Leinöl als Brennstoff gebraucht, erzeugt widrige, ungesunde Dämpfe, wie dieses schon die verunreinigten Decken und Wände der Zimmer, und der fast unerträgliche Dampf der warmen, fetten Materien bei den Seifensiedern und Lichtziehern beweiset. Das Einathmen derartiger Ausdünstungen verursacht in der Luftröhre und in den Lungen Beklemmungen, Stockungen des Geblüts, Keuchen im Athemholen, Betäubung und Erstickungsanfälle. Um diesem abzu-

helfen sind oft an den Fenstern kleine Windmühlen angebracht, um dadurch die Luft zu verbessern und zu erneuern.

Endlich ist auch verhältnißmäßige Geräumigkeit der Wohnungen erforderlich. Die Menschen müssen sich frei in den Gemächern bewegen können; diese sollen auch so hoch sein, daß einige Schuhe über dem Kopfe eines jeden aufrecht stehenden Erwachsenen noch ein freier Raum bleibt zur Ansammlung der leichtern, schädlichen Luftarten und Dünste.

IV. Bezüglich der Ruhe, Bewegung u. s. w. des Körpers und des Geistes.

Verhältnißmäßige Leibesbewegung und Beschäftigung ist zur guten Gesundheit unentbehrlich. Sie übt alle körperliche Kräfte und macht sie erstarken, befördert den Blutumlauf, die Verdauung, die Absonderung der in den Leib aufgenommenen Theile u. s. w. Bei zu anhaltender Ruhe hingegen lassen die Kräfte nach, der Blutumlauf wird träger, die Eßlust nimmt ab, und mit ihr die Verdauung.

Zu heftige Körpersanstrengungen und mühevolle Arbeiten, welche mit den vorhandenen Kräften im Mißverhältnisse sind, schwächen den Körper und erzeugen mancherlei Gebrechen. Lastträger und andere Personen, die schwer arbeiten müssen, bekommen leicht Brüche; Läufer, Reiter ꝛc. ziehen sich oft Lungenkrankheiten zu. Auch unverhältnißmäßige Anstrengungen einzelner Theile des Körpers, während andere ruhen oder in widernatürliche Stellung gezwängt werden, sind der Gesundheit mehr oder weniger nachtheilig. Namentlich bringt zu lang fortgesetztes Sitzen bei der kräftigsten Körpers-Konstitution Unordnungen hervor. Indem es die Ausdünstung hemmt, schwächt es die Verdauung, es ruft Schnuppen und Husten hervor; es erzeugt unbequeme Verstopfungen der Nase und jene lästige Verschleimung, ja führt oft selbst zu den schmerzhaften Stein- und Blasenkrankheiten. Man hat die Bemerkung gemacht, daß Schuhmacher und Schneider häufig an Eingeweidenübeln, an der Leber und an Brustkrankheiten leiden; Näherinnen werden gerne höckerig u. s. w. Man soll daher, nachdem man einige Zeit gesessen, eine gehörige Bewegung machen. Auch das zu viel und zu lange Stehen ist der Gesundheit nicht zuträglich. Daher haben

Professionisten, die beständig stehen müssen, oft Blutaderknoten an den Schenkeln, Anschwellungen und Geschwüre an den Füssen, Nierenschmerzen ꝛc.

Der Geist bedarf, sowie der Körper, einer Uebung und Beschäftigung, damit er erstarke und sich ausbilde. Die Geistesbeschäftigung muß aber, soll sie der Gesundheit gedeihlich sein, einen gleichen Schritt mit der des Körpers halten; sie darf weder übermäßig gesteigert, noch ganz vernachlässiget werden. In der Geistesträgheit erschlaffen alle edlern Kräfte und Anlagen, und kommen nie zur rechten Entwicklung; selbst der Körper gelangt dabei nicht zu seiner wahren Kraft und Lebendigkeit. Hingegen wirkt auch zu große Geistesanstrengung nachtheilig. Dieses kann geschehen, wenn man über ein und denselben Gegenstand zu anhaltend nachdenkt; wenn man den Studien bis tief in die Nacht hinein obliegt. Tiefes, anhaltendes Denken benimmt den frohen Muth, macht niedergeschlagen und traurig; bei starker Ueberreizung schwindet das Gedächtniß, die Ideen werden verwirrt, es entwickelt sich Hipochondrie und Melancholie, ja oft sogar Wahnsinn. Das zu lange Nachtwachen der Gelehrten erschöpft den Körper; das Lesen, zumal beim Lampenschein, verdirbt die Augen; beim zu eifrigen Studiren wird oft auf die natürlichen Bedürfnisse vergessen, und es entstehen Blasenkrankheiten, Hämorrhoiden und andere Leiden.

Soll auch noch der Gemüthsaffekte Erwähnung geschehen? Es genügt zu bemerken, daß alle Leidenschaften, namentlich Eifersucht, Furcht, Traurigkeit, Kummer, Sorgen ꝛc. am Körper und Geiste wie ein schleichendes Gift zehren, und Abmagerung, Lungen- und Wassersucht und andere Uebel herbeiführen. Religiöse Schwärmerei, Empfindelei und Andächtelei überreizen das Nervensystem, begründen mancherlei Nervenübel und arten nicht selten in Geistes- und Gemüthskrankheiten aus. Gähe, übermäßige Freude und eben so auch der Schrecken erschüttern oft das Nervensystem so heftig, daß Ohnmacht, Fallsucht, selbst der Tod darauf erfolgen. Haß und Neid sind giftige Stacheln im Herzen, rauben den Schlaf und die Eßlust. Der Zorn bewirkt gähe Aufregung aller Kräfte, kann Fieber und Bluthusten, Gelbsucht, Leberkrankheiten und selbst Schlagfluß veranlassen. Statt all dessen soll man sich eines mit Frohsinn gewürzten Gleichmuthes befleißen, der für das Wohl des Menschen

am zuträglichſten iſt. Cf. Paſtoralheilkunde von Dr. Macher und die Schrift: „Geſundheitskunde ꝛc.“ von A. M. B.

11. Nutzen der Krankheiten.

Es iſt wohl wahr, daß Krankheiten dem ſinnlichen Menſchen ſchwer fallen, und er gerne davon befreit ſein möchte; allein die Seele kann aus ſolchen Heimſuchungen großen Nutzen ziehen. Durch Krankheiten kömmt man aus den vielfältigen Zerſtreuungen, in welche uns oft die Geſchäfte der Welt ſtürzen, heraus, und in die ſtille Einſamkeit, wo man darüber nachdenken kann, wie man bisher dahin gelebt hat; wo man ſeine Sünden bereuen, neue Vorſätze faſſen und überhaupts mit der Ewigkeit und ſeiner Heilsangelegenheit ſich beſchäftigen kann. Da hört die Selbſtverblendung, die den Menſchen ſo oft unglücklich macht, auf; das Gewiſſen erwacht; man fängt an, ſich kennen zu lernen, und an das Alleinnothwendige zu denken. Oder ſagt ſelbſt, was iſt für einen Menſchen, der nur dafür ſorgt, wie er gut eſſen und trinken, ſeinen Leib mäſten und ſich in der Welt angenehme und luſtige Tage ſchaffen kann: — was iſt für ihn beſſer, als wenn er erkrankt, und dadurch die Hinfälligkeit dieſes Lebens und aller irdiſchen Güter einſieht, und erkennt, daß er bisher nur dem Schatten ſeines Glückes nachgejagt hat, und er künftig, wenn ihm Gott die Geſundheit wieder ſchenkt, ein ganz anderes Leben führen müſſe? — Was könnte für einen Geizigen heilſamer ſein, als wenn er an das Krankenbett hingeworfen wird! Dieſer Menſch weiß kein größeres Vergnügen, als Geld und Gut zuſammenzuraffen, beſtändig darauf zu denken und davon zu reden. Es iſt ihm noch nie eingefallen, daß einmal eine Zeit kommen könnte, wo ihm ſein Mammon nicht mehr nützen, ſondern ihn mit Bangigkeit und Furcht erfüllen werde. Wie gut iſt es für ihn, daß er jetzt dieſe hinfälligen Güter erkennen und nach etwas Höherm ſeufzen lernt! — Wie gut iſt es für den Stolzen und Ehrſüchtigen, wenn er krank wird! Dieſer Thor hält ſich für beſſer, als Andere ſind, und meint, Alle müßten ihm dieſes anſehen. Die Krankheit iſt das wirkſamſte Heilmittel für ſeine Blindheit. Wenn er aber ſo leiden muß, wie jeder Andere, wird er bald zur Einſicht kommen, daß er derſelbe armſelige, ſterbliche Menſch ſei.

O wer kann die Vortheile alle angeben, welche uns die Krankheiten bringen! Sie machen nicht nur, daß der Menſch zu ſündigen aufhört, ſondern ſie ſpornen auch mächtig zur Beſſerung und zu einem frommen Lebenswandel an. Gar viele Heilige verdanken einer Krankheit des Leibes die Geſundheit der Seele. Darum murre Niemand, wenn der Himmel ihn auf ſolche Weiſe heimſucht, ſondern wolle er nur die Prüfung Gottes zu ſeinem Heile gebrauchen.

12. Pflichtmäßiges Betragen in Krankheiten überhaupts.

Die Krankheit iſt eine Heimſuchung Gottes zu unſerm Beſten. Der Menſch muß ſie alſo auch ſo gebrauchen, daß dieſer Zweck erreicht wird. Es iſt der Wunſch, wieder geſund zu werden, nicht verboten, man ſoll ſogar die geeigneten Mittel anwenden, um die verlorne Geſundheit wieder zu erlangen; aber es ſoll Alles Gott anheimgeſtellt werden. Der Kranke ſoll nichts Anderes verlangen, als was Gott ihm geben will, und er ſoll dieſes in aller Ruhe erwarten, und mit voller Ergebung annehmen. Um mehr in's Einzelne zu gehen, ſo ſagen wir:

a) Der Kranke ſoll alles unruhige Verlangen nach was immer für einer Art von Beſchäftigung, und ſei es auch die heiligſte, unterdrücken. Nie ſehnt ſich der Menſch mehr nach Thätigkeit, als wenn er krank iſt; da will er immer arbeiten, und er meint, ſein ganzes Hausweſen gehet zu Grunde, wenn er gewiſſe Geſchäfte nicht vollbringt. Jetzt möchte er auch gar gerne die Kirchen beſuchen, und den Predigten beiwohnen, und er klagt immer darüber, daß es ihm nicht möglich iſt. All dieſen Neigungen, die nur Verſuchungen ſind, ſoll der Kranke entſagen.

b) Er ſoll alle unordentliche Begierde nach Speis und Trank beherrſchen. Niemand iſt lüſterner, als der Kranke; bald gelüſtet ihn nach dieſem, bald nach jenem. Hat er es aber, ſo ekelt es ihn oft an. Man ſoll dieſe Begierde unterdrücken.

c) Er ſoll gerne, und zur beſtimmten Zeit die verordnete Arznei nehmen, und ſonſtigen Vorſchriften des Arztes ſich willig fügen. Es gibt Kranke, welche gegen alle Arzneien einen Widerwillen haben; oft ſind aber dieſe an und für ſich ſo hart zu neh-

men, daß auch gutmüthige Kranke, vorzüglich wenn ſie ſolche Mittel längere Zeit fortnehmen müſſen, mit Ekel und Abſcheu dagegen erfüllt werden. Hier heißt es ſich ſelbſt verleugnen.

d) Er ſoll allem Verlangen nach Ergötzlichkeiten entſagen, die ſein Zuſtand zu genießen ihm nicht erlaubt. Der Kranke ſehnt ſich bald in dieſe, bald in jene Geſellſchaft; möchte bald da, bald dort ſein. Dieſe Regungen müſſen unterdrückt werden.

e) Er ſoll im Schmerze nicht murren und klagen, ſondern ergeben ſein, und auch ſeiner Umgebung nicht mit Unwillen begegnen. Die Geduld iſt, wie ſchon erwähnt, für den Kranken die nothwendigſte Tugend. Um dieſe immer, beſonders in großen Schmerzen, zu bewahren, richtet er oft ſeine Blicke auf den Gekreuzigten hin, und fleht in ſtillen Seufzern um Beiſtand. Vorzüglich auch gegen ſeine Umgebung bewahrt der Kranke die Geduld. Mit Dankbarkeit empfängt er ihre Dienſte, und mit Nachſicht erträgt er, was ſie etwa verſehen; er entbehrt gerne, um ihnen nichts Drückendes zuzumuthen; er bittet ſie, mit ihm Geduld zu haben; er fühlt die Größe ihrer Laſt, und findet es natürlich, wenn ſie auch von ihnen empfunden wird; er fleht zu Gott um ihre Belohnung, und ſo viel es in ſeinen Kräften iſt, ſucht er ſelbſt ihnen ihre Mühen zu belohnen.

f) Der Kranke ſoll gerne beten, und wenn es ihm nicht mit dem Munde möglich iſt, wenigſtens mit dem Herzen. Im Gebete findet er ja Troſt und Stärke, und neue Kraft wird ihm durch dasſelbe gegeben. Auch pflegt er oft der Leſung in einem geiſtlichen Buche, und wenn er ſelbſt dazu zu ſchwach iſt, läßt er ſich von Andern vorleſen.

g) Der Kranke verſäume es nicht, wenn es etwa nicht ſchon geſchehen iſt, ſeine zeitlichen Angelegenheiten zu ordnen, weil die Unterlaſſung dieſer Pflicht für den möglichen Fall ſeines Ablebens mancherlei Zwiſt und Streit herbeiführen könnte. Ganz beſonders aber ſei er darauf bedacht, den Zuſtand ſeiner Seele zu ordnen, um nicht unvorbereitet von dieſer Zeitlichkeit abgerufen zu werden.

13. Zur Zeit der Krankheit muß man jene Mittel in Anwendung bringen, von denen sich vernünftiger Weise Wiedererlangung der Gesundheit hoffen läßt.

Wer auf was immer für eine Art an seiner Gesundheit Schaden leidet, hat die Pflicht auf sich, zur Wiederherstellung derselben die geeigneten Mittel zu ergreifen, und zwar muß dieses zur rechten Zeit geschehen, weil ein Aufschub hierin nur zu oft das Uebel verschlimmert, und ein späteres Heilverfahren vereitelt. Aber nicht ein Jeder besitzt die zur Heilung der Krankheiten erforderlichen Kenntnisse. Deßwegen muß man einen geschickten Arzt sich rufen lassen. Es wäre verkehrt, sich an sogenannte Quacksalber und Pfuscher zu wenden, sei es, um wohlfeiler hinwegzukommen, oder weil man ihnen mehr Vertrauen schenkt. Beides verräth Thorheit. Gibt es denn etwas Kostbareres, als dein Leben? Wie solltest du daher zur Erhaltung desselben nicht Alles bereitwillig aufwenden? Wie kannst du aber einem Quacksalber, der von medizinischen Dingen keine Kenntniß hat, dein leibliches Wohl anvertrauen, da du dich bezüglich deiner übrigen Bedürfnisse immer an den wendest, der diese am beßten zu befriedigen versteht? Nicht so, sondern einem erfahrnen Arzte traue dich an. Setze ihn in Kenntniß über deinen Zustand, und gib ihm mit Offenheit, und so gut du es vermagst, die Ursache deiner Krankheit an; beobachte genau die vorgeschriebene Diät, und bediene dich der verordneten Arzneien nach Vorschrift. Die Sache dem natürlichen Laufe überlassen wollen, ist Eigensinn; ohne Gebrauch der natürlichen Mittel von Gott unmittelbar Hilfe erwarten, heißt Gott versuchen; keine Hilfe anwenden, um Ausgaben zu ersparen, ist vernunftwidrige Kargheit; die Arzneien wegen der unangenehmen Empfindung gar nicht, oder nicht regelmässig gebrauchen, heißt der Sinnlichkeit seine Pflicht opfern; endlich abergläubische Mittel anwenden, ist eben so gegen die Vernunft als Offenbarung.

Frint wirft in seiner Religionswissenschaft die Frage auf: Wie aber, wenn eine Heilart das ganze Vermögen aufzehrt, oder äußerst schmerzlich und gefahrvoll ist, — ist man auch dann dazu verbunden? Er antwortet: Da irdische Güter nur ein Mittel sind, unser Dasein zu erhalten, um unsere Pflichten zu erfüllen, und unsere

hohe Bestimmung erreichen zu können, so unterliegt es keinem Zweifel, daß man verbunden sei, sie zur Wiederherstellung der Gesundheit und zur Erhaltung des Lebens aufzuopfern, so lange noch eine Hoffnung dazu vorhanden ist. Aber diese Pflicht hört auf, wenn man durch die Hingabe seines Vermögens gegen Andere ungerecht würde, oder wenn durch die Erhaltung des Lebens mit der Aufopferung des Vermögens weniger Gutes erzielt wird, als in dem umgekehrten Falle. Daß man sich, so oft als es die Umstände fordern, zur Erhaltung seines Lebens auch einer Amputation und andern schmerzhaften Operationen unterwerfen müsse, unterliegt keinem Zweifel, weil man sonst, bloß um den Schmerz zu ersparen, sogar die Möglichkeit der weitern Pflichterfüllung aufgeben würde. Diese Pflicht ist für sich einleuchtend, wenn der Tod bei der Unterlassung dieser Operation gewiß, und die Rettung durch sie wahrscheinlich ist. Aber kaum dürfte sich eine wirkliche Pflicht ausweisen lassen, wenn die Operation äußerst schmerzhaft und gefährlich, und die Rettung durch sie nicht wahrscheinlich, sondern bloß möglich, oder wohl gar unwahrscheinlich ist.

14. In Krankheiten soll man bei Zeiten die Heilmittel der Kirche empfangen, was leider so oft versäumt wird.

Wer eine Reise vorhat, der trifft schon lange zuvor die nothwendigen Anstalten dazu. Er hält eine gehörige Anzahl von Kleidern und von Wasch bereit; er versieht sich mit dem erforderlichen Reisegeld und nimmt sonst das Nothwendige zu sich. Wir Alle haben eine gar weite Reise zurückzulegen; wir müssen die Wanderschaft in die Ewigkeit antreten. Jeden Augenblick kann uns der Befehl dazu ertheilt werden; insbesonders eine Krankheit ist eine ernste Mahnung dazu. Soll daher der Mensch jederzeit bereit sein, weil er weder weiß den Tag noch die Stunde, so ist es seine heilige Pflicht, sich bei einer Krankheit, vorzüglich, wenn diese ernstlich zu werden anfängt, auf Alles gefaßt zu machen. Wir verbieten einem Solchen nicht, sich einen Arzt zu rufen, und die Mittel, welche er verordnet, zu gebrauchen; allein er soll nicht bloß auf seinen Leib, sondern noch viel mehr auf seine Seele denken, und daher den Arzt derselben rufen und jene Mittel in An-

wendung bringen, die er als nothwendig erachtet. Der Apoſtel verlangt ausdrücklich: „Iſt Jemand unter euch krank, ſo rufe er die Prieſter der Kirche.“ Die Prieſter kommen aber nicht umſonſt, ſondern bringen auch die Heilmittel der Kirche mit; ſie wollen, daß der Kranke beichte, den Leib des Herrn empfange, nach Umſtänden ſich auch die letzte Oelung ſpenden laſſe; ſie ertheilen dem Kranken noch überdieß geiſtlichen Zuſpruch. Aber wie ſaumſelig zeigen ſich hierin manche Chriſten! Man denkt in ſolchen Fällen gewöhnlich nur an den Leib, um die Seele iſt man völlig unbekümmert. Der Kranke ſelbſt iſt weit entfernt, eine Gefahr in ſeinem Zuſtande zu erblicken, er träumt immer von Beſſerung, und macht, wenn ſein Zuſtand nur ein wenig leidlich iſt, bereits Pläne, was er nach wiedererlangter Geſundheit Alles thun wird. Fühlt er aber auch das Bedenkliche ſeiner Lage, ſo liebt er doch ſeinen Leib all zu ſehr, als daß er im Stande wäre, ſich mit dem Gedanken an ſeine nahe Auflöſung vertraut zu machen. Darum macht er auch keine Vorbereitung dazu; er läßt ſich keinen Prieſter rufen, und denkt weder an Beichten noch Kommuniziren; ſo weit, meint er, wäre es mit ihm noch nicht; man müſſe unnützer Weiſe kein Aufſehen machen; auch würde es zum Proviliren noch immer Zeit ſein. Aber vielleicht wird ſeine Umgebung ſo barmherzig ſein, und ihn auf dasjenige aufmerkſam machen, wozu er ſelbſt den Muth nicht hat; vielleicht wird der Arzt zu ihm ſagen: Beſtelle dein Haus; denn du wirſt ſterben. Gerade umgekehrt. Man darf den Kranken mit der Gefahr, in welcher er ſchwebt, nicht bekannt machen, werden ſie ſagen; das geringſte Zeichen, wodurch er ſeinen bedenklichen Zuſtand erfährt, würde den ungünſtigſten Einfluß auf den Gang der Krankheit haben; man muß ihm vielmehr ſeinen Zuſtand verheimlichen, man muß ihm die beßten Verſicherungen geben, damit er Zutrauen gewinne und die Arzneien beſſer wirken können. Wohl geſprochen! Aber wenn nur der Menſch keine Seele hätte! Allein, was wundern wir uns über fremde Perſonen, da die eigenen Hausgenoſſen nicht den Muth haben, den Kranken an die Erfüllung ſeiner Pflicht zu erinnern. Oder getrauen ſich der Gatte, die Gattin, die Eltern oder die Kinder zum Kranken hinzutreten und ihm zu ſagen: Mein Lieber, ſieh, wir müſſen Alle ſterben, und als Chriſten ſollen wir ſchon früh-

zeitig darauf bedacht sein, unsere Seele in Ordnung zu bringen. Du bist krank, und wie du wohl fühlest, bedenklich krank; es ist nicht unmöglich, daß dich Gott von der Zeitlichkeit abruft; denk daher auf deine Seele und laß dich mit den Heilsmitteln der Kirche zeitig genug versehen. Man stirbt deßwegen nicht eher: im Gegentheile du kannst dann um so ruhiger sein, und Gott dein Schicksal anheimstellen. — Könnte ihnen wohl der Kranke eine solche, für ihn so sehr besorgte Liebe in Uebel nehmen? Aber dennoch versäumt man es; man macht den Kranken auf seinen Zustand nicht aufmerksam; man trifft keine Anstalten, daß er die Heilmittel der Kirche empfängt, sondern wartet damit, bis er oft alle Besinnung verliert, und der Empfang derselben mehr den Hinterbliebenen zum Troste gereichen soll, als daß er dem Sterbenden noch heilbringend ist.

15. Der Christ muß sich in Krankheiten ganz und gar in den göttlichen Willen ergeben.

Gleichwie die Gesundheit eine große Wohlthat Gottes ist, so ist es nicht minder auch die Krankheit, ja die letztere ist uns oft noch heilsamer, als die erstere; denn sie kann uns Gelegenheit werden, daß wir erkennen, wie schwach wir sind; daß wir die Eitelkeit und den Uebermuth ablegen; daß wir uns von irdischen Dingen und von sinnlichen Gelüsten losreißen; daß die Kraft des unbändigen Fleisches gebrochen wird, und endlich daß wir uns erinnern, wie diese Erde nicht unser Vaterland sei, sondern wir uns hienieden wie in der Verbannung befinden. Darum heißt es in der heiligen Schrift: Eine schwere Krankheit macht die Seele nüchtern. Ekkli. 31, 2. Eben deßwegen muß aber auch der Christ in Tagen der Krankheit sich ganz und gar in den göttlichen Willen ergeben, und für diese Schickung dem Herrn als wie für eine besondere Gnade danken. Hören wir, was einstens ein Altvater zu seinem krank daliegenden Jünger sagte. Mein Sohn, sprach er, betrübe dich nicht wegen dieser Krankheit, sondern danke vielmehr Gott dafür, so viel du kannst, denn bist du Eisen, so wirst du dadurch Rost und Schlacken absetzen; bist du aber Gold, so wirst du geläutert und noch reiner gemacht werden. Wir müssen hierin die Heiligen nachahmen, die in ihren Krankheiten eine so

bewunderungswürdige Geduld an den Tag legten, und voll Ergebung in Gottes heiligen Willen waren. So war die heilige Klara zwei und dreißig Jahre lang fortwährend von Krankheiten geplagt; aber diese ganze Zeit hindurch zeigte sie eine so große Geduld und Schweigsamkeit, daß Niemand sie je über ihr Uebel klagen hörte, vielmehr dankte sie Gott unaufhörlich dafür. Die Heiligen hatten wie überhaupts, so auch bezüglich ihrer Krankheiten keinen Willen, sondern wünschten nur, daß der göttliche Wille an ihnen geschehe. Es wird erzählt, daß der heiligen Gertrud in einer Krankheit Christus erschienen sei, und ihr in der einen Hand Krankheit, in der andern Gesundheit angeboten, und sie aufgefordert habe, zu wählen. Die Heilige habe jedoch erwidert: Herr, ich verlange gar nichts, sondern bin mit dem zufrieden, was du mir anbietest. Dieses ist volle Ergebung, und dadurch wird Gott verherrlichet; dieses ist das dem Herrn angenehmste Opfer, und zugleich das beßte Mittel, unsere Seelen zu reinigen. Sieh auch den Artikel „Geduld".

16. Man muß in Krankheiten nicht so fast auf die Aerzte und ihre Mittel, als vielmehr auf Gott sein Vertrauen setzen.

In Krankheiten muß man zwar Aerzte zu Rathe ziehen und ihre Mittel gebrauchen; aber man soll sein Vertrauen nicht so fast auf die Menschen, als vielmehr auf Gott setzen. Der König Asa versündigte sich dagegen, und wird deßwegen von der heiligen Schrift getadelt; denn es heißt von ihm: Auch in seiner Krankheit suchte er den Herrn nicht, sondern vertraute mehr auf die Kunst der Aerzte. 2. Paral. 16, 12. Daß wir in einer Krankheit geheilt oder nicht geheilt werden, dürfen wir nicht einzig und allein auf Rechnung der Aerzte setzen, sondern müssen es Gott zuschreiben. Eben deßwegen soll man nicht sogleich an seiner Genesung verzweifeln, wenn etwa ein Arzt oder ein verordnetes Heilmittel nicht zu haben ist; denn Jesus kann durch den bloßen Willen gesund machen. So sehen wir es bei jenem Aussätzigen, der zum göttlichen Erlöser sprach: Herr, wenn du willst, so kannst du mich reinigen. Jesus entgegnete bloß: „Ich will, sei rein" — und es ward ihm die Gesundheit gegeben. Freilich manchmal wandte der

Heiland ſelbſt äußere Mittel an. So that er damals, wo er Erde mit ſeinem Speichel vermiſchte, und damit die Augen des Blinden beſtrich. Oefters ließ er aber auch Kranke in ihren Krankheiten fortleiden, und wollte nicht, daß ſie geſund wurden, obſchon ſie alle möglichen Arzneimittel anwandten. Auf dieſelbe Weiſe verfährt Gott noch heutigen Tages. Zuweilen gibt er einem Kranken die Geſundheit wieder ohne allen Arzt und ohne Gebrauch eines Mittels bloß durch ſeinen Willen; ein anderes Mal mittelſt der Arzneien, und endlich verſagt er öfters auch, ungeachtet man alle möglichen Mittel anwendet, dennoch die Geſundheit, damit wir lernen ſollen, nicht auf menſchliche Mittel, ſondern auf Gott allein unſer Vertrauen zu ſetzen. Wie nun der König Ezechias die wieder erhaltene Geſundheit nicht ſo faſt dem Stücke Feigen, welches Iſaias auf ſein Geſchwür legte, als Gott zuſchrieb, alſo haſt auch du deine Geneſung, wenn du von irgend einer Krankheit geheilt wirſt, nicht ſo faſt den Aerzten und den Arzneien zuſchreiben, ſondern Gott allein. Es gelten hier die Worte der Schrift: Weder Kraut noch Pflaſter machte ſie geſund, ſondern dein Wort, o Herr! welches Alles heilt. Weish. 16, 12. Wenn daher der Arzt eine Krankheit nicht kannte, oder im Heilverfahren einen Fehler machte, ſo ſieht der vollkommene Chriſt auch hierin eine Zulaſſung Gottes. Er ſagt nicht: „Durch den Mißgriff des Arztes hat ſich mein Uebel verſchlimmert," — ſondern: Der Herr hat es ſo gewollt und meinen Rückfall zugelaſſen. Auch das Erblinden des Tobias durch den herabfallenden Koth einer Schwalbe war nicht zufällig, ſondern von Gott zugelaſſen. Dieſes bezeugt die heilige Schrift ausdrücklich: Dieſe Prüfung ließ der Herr darum ihm widerfahren, daß er den Nachkommen ein Beiſpiel ſeiner Geduld gäbe. Tob. 2, 12. Wie leicht ſich die Heiligen beruhigten, wenn hierin ein Mißgriff geſchah, beweiſet folgendes Ereigniß. Der Altvater Stephan lag einſtens an einer tödtlichen Krankheit darnieder. Ein Genoſſe, der ihm beiſtund, hatte ihm ein Eſſen bereitet, aber aus Irrthum ſtatt des Olivenöles das Leinöl dazu genommen. Der Kranke nahm des üblen Geſchmackes wegen nur ganz wenig davon; ohne aber im Mindeſten über die ſchlecht zubereitete Speiſe ſich zu beklagen. Des andern Tages begegnete dem Bruder derſelbe Verſtoß. Da nun der Kranke wieder nicht

eſſen wollte, koſtete der Bruder ſelbſt die Speiſe, und da er ſeines Mißgriffes inne ward, rief er aus voll tiefer Beſtürzung: Wehe mir, ich bin ein Mörder! Der Kranke aber entgegnete ganz gelaſſen: Beruhige dich, mein Sohn; denn hätte Gott deinen Fehlgriff nicht gewollt, ſo hätteſt du ihn gewiß auch nicht gemacht.

17. Man ſoll in der Krankheit für ſeine Wiedergeneſung nicht zu ängſtlich beſorgt ſein.

Wenn der Kranke ſein Herz gereiniget, ſeine Sünden abgelegt hat und mit Gott Eins geworden iſt, ſoll er ſich ſorgfältigſt hüten von einer zu großen Anhänglichkeit an das Leben, und von einer zu ängſtlichen Furcht vor dem Tode. Beide, ſowohl das Leben als der Tod, dürfen ihm nur ſeiner Seligkeit wegen am Herzen liegen. Geſetzt, er habe Urſache in der Abſicht, ſeine Seligkeit zu wirken, das Leben zu wünſchen, ſo hat er doch zugleich auch Urſache, das Leben zu fürchten, und zwar ſo große und wichtige Gründe und viele hat er dazu, daß er nicht wiſſen wird, was hier das Beſſere ſei, das Leben oder der Tod. Wer ſoll ihm rathen? Wer anders, als Gott. Und iſt es eben deßwegen nicht billig, daß er ſeine Wahl dem lieben Gott anheimſtelle und ſich ganz ſeinem heiligen Willen überlaſſe? Es iſt allerdings keine Sünde, im Gegentheile erlaubt und recht, in der Krankheit Gott um Geneſung anzurufen. Auch die Frommen haben es oft gethan, wie z. B. der König Ezechias, der auf ſeinem Todbette um Friſtung ſeines Lebens flehte; aber dabei keinen andern Wunſch hatte und es aus keiner andern Abſicht that, als deßwegen, um Gott auf Erden noch deſto länger dienen zu können und vor ihm noch deſto vollkommener zu werden. Haſt du nun, mein Chriſt, in deiner Krankheit gleichwohl auch dieſen Wunſch und dieſes Verlangen, ſo ſollſt du dennoch nicht zu ungeſtüm und zu heißhungrig nach einem längern Leben verlangen. Betrachte nur einmal im vollen Ernſte, daß die Gefahr deines Seelenheiles nie von dieſem Leben getrennt werden könne, und daß du, ſo lange du lebſt, auf der Wagſchale ſchwebeſt, und es ungewiß iſt, ob du zum Heile gelangſt, oder verworfen werdeſt. Nun haſt du dir aber gerade vielleicht in dieſer deiner Krankheit unter den Auserwählten einen Platz errungen durch deine Geduld im Leiden, durch deine aufrichtige Beicht, durch

deinen innigen Schmerz und deine vollkommene Reue über die begangenen Sünden. Dieſes Alles kann wiederum verloren gehen. Wenn du noch länger lebeſt und wieder geſund wirſt, fällſt du vielleicht in die alten Sünden zurück, und die letzten Dinge werden ärger, als die erſten. Sieh, vier Dinge, wenn du ſie recht beſchaueſt, müſſen dir ein längeres Leben und eine abermalige Geneſung nicht bloß nicht wünſchenswerth, ſondern ſogar erſchrecklich machen. Die Reizung der Welt; dann die Schwachheit deines Fleiſches; die Nachſtellungen des Teufels und die ſchrecklichen Beiſpiele ſo vieler Anderer, die nach der Krankheit oft erſt recht in's Verderben gekommen ſind, die in ihrer Krankheit vielleicht als Engel geſtorben wären, jetzt aber als Teufel leben. Höre ein Jeder über dieſe Uebel nur einige Worte. — Die Welt, die dich ſchon ſo oft verführt hat, iſt ſie etwa nach deiner Geneſung eine andere geworden? Locket, reizet und verführt ſie nicht mehr? Dein Herz mag zwar nicht mehr ſo feurig ſein, wie zuvor; aber die Welt iſt noch eben ſo einnehmeriſch, wie zuvor. Sie wird dir dieſelben Fallſtricke legen und dich auf dieſelbe Weiſe bethören; denn das Gold hat noch denſelben Glanz, und die Schönheit noch dieſelbe Macht, und das Beiſpiel und die Gelegenheit noch dieſelbe Gewalt, dein Herz zu umgarnen, wie zuvor. Ja, wenn du recht weit von der verderbten Luft wäreſt, welche man in der Welt nothwendig an ſich ziehen muß; ſo läge es nur an dir, deinem Gott getreu zu ſein, dich allein und außer dir Niemanden würdeſt du zum Verſucher haben. Da aber dieſes nicht iſt, ſondern du in die alten Geſellſchaften zurücktreten, die alten Angelegenheiten beſorgen, die alten Geſchäfte wieder betreiben wirſt, kurz, da du dich neuerdings auf das Meer der Welt begeben und auf dem nämlichen unglücklichen, ſchon oft geſtrandeten Schiffe zu Segel geheſt; ſprich, läufſt du da nicht die größte Gefahr, dieſelben Stürme auszuſtehen und an dieſelben gefahrvollen Klippen zu ſtoſſen? Ich habe ſie kennen gelernt; ich bin durch Schaden gewitziget worden, ich werde mich vor ihnen zu hüten wiſſen, wendeſt du vielleicht ein. Mag alles ſein; aber weil du die Verführungen der Welt aus eigener Erfahrung kennen gelernt haſt, wirſt du deßwegen auch vorſichtiger ſein, ſie zu vermeiden? Wirſt du behutſamer ſein, ihnen auszuweichen? Der Hang der Jugend und die Reizung des Vorwitzes hat dich viel-

leicht zuvor in die Schlinge der Wolluſt gezogen; was aber zuvor Vorwitz und Jugend gethan, das können vielleicht jetzt der Trieb und die Gewohnheit thun. Denn nicht genug, daß die Welt noch dieſelbe iſt, wie vor deiner Krankheit, es iſt auch dein Herz, welches du wieder in die Welt bringſt, noch dasſelbe ſchwache, lüſterne, irdiſch und fleiſchlich geſinnte Herz, wie zuvor. Denn mögen auch die Eindrücke der Gnade in dir nicht vergeblich geweſen ſein, und mag das von ihnen gerührte Herz die Gabe der Erneuerung empfangen haben; hat es deßwegen aufgehört, ein ſchwaches Herz zu ſein? Seine Wunden ſind zwar geheilt, ſeine Flecken ſind zwar gereiniget; aber die Schwachheit iſt nicht hinweggenommen; es fühlet noch immer den Trieb der Gewohnheiten und ſeine eingewurzelte böſe Luſt. Unſer krankes und abgezehrtes Fleiſch kann zwar wieder üppig heranwachſen, unſer ungeſundes Blut kann wieder gereiniget werden; aber die in uns Sündern wohnende böſe Begierlichkeit bleibt auch noch nach der Auferſtehung und nach der Erneuerung. Das durch die Gnade erneuerte Herz behält alſo auch nach der Heilung noch ſeine natürliche Hinfälligkeit, die es unvermerkt in's vorige Verderben lenkt, gleichwie das Waſſer, welches die Hitze des Feuers durchdrungen, immer ſo beſchaffen iſt, daß es natürlicher Weiſe wieder kalt werden muß, wenn nicht ein unabläſſig gegenwärtiges Feuer in ihm die Hitze unterhält. Der neue Menſch, der von Gott auf den alten gleichſam gepfropft iſt, bringt zwar gute Früchte; er ſtehet aber dennoch immerhin auf jenem Stamme, immerhin auf jener Wurzel, die dieſem Baume natürlich und eigen iſt. Und hiezu noch die Anfechtungen der Hölle. Wird der Teufel nicht alle Kräfte aufbieten, um jene Seele, die ihm entronnen iſt, neuerdings unter ſein Joch zu bringen? Er hat keine Ruhe, ſagt Jeſus Chriſtus, bis ſie nicht wieder in ſeinen Banden iſt. Matth. 12, 43. Seine Begierde, bei ihr wieder einzudringen, iſt nun weit brennender, als zuvor. Denn nachdem du vielleicht ſchon fünfzehn bis zwanzig Jahre an ſeinem Joche gezogen und ſeine Ketten geſchleppt haſt, hat dich jetzt die Gnade einer Krankheit auf freien Fuß geſetzt, du haſt es bereut, bedauert, beweint, deine Lebenszeit ſo übel angewendet zu haben. Nun übriget dir nur noch ein geringer Reſt von deinen Tagen. Iſt dir dieſe noch kurze, übrige Lebensfriſt ein Beweggrund zu

größerm Eifer, welch ein Beweggrund muß ſie nicht dem Teufel ſein zu noch größerer Wuth? Er weiß, daß du dem Ende ſchon nahe biſt; er weiß alſo auch das gewiß, daß, wenn er nicht eilet, dich in's Verderben zu bringen, er immer und ewig deiner verluſtig ſein wird. — Aber vielleicht, mein Chriſt, vertraueſt du trotz dem Allen auf die Feſtigkeit deiner Vorſätze, und meinſt ſicherlich zu halten, was du in der Krankheit verſprochen haſt, nämlich die böſe Welt zu meiden und Gott zu dienen. Aber, mein Freund, du biſt doch nicht ſtandhafter, als viele Andere, welche, kaum daß ſie geſund geworden, alle ihre Vorſätze wieder vergaſſen und ihre Bekehrung zu Schanden gemacht haben. Wie vielen Kranken wäre es beſſer geweſen, nicht allein zu ihrem Heile, ſondern auch zu ihrer Ehre, wenn ſie die Schwüre, die ſie gethan, und die Vorſätze, die ſie gemacht, mit ihrem Tode beſiegelt und ihre Buße nicht überlebt hätten! Denn wie ſie angefangen, wieder zu leben und der Geſundheit ſich zu erfreuen, haben ſie auch angefangen, wieder zu ſündigen. Hat ſich Keiner aus euch vorzuwerfen, daß er der im Krankenbette gemachten Vorſätze leichtſinnig vergeſſen habe? Hat ſich Keiner aus euch im Innerſten des Herzens dieſe und ähnliche Worte zu ſagen: Ach, wie glücklich wäre ich geweſen, wenn mich Gott in jener meiner Krankheit hinweggenommen, wo ich der Welt ganz ſatt, wo ich der Sündenbande los, wo ich den Begierden abgeſtorben war! Aber jetzt habe ich alle meine dortmals gemachten Vorſätze, alle meine noch ſo ernſtlichen Verſprechungen, alle meine noch ſo feierlichen Gelübde vergeſſen; ich habe mich wieder der Welt hingegeben, bin der alte Sünder geworden, ja hab noch weit Aergeres gethan und bin noch tiefer gefallen, als zuvor. Meine Theuern, gewiß Tauſende müſſen ſich dieſe traurige Predigt halten. Frommen ſelbſt iſt Solches ſchon begegnet. Der König Ezechias, der nur deßwegen um Verlängerung ſeines Lebens bat, um Gott noch deſto länger in Gerechtigkeit dienen zu können, — kaum hatte er von Gott die Verſicherung erhalten, daß er noch fünfzehn Jahre leben werde, als ſchon ſein Eifer ſich zu mindern begann, und ſein Herz in einen Hochmuth gerieth, der ihm die Drohungen und den Zorn Gottes zuzog, ſo daß ihm der nämliche Bote Gottes, der ihm die Gnade der Geneſung verkündigt hatte, bald darauf auch die Unglücksfälle zu verkünden hatte, die über ſein Haus ſeiner Sünden wegen hereinbrechen würden.

4. Reg. 20, 11. Ach, wer ſind wir denn, meine Brüder, daß wir auf unſere Beſtändigkeit und Unwandelbarkeit unſrer Vorſätze vertrauen dürften! Der heilige Petrus ſchwor es ſeinem göttlichen Meiſter, daß er mit ihm in den Tod gehen wolle, und gleich darauf verleugnete er ihn zu wiederholten Malen. Werden wir feſter und ſtandhafter ſein, als jener Felſenmann es geweſen? O, wer wird die Tiefen ſeines unergründlichen Herzens erforſchen; wer wird das, was es will, und was es zu wollen glaubt, oder das, was es morgen will, von dem, was es heute will, zu unterſcheiden wiſſen? In Erwägung ſo vieler Gefahren, welchen wir ſchwache Menſchen nothwendig hier auf Erden ausgeſetzt ſind, haben ſo viele und große Heilige nach dem Ende ihres Lebens geſeufzet; denn ſo ſchrecklich es auch iſt, dem göttlichen Richter die ſtrengſte Rechenſchaft abzulegen, ſo war ihnen doch die Friſtung eines Lebens noch ſchrecklicher, das alle Augenblicke das Heil in Gefahr ſetzt. Ein Kranker alſo, der den heiligen Glauben hat und zu Gott bekehrt iſt, kann nichts Beſſeres thun, als daß er Furcht und Verlangen, Wollen und Nichtwollen gleichſam von ſich lege, alle ſeine Aengſtlichkeit und Beſorgniſſe in den Schooß der Vorſehung werfe und von Gott allein Leben oder Tod erwarte. Die Verwandten, Aeltern, Brüder und Schweſtern, Gatten und Kinder mögen unter Thränen vor den Altar ſich hinwerfen, ſie mögen tauſend Seufzer zum Himmel ſchicken, ſie mögen alle Heiligen anrufen um ihre Fürbitte, daß die Tage des geliebten Vaters, des theuern Sohnes, des ſorgſamen Gatten verlängert werden. Dieſes Alles ſteht ihnen zu, es hängt ihr Glück daran; es verpflichtet ſie nicht nur die Frömmigkeit, ſondern auch ihr Vortheil dazu. Der wahrhaft gläubige Kranke aber habe ſeine Augen nach oben gerichtet: will Gott ſein Leben, ſo verlange er nicht zu ſterben; will aber Gott ſeinen Tod, ſo verlange er nicht länger zu leben, — Alles ſtelle er dem göttlichen Willen anheim. Herr des Lebens und des Todes, ſpreche er, es geſchehe mir, wie du es in deinem weiſeſten Rathe beſchloſſen haſt: verlängere mir meine Tage, und ſie ſollen deinem Dienſte geweihet ſein; verkürze mir ſie, und ſie ſind mir lang und glückſelig genug geweſen, wenn ihr Ende mein ewiges Heil iſt, und wenn ich nur deßwegen aus dieſer Welt gehe, damit ich zu dir komme.

18. Worin unſer Dank gegen Gott nach der Geneſung von einer Krankheit beſtehen ſoll.

Geſetzt, Gott gibt nach einer Krankheit die Geſundheit wieder und verlängert deine Lebenstage: was iſt in dieſem Falle deine Pflicht? Ich will dieſes in einer evangeliſchen Geſchichte zeigen. Jeſus Chriſtus heilte im Hauſe des Simeon deſſen Schwiegermutter von einer Krankheit. Kaum war die Frau geſund, ſo ſchickte ſie ſich an, den zu bedienen, der ſie wunderbarer Weiſe geheilt hatte. Dasſelbe ſoll jeder andere Kranke nach ſeiner Geneſung thun; er ſoll Gott, ſeinem Herrn und Heilande, dienen. Unſer Leib, der während der Krankheit ſo elend auf das Schmerzenslager hingeſtreckt lag, war ein Schlachtopfer des Todes, der Ungerechtigkeit und des Fluches. Jetzt aber ſollen wir ihn, wie der Apoſtel ſagt, machen zu einem lebendigen, heiligen, gottwohlgefälligen Opfer. Er wird aber ein lebendiges Opfer durch die Flucht von der Sünde, die da iſt die Urſache des Todes; ein heiliges Opfer durch die Ausübung der Tugend, worin die Schönheit der Seele beſteht; ein gottwohlgefälliges Opfer durch die Verachtung der Welt und alles deſſen, was ihr gefällt. Oder was dasſelbe iſt, man muß nach erlangter Geneſung den Rückfall in die Sünde, die Lauigkeit im Guten, und die Furcht vor den Menſchen meiden, — drei Merkmale, an denen man unfehlbar erkennen kann, ob wir nach der Krankheit eben ſo geſund ſind an der Seele, als an dem Leibe.

Der Wiedergeneſene ſoll ſich ſorgfältigſt hüten vor jeder Sünde; denn die Sünde iſt nur zu oft die Folge einer Krankheit. Deßwegen ſagte der göttliche Heiland, zu dem Gichtbrüchigen, welchen er beim Schafteiche geheilt hatte: Du biſt jetzt geſund, ſündige nicht mehr. Joh. 5, 14. Ja, meine Theuern, wer zählt die Menge derer, die durch das Gift der Wolluſt, die durch Unmäßigkeit, durch Ueppigkeit und Geilheit, durch Ausſchweifungen und Sinnesgenüſſe, ihre Geſundheit untergraben und ſich ein frühes Grab bereiten? Auch gibt Gott dem Kranken nur deßwegen wiederum Geſundheit, daß er ihm noch länger dienen, und er ſelbſt noch zur größern Vollkommenheit gelangen möchte; denn jenſeits hört das Wirken auf, da ſammelt man ſich keine Verdienſte

mehr, da übt man keine Tugend mehr, da gewinnt man ſich nicht mehr den Himmel: da iſt der Tag vorbei und die Nacht angebrochen. Trage daher, mein Chriſt, wenn du wiederum geneſen biſt, die nämliche Sorgfalt für die Geſundheit der Seele, welche du für die Geſundheit des Leibes haſt, und hüte dich eben ſo ſehr, nicht mehr in die Sünde zurückzufallen, als du dich vorſieheſt, nicht wiederum krank zu werden. Schön ſagt ein Heide, mit Namen Plinius, man beſtrebe ſich, da man geſund iſt, ſo zu leben, wie man es verſprochen hat zur Zeit der Krankheit. O wie ſchön und gut verſpricht man da oft ſeinen künftigen Wandel einzurichten, wie ernſtlich gelobt man es, für immer und allezeit allen Ausſchweifungen, aller Unmäßigkeit, aller Leidenſchaft zu entſagen! Thue nun, mein Chriſt, in deiner Geſundheit, was du in deiner Krankheit dir vorgenommen. Laß deine guten Vorſätze nicht werden wie die Gelübde der Schiffbrüchigen, an welche man nur denkt, ſo lange es ſtürmt, und die man wieder vergißt, ſobald es windſtill geworden iſt. Du biſt jetzt ein lebendiges Opfer, bleibe alſo beſtändig im Haß gegen die Sünde, und meide nichts ſorgfältiger als jeden Rückfall in ſie. Und nicht genug, du biſt auch ein heiliges Opfer; übe dich daher auch in der Tugend und meide die Lauigkeit im Guten. Nicht durch Weihrauch und auch nicht durch das Blut der Opferthiere, ſagt Gott zu ſeinem Volke, werde ich geehrt; das iſt meine Ehre, daß ihr mir euere Herzen opfert, und in der Geſundheit jene Verſprechungen erfüllet, die ihr mir in euerer Krankheit gemacht habt. Dieß erfordert alſo, meine Freunde, daß wir der Tugend und der Ausübung guter Werke leben; daß wir, wie der Apoſtel ſagt, durch Abiegung der Sünde Diener der Gerechtigkeit werden, Röm. 6, 18. Und in der That, iſt es nicht gerecht und billig, daß jene Augen, Zunge und Hände, jene Glieder und jene Leiber zu unſerer Heiligung den Werken der Gottſeligkeit dienen, die uns zuvor zu Bosheit, zur Schande und zur Verdammniß gedient haben? Ihr habt bisher die Pracht der Welt auf euern Leibern, den Stolz und Hochmuth in euern Blicken; die Frechheit und Ausgelaſſenheit auf euern Stirnen, eine unchriſtliche Leichtfertigkeit in euern Kleidern gehabt; ihr habt euere Leiber, euern Glauben, ja euern Gott ſelbſt dadurch gleichſam ge-

ſchändet, ſeine Befehle verachtet, und ſeiner Beiſpiele geſpottet. Traget jetzt Chriſtum an euern Leibern, ſeine Anmuth nämlich und ſeine Sittſamkeit, ſeine Abtödtung und ſeine Liebe; dadurch werdet ihr euch heiligen, dadurch werdet ihr Gott jene Ehre wieder geben, die ihr ihm durch euere Ausgelaſſenheit muthwillig geraubt habt. Aber freilich, magſt du denken, mein Chriſt, was wird die Welt dazu ſagen, wenn ich mich ſo gewaltig umwandle: werde ich ihrem Geſpötte entgehen; werde ich mir nicht ihr Mißfallen aufladen? Aber mein Chriſt, wer iſt denn dein Gott, wer dein Herr, wem ſollſt du gefallen, wem gehorchen? Biſt du denn für die Welt und nicht vielmehr für den, der ſie gemacht hat, da? Sollſt du denn nicht ein gottwohlgefälliges Opfer werden? Iſt der Rauch dieſes deines Opfers vor Gott und dem Himmel ein Geruch der Süßigkeit, und vor frommen Menſchen, die du erbaueſt, ein Geruch des Lebens, — was liegt dir daran, wenn die Weltkinder darüber erzürnen und ſich ärgern? Wie? geheilter Kranker, bekehrter Sünder, jener der dich geheilt hat, hat dir geſagt, ſteh auf, nimm dein Bett und gehe, Joh. 5, 8. — und du ſollteſt dich ſchämen, vor den Augen der Welt jene Bürde freudig zu tragen, welche dir doch ſtatt der Schande vielmehr zur Ehre gereicht, weil ſie ein Wahrzeichen deiner Stärke und das Siegeszeichen der Macht deines Erlöſers iſt? Zeige, daß du auf dieſem Bette jetzt nicht mehr ſchmachteſt, daß du von der Gicht der Trägheit nicht mehr gelähmt biſt, daß du vom Krampfe der Leidenſchaft nicht mehr gefoltert wirſt. Zeige, daß du jetzt deiner mächtig geworden, daß die Alles vermögende Gnade deine Hoffart in wahre Demuth, deinen Zorn in ſüße Gelindigkeit, deine Unmäßigkeit in Nüchternheit, deinen Unglauben in Glauben umgewandelt, und daß du jetzt an Leib und Seele geſund biſt. Schreiet dann auch die böſe Welt, und fragt ſie dich, gleichwie den Gichtbrüchigen im Evangelium, woher es komme, daß du jetzt ſo verändert biſt, ſo ſage auch du, gleichwie jener: Der mich geſund gemacht, hat mirs befohlen, ich kann nicht anders, als ihm gehorchen. Mit dieſer einzigen beherzten Antwort wirſt du den Tadlern die Mäuler ſtopfen, und ſtatt bekrittelt vielmehr bewundert werden.

Und ſollte dich, mein Freund, dieſes Alles nicht bewegen, deinen Vorſätzen getreu zu bleiben, die du in deiner Krankheit ge-

macht, so höre doch auf die Stimme deines Gewissens. Wie oft muß es dir nicht einfallen: Dieses Zimmer dort, jenes Bett da ist es, in welchem ich krank gelegen; diese Person hat mir abgewartet, dieser Priester hat mich Beicht gehört. Ach, wie ging's mir da zu Herzen; wie war mir die Welt so gleichgiltig; wie fürchtete ich den Tod, wie bebte ich vor der Hölle! Werden dich solche Gedanken nicht mächtig zur Ausübung der Tugend anspornen? Denn wie lange wird es anstehen, und du wirst, wenn du nicht von deinen gewohnten Sünden ablassest, wieder auf demselben Schmerzensbette liegen, und wirst von derselben Angst gepeinigt und von derselben Furcht verfolgt. Denn glaubst du etwa, die Drohungen der Gerechtigkeit Gottes werden dich dann minder erschrecken, als es in deiner letzten Krankheit geschah? Mit welcher Sicherheit kehrst du also zur Sünde zurück, welche doch erst kurz noch die Ursache deiner Unruhe und Angst gewesen ist? Was dir die Ursache einer bittern Reue so eben noch gewesen, wie kann dir das die Quelle eines Vergnügens werden? Ach, wie elend sieht es doch um einen Kranken aus, der so eben bei Gott wiederum Gnade gefunden und seiner Gerechtigkeit noch entgangen ist, wenn er, statt zu weinen und zu trauern, schon wiederum der ausgelassensten Freude sich hingibt, und durch die wollüstigen Zeitvertreibe seine Genesung befördern will, welche doch sein Heil in Gefahr gebracht und seine Gesundheit zerstört haben. Es sei mir hier erlaubt, eine Begebenheit anzuführen. Eine gewisse Stadt am Rhein hatte beim Einbruche der grausamen Vandalen schreckliche Drangsale erlitten, indem sie nicht bloß geplündert, sondern auch in Brand gesteckt und gänzlich verwüstet worden. Nach Uebersthehung so großer Drangsale war nun die erste Gnade, um welche die leichtfertigen Einwohner den Cäsar baten, — was meint ihr — um Erlaubniß, zirkensische Spiele halten zu dürfen. Da sprach der eifervolle Salvianus zu ihnen: Ihr wollt in zirkensischen Spielen euch erlustigen, und fändet doch kaum einen Platz sie zu halten, es sei denn auf den Bruchstücken euerer Mauern, oder auf den Brandstätten euerer Häuser, oder auf den Grabeshügeln euerer Aeltern und auf den Todtengebeinen euerer Mitbürger. Daß so schreckliche Uebel, wie der Feind sie gebracht, über euch gekommen, ist kein Wunder; aber daß ihr euch neuerdings derselben würdig

macht, dieſes iſt es, was mich in Staunen verſetzt. Wollet ihr denn nicht ablaſſen, als bis auch jene, welche noch übrig geblieben ſind, vom letzten Donnerkeile der Rache Gottes zerſchmettert werden? So der gottſelige Mann. Wollen wir nun die Anwendung machen; denn dieſe Geſchichte geht auch Viele unter uns an. Gar Viele ſind ſchon unter der Sichel des Todes gelegen; man ſieht ihnen oft noch die Bleiche des Todes an, und dennoch, o der Blindheit, dennoch ſehnen ſie ſich ſchon nach der Luſtbarkeit, dennoch beſuchen ſie ſchon wieder jene Geſellſchaften, in welchen der Geſchmack der ſinnlichen Wollüſte neuerdings aufgeweckt wird, und zwar in einem Leibe, der erſt vor Kurzem durch's Fieber verzehrt, durch die Arzneien erſchöpft, durch die Schwachheit verdorrt war. O man kann Leute finden, die oft am Samſtage kaum das Bett verlaſſen können, aber am Sonntage ſchon auf Bällen tanzen; man kann Leute treffen, die, wenn ſie wochenlang krank lagen und nach langer Zeit wieder zum erſten Male ausgehen, jetzt, ſtatt ihre erſten Tritte zur Kirche zu lenken, und Gott für die wiedererhaltene Geſundheit zu danken, lieber öffentliche Beluſtigungsorte beſuchen und ſich dort Stoff für eine neue Krankheit holen; man kann Leute treffen, denen es, um in geſunden Tagen in die Kirche zu gehen, und dort eine halbe Stunde in der Andacht zuzubringen, bald zu warm, bald zu kalt iſt, die aber, wenn kaum aus dem Krankenbette herausgekrochen, ganze Nächte auf öffentlichen Beluſtigungsorten hinbringen, ohne eine Erkältung oder Erhitzung oder ſonſt etwas dergleichen zu befürchten. Ach, ihr Elenden, noch vor wenigen Tagen habt ihr unter der Gerechtigkeit Gottes angſtvoll gezittert; noch vor wenigen Tagen haben euere Angehörige in Beſorgniß für euere Geneſung euer Krankenbett weinend umſtanden, und für euere Geſundheit gebetet, und ihr ſelbſt habt den Himmel darum naſſen Auges angerufen und alles Gute verſprochen, und auch jetzt habt ihr kaum noch ſo viel Athem, um mit lauter Stimme Gott euern Dank für die wiedergeſchenkte Geſundheit auszudrücken, und dennoch ſeufzet ihr ſchon wieder nach Sinnesgenüſſen. Leib und Seele, Sinne und Kräfte, Herz und Gemüth habt ihr vor wenigen Tagen lebenslänglich euern Gott geſchenkt, und mit Leib und Seele, mit Sinnen und Kräften, mit Herz und Gemüth gelüſtet es euch ſchon wieder nach jenen Kurzweilen, die ihr verredet, ja die ihr

verflucht habt. Euere Füſſe ſind noch zu ſchwach, denſelben nachzugehen, ihr laſſet ſie euch alſo in das Haus kommen, ihr verſammelt ſie um euer Bett herum. Was, du guter Gott, was wird erſt geſchehen, wenn euere Geſundheit endlich vollkommen ſein wird? Euere eben überſtandene Krankheit ſoll es euch ja begreiflich gemacht haben, daß der Richter bei euch angeklopft hat. Wartet ihr etwa, bis er nochmal anklopfe; aber Thoren, wiſſet ihr es nicht, daß er kommen kann, ohne daß er anklopfe? Höret ihr niemals von jähen Todesfällen? Seid ihr ſicher, nicht plötzlich den Geiſt aufgeben zu müſſen? So viele Krankheiten haben euch nicht gebeſſert; ſolltet ihr nicht fürchten, daß die Krankheit endlich ausbleibe, und ihr plötzlich und auf einmal todt ſein und zur Hölle hinabfahren werdet? O barmherziger Gott, öffne doch den Blinden die Augen; laß es ſie einſehen, daß du Krankheiten ſchickeſt zum Heile ihrer Seele und nicht zu ihrem Verderben, und gib Allen in der Krankheit eine wahre Herzenszerknirſchung und den ächten Bußſinn, und mache ſie nach der Krankheit beharrlich in deinem Dienſte!

19. Einige Gründe, die uns bewegen ſollen, daß wir uns der Kranken annehmen und ihnen Hilfe leiſten.

Wir ſollen uns der Kranken annehmen, ſie pflegen und ihnen ſonſt alle mögliche Hilfe leiſten. Dazu muß uns bewegen:

I. Der traurige Zuſtand derſelben. Ein armer Kranker, — was empfindet man nicht ſchon bei dieſem einzigen Worte? Und mit Recht, denn was iſt ein Kranker? Ach, ein Menſch, den ein geheimes Uebel langſam aufzehrt, und dem von ſeinen Kräften oft nicht mehr übrig bleibt, als nothwendig iſt, die Schmerzen ſeiner Krankheit zu tragen; ein Menſch, durch deſſen Adern ſich mit dem bösartigen Gifte des Fiebers Ströme von Feuer hinwälzen, oder deſſen Gebeine der Schmerz grauſam benagt und bis auf das innerſte Mark austrocknet; ein Menſch, in deſſen Mund ſich Galle und Ekel angeſetzt haben, der um Labung ruft, und die dargereichte wieder zurückſtößt; ein Menſch, der in ſeiner Erſchöpfung ſein Lager einen harten Fels und einen glühenden Feuerofen nennt, und der, hebt man ihn auf, um es abzukühlen, auch ſo nur Qual empfindet; ein Menſch, dem die Finſterniſſe der

Nacht eine jede Stunde zur Ewigkeit machen, und der, wann das Licht des neuen Tages anbricht, nur seine Schmerzen vermehrt sieht; ein Mensch, der mit heißer Sehnsucht nur um einen Augenblick Schlafes als die einzige Erleichterung seines Uebels seufzet, von dessen Augen aber der Schlaf unwiederbringlich gewichen ist.

Welch ein Zustand! Und wenn dazu sich noch Armuth und sonstiges Elend gesellt; wenn der Unglückliche eine Arznei brauchte, die ihm sicherlich Linderung brächte, ein trauriger Seufzer der Seinigen ihm aber sagt, daß die Mittel dazu nicht vorhanden sind; wenn er, um nur das geringe Labsal eines Tropfen Wassers zu erhalten, die Zurückkunft einer Gattin abwarten muß, die um des täglichen Unterhaltes wegen auswärts beschäftiget ist; oder wenn er vielleicht in seiner schrecklichen Lage nur eherne Herzen um sich hat, die seine Seufzer mit Schmähworten erwidern: kann es etwas Armseligeres geben, als einen solchen Kranken?

Aber das Uebel, welches seinen Körper verzehrt, hat vielleicht auch schon seine Seele ergriffen; er ist voll Angst, voll Verwirrung, Furcht und Schrecken. Der Tod stellt sich mit all seinen Schrecknissen ihm in furchtbarer Nähe dar und weiset ihn mit drohender Geberde auf das Grab hin, das sich vor ihm aufthut. Schon glaubt er, das dumpfe Getöse der Ewigkeit zu hören, die sich ihm öffnet. Die Sünden, worüber er sich ehemals kaum einen Vorwurf gemacht, stellen sich ihm jetzt als eben so viele Ungeheuer dar, die am Rande des Abgrundes ihn erwarten; er sieht sie wie ein Kriegsheer in Schlachtordnung vor sich dastehen, er kennt sie alle. Schrecken, wie er bis jetzt noch nie gefühlt hat, ergreifen ihn bei diesem Anblicke, und gleich als könnte er denselben ausweichen, wirft er sich ungestüm auf die andere Seite gegen die Mauer hin. Hier hofft er einen Augenblick Ruhe zu finden; aber aufs Neue aufgeschreckt durch eine Hand, die, wie ihm däucht, sein Verdammungsurtheil an die Wand hinschreibt, wendet er sich ungeduldig wieder auf die andere Seite zurück, um wenigstens in dem Angesichte der Umstehenden einem Blick zu begegnen, der Zuversicht in sein Herz bringen könnte. Da er aber auch hier nichts findet, als Thränen, die ihn noch mehr rühren, oder Zeichen von Gleichgiltigkeit, die seine Muthlosigkeit vollends aufs höchste steigern, so verwirren sich all seine Begriffe; seine Unruhe, die Bewegungen

in seinem Innern sind dem Aufbrausen eines tobenden Meeres ähnlich; er seufzet, er betet, er schweigt, er redet, er hofft, er verzweifelt. Dieß ist die Stunde, wo der Teufel die größte Gewalt über ihn ausübt, und er läßt es gewiß auch an Nichts fehlen, seine Seele mit ewigen Banden an sich zu fesseln. Armer Kranker, gibt es wohl eine Trübsal, die der deinigen gleichkömmt? Und es sollte keine Sünde für mich sein, meinen Mitmenschen in so tiefem Elende sich selbst zu überlassen? Wie, ich höre sein Seufzen und Wehklagen, ich weiß, daß ein Wort von mir, vielleicht meine bloße Gegenwart hinreicht, seinen Schmerz zu lindern und seine Seele mit neuer Hoffnung zu erfüllen, und ich gehe an seiner Wohnung gleichgiltig vorüber, ohne ihm die mindeste Aufmerksamkeit zu schenken? Nein, die große Trübsal, in welcher der Kranke seufzet, muß einen Jeden bewegen, ihm zu Hilfe zu kommen.

II. Der große Werth, den Jesus Christus hierauf gesetzt hat. Um alle guten Herzen zu Gunsten eines Kranken zu gewinnen, um ihm den Beistand zu verschaffen, dessen er bedürftig ist, so nennt ihn der Heiland nicht bloß Bruder und Freund, sondern er bringt ihn, wenn ich so sagen darf, in noch zärtlichere Verbindung mit sich selbst; er nennt ihn einen andern Jesus, einen andern sich selbst, so daß Jesus und ein Kranker nur Eine Person ausmachen. Denn sobald der Menschensohn auf den Wolken des Himmels und im Glanze seiner Herrlichkeit zum Gerichte sich auf Erden niedergelassen hat, wird er zu den zu seiner Rechten Versammelten unter andern sagen: Kommt, ihr Gesegnete meines Vaters, und herrschet ewig mit mir im Himmel; denn ich war krank, und ihr habt mich besucht. Wie, mein Erlöser, werden diese entgegnen, war es denn nicht ein armer Bedrängter, den wir heimgesucht haben? Nein, meine Geliebten, wird der Heiland fortfahren, ich, euer Herr und Gott, war es. Mein mattes Haupt war es, das ihr auf euerm Herzen ausruhen ließet; es war meine Stirne, von der ihr den kalten Todesschweiß abgetrocknet; ich war es, den ihr mit so zärtlichem Mitleiden behandelt, dem ihr so viele Dienste geleistet habt. Kommt nun aber auch und nehmet Besitz von dem Reiche, das euch vom Anbeginne der Welt bereitet war. O Christen! wenn man euch in diesem Augenblick sagte, daß Christus abermals in der Schwäche der Menschheit auf Erden erschie-

nen, arm wie vormals, mißkannt, wie ehedem; wenn man euch sagte, in diesem Augenblick liege er in irgend einem Hause krank, hilflos, alles Trostes beraubt, so dürftig, daß er nicht hat, worauf er sein Haupt niederlegen könnte; wenn man euch weiter sagte, er schicke jetzt zu euch, um zu sehen, ob er denn von all seinen Kindern verlassen sei: — wenn dieses geschähe, würdet ihr einen Augenblick zaudern, würdet ihr nicht auf den Flügeln der Winde zu ihm hineilen, würdet ihr nicht all euer Vermögen, all euere Dienste anbieten? Nun, meine Brüder, was ich euch hier sage, ist nicht eine bloße Voraussetzung, es ist Wirklichkeit; denn in euerm kranken Mitbruder pfleget ihr Jesum selbst. Er selbst, die ewige Wahrheit, hat es gesagt: Ich war krank, und ihr habt mich besucht. Der Christ soll also nicht sagen: Ich gehe, meine Kranken zu besuchen. Er sage vielmehr: Ich gehe, Jesum zu besuchen, Jesum zu trösten, ihm einige Dienste zu erweisen. Diese Sprachweise ist dem Evangelium viel angemessener, und ist nur eine Wiederholung des Ausdruckes, dessen sich Jesus selbst bedient.

III. Der herrliche Lohn, welchen der Heiland hiefür in Aussicht stellt. Wenn der heilige Augustin die Worte: Kommet, ihr Gesegnete meines Vaters, denn ich war krank, und ihr habt mich besucht, in Erwägung zieht, so ruft er aus: Sehet, welchen Schatz ihr in der Person der Kranken besitzet. Wenn ihr sie im Namen Jesu besuchet, so werden sie für euch das Unterpfand euerer ewigen Glückseligkeit. Der heilige Augustin fordert also die Christen nicht deßwegen zum Mitleiden und zum Eifer und Beistand gegen die Kranken auf, weil sie krank sind, und ihr Elend so groß ist, auch nicht, weil ihre Seelen in Gefahr schweben, verloren zu gehen; nicht einmal deßwegen, weil sie Jesum vorstellen, sondern ihres eigenen Seelenheiles wegen, welches er gleichsam als versichert und gewiß ansieht, sobald sie im Namen Jesu die Kranken besuchen, so daß es nach Uebung dieses Werkes fast unmöglich wird, ihre Seelen zu verlieren. Woher leitet aber dieser große Heilige eine solche Gewißheit? Vielleicht daher, weil der Kranke gerne für seine Wohlthäter betet? Ihr wißt es, meine Brüder, Niemand ist dankbarer, als ein armer Kranker. Immer hat er den Namen seines Wohlthäters auf seinen Lippen; immer entsteigen

seinem gepreßten Herzen Segenswünsche für ihn; wenn der Kranke sich hier schon so dankbar erweiset, was wird er nicht erst thun, wenn er einstens bei Jesus selbst ist, in dessen Namen man ihm so oft beigestanden hat. Tausendmal hat der Christ bei den Besuchen, die er dem Kranken abstattete, zu ihm gesagt: Nicht wahr, mein Freund, wenn du einmal in der ewigen Seligkeit bei unserm himmlischen Vater sein wirst, dann wirst du auch meiner eingedenk sein; und tausend Mal hat der Kranke erwiedert: Ja, ich werde nicht aufhören zu beten, bis du bei mir im Himmel bist. In der That, diese Gebete der Kranken tragen viel dazu bei, das ewige Heil desjenigen zu versichern, der ihn besucht; aber dieses ist die Ursache nicht, welche der heilige Augustin angibt. Welches ist sie denn aber diese Ursache? Ist es vielleicht dieser Umstand, daß das Krankenbett zu tausenderlei heilsamen Betrachtungen Gelegenheit gibt? Es unterliegt keinem Zweifel, daß man die Eitelkeit der Vergnügungen, der Ehren und Reichthümer dieser Erde nirgends deutlicher einsieht, als am Krankenbette. Hier ist es, wo die blühendste Jugend wie eine dahinwelkende Blume, der Stolz wie zerfließender Dunst vergeht; hier ist es, wo man die Ueberzeugung gewinnt, wie nothwendig es ist, an seinem Seelenheile zu arbeiten, während man noch in der Kraft der Gesundheit sich befindet. All Dieses, und noch manch Anderes, wozu das Besuchen der Kranken Anlaß gibt, muß auf das Seelenheil eines Christen mächtig einwirken; indeß ist auch dieses die Ursache noch nicht, welche der heilige Augustin angibt. Was wird nun dieses für ein Grund sein? Haben vielleicht die, welche die Kranken besuchen, schon hier auf Erden an dem Vorzuge der Heiligen im Himmel Theil, so daß sie sich in der glücklichen Unmöglichkeit befinden, je wieder eine Sünde zu begehen, welche die Hölle verdient? Keineswegs, antwortet der heilige Kirchenlehrer. Denn sie können allerdings noch straucheln, und die Gnade und Freundschaft ihres Gottes verlieren; was aber macht, daß der Kranke gleichsam das Unterpfand ihres Heiles wird, ist dieser Umstand, weil der Herr durch Bewirkung seiner bewunderungswürdigen Vorsicht die Stunde ihres Todes so anordnet, daß sie nur in einem jener glücklichen Augenblicke aus dem Leben gehen, wo sie sich im Stande der Gnade vor ihm befinden; da er hingegen im Allgemeinen zuläßt, daß der Tod die-

jenigen in ihren Sünden überraſcht, die nur ſich ſelbſt geliebt haben. Ein hartes Herz, ſagt die heilige Schrift, wird in der Stunde des Todes übel ſich befinden. Dieß, ſagt der heilige Auguſtin, iſt die Urſache, warum die Liebe gegen die Kranken ein gewiſſes Unterpfand unſers ewigen Heiles iſt. Darum verſichert Jeſus, daß er zu den Einen ſagen werde: Kommet, ihr Geſegnete meines Vaters, und nehmet Beſitz von dem Reiche, das vom Anbeginn der Welt euch bereit iſt, denn ich war krank, und ihr habt mich beſucht; zu den Andern aber, die zu ſeiner Linken ſtehen: Weichet von mir, ihr Verfluchten, ins ewige Feuer; denn ich war krank, und ihr habt mich nicht beſucht. Nach Biſchof Colmar's Predigten.

20. Die katholiſche Kirche hat ſich von jeher auf die liebreichſte Weiſe der armen Kranken angenommen.

Davon haben wir bereits geſprochen, und weiſen alſo darauf zurück, nämlich B. I. S. 253 Nr. 5, und S. 284 Nr. 4; — dann beſonders B. III. S. 360—363.

21. Wie man mit Kranken umgehen muß.

Wer mit Kranken umzugehen hat, und ihnen ihre Lage nicht erſchweren, ſondern vielmehr dieſelbe erleichtern will, ſoll haben

I. Mitleiden. Man kann an den Kranken bemerken, daß ihnen gewiſſe Perſonen läſtig ſind; ſie wenden ſich von ihnen ab, geben ihnen kaum eine Antwort. Nähern ſich aber Andere ihrem Lager, ſo heitern ſich ſogleich ihre Geſichtszüge auf; ſie ſtrecken ihre Arme nach ihnen aus, ſie ſcheinen ſich durch ihre Gegenwart erleichtert zu fühlen. Sollen ſie eine Arznei einnehmen, ſo wollen ſie dieſelbe nur von einer gewiſſen Hand empfangen; bedürfen ſie irgend einer Hilfeleiſtung, ſo rufen ſie wieder nur dieſelbe Perſon. Man ſchreibt dieſes oft der Laune und dem Eigenſinn des Kranken zu; allein der Grund liegt tiefer. Beobachtet jene Perſon am Krankenlager, gegen welche der Kranke Abneigung hat: welches iſt ihr Benehmen? Wie zurückſtoßend iſt ſie! Welche Härte zeigt ſie in ihrem Betragen! Naht ſie dem Kranken auf langes Bitten, ſo geſchieht es ohne alle Rückſicht; ihr Gang iſt ſchwerfällig, ihre Stimme rauh, ihr ganzes Thun und Laſſen geräuſchvoll; dabei

läßt sie überall ihren Unwillen merken, daß der Kranke so viele Dienste verlangt. Beobachtet hingegen jene andere Person, die das volle Vertrauen des Kranken besitzt: wie ganz anders ist ihr Betragen! Das Sanfte und Freundliche ihres Blickes verräth die innigste Theilnahme, das zärtlichste Mitleiden. Leichten Schrittes, wie ein himmlischer Geist, nähert sie sich dem Krankenlager, drückt sanft die ihr dargereichte Hand, und fragt mit liebevoller Stimme, ob er denn noch immer leide. Wenn jene erste Person dem Kranken einen bittern Trank darzureichen hat, so macht sie ihn durch ihren Unwillen und durch die Hastigkeit, mit welcher sie ihn dem Leidenden gleichsam einschüttet, noch widriger; jene zweite aber versüßt ihn durch liebevolle Worte, sie führt ihn oft an die eigenen Lippen und vertröstet ihn, um dem Kranken das Nehmen zu erleichtern. Wenn jene erste Person das Lager zu wenden hat, so geschieht es nur nachlässig, und ohne alle Bequemlichkeit für den Kranken; hingegen diese thut Alles mit der größten Genauigkeit, sie erhebt Alles und lockert es auf, keine Falte entgeht ihrer Aufmerksamkeit, sie möchte der Decke die Glätte eines Rosenblattes geben. Wenn jene eine Wunde zu verbinden hat, so reißt sie schonungslos das Pflaster herab, ohne auf die Schmerzen des Kranken zu achten, bedeckt hierauf neuerdings das leidende Glied und schlingt in der Eile einige Knoten und glaubt nun ihre Schuldigkeit gethan zu haben; diese aber ist überall voll Liebe und Zärtlichkeit, löset den Verband allmälig, bläst mit sanfter Kühlung über die brennende Wunde hin und sucht auf alle Weise den Schmerz zu mindern.

Jetzt werdet ihr einsehen, warum einige Personen dem Kranken so angenehm, andere aber ihm lästig sind; einsehen werdet ihr aber auch, wie nothwendig denen das Mitleiden ist, welche mit Kranken zu thun haben. Ja Mitleiden, das zärtlichste Mitleiden ist die erste Forderung an Alle, die mit Frucht den Kranken dienen wollen. Dadurch werdet ihr eine wunderbare Gewalt über die Kranken selbst erlangen, so daß euere Bitten und Wünsche ihnen Befehle sein werden; sie werden eben so eifrig euere Wünsche erfüllen, als ihr den ihrigen zuvorkommt, und so wird ein heiliger Wetteifer entstehen, sich gegenseitig in der Liebe zu übertreffen.

II. Eifer. Es ist die Stunde nahe, wo eine Seele vor

ihrem höchſten Richter erſcheinen ſoll. Ein unwiderruflicher Urtheilsſpruch wird in Kurzem für die Ewigkeit ihr Schickſal entſcheiden. Indeß wie viel Pflichten, die ſie vernachläſſiget; wie viel Sünden, die ſie noch nicht abgebüßt, wie viel Unrecht, das ſie noch nicht gut gemacht hat! Und es bleibt ihr vielleicht nur noch eine kurze Zeit zu leben übrig! Dem Eifer allein, aber einem chriſtlichen, einem beſcheidenen, und dennoch unerſchrockenen Eifer kommt es zu, allein demjenigen vorzubeugen, was dieſer gefahrvolle Zuſtand Schreckliches in ſich begreift. Aber wie oft fehlt dieſer Eifer: denn beſteht nicht die größere Zahl der Kranken aus Unglücklichen, nach denen ſich faſt Niemand erkundiget, die Niemand beſucht, die oft Tage und Wochen lang ohne Troſt und Beiſtand liegen bleiben! Und auch jene ſcheinbar glücklicheren Kranken, deren Bett zahlreiche Freunde umſtehen, und die mehre Wärter haben, werden ſie immer von Solchen gepflegt und beſucht, die jenen chriſtlichen Eifer haben, von welchem die Rede iſt? Ach, ſtatt des Eifers ſind es bei dem Einen menſchliche Rückſichten. Was würde man ſagen, heißt es, wenn ich einen Bekannten oder Verwandten in ſeiner Krankheit nicht beſuchte? Bei einem Andern iſt es Eitelkeit; man will ſich das Anſehen von chriſtlicher Liebe und Wohlthätigkeit geben. Oft iſt es auch nur Eigennutz; man will ſich die Liebe des Kranken gewinnen, um im Teſtament bedacht zu werden. Mit einem Worte, es iſt Alles, nur nicht Eifer für das Seelenheil des Kranken. Um ſich davon zu überzeugen, darf man nur auf die Reden hören, welche von den Anweſenden beim Krankenbette geſprochen werden; denn wovon unterhält man ſich? Von Tagesneuigkeiten, vom Putz, von Ergötzlichkeiten, von den Fehlern des Nächſten, oder von andern gleichgiltigen oder oft gar ſündhaften Dingen. Was für den Kranken allein noch Intereſſe haben kann, die Hoffnung ſeines ewigen Heiles, die tröſtlichen Wahrheiten der Religion, — deſſen wird mit keinem Worte erwähnt. Ja noch mehr, wenn ſelbſt der Prieſter kömmt, und von Gott zu reden anfängt, ſo unterbricht man ihn, und ſucht das Geſpräch wieder auf gleichgiltige Dinge zu lenken.

Der chriſtliche Eifer am Krankenbett iſt aber auch ein kluger; er weiß zu rechter Zeit zu reden und zu ſchweigen; er nimmt auf die Kräfte des Kranken Rückſicht und auf ſeine Schmerzen. Er

ist weit entfernt zu glauben, daß das Heil des Leidenden von der Zahl und der Länge der Gebete abhängt, die man ihm vorsagt; denn er weiß, daß es manchmal nur eines einzigen Wortes bedarf, um seiner Seele die rechte Richtung zu geben. Freilich gibt es auch wieder andere Kranke, die jede Erinnerung an den Tod von sich entfernt wünschen, und denen daher nichts ungelegener kömmt, als wenn die Rede darauf gelenkt wird. Der kluge Eifer weiß insbesonders hier jeden Umstand zu benützen, um den Kranken, ohne daß dieser selbst es merkt, auf die Ewigkeit hinzuführen und ihn damit vertraut zu machen. Gelingt es ihm auch nicht augenblicklich, so wird er über seine verlorne Mühe nichts weniger als verdrüßlich, und begnügt sich etwa mit dem Gedanken, er habe nun seine Pflicht gethan, das Uebrige gehe ihn nicht mehr an. Der Eifer wird ein beharrlicher. Eine solche Seele, welche diesen Eifer hat, wiederholt ihre abgelehnten Ermahnungen immer wieder neuerdings; sie nimmt auch zu Gott ihre Zuflucht, sie seufzet in der Stille zu ihm, und beschwört ihn, daß er doch dieses harte Herz erweichen und rühren möge; denn es liegt ihr Alles daran, den Kranken mit Gott auszusöhnen.

Bei aller Sorgfalt für die Seele vergißt der wahrhaft christliche Eifer auch den Leib nicht; sondern läßt ihm mit aller Liebe jede nur mögliche Pflege und Erleichterung seiner Schmerzen, wie bereits im Vorhergehenden darauf hingewiesen ist, angedeihen.

III. Großmuth. Der Krankendienst ist mit vielen Beschwernissen verbunden. Wer denselben üben will, muß nicht bloß auf alle eigene Bequemlichkeit verzichten, sondern sich selbst, sein Leben und seine Gesundheit zu opfern bereit sein. Ein solcher Mensch vergißt gleichsam, daß er selbst einen gebrechlichen Leib hat, der seine Ruhe braucht und andere Bedürfnisse hat, und wenn er im Uebermaß der Anstrengung wirklich selbst von einer tödtlichen Krankheit befallen wird, so betrübt ihn dieses nicht, sondern er freut sich darüber und rühmt sich derselben, ähnlich jenen tapfern Helden, die auf dem Schlachtfelde tödtliche Wunden erhalten. Auch noch zu andern Opfern muß man sich im Krankendienste verstehen. Die Kranken sind oft eingebildet und eigensinnig. Man muß daher fortwährend in der Selbstverläugnung sich üben, und darf alle Kräfte zusammen nehmen, um immer die Geduld zu bewahren,

und den nicht selten so sonderbaren Launen und Einfällen der Kranken immer Gelassenheit entgegen zu setzen. Ebendas.

22. Einige ärztliche Vorschriften bei eingetretenen Krankheits- und Scheintodesfällen.

Ist eine wirkliche Erkrankung eingetreten, so ist zeitig ein erfahrner Arzt zu rufen. Indeß läßt sich bis zu seinem Erscheinen auch von Andern manche wohlthätige Vorkehrung treffen. Man entkleide nämlich den Kranken bis auf das Hemd und bringe ihn zu Bette, und zwar so, daß der Kopf etwas höher liegt, nur bei Ohnmachten und beim Blutverlust gebe man dem ganzen Körper mehr eine horizontale Lage. Nasse, durchschweißte Wäsche ist mit Vorsicht zu beseitigen, und durch eine trockene, gut durchwärmte zu ersetzen. Das Licht lasse man dem Kranken nie gerade in das Gesicht scheinen. Man öffne manchmal ein Fenster, um die Luft zu erneuern, doch so, daß sie nicht über den Kranken hinzieht; die Fenster in der Nähe des Kranken aber müssen gut geschlossen sein, um ihn nicht der schädlichen Zugluft auszusetzen. Um den üblen Geruch zu vertreiben, ist eine Durchräucherung des Zimmers gerathen, wozu Wachholderbeeren oder auch Zweige dieses Strauches, und noch mehr das Aufgießen von etwas Essig auf heißes Eisen gute Dienste leisten. Man setze den Kranken auf angemessene Diät; in den meisten Fällen ist nur der Genuß einfacher Suppen gerathen. Ein unbedeutender Diätfehler kann selbst die schon gehobene Krankheit in erhöhter Kraft wieder zurückführen. Auch der Geist und das Gemüth des Kranken sollen in möglichster Ruhe gehalten werden, und deßwegen soll man von ihm Alles entfernen, was einen zu heftigen Eindruck auf ihn machen könnte, mag dieser angenehm oder unangenehm sein. Um das lästige Aufliegen möglichst zu vermeiden, soll der Kranke oft die Lage ändern, frische, glatte Leintücher erhalten und immer sorgfältig gereiniget werden. Erscheinen bereits die Vorboten dieses Uebels, nämlich rothe Flecken am Kreuz oder Rückgrad, so wasche man diese Stellen öfters mit kaltem Wasser. Das beste Mittel gegen das Aufliegen soll der Holzessig sein.

Denjenigen, welche mit Kranken umzugehen haben, ist unter Anderm zu rathen, daß sie am Krankenbette ihren Platz nicht zu den Füssen des Kranken sondern oben in der Gegend des Hauptes

so nehmen, daß man das Angesicht von dem Kranken zwar nicht völlig abwendet, aber auch nicht so, daß man den Athem des Kranken einzieht. Zugleich gebrauche man die Vorsicht, den sich ansammelnden Speichel von Zeit zu Zeit von sich zu geben. Nach erfolgter Zurückkunft vom Krankenbesuche soll man die Hände waschen und den Mund ausspülen.

Bei ansteckenden Krankheiten ist nichts schädlicher, als übertriebene Furcht; während Muth und Herzhaftigkeit nicht selten vor aller Ansteckung bewahrt. Man nahe sich daher mit Vorsicht dem Kranken, aber ohne alle Scheu, und zage nicht vor der Gefahr. Vor allem hüte man sich in solchen Zeiten vor jeder Ueberladung des Magens und der Gedärme durch Essen und Trinken, weil dieses den Körper zur Ansteckung empfänglicher machen würde. Man sorge dafür, daß keine Verstopfung des Leibes eintrete, und meide daher schwer verdauliche, harte Speisen, von denen man aus Erfahrung weiß, daß sie jenes Ungemach häufig in ihrem Gefolge haben. Man nähre sich mit leichten Speisen, und nehme mehr flüssige als feste Nahrungsmittel zu sich. Als Getränk ist besonders guter Rheinwein in mässiger Quantität zu empfehlen. Mit gewissenhafter Sorgfalt hüte man sich vor Erkältung, und suche immer eine gute, natürliche, gelinde Ausdünstung zu unterhalten; doch soll man sich nicht geflissentlich in starken Schweiß versetzen; denn dieser hat eine große Erhitzung des Blutes zum Grunde, und ist deßwegen möglichst zu verhüten. Man begebe sich ohne Noth nicht nüchtern zu einem ansteckenden Kranken; auch nicht, wenn man stark erhitzt, ermattet, von Gemüthsaffektionen gedrückt ist oder sich nicht vollkommen gesund fühlt; man verweile nicht allzulange im Krankenzimmer, und mache hierauf eine freie Bewegung in der Luft. Da sich das Kontagium gerne in den Schleimhäuten des Mundes, der Nase ꝛc. ansetzt, so darf man keinen Speichel schlucken, muß öfters ausspuken und die Nase reinigen, auch beim Fortgehen aus der Krankenstube den Mund mit Essig und Wasser ausspülen. Rathsam ist es auch beim Besuche solcher Kranken eigene Ueberkleider zu tragen, welche man nachher wieder auszieht und in die freie Luft hängt oder auf eine andere Art reinigt. Es ist nicht minder gerathen, in gefährlichen Fällen frischen Chlorkalk bei sich zu tragen; denn das daraus von selbst sich entwickelnde Gas zerstört die Kon-

tagien; will man die Entwicklung noch mehr beſchleunigen, ſo miſche man dem Chlorkalke Waſſer mit etwas Eſſig bei. — Wenn der Ausbruch der Krankheit ſchon durch einige Zeichen angedeutet wird, welche man bei einer herrſchenden Epidemie bald erkennt, ſo iſt es noch oft möglich, durch ein ſchnelles, zweckmäßiges Einwirken das Uebel im Keime zu erſticken, oder doch den Verlauf desſelben gelinder zu machen. Die beſten und öfteſten hier anwendbaren Mittel ſind Brechmittel und ein mäſſig warmes, die Hautausdünſtung beförderndes Verhalten.

Noch fügen wir einige Bemerkungen bei hinſichtlich plötzlich eingetretener Verunglückungen und Lebensgefahren, und zwar:

Beim Schlagfluß entkleide man den Verunglückten ſogleich, löſe ihm vorzüglich die Halsbinde; bei einem aufgetriebenen, rothen Geſichte, oder auch bei Bläſſe desſelben und bei übrigens ſtarkem Puls und bei einem kräftigen, beſonders kurzſtämmigen Körperbau ſind kalte Ueberſchläge auf dem Kopfe, ſodann Blutentleerungen anzuwenden. Der Nervenſchlag kömmt gewöhnlich nur bei alten, erſchöpften Individuen vor, und iſt meiſtens ſchnell tödtend. Hiebei iſt die Nothbehandlung ſchwieriger und meiſtens nutzlos. Es iſt übrigens dieſelbe Behandlung gerathen, jedoch in der Regel kein Blutlaſſen angezeigt.

Vom Stickfluß Befallene bringe man ſchnell in friſche Luft, befreie ſie von allen Binden und engen Kleidern, und gebe ihnen eine ruhige Lage mit etwas erhöhtem Kopfe. Dasſelbe gilt bei Ohnmachten. Solchen ſpritze man auch wiederholt einiges friſches Waſſer ziemlich kräftig in das Geſicht, reibe ihnen die Stirne, die Schläfe, die Hände mit ſtarkem Eſſig oder andern Riechmitteln.

Der Scheintod fällt mit dem höchſten Grad der Ohnmacht, des Stick- und Schlagfluſſes in Eines zuſammen, und iſt bei noch vorhandenem, wirklichen Leben ein dem Tode ganz ähnlicher Zuſtand. Bei der Behandlung ſind immer zuerſt die Urſachen zu entfernen oder unſchädlich zu machen, ſodann die Kräfte zu wecken. Iſt der Scheintod durch Erſticken in ſchädlichen Dünſten eingetreten, ſo bringe man die vermeintliche Leiche ſchnell, aber vorſichtig in reine Luft, befreie ſie von Kleidern und Binden, öffne ihr eine Ader und bringe das Blut durch ſanftes Streichen, oder auch dadurch, daß man den Fuß oder den Arm, wo man zur Ader ge-

laſſen, in ein warmes Bad ſetzt, zum Fließen; beſpritze das Geſicht und die Bruſt mit kaltem Waſſer, mache kalte Umſchläge auf den Kopf; blaſe dem Scheintodten auch auf vorſichtige Weiſe Luft durch den Mund ein u. ſ. w. — Ertrunkenen reinige man den Mund von Schlamm und ähnlichen Stoffen; gebe dem Körper auf einige Sekunden eine mit dem Kopfe und dem Oberleibe nach vor- und abwärts geneigte Lage, damit das in der Luftröhre geſammelte Waſſer durch Mund und Naſe abfließen kann; zur Befreiung der Luftröhren und Lungen von der etwa darin ſich befindlichen Flüſſigkeit und verdorbenen Luft trägt ein leichtes Drücken des Bauches und Bruſtkorbes viel bei; man kann auch Tücher einwärmen, dann Reibungen, Riech- und Nießmittel anwenden. — Bei Erhängten löſe man vor Allem das Band, dabei ſoll man aber den Körper halten und nur langſam zu Boden laſſen; man öffne ihnen die Kleider, beſprenge ſie mit kaltem Waſſer, lege kalte Umſchläge auf den etwas erhöht liegenden Kopf, wärme ſie ein, reibe ſie mit Tüchern ꝛc. — Einen Erfrornen bringe man auf keinen Fall an einen warmen Ort, wo er ſicher getödtet würde, ſondern iſt Schnee vorhanden, ſo bedecke man ihn mit dieſem einige Hände hoch, ſo daß bloß der Mund und die Naſenlöcher frei bleiben, und lege, wenn der Schnee ſchmilzt, immer wieder neuen darauf. Iſt kein Schnee vorhanden, ſo bedecke man den Körper mit in Eiswaſſer getauchten Decken, und befeuchte dieſelben fortwährend mit kaltem Waſſer, und erwarte ſo die erſten Spuren von Beweglichkeit. Zeigen ſich Lebensſpuren, ſo bringe man den Wiederbelebten gut abgetrocknet in ein kaltes Bett, und wende allmälig und vorſichtig Reibungen und eine gelinde Wärme an. Bekannt iſt, daß man ſich der größten Gefahr zu erfrieren ausſetzt, wenn man nach dem Genuſſe von geiſtigen Getränken, wodurch das Blut zum Kopfe gelockt und Schläfrigkeit erzeugt wird, ſich leichtſinnig in eine große Kälte begibt. — Bei Scheintodten durch Blitzſchlag ſind gewöhnlich die Wiederbelebungsverſuche vergeblich. Uebrigens verfahre man hier wie bei Erſtickten. Man kann die Scheinleiche auch in Sand oder Erde, und falls ein Düngerhaufen in der Nähe iſt, in dieſen bis auf das Geſicht eingraben, und ihr, damit ſie den Mund offen hält, ein Stückchen Holz zwiſchen die Zähne bringen. Um ſich möglichſt vom Blitzſchlag zu bewahren, halte man ſich zu Hauſe

mitten in einem geräumigen Zimmer auf, ferne von Metallen, Spiegeln, Wänden, Kaminen und Oefen; schließe die Thüre, öffne aber ein Fenster, vermeide jede Zugluft, und verlasse zur Nachtszeit das Bett. Außer dem Hause bleibe man auf offenen Feldern, Straßen oder weiten Gassen; meide dagegen alle hohen Gebäude, Thürme, enge Gäßchen, Alleen, Felsen, Bäume, Gewässer, Heuschober und dergleichen; man gehe oder fahre nicht zu schnell, lehne sich in einem geschlossenen Wagen nicht rückwärts an, sondern steige lieber ab, und gehe langsam zu Fuß. In tiefen Hohlwegen und Höhlen ist man ziemlich sicher, am sichersten in der Nähe guter Blitzableiter. Am gefährlichsten ist es, zur Zeit eines Donnerwetters in Kirchen zu verweilen, vorzüglich in der Nähe des Thurmes, der Orgel, des Altares, der Säulen oder metallenen Gegenstände. cf. Dr. Macher's Pastoralheilkunde für Seelsorger, und Gesundheitskunde für Geistliche von A. M. B.

Artikel LXXXVI.

Gewiſſen

(und was auf dasſelbe Einfluß hat, als: Irrthum, Skrupel, Zweifel, Unwiſſenheit; dann auch Gewiſſensloſigkeit und namentlich Verblendung und Verſtocktheit oder geiſtige Blindheit; deßgleichen Selbſtkenntniß und Gewiſſenserforſchung, auch Probabilismus).

1. Begriff und Eintheilung des Gewiſſens.

Das Gewiſſen heißt wiſſen oder ſich bewußtſein, was man in dieſem oder jenem Falle zu thun oder zu unterlaſſen hat, weil es moraliſch gut oder böſe iſt. Es iſt eine Anlage in unſerm Innern, die uns ſagt, was wir zu thun oder zu meiden haben, um Gott wohlgefällig zu ſein und unſere Beſtimmung zu erreichen. Der heilige Liguori ſagt kurz: Das Gewiſſen iſt ein Lichtfunke der Vernunft, vermöge deſſen wir beurtheilen, was wir in jedem einzelnen Falle zu thun oder zu laſſen haben. Das Gewiſſen beſteht alſo in dem Urtheile, ob eine vorzunehmende oder bereits geſchehene Handlung mit dem Sittengeſetz übereinſtimmt oder nicht. Wo ein Urtheil ſtattfindet, muß ein Richter ſein. Daher nennt man das Gewiſſen auch einen innern Richter, der uns ſagt, was wir thun oder meiden müſſen.

Das Gewiſſen wird verſchieden eingetheilt. Man unterſcheidet:

a) ein vorhergehendes und

b) ein nachfolgendes Gewiſſen,

je nachdem das Urtheil, ob eine Handlung mit dem Sittengeſetz übereinſtimmt oder nicht, vor der Handlung oder nach Vollbringung derſelben gefällt wird.

Das nachfolgende Gewiſſen iſt:

a) entweder ein ruhiges und gutes, oder

b) ein unruhiges und böſes,

je nachdem es die vollbrachte Handlung dem Geſetze zuſagend und

eben darum den Menſchen des Beifalls würdig findet, oder zwiſchen der geſchehenen Handlung und dem Geſetze Disharmonie erkennt, und deßwegen den Menſchen des Mißfallens und der Strafe würdig erklärt.

Es gibt ferners:

a) ein richtiges und

b) ein irrendes Gewiſſen.

Richtig iſt das Gewiſſen, wenn es nicht nur das Sittengeſetz richtig erkennt, ſondern auch die individuelle Handlung richtig darunter ſubſumirt; irrend aber heißt es, wenn es entweder das Sittengeſetz nicht richtig auffaßt oder es unrichtig auf eine individuelle Handlung bezieht. Im erſten Falle heißt es ein Irrthum im Rechte, im zweiten ein Irrthum in der That.

Das irrende Gewiſſen iſt wieder:

a) ein überwindlich, und

b) ein unüberwindlich irrendes,

je nachdem der Irrthum ein verſchuldeter oder unverſchuldeter iſt, d. h. je nachdem er mit Anwendung gehörigen Fleißes hätte vermieden werden können oder nicht.

Das Gewiſſen iſt ſodann:

a) ein gewiſſes, wenn man nicht nur das Geſetz, ſondern auch das Verhältniß der Handlung zu ihm mit Zuverläſſigkeit erkennt;

b) ein wahrſcheinliches, wenn es für das Vorhandenſein des Geſetzes und für das Verhältniß der Handlung zu ihm mehre Gründe, als für das Gegentheil gibt;

c) ein zweifelhaftes, wenn Gründe und Gegengründe einander gleich ſind, und man nicht zu wählen weiß.

In Beziehung auf die Thätigkeit iſt das Gewiſſen endlich:

a) ſchlafend, wenn es über die Moralität der geſchehenen Handlungen gar nicht, oder nur ſchwach und dunkel ſpricht. Dieß iſt der Fall, wenn man ſein Gewiſſen nicht kultivirt, wenn man ſich keine Kenntniß der Sittengeſetze verſchafft. Man ſchläfert auch das Gewiſſen ein, wenn man ſich vorſätzlich zerſtreut, um ſeine Ausſprüche nicht zu vernehmen; ja man unterdrückt es oft auf eine längere Zeit völlig, wenn man ſich Mühe gibt, irrige, der Sinnlichkeit günſtige Vorſtellungen von dem Sittengeſetze aufzugreifen.

b) Wachend, wenn es gehörig wirkt, und dem Menſchen ſowohl das Geſetz, als auch das Verhältniß der Handlung zu demſelben verhält. — Das ſchlafende Gewiſſen kann übrigens auf verſchiedene Art geweckt werden, z. B. durch Unglücksfälle, Unterricht, Umgang u. ſ. w.

c) Stumpf, wenn es kaum mehr bei den wichtigſten Handlungen ſpricht;

d) zart, wenn es nicht nur Großes und Wichtiges, ſondern auch Kleines und Unbedeutendes in ſeine Beurtheilung aufnimmt;

e) weit, wenn es oft auch verbotene Handlungen unter die erlaubten zählt, und überhaupts über Alles leicht hinweggeht;

f) ängſtlich, wenn es auch Erlaubtes zu Verbotenem zählt;

g) verworren oder ſkrupulös, wenn es überall zweifelt und zu keiner Entſcheidung kömmt, wobei der Menſch oft grauſam gemartert wird. Mangel an Unterricht, irrige Vorſtellungen vom Sittengeſetze, Kränklichkeit des Körpers oder Ueberſpannung des Geiſtes ſind die gewöhnlichen Urſachen dieſes Uebels. Auch geſchieht es manchmal, daß die, welche längere Zeit auf die Ausſprüche des Gewiſſens gar nicht achteten, plötzlich zum Gegentheile kommen, und voll Angſt und Zweifel werden.

2. Stellen der heiligen Schrift.

Bei all deinen Werken folge treulich deinem Gewiſſen; denn dieſes heißt in Gottes Geboten wandeln. Sirach 32, 27.

Der Beſitz iſt gut, wenn das Gewiſſen frei iſt von Sünden. Ebendaſ. 13, 30.

Tag und Nacht lag ſchwer auf mir deine Hand, in meinem Elende habe ich mich bekehrt, während der Stachel in mir haftete. Pſ. 21, 4.

Der Schall des Schreckens iſt immer in den Ohren (des Böſen), und wenn es gleichwohl Friede iſt, argwohnt er dennoch immer Nachſtellungen. Job 15, 21.

Ich will vor dir alle meine Jahre überdenken in der Bitterkeit meiner Seele. Iſ. 38, 15.

Vor dem Gerichte erforſche dich ſelbſt, ſo wirſt du vor dem Angeſichte Gottes Gnade finden. Sirach 18, 20.

Vergleiche dich mit deinem Gegner (Gewiſſen), während du

noch auf dem Wege biſt, auf daß dich derſelbe nicht dem Richter überliefere. Matth. 5, 16.

Ihr Wurm (das böſe Gewiſſen) ſtirbt nicht. Mark. 9, 44.

Die Heiden zeigen, daß das Werk des Geſetzes in ihre Herzen geſchrieben ſei, indem ihr Gewiſſen ihnen davon Zeugniß gibt, und die Gedanken ſich untereinander anklagen oder losſprechen. Röm. 2, 15.

Geliebteſte, wenn unſer Herz uns nicht beſtraft, ſo haben wir Zuverſicht zu Gott. 1. Joh. 3, 21.

Das iſt unſer Ruhm, das Zeugniß unſers Gewiſſens, daß wir in Einfalt des Herzens und Aufrichtigkeit vor Gott .... gewandelt haben. 2. Corinth. 1, 12.

3. Väterſtellen.

Das Gewiſſen iſt ein geheimer Richterſtuhl im eigenen Herzen. St. Gregor v. Nazianz.

Dem menſchlichen Gerichte kann ſich der Böſewicht entziehen, aber nicht ſo dem Richterſtuhle des Gewiſſens. Der heil. Gregor der Große.

Zwei Dinge ſind dir nothwendig, das Gewiſſen und der gute Ruf: das Gewiſſen wegen Gott, und der gute Ruf wegen der Menſchen. Der heil. Ambroſ.

Glücklich iſt das Gewiſſen, welches in trüben Zeiten die Erinnerung an gute Werke hat. Der heil. Hieronym.

Unter allen menſchlichen Trübſalen gibt es kein größeres Leiden als das eines ſchlimmen Gewiſſens. Denn wenn innerlich, das iſt, in ſeinem Gewiſſen Einer geſund iſt, ſo kann er, mag ihm was immer begegnen, dahin fliehen, und findet dort ſeinen Gott; wenn es aber hier wegen vollbrachter Miſſethaten keinen Frieden gibt, und dort alſo auch Gott nicht iſt; — was will denn der Menſch thun, und wohin will er noch fliehen? Der heil. Auguſtin in Psalm. 45.

Lobſprüche heilen eben ſo wenig die Wunden eines böſen Gewiſſens, als Tadel ein gutes Gewiſſen verwundet. Derſelbe contr. Petil.

Bei einem böſen Gewiſſen kann man nichts Gutes hoffen. Derſelbe in Psalm. 31.

Der gütige Gott wollte uns einen Ankläger an die Seite ſetzen, auf daß wir nie allein wären, ſondern dieſer unaufhörlich ſchreie und für die Verbrechen Strafe fordere. St. Chryſoſt. homil. 20. in Gen.

Dieſen Richter kann man weder mit Gold beſtechen, noch durch Schmeicheln gewinnen, weil er von Gott kömmt, und von ihm geſetzt iſt, um uns zu richten. Derſ. ad Popul. Antioch.

Das Gewiſſen iſt wie eine angezündete Fackel, welche Gott mitten in unſerm Herzen aufgerichtet hat. Der heil. Bernard.

Eine Hölle iſt ein ſchuldbewußtes Gewiſſen. Derſelbe Serm. 20. in Cant.

Es gibt keine größere Pein, als ein böſes Gewiſſen. Willſt du daher niemals traurig ſein, ſo lebe fromm; ein ruhiges Gemüth erträgt alle Traurigkeit; dagegen iſt das Gewiſſen des Sünders immer gequält. Iſidor.

Alle Schlupfwinkel unſers Herzens müſſen wir fleißig durchforſchen. Caſſian collat. 1. c. 2.

Die Durchforſchung des Gewiſſens iſt die Mutter der Furcht und der Reue; denn das Gewiſſen iſt das Buch, in welches die täglichen Schulden eingetragen werden. Der heil. Chryſoſt. in Ps. 50.

Wenn du dich nicht ſtündlich zur Rechenſchaft ziehen kannſt, ſo thue es doch täglich zweimal, des Morgens und des Abends. Des Morgens mache den Vorſatz, und des Abends unterſuche, wie du ihn gehalten haſt. Nachfolge Chriſti 1. B. 19. K.

Was wider das Gewiſſen geſchieht, gereicht zur Verdammniß. Inoc. III. c. de reſtit. ſpol.

Jener ſündiget, der Gutes thut, das er aber für böſe hält. Zwar iſt das (an ſich) gut, was er thut; aber weil er unrecht thut, daß er das, was gut iſt, für böſe hält, ſo verwandelt er das Gute in's Böſe, und ſo ſehr in's Böſe, als böſe er es zu ſein glaubt. St. Bernard de dispensat. et praecept. c. 14.

Der Menſch wird auf eine zweifache Weiſe zur Sünde bewogen; die erſte Art iſt, wenn er wider das Geſetz handelt, z. B. Unkeuſchheit begeht; die zweite iſt, wenn er wider das Gewiſſen thut, obſchon es nicht wider das Geſetz läuft. Jenes, was wider das Geſetz gethan wird, iſt böſe (nämlich materiell); deßgleichen iſt

das, was wider das Gewiſſen läuft, böſe, obſchon es nicht wider das Geſetz iſt. St. Thomas 8. q. 6. a. 3.

Damit Jemand nicht unerlaubt handle, ſo muß er durch entgegengeſetzte Meinungen nicht zum Zweifel gebracht werden, ſondern aus dem, was er für wahrſcheinlicher hält, ſich ein gutes Gewiſſen und einen Glauben bilden. St. Antonin.

Wir müſſen immer auf der Hut ſein, daß nicht eine wahrſcheinliche Meinung uns betrüge, daß nicht die Finſterniſſe eines Irrthums uns befallen, und wir nicht das Böſe für gut, und dieſes für böſe anſehen. St. Auguſt. lib. 22. de civit. Dei c. 23.

Es iſt ſehr gefehlt, in Sachen, welche zum Seelenheile gehören, das Ungewiſſe dem Gewiſſen vorzuziehen. St. Auguſt. l. 1. de bapt. contr. Donat. c. 3.

4. Geſchichtliches.

Der heilige Baſilius ſchloß die Vorſchriften, die er den Seinigen gegeben hatte, um ſie zur Vollkommenheit zu führen, mit dem Auftrage, ſie ſollten alle Abende ihr Gewiſſen erforſchen; denn er war der Meinung, daß dieſes Eine hinreiche, ſie im Gehorſam gegen alle übrigen Lehren, die er ihnen gegeben hatte, zu erhalten. Damit ſtimmt auch der große Geiſteslehrer Pater Avila ein. Deine Fehler, ſagt er, werden nicht lange andauern, wenn du fleißig dein Gewiſſen erforſcheſt; und ſollte es dennoch der Fall ſein, ſo wäre es nur ein Zeichen, daß du dieſe Uebung nicht mit gehörigem Eifer vorgenommen haſt.

Der heilige Ignatius von Loyola pflegte nach jeder Stunde ſich zu ſammeln, und eine kurze Gewiſſenserforſchung anzuſtellen. Wurde er durch wichtige Geſchäfte daran verhindert, ſo holte er es möglichſt bald nach. Dieſe Uebung war eines der wirkſamſten Mittel zu ſeiner Heiligkeit.

Der heilige Franz Borgias verwendete alle Tage zwei Stunden darauf, um ſeine Neigungen zu unterſuchen und ſich ſelbſt kennen zu lernen. Durch dieſe heilſame Uebung kam er dahin, eine ſo geringe Meinung von ſich ſelbſt zu faſſen, daß er ſtaunte, daß ihn nicht Jedermann verachte.

Von den Qualen eines böſen Gewiſſens ſind Beiſpiele aus der Bibel: Adam 1. Moſ. 3, 8.; Kain Ebendaſ. Kap. 4, 13. 14.

Die Brüder des Joſeph, Ebendaſ. Kap. 42, 21. 22.; Baltaſar, Dan. 5, 6.; Antiochus, 1. Machab. 6, 8—16.; Judas, Matth. 27, 3—5. — Hingegen die Ruhe eines guten Gewiſſens beſeligte den Job, Job 27, 5. 6.; den David, Pſ. 7, 4—6.; den Apoſtel Paulus, Apoſtelg. 23, 1.; 2. Corinth. 1, 12. u. ſ. w.

Als Beiſpiele eines zarten Gewiſſens können wir den heiligen Ignatius und den König Ludwig IX. von Frankreich anführen. Der Letztere gerieth in die Gefangenſchaft der Saracenen. Für die Freiheit ſeiner Perſon verſprach er dem Sultan die Zurückgabe der Stadt Damiette, und für die Loslaſſung der übrigen gefangenen Chriſten fünfmalhundert tauſend Pfund. Der Sultan ermäſſigte dieſe Summe auf hundert tauſend Pfund. Nachdem die Auszahlung geſchehen war, zeigte es ſich, daß man ſich um zehn tauſend Pfund geirrt hatte. Man hinterbrachte dieſes Vergehen dem Könige als eine Sache, worüber man froh ſein und ſich luſtig machen könne. Er aber befahl, daß die Summe den Saracenen ungeſäumt ausbezahlt werde. — Der heilige Ignatius von Loyola aber hatte einſtens in einem fremden Garten mit ſeinen Kameraden heimlich Obſt gepflückt. Ein Unſchuldiger wurde darüber in Verdacht gezogen und geſtraft. Nach ſeiner Bekehrung beunruhigte ihn dieſer Jugendſtreich und vorzüglich der Umſtand, daß ein Unſchuldiger ſtatt ſeiner büſſen mußte, ſo ſehr, daß er auf eine außerordentliche Genugthuung dachte. Er reiste nämlich in ſeine Heimat, um dort durch Predigten und Buße ein gutes Beiſpiel zu geben, wo er in ſeiner Jugend eine üble That begangen hatte. Schon bei der erſten Predigt wurde er desjenigen zufällig anſichtig, der ſtatt ſeiner unſchuldig gebüßt hatte. Da erzählte er ſogleich den ganzen Vorfall jenes Gartendiebſtahls, bekannte ſeine Schuld, wie des Andern Unſchuld, bat ihn unter Thränen um Verzeihung, und gab ihm zur Entſchädigung zwei Maierhöfe, die er noch als Eigenthum hatte.

Theodorich, König von Italien, ward vor Schrecken faſt ohnmächtig, als einſtens ein zubereiteter Fiſch auf die Tafel geſetzt wurde; er meinte, er ſehe das Haupt des Symachus, welchen er hatte tödten laſſen, und das nun mit aufgeſperrtem Rachen ihn verſchlingen wolle.

Ein gewiſſer Perſeus zerſtörte alle Schwalbenneſter und tödtete

die jungen Schwalben, weil er meinte, dieſe werfen ihm durch ihr Zwitſchern immer den an ſeinem Vater begangenen Mord vor.

Der griechiſche Kaiſer Conſtantin hatte weder Raſt noch Ruhe; denn er glaubte, überall ſeinen Bruder zu ſehen, welchen er ermorden ließ.

Heinrich der Achte, König von England, glaubte an ſeinem Sterbebett in den Umſtehenden lauter Mönche zu ſehen, die er einſtens ſo blutig verfolgt hatte, und wurde durch dieſes Geſicht auf das Schrecklichſte gequält.

5. Gleichniſſe.

Wie der Zeiger an der Uhr die Zeit angibt, ſo ſagt das Gewiſſen dem Menſchen, was recht und gut iſt.

Wie aus Diſteln und Dornen keine Trauben wachſen, ſo geht aus einem falſchen Gewiſſen nichts Gutes hervor.

Der Verfall eines richtigen Gewiſſens in ein falſches gleicht dem Engelſturz. Wie die auf ſolche Weiſe gefallenen Engel Teufel wurden, und als ſolche zum Böſen verführen, ſo leitet auch ein falſches Gewiſſen zum Böſen an; es iſt ein trüglicher Führer.

So wie in einem Zimmer, das fleißig gereinigt und ausgekehrt wird, der Schmutz nicht überhand nehmen kann; ſo iſt auch ein Gewiſſen um ſo reiner, je öfter es erforſcht und durchſucht wird.

Wie ein Funke ſogleich auslöſcht, wenn man ihn in ein Waſſer wirft, ſo wird auch eine jede Traurigkeit durch ein gutes Gewiſſen leicht vergeßlich gemacht.

Wie die Nachtvögel das Tageslicht nicht ertragen können, ſo ſcheuen auch die böſen Gedanken und unlautern Begierden das vom heiligen Geiſte angezündete Gnadenlicht der Gewiſſenserforſchung.

6. Sprüche und Lebensſätze.

Das Gewiſſen iſt ein offenes Buch, in welchem ein Jeder täglich ſein Thun und Laſſen leſen kann.

Wer ein böſes Gewiſſen hat, erſchrickt vor ſeinem eigenen Schatten.

Wer ſich nichts Schlimmes vorzuwerfen hat, ſteht bei allen Stürmen des Schickſals feſt, wie ein Felſen mitten im Meere. Daher ſingt der Dichter:

Integer vitae scelerisque purus,
Non eget Mauri jaculis, nec arcu: . . . .
Si fractus illabatur orbis
Impavidum ferient ruinae. Horat. in Odis.

Derſelbe Dichter beſchreibt die Qual eines böſen Gewiſſens alſo:

Districtus ensis semper impia
Cervice pendet, non Siculae dapes
Dulcem elaborarunt saporem;
Non avium Cytharaeque cantus
Somnum reducent.

Ein Gewiſſen gut und rein,
Iſt über Gold und Edelſtein.

Ein gutes Gewiſſen
Iſt ein ſanftes Ruhekiſſen.

Ein böſes Gewiſſen iſt ein ſchlimmer Gaſt,
Vor dem man hat weder Ruh noch Raſt.

Als Bias einſtens gefragt wurde, wer im Leben ohne Furcht ſein könne, gab er zur Antwort: Derjenige, welcher ein gutes Gewiſſen hat.

Der Heide Sextius pflegte keinen Abend einzuſchlafen, ohne daß er die Frage an ſich richtete: Worin biſt du heute beſſer geworden?

Cicero ſchreibt: Es gibt keine ſüſſere und angenehmere Erinnerung, als das Bewußtſein guter Thaten. Derſelbe nennt das Andenken an gute Handlungen das angenehmſte Schauſpiel, dem man beiwohnen kann.

Der Heide Menander ſagt, daß durch das Gewiſſen die Gottheit im Menſchen wohne.

Der Philoſoph Seneka pflegte alle Abende nach ausgelöſchtem Lichte, ehe er ſich der Ruhe überließ, ſeine Worte und Handlungen den ganzen Tag hindurch in reifliche Ueberlegung zu ziehen.

7. Pflichtmäſſiges Verhalten bezüglich des Gewiſſens im Allgemeinen.

Die erſte Pflicht bezüglich des Gewiſſens beſteht darin, daß ein Jeder es möglichſt zu kultiviren trachte. Suche dir daher

ein wahres, richtiges, ja zärtliches Gewiſſen anzueignen, das dich von allem Böſen zurückhält, und zu allem Guten antreibt, und folge demſelben, als der Stimme Gottes, auf das Genaueſte.

Frohlocke nicht, wenn dein Gewiſſen verſtummt, und dir dein Unrecht nicht mehr vorwirft. Es iſt nicht ausgelöſcht, ſondern nur eingeſchläfert; es wird über lang oder kurz ſeine Kraft wieder erhalten, und dann als ewiger Wurm an deiner Seele nagen.

Willſt du den Vorwürfen deines Gewiſſens entgehen, ſo folge immer ſeinen Einſprechungen; unterdrücke Vorurtheil und Leidenſchaften, die ſich dagegen empören; haſt du aber gegen dein Gewiſſen gehandelt, ſo wirſt du es durch Reue und Buße wieder zum Schweigen bringen. Fährt es dennoch fort, dich anzuklagen, ſo iſt es ein Zeichen, daß deiner Buße noch etwas abgehet. Deßwegen denke nach, und haſt du das Mangelnde gefunden, ſo erſetze es, und du wirſt zur Ruhe gelangen.

Gib dir nie Mühe, dein Gewiſſen zum Stillſchweigen zu bringen; höre vielmehr in aller Demuth und Aufmerkſamkeit ſeine Klagen und hilf ihnen ab.

Richte dich nie nach den Beiſpielen Anderer, ſondern nach den Ausſprüchen deines Gewiſſens. Manche thun gar Vieles, was ſie aus Irrthum für erlaubt anſehen; Andere, weil ſie wider ihr Gewiſſen handeln; noch Andere, weil ſie von ihren Leidenſchaften, üblen Gewohnheiten oder von ihrer Umgebung dazu hingeriſſen werden. Darum wandle nicht mit dem großen Haufen; denn er beſteht aus Verworfenen. Richte dich vielmehr nach deinem Gewiſſen, und ſorge dafür, daß es die Wahrheit und das Recht immer erkennt.

Macht dir dein Gewiſſen Vorwürfe, ſo iſt es ein Zeichen, daß du es verletzt, alſo geſündiget haſt.

Die Wunde deines Gewiſſens wird dich immer ſchmerzen, bis du ſie durch Buße geheilt haſt.

Beides iſt Sünde, wider das Geſetz oder wider ſein Gewiſſen zu handeln. Wer wider ein Geſetz handelt, kann durch Unwiſſenheit zuweilen von der Sünde entſchuldiget werden; wer aber wider ſein Gewiſſen handelt, ſündiget immer.

Ein richtiges Gewiſſen kann nicht irren; daher iſt es Pflicht für einen Jeden, ſich ein ſolches zu verſchaffen.

Wie der Uhrzeiger, ſo kann das Gewiſſen gekrümmt, gebogen und verrieben werden.

Der begeht keine geringere Sünde, welcher ſein Gewiſſen verdirbt, als der, welcher eine Unſchuld ſchwächt.

Handle nie gegen dein Gewiſſen, und unterhandle auch nicht mit ihm, ſondern thu genau nach ſeinen Ausſprüchen.

Wenn man ſelbſt Urſache daran iſt, daß das Gewiſſen irrt, ſo wird Einem ein ſolcher Irrthum zur Sünde und Strafe angerechnet; kann aber Einer nichts dafür, daß ſein Gewiſſen irrt, ſo iſt dieſer Irrthum unſträflich.

Wer einen Zweifel hat, ſoll, wenn es möglich iſt, zuvor ſeinen Zweifel ablegen, ehe er handelt.

8. Von dem Amte des Gewiſſens.

Das Gewiſſen verſieht ein zweifaches Amt, nämlich:

a) in Rückſicht auf das Gute, und

b) in Rückſicht auf das Böſe.

Bezüglich auf das Gute billiget und lobt es das bereits geſchehene. Dieß wiſſen wir aus Erfahrung; denn hat Jemand eine gute That vollbracht, ſo gibt ihm das Gewiſſen das Zeugniß, daß er Gott wohlgefällig gehandelt habe; es ertheilt ihm ſeinen Beifall, lobt die That und erweckt Freude in ſeinem Innerſten, ſo oft er derſelben eingedenk iſt. Hinſichtlich des erſt zu vollbringenden Guten erkennt das Gewiſſen nicht nur dasſelbe, ſondern treibt und ſpornt auch dazu an, es zu thun. Das Gewiſſen, ſagt ein geiſtreicher Schriftſteller, iſt gleichſam ein Sprachrohr, wodurch uns Gott ſagt, was wir thun ſollen, wenn wir ihm gefallen wollen; Gott treibt uns überdieß durch das Gewiſſen auch zu dem an, was ſeinem heiligſten Willen gemäß iſt, und in ſo ferne iſt das Gewiſſen einem Stachel oder Sporne ähnlich, welchen Gott in unſer Innerſtes geſetzt hat. Darum nennt der heilige Chryſoſtomus das Gewiſſen einen geheimen Lehrmeiſter, der uns gute Lehren ertheilt, heilſame Anſchläge gibt; der ſodann auch unſern Geiſt aufmuntert und zu dem antreibt, was uns zu thun obliegt. **Hom. 54. supr. Gen.** Und ebendaſelbſt ſchreibt der Nämliche: Sage nur Niemand, er verſäume die Tugend aus Unwiſſenheit, und es mangle ihm ein Wegweiſer und ein Führer; denn das Gewiſſen

gibt Aufschlüsse genug, die uns lehren, wie wir unsern Wandel einrichten müssen. Und der heilige Bonaventura sagt: Dieser innere Lehrer pflegt zu der Seele unaufhörlich von dem zu sprechen, was man thun oder unterlassen soll.

Was das Böse betrifft, so tadelt das Gewissen dasselbe, in so ferne es bereits geschehen ist. Denn das Gewissen, bemerkt richtig der heilige Basilius, ist ein geheimer Richterstuhl, wo das Gute vertheidigt, das Unrecht aber geahndet und bestraft wird. Ja, das Gewissen ist gegen das geschehene Böse nicht gleichgiltig; es macht dem Menschen um desselben willen Vorwürfe, stellt ihm sein Unrecht vor Augen, beunruhiget ihn, klagt ihn an, verdammt ihn; es nagt wie ein Wurm an seinem Herzen. Der Sünder mag oft thun, was er will; er mag sich zerstreuen; die immer wieder aufsteigenden Gedanken mit Gewalt unterdrücken; sich den Ergötzungen in die Arme werfen: Alles umsonst, er kann die Stimme seines Gewissens nicht zum Schweigen bringen. Auch hier gilt der Ausspruch der Schrift: Ihr Wurm wird nicht ersterben. Dieß haben Kain und nach ihm alle Sünder erfahren. — Bezüglich des erst zu begehenden Bösen hält das Gewissen davon ab; es mißbilliget dasselbe, erweckt Abscheu dagegen. Das Gewissen ist hier gleich einer sorgfältigen Mutter. Wie diese ihr Kind warnt, es ermahnt; die Gefahren ihm vor Augen stellt, denen es sich durch diesen oder jenen Schritt aussetzt, und demselben immer in den Ohren liegt, um es vor bösen Dingen zurückzuhalten: so verfährt auch das Gewissen mit dem Menschen. Es ist daher für ihn ein wahrer Schutzengel, den jeder in seinem Innersten mit sich herumträgt, und der nie von ihm weicht; das Gewissen ist des Menschen bester Freund, der an ihm nie treulos handelt, der sich weder durch Furcht einschüchtern noch durch Verheißungen bestechen läßt, ein Freund, der nie schmeichelt, und durch Nichts zur Verletzung der Wahrheit sich bringen läßt. Kein Redner spricht so nachdrücklich, so rührend und überzeugend, als das Gewissen. Es läßt sich den Mund durch Nichts verstopfen, wird nicht müde zu rufen und zu widersprechen. Richtet es auch durch seine Einsprache nichts aus, so gibt es sich doch nicht zur Ruhe, und wird es manchmal auch auf einige Zeit erstickt, so erwacht es doch wieder, und sein Stachel wird dann gewöhnlich um so blutiger, je länger man sich seiner zu erwehren vermochte.

9. Von der Gewiſſenhaftigkeit.

Die Gewiſſenhaftigkeit iſt eine Fertigkeit, die geringſten Verſtoße gegen ein Geſetz Gottes oder der Kirche geſchwind wahrzunehmen und zu verabſcheuen, das Gute aber bis zur mindeſten Kleinigkeit mit aller Genauigkeit zu umfangen und auszuüben. Es wird dazu ein wachſames, ſorgfältiges und zärtliches Gewiſſen erfordert. Ein wachſames Gewiſſen läßt ſich nie übereilen oder unbedachtſamer Weiſe zu irgend etwas hinreißen, was es ſpäter bereuen würde; es handelt immer mit aller Ueberlegung und Bedachtſamkeit. Ein ſorgfältiges Gewiſſen zieht Alles in Erwägung; es ſieht auf Zeit, Ort und andere Verhältniſſe, welche auf eine Handlung Einfluß ausüben. Es iſt z. B. irgend ein Vergnügen zu genießen an und für ſich nichts Unrechtes; aber iſt es dir auch gerade in dieſer Zeit erlaubt, wo dir wichtigere Pflichten zu erfüllen obliegen? Iſt es dir an dieſem Orte erlaubt, wo einige ſchwache Brüder anweſend ſind, denen du dadurch ein Stein des Anſtoßes werden würdeſt? Iſt es dir in deinen Verhältniſſen erlaubt, wo dir die größte Sparſamkeit zur Pflicht gemacht iſt? — Ein zärtliches Gewiſſen wählt überall das Sichere, und fühlt ſich beunruhiget, wenn es mit irgend einer gegründeten Wahrſcheinlichkeit annehmen muß, gegen das Recht gehandelt zu haben. Ein zärtliches Gewiſſen kömmt der Mahnung des Apoſtels nach, es wirkt ſein Heil mit Furcht und Zittern.

Nichts iſt geſchickter, das Wachsthum in allem Guten und die Vereinigung mit Gott zu befördern, als die Gewiſſenhaftigkeit; denn ſie bewahrt mich nicht nur vor dem Böſen, ſondern macht mir auch das Gute zu einem Bedürfniſſe und verſchafft mir in der Ausübung desſelben eine Fertigkeit. Einem gewiſſenhaften Menſchen iſt es faſt unmöglich, das Recht und die Wahrheit wiſſentlich zu verletzen. Dieß weiß auch die Welt gar gut; daher ſchenkt ſie gewiſſenhaften Männern Vertrauen und verleiht ihren Worten unbedingten Glauben. Wenige Menſchen haben vor der Tugend an und für ſich Abneigung; aber dennoch ſündigen ſie oft wider dieſelbe. Dieß kömmt daher, weil ſie mangelhafte Begriffe von ihren Pflichten haben. Sie überſehen ſo viele Gelegenheiten und Veranlaſſungen, Gutes zu üben; ſie halten ſo viel für un-

ſchuldig und gleichgiltig, was es wegen der Umſtände nicht iſt. Ihr Gewiſſen iſt zu langſam, zu träge oder zu ungeübt, das zu entdecken, was wider das Evangelium iſt. Es gehört oft gar viel dazu, bis ſie überzeugt werden können, daß gewiſſe Freiheiten, die ſie ſich erlauben, gegen Gottes Gebote verſtoßen. Der Gewiſſenhafte aber kennt nicht blos die göttlichen Vorſchriften, ſondern er hat ſich in der Anwendung derſelben auch eine Fertigkeit erworben. Er wird überdieß ſelten aus Uebertreibung anſtoßen, weil er alle Fälle und Umſtände in Betrachtung zieht und nur mit reiflicher Ueberlegung handelt. Er wird ſich keinen Fehler, mögen Andere auch noch ſo wenig daraus machen, überſehen, weil er ja ein zärtliches Gewiſſen hat, das auch Kleinigkeiten bemerkt und darüber beunruhiget wird.

Aber wie ſelten iſt zarte Gewiſſenhaftigkeit in der Welt! Wo ſind diejenigen, die mit aller Umſicht erwägen, ob eine Handlung erlaubt oder verboten iſt, und die im Zuſtande des Zweifels Andere zu Rathe ziehen? Im Gegentheile, man ſucht nach Gründen, um das, was an ſich ſchon verboten iſt, zu rechtfertigen. Wo ſind die, welche immer nach der Richtſchnur des Evangeliums handeln? Werden nicht die Meiſten in ihrem Thun und Laſſen von der Willkühr und der Neigung geleitet? Wo ſind die, welche damit ſich noch nicht begnügen, zu wiſſen, daß eine Handlung an und für ſich erlaubt iſt, ſondern auch fragen, ob ſie unter den gerade obwaltenden Verhältniſſen und Umſtänden zu billigen iſt? Wo ſind die, welche, ſind ſie von einem Fehler übereilt worden, denſelben aufrichtig bekennen? Geſchieht nicht auch hierin das Gegentheil, ſucht man nicht Alles zu bemänteln und zu verbergen, und wo es nicht mehr geſchehen kann, zu entſchuldigen und zu rechtfertigen?

Möge doch jeder ſich beſtreben, gewiſſenhaft zu werden, und daher auch alle Mittel gebrauchen, welche dahin führen. Wer gewiſſenhaft werden will, muß ſich vor Allem eine gründliche Kenntniß von den Glaubens- und Sittenlehren, von ſeinen Standespflichten, vom Wahren und Falſchen, vom Guten und Böſen verſchaffen; denn ohne dieſe Kenntniß iſt kein richtiges Urtheil möglich; das Gewiſſen hat in ſeinen Ausſprüchen keine Feſtigkeit, ſondern wird von einem jeden Winde der Meinungen gleich dem

Schilfrohre hin und her getrieben. — Um gewiſſenhaft zu werden, wird ferners erfordert:

Eine ſtrenge Unparteilichkeit gegen ſich ſelbſt, und ein gewiſſes Mißtrauen zu ſeinem eigenen Herzen, das von Natur aus zum Böſen geneigt iſt;

große Einfalt des Herzens, und kindliche Geſinnung;

Verhärtung gegen die Grundſätze der Welt, ihre Beiſpiele und Gewohnheiten, ebenſo Gleichgiltigkeit gegen ihr Lob oder ihren Tadel, und ein feſter, geſetzter Charakter;

der Gnadenſtand und die Einwohnung des heiligen Geiſtes; denn ſeine Salbung lehrt Alles, führet in alle Wahrheit ein, erleuchtet alle Finſterniſſe und deckt alle Tiefen des menſchlichen Herzens auf;

vollkommene Liebe zu Gott; denn ſie beſorgt immer, dieß oder jenes möchte Gott mißfallen, und hütet ſich vor Allem, was ihr das Mißfallen Gottes zuziehen möchte;

eine heilige Furcht und Unzufriedenheit mit ſich ſelbſt, man möchte noch nicht Alles, und nicht ſo vollkommen gethan haben, als man es ſchuldig iſt;

tägliche Angelobung und Erneuerung ſeiner Entſchlüſſe, in Allem vollkommen ſein, und auch die geringſten Fehler meiden zu wollen;

häufiges Gebet, Umgang mit gewiſſenhaften Perſonen ſeines Geſchlechtes, Leſung und Betrachtung der Tugenden und Beiſpiele der Heiligen.

Wer Alles, was hier angedeutet iſt, befolgt, der wird bald in hohem Grade gewiſſenhaft ſein.

10. Welch ein großer Schatz ein gutes Gewiſſen iſt.

Iſt das böſe Gewiſſen eine unerträgliche Laſt, ſo gibt es hingegen auch nichts Süßeres und Angenehmeres als ein gutes Gewiſſen. Das gute Gewiſſen würzet unſere Ergötzungen, es erleichtert unſere Arbeiten, es tröſtet uns in Kreuz und Widerwärtigkeiten, und macht, daß wir Alles geduldig ertragen. So höret ihr oft den armen Dienſtboten, wie er bei ſeinen ſchweren Arbeiten die fröhlichſten Lieder ſingt; ſo ſehet ihr den ermüdeten Taglöhner oder den mit Schweiß bedeckten Arbeiter mit heiterer Miene

ſein karges Mittagsmahl verzehren; ſo ſehet ihr manchen Bettler guten Muthes von einer Thür zur andern gehen, um ſein tägliches Brod zu finden. Woher kömmt bei ſo großer Dürftigkeit ſolche Seelenruhe? Was gibt bei ſo ſchweren Arbeiten und ſo großen Anſtrengungen ſolche Munterkeit und veranlaßt zu ſolch freudigen Geſängen? Dieß kömmt von dem guten Gewiſſen her. Wer ein reines Gewiſſen hat, ſagt mit Recht der heilige Chryſoſtomus, der iſt in der drückendſten Armuth viel glücklicher und zufriedener, als Andere, die dieſes Gut entbehren, mitten in Reichthümern.

Dazu kömmt, daß die Freude, welche aus einem guten Gewiſſen entſpringt, keiner Wandelbarkeit unterworfen iſt. Salomon vergleicht daher ein ruhiges Gewiſſen mit einem immerwährenden Gaſtmahle. Sprüchw. 15, 15. Wer bewundert nicht die ſtandhafte Geduld und das gleichmüthige Ausharren des Job in ſeinen Drangſalen und Widerwärtigkeiten? Wißt ihr aber auch, was ihn zu einem ſolch bewunderten Helden gemacht hat? Nichts Anderes, als ſein gutes Gewiſſen. Er ſelbſt ſagt es: Ich werde in meiner angefangenen Gerechtigkeit fortfahren, weil mir mein Herz nichts Uebles vorwirft. Job. 27, 6. Sei es, daß der Satan alle Kräfte aufbietet, Jobs Standhaftigkeit zu brechen, — er richtet nichts aus. Es mögen Sabbäer kommen und ſeine Hirten erſchlagen und ſeine Heerden fortführen; Job läßt ſich nicht aus ſeinem Gleichmuthe bringen. Wenn der wüthende Sturm ſeine Gebäude einſtürzt und ſeine Söhne und Töchter im Schutte begräbt; wenn er vom größten Ueberfluſſe in die äußerſte Armuth verfällt; wenn er ſogar mit dem Ausſatze geſchlagen und am ganzen Leibe voll Geſchwüre von allen Bekannten und ſelbſt von ſeinem Weibe mißkannt wird: Job wird nicht kleinmüthig. Er hat zwar alle ſeine Güter verloren; aber ein koſtbarer Schatz, das gute Gewiſſen, iſt ihm noch geblieben. Und dieſes eine Gut erhält ihn zufrieden. Sehet, welch ein koſtbarer Schatz die Ruhe des Gewiſſens iſt, und wie man dieſes Gut in allen Wechſelfällen des Glückes bewahrt.

Auch am Todbette iſt ein gutes Gewiſſen der ſüßeſte Troſt. Ein Solcher fürchtet den Tod nicht; er ſchaut freudig in die Ewigkeit hinein, und ſchließt mit Zuverſicht ſeine Augen auf Erden; denn er weiß ja, daß jenſeits ſeiner viel herrlichere Güter harren,

als die Erde ihm bieten kann. In dieſer Hoffnung ſchlummert er ſanft hienieden ein, um jenſeits in der ewigen Freude zu erwachen.

11. Wie groß die Qual des böſen Gewiſſens iſt.

Einſtens ſpeiſte der König Aſſuerus bei ſeiner Gemahlin, der Königin Eſther; auch der erſte Miniſter Aman war zur Mahlzeit geladen. Nach der Tafel ſprach Eſther zum Könige: Schenke mir mein Volk, für das ich bitte; denn mir und meinem Volke ſtellt man nach dem Leben. Als der König voll Zorn fragte, wer es ſei, der Solches ſich zu thun getraue, bezeichnete Eſther den Aman als denjenigen, der dieſe That im Schilde führe. Da Aman Solches hörte, ward er ſtumm vor Schrecken, und vermochte ob der wider ihn vorgebrachten Anklage den Blick des erzürnten Königs nicht mehr zu ertragen. Er ſank wie verſteinert auf ſein Ruhebett hin, und hätte vielleicht gewünſcht, ſogleich zu ſterben, ſo ſehr hatte ihn die Anklage wegen ſeiner vorhabenden Schandthat zermalmt.

Eine ähnliche Qual hat der Sünder nach einer jeden vollbrachten Miſſethat auszuſtehen. Der Ankläger iſt hier das Gewiſſen. Denn kaum haſt du deinen viehiſchen Gelüſten Genüge gethan und die Sünde vollbracht, ſo ſtellt ſich auch ſchon jener Plaggeiſt ein und ruft dir zu: Was haſt du gethan? In welchen Abgrund biſt du geſunken? Mit welcher Schmach haſt du dich beladen? Wüßte ein Menſch um deine That, wie würdeſt du dich ſchämen! Nun hat dich das Auge Gottes geſehen, und deine Miſſethat in das Buch der Ewigkeit eingetragen. Kannſt du noch ohne Erröthen zum Sternenhimmel aufſchauen; kannſt du ohne tiefe Beſchämung auf das Kreuz hinblicken? Mit dieſen oder ähnlichen Vorwürfen rächt ſich das verletzte Gewiſſen.

Laſſen dich alſo der geſchehenen Sünde wegen Gott und die Menſchen in Ruhe, weil die letztern ſie nicht wiſſen, ſo haſt du in dir ſelbſt an deinem Gewiſſen einen heimlichen Peiniger; und gerade dieſer Umſtand vermehrt deine Qual, daß das Gewiſſen dich innerlich, und im Geheimen ängſtiget. Wenn ſonſt Einer betrübt iſt, ſo pflegt er ſein Leiden theilnehmenden Freunden zu klagen und daraus Troſt und Linderung zu ſchöpfen; und in der That wird ein Leiden durch fremde Theilnahme um Vieles erleich-

tert. Der bitterſte Schmerz aber iſt jener, den man geheim halten muß, und wobei man äußerlich oft einen lachenden Mund machen ſoll, während innerlich das Herz blutet. In dieſer Lage iſt ein Menſch, der ein böſes Gewiſſen hat. Er wird gequält, und er darf ſich ſeinen Schmerz von Niemanden merken laſſen. Der Umſtand, daß vielleicht Andere noch eine gute Meinung von einem Solchen haben, vermehrt ſeine Pein; denn das Gewiſſen bedient ſich ſogleich auch deſſen wieder, um ihn zu martern. Sieh, ſpricht es, die Leute denken von dir noch Gutes, und du biſt doch ein ſo großer Böſewicht! Meinſt du, auch Gott werde ſich täuſchen laſſen?

Das Schlimmſte dabei iſt, daß man dieſes Anklägers nicht los werden kann; denn was willſt du thun? Willſt du davon laufen? Aber wo du immer hingehſt, trägſt du auch deinen Plaggeiſt, dein Gewiſſen, mit dir hin. Den Mund kannſt du ihm ebenfalls nicht ſtopfen. Das Gewiſſen iſt, ſo zu ſagen, unverſchämt; es läßt ſich weder durch gute noch böſe Worte beſchwichtigen und zum Schweigen bringen, ſondern fährt immer fort, ſein Amt zu üben. Es gleicht einem ſpitzigen Dorn, den man ſich in den Fuß getreten hat; dieſer hört nicht auf zu ſchmerzen, bis man ihn völlig herausgezogen hat; da hilft keine Salbe. Umſonſt flieht Einer, der mit einem böſen Gewiſſen behaftet iſt, die Predigten; er findet auch zu Hauſe ſeinen Prediger in ſeinem Gewiſſen, das ihm eindringlicher, als es irgend Jemand thun kann, die ewigen Wahrheiten verkündiget, und ihn an Gericht und Hölle mahnt.

Surius erzählt im Leben des heiligen Medardus von einem Diebe, der dieſem Heiligen heimlicher Weiſe einen Ochſen von der Weide entführt hatte. Da das Thier am Hals eine Schelle trug, wodurch der Dieb leicht hätte verrathen werden können, ſo verſtopfte er vorſichtig die Schelle mit Gras und Heu, daß ſie keinen Ton mehr von ſich gab, und brachte ſo den Ochſen unentdeckt nach Hauſe. Kaum ſteht aber das Thier im Stalle, ſo fängt die Schelle von ſelbſt zu läuten an, nicht anders, als wollte ſie alle Nachbarn zuſammenrufen, und den Diebſtahl offenbaren. Ganz beſtürzt eilt der Dieb in den Stall, um abermals die Schelle zu verſtopfen; allein es half nichts, ſie läutete immer ſtärker. Endlich reißt er die Schelle dem Ochſen vom Hals, nimmt den Klöppel heraus,

und verbirgt ſie in einer Kiſte zwiſchen allerlei Tuchwerk. Aber auch hier hörte die Schelle nicht auf, lauten Ton von ſich zu geben, ſo daß der Dieb endlich beſtürzt wurde, in ſich ging, und ſeine Miſſethat bekannte. Wißt ihr die Bedeutung dieſer Geſchichte? Die Schelle iſt das Gewiſſen, welches nicht ruht, und mit aller Gewalt ſich oft nicht zum Schweigen bringen läßt, bis der Miſſethäter ſein Verbrechen offenbart.

Der nämliche Surius erzählt eine andere Geſchichte im Leben der heiligen Walburga. Ein Reiſender erſchlug ſeinen Mitgenoſſen, aus Begierde nach ſeinem Gelde. Als er den entſeelten Leib auf ſeine Schultern nahm, um ihn an einem abgelegenen Ort deſto beſſer auszuplündern, umzingelte der Todte mit ſeinen Füſſen und Armen den Mörder ſo feſt, daß er ſich mit aller Mühe davon nicht losmachen konnte. Wo er nur immer hinging, trug er ſeine ſchwarze That auf dem Rücken umher, und Alles, was er anwandt, ſich davon zu befreien, war umſonſt. Endlich ſtürzte er voll Verzweiflung ſich in den Rhein, um dort ſich zu erſäufen; aber es war vergebens; denn der Rhein warf ihn bald wieder ſammt ſeiner Laſt an das Ufer. Zuletzt nahm er, nachdem er noch lange unſtät herumgeirrt war, ſeine Zuflucht zum Grabe der heiligen Walburga, beichtete dort ſeine Sünden, und wurde endlich von ſeiner traurigen Laſt befreit. — Auch dieſe Geſchichte iſt ein paſſendes Gleichniß von der Pein eines ſchlimmen Gewiſſens. Ueberall trägt ein Solcher ſeinen Peiniger mit ſich herum, und ſo feſt umklammert ihn dieſer, daß er ſeiner nicht los wird, mag er was immer thun. Er ſtürzt ſich oft in den Strom der Vergnügungen; aber vergebens. Nur Eines kann ihn von ſeiner drückenden Laſt befreien, und dieſes iſt die Buße.

Und das böſe Gewiſſen begnügt ſich damit nicht, Einem die begangene Sünde vorzuhalten, es weiſet auch immer auf die Strafe hin, welche einem Solchen bevorſteht. Immer ſieht ein Solcher die Hölle offen, und bei einem jeden Schritte meint er in dieſelbe hinabzuſtürzen. So oft Blitze zucken, oder Donner rollen, ruft die Stimme des böſen Gewiſſens: Der Himmel grollt dir; Gott will ſich rächen; dieſen Donnerkeil ſendet er, dich zu zerſchmettern; dieſen Blitzſtrahl, dich zu zermalmen. Ereignet ſich ein Unglücksfall, verliert Einer plötzlich das Leben, ſo ruft das Gewiſſen

Dieſes Loos hätte dir gebührt; wer weiß, ob auf dich nicht etwas viel Schlimmeres wartet. Kömmt ein Solcher von ungefähr in eine Predigt, und iſt eben die Rede vom Tod, von der Hölle, vom letzten Gerichte, ſo meint er in jedem Worte des Predigers ſein Verdammungsurtheil zu hören. Wird nur von ungefähr ein heimliches Laſter berührt, ſo ruft ſogleich das Gewiſſen: Dieſes geht dich an. Ja noch mehr, wer ein böſes Gewiſſen hat, ſchreibt mit Recht der heilige Chryſoſtomus, der bildet ſich ein, alle Geſchöpfe, und ſogar auch die lebloſen, wie Steine, Mauern, ſelbſt der Schatten an der Wand ſeien laute Stimmen, von denen er verdammt wird. Ein Beiſpiel hiefür iſt der König Baltaſſar. Dieſer ſaß in ſeinem Palaſte an der Tafel, umgeben von den Fürſten des Reiches, ſchwelgend in Ueppigkeit und Ueberfluß. Da erbleicht auf einmal ſein Angeſicht, die Kniee ſchlottern ihm, das Blut ſcheint ihm in den Adern zu ſtocken; er fängt an zu ſchreien, daß es im ganzen Palaſte wiederhallt. Woher dieſe Angſt? Es ließen ſich Finger ſehen, gleichwie von eines Menſchen Hand, welche dem Leuchter gegenüber oben auf die Wand des königlichen Saales ſchrieb, und der König ſah die Finger der ſchreibenden Hand. Dan. 5. Wie, fragt hier der heilige Chryſoſtomus, konnte denn Baltaſſar an der Hand ſo erſchrecken? Was kann denn eine Hand einem mächtigen Monarchen mitten unter dem Heere ſeiner Trabanten für einen Schaden zufügen? Hätte er einen großen, geharniſchten Rieſen; hätte er ein Höllenungeheuer geſehen, ſeine Angſt hätte noch einen Grund gehabt; aber nur eine Hand erſcheint, und zwar nicht eine Hand, die das Schwert wider ihn zucket, ſondern die nur eine Feder hält, und einige Worte hinſchreibt: iſt dieſes Ereigniß wohl werth, ſich ſo große Furcht einjagen zu laſſen? Ja wohl, bemerkt der heilige Chryſoſtomus; denn nicht eigentlich die Hand, ſondern das böſe Gewiſſen war es, das dem Baltaſſar einredete, dieſe Hand ſchreibe das Urtheil ſeines Todes an die Wand hin. Und ſo begegnet es dem Sünder immer; Alles erinnert ihn an ſeine Schuld und verkündigt ihm ſeine Strafe.

O wer kann die Qual eines böſen Gewiſſens ſchildern? Das iſt jene Strafe, welche Gott androhet im fünften Buche des Moſes, wo es heißt: Wenn du die Stimme des Herrn, deines Got-

tes, nicht hören willſt, ſo wird dir der Herr geben eine Seele, die vor Traurigkeit vergeht. Tag und Nacht wirſt du dich fürchten und deinem Leben nicht trauen. Des Morgens wirſt du ſagen: Wer gibt mir den Abend? Und des Abends wirſt du ſeufzen: Wer gibt mir den Morgen? Dieß iſt jene Qual, von welcher der Apoſtel an die Römer ſchreibt: Trübſal und Angſt wird kommen über eine jegliche Seele des Menſchen, der Böſes thut. Von einem Menſchen, der ein böſes Gewiſſen hat, gelten die Worte des Königs David: Es iſt nichts Geſundes an meinem Fleiſche vor dem Angeſichte deines Zornes, kein Friede iſt in meinen Gebeinen vor dem Angeſichte meiner Sünden. Ich bin armſelig und elend, den ganzen Tag über ſchritt ich traurig einher. Darniedergebeugt und gedemüthiget bin ich über die Maſſen, und gebrüllt habe ich bei dem Seufzen meines Herzens. Pſ. 37. Ja, es iſt wahr, unter allen Leiden iſt keines größer, als das eines böſen Gewiſſens; ein ſolcher Menſch hat hier auf Erden ſchon ein wahres Höllenleben./

12. Bei aller Qual ſind die Gewiſſensbiſſe dennoch eine große Gnade.

+ Wenn der Menſch ſündiget, ſo verſpürt er in ſeinem Innern früher oder ſpäter die Vorwürfe ſeines Gewiſſens. Dieß iſt zwar eine ſchmerzliche Empfindung; denn was kann es Qualvolleres geben, als dieſen innern Rächer des Böſen; aber dennoch iſt dieſe Strafe eine große Gnade, wofür der Menſch ſeinem Gotte nicht genug danken kann. Gott verhängt dieſe Strafe nur aus Liebe; er will damit nichts Anders, als unſer Heil bewirken. Wenn ein Pferd nicht mehr vorwärts will, ſo ſetzt ihm der Reiter die Sporn ein, und treibt es dadurch mit Gewalt zum Laufen. Der Sünder iſt ein wildes Roß; er will nicht bloß nicht mehr vorwärts; er iſt ſogar vom rechten Wege abgewichen. Durch die Qual des Gewiſſens greift nun Gott gleichſam in ſein Fleiſch ein, und zwingt ihn mit Gewalt zur Rückkehr zum Guten.

Der Stachel des Gewiſſens iſt eine Art innerer Prediger, der dem Sünder ſeinen unordentlichen Lebenswandel vorrückt, und zwar mit einer Gewalt, daß oft der verſtockteſte Böſewicht nicht widerſtehen kann. Dieſer Prediger iſt eigentlich der heilige Geiſt ſelbſt;

darum ist er so mächtig und gewaltig. Es lassen sich hieher die Worte der Schrift beziehen: Gott hat den Geist seines Sohnes in euere Herzen gesendet, der da rufet. Gal. 4, 6. Alle äußern Prediger haben nicht Kraft genug, in ein Gewissen einzudringen, und es zu erschüttern; aber dieser innere Prediger sitzt gleichsam im Mittelpunkte des Herzens, so daß es gegen seine Vorwürfe keine Flucht gibt, und auch kein Verstopfen der Ohren nützt. Es ruft in uns, schreibt der heilige Augustin, der Geist unaufhörlich, und widerspricht unsern Leidenschaften, tadelt unsere Ergötzlichkeiten und verdammt unsere Sünden. Ach, sollten wir wohl so blind sein, und diesen Widerspruch des heiligen Geistes in unserm Herzen gegen die Sünde für eine verdrüßliche Strenge halten, und nicht vielmehr erkennen, daß er ein Geschenk der Erbarmung Gottes ist, und ein wirksames Mittel zur Förderung der Seligkeit?

Der Stachel des Gewissens ist die erste unter den Gnaden, die Gott einem Sünder erzeiget, um das Werk seiner Bekehrung zu beginnen; es ist dieses der erste Streich, den Gott führt, ein Herz zur Buße zu bewegen. So sehen wir es bei David; nachdem er tief gefallen, und ein Ehebrecher und Mörder zugleich geworden war, regte Gott durch die Strafrede des Nathan sein Gewissen auf, und dadurch wurde ihm der Weg zur Buße gebahnt. Dasselbe gab Gott auch dem Kain zu verstehen. Denn er sprach zu ihm: Wenn du Böses thust, wird sogleich die Sünde vor der Thür sein. Gen. 4, 7. Das Erste, was Gott thut, um den Sünder wieder zu retten, ist, daß er ihn die Sünde vor der Thüre sein läßt, d. h. er quält ihn mit Vorwürfen wegen des Geschehenen.

Der Stachel des Gewissens ist auch unter allen Gnaden diejenige, welche uns am wenigsten verläßt. Denn es gibt Gnaden, welche der heilige Augustin zärtliche Gnaden nennt, weil man sie gar leicht verliert. Aber der Stachel des Gewissens ist eine beständige Gnade, die uns fast nie verläßt, die uns an alle Orte nachfolgt, und von der wir uns selbst mit Willen nicht trennen können. Denn wir mögen wo immer hinziehen, so treffen wir uns allenthalben selbst an, und wo wir sind, da ist auch unsere Sünde, und diese ist überall vom bösen Gewissen begleitet. Gott spricht gleichsam zum Sünder: Du suchst mir vergeblich zu entrinnen; meine Barmherzigkeit ist entschlossen, dich nicht zu ver-

laſſen, ſondern dir allenthalben nachzufolgen. Ich habe eine Gnade, gegen welche alle Widerſprüche von deiner Seite nichts ausrichten, und dieſe iſt der Stachel des Gewiſſens. Sie wird dich im Geräuſch der zahlreichſten Geſellſchaft eben ſo wenig verlaſſen, als ſie im abgelegendſten Winkel der Einſamkeit von dir weicht.

Dieſe Gnade iſt zugleich in Anſehung des Umfanges die allgemeinſte. Sie iſt allen Menſchen ohne Unterſchied gemein; denn es erhalten ſie nicht bloß die Frommen, wenn ſie ſtraucheln, ſondern auch die Böſewichter. Auch der Brudermörder Kain, auch der Verräther Judas haben ſie gehabt. Für alle ohne Ausnahme iſt dieſe Gnade vorhanden, darum ſagt der Apoſtel: Trübſal und Angſt wird über eine jegliche Seele eines Menſchen kommen, der Böſes thut. Röm. 2, 8. Es ſcheint ſogar, bemerkt der heilige Auguſtin, als ob der Stachel des Gewiſſens vorzüglich die den Sündern eigene Gnade wäre.

Unter allen übrigen Gnaden hat dieſe allein das Beſondere an ſich, daß ſie keinem Betruge unterworfen iſt. Bezüglich der andern Gnaden läuft man Gefahr, hintergangen zu werden; denn der Geiſt der Finſterniß nimmt oft die Geſtalt eines Lichtengels an. Aber beim Stachel des Gewiſſens iſt kein Betrug möglich; denn der böſe Feind wagt es nie, einen Sünder die Abſcheulichkeit ſeiner Handlungen vor Augen zu ſtellen und ihn darüber mit Vorwürfen zu quälen. Wenn alſo Solches geſchieht, ſo dürft ihr überzeugt ſeiu, daß Gott mit euch rede, und daß dieſe Vorwürfe, die ihr in euerm Innern vernehmt, von ihm kommen.

Dieſe Gnade hat endlich auch die größte Macht über den Menſchen. Denn welcher Sünder iſt ſo verſtockt, daß er den Tadel und die Vorwürfe ſeines Gewiſſens nicht fühlen ſollte? Und wenn er ſie fühlt, wie kann er ſie ertragen, ohne ſich alle Mühe zu geben, durch Ablaſſung von der Sünde aus dieſem elenden Zuſtande herauszukommen? Die Gewiſſensbiſſe, bemerkt der heilige Gregor, ſind eine unerträgliche Qual; und eben dieß iſt es, was dieſe Gnade unüberwindlich macht. Denn obgleich der Stachel des Gewiſſens von dem Geiſte der Liebe herrührt, ſo beſitzt er dennoch die Macht und ſo zu ſagen die Grauſamkeit eines Henkers, ſo daß er die widerſpenſtigen Herzen nöthiget, daß ſie ſich Gott unterwerfen. Dieſe Gnade iſt es, die zu allen Zeiten in der chriſtlichen

Kirche die größten Bekehrungen bewirkt hat, und die täglich in der Welt so wunderbare Veränderungen hervorbringt. Wenn ihr daher bemerkt, daß ein Mensch von seinem lasterhaften Wandel abstehet und zur Buße sich wendet, so sagt, das Gewissen hat Solches gethan. Ja, das Gewissen zerbricht die Felsen und zermalmt die Steine, um Kinder Abrahams daraus zu machen; das Gewissen öffnet die Gräber, d. h. es erschließt die Herzen, daß sie sich durch reumüthiges Bekenntniß des Giftes entledigen, welches sie durch die Sünde in sich aufgenommen haben. Danken wir daher Gott für die große Gnade, die er uns im Stachel des Gewissens gegeben hat. Hören wir aber auch willig auf diesen innern Prediger und befolgen wir seine Einsprechungen.

13. Woher es kömmt, daß Manche trotz eines bösen Gewissens dennoch einen scheinbaren Frieden genießen.

Es fehlt nicht an Menschen, die ein lasterhaftes Leben führen, und daher ein böses Gewissen haben, aber dennoch in Ruhe dahin leben, ohne den Stachel ihres Gewissens zu fühlen. Diese auffallende Erscheinung kann einen dreifachen Grund haben, und

a) von einer eingebildeten Unschuld,
b) von einer unächten Buße,
c) von einer übermäßigen Bosheit herrühren.

Weil die Unschuld auch im größten Sturme der Verfolgung einer ungemein süßen Ruhe sich erfreut, geht die Arglist des Teufels dahin, auch seine Anhänger mit der Süßigkeit des innern Friedens zu täuschen. Zu diesem Zwecke zeigt er ihnen die Sünde in einer gar unschuldigen Gestalt. Dieses erreicht er gewöhnlich schon dadurch, wenn es ihm gelingt, eine starke Neigung und ein heftiges Verlangen nach irgend Etwas in der Seele zu erwecken. Denn mit Recht bemerkt der heilige Augustin: Gefällt etwas, so sehnt man sich darnach, und dieß genügt schon, daß es das Ansehen einer verbotenen Sache verliert, und man es nicht bloß für gleichgiltig, sondern auch schon für unschuldig erklärt. Nach dem Grundsatze: „Was wir immer wollen, das ist gut" — bringen wir überall das Sündhafte hinweg; denn wir sinnen Scheingründe aus, unsere Handlungsweise zu rechtfertigen. Mein Betragen sagt

Einer, das den Leuten ſo anſtößig ſcheint, iſt nur ein fröhlicher Scherz, womit ich den ermüdeten Kopf ein wenig erquicke; im Grunde aber iſt es ein ſtrafbarer Muthwille. Meine Reden, ſagt ein Anderer, ſind nur luſtige Schwänke, um die Geſellſchaft aufzuheitern; und es ſind doch abſcheuliche Verleumdungen und ärgerliche Unfläthereien. Was iſt mehr zu tadeln, als jene Spielwuth, womit Zeit und Vermögen vergeudet wird? Aber man nennt es nur eine angenehme Unterhaltung in müſſigen Stunden. Kann es wohl ein größeres Aergerniß geben, als jene ungebührliche Blöße, in welcher viele Perſonen des andern Geſchlechtes einherſchreiten? Aber man nennt es einen allgemeinen Weltgebrauch und glaubt es der Mode ſchuldig zu ſein. O wie künſtlich weiß die Welt die größten Laſter oft in den Mantel der Tugend zu hüllen! Eben dadurch geſchieht es, daß man ſein Gewiſſen einſchläfert und ſich in eine falſche Ruhe einwiegt. Aber laßt nur die Leidenſchaften, die euch jetzt blenden, erkalten, ſo wird euer falſcher Friede auf einmal verſchwunden ſein. Sollte aber euer Gewiſſen zu euerm Unglücke ſelbſt noch länger fortſchlummern, ſo wird es doch in jener Stunde erwachen, in welcher alle Täuſchung aufhört, es wird da, wo euer Auge im Tode ſich zu ſchließen anfängt, erwachen, und euch jetzt um ſo lauter anklagen, je länger es geſchwiegen hat, und um ſo fürchterlicher euch quälen, je länger es euch geſchont hat.

Es gelingt dem Höllengeiſte nicht jedes Mal, uns durch falſche Unſchuld zu bethören; denn die Sünde hat ſo häßliche Züge, daß man ſie, aller Verſtellung ungeachtet, mit der Zeit erkennt. Aber der ſchlaue Feind verliert deßwegen den Muth nicht, ſondern er bemüht ſich, den lügenhaften Frieden, den er unter dem Scheine der Unſchuld in unſer Herz nicht bringen kann, wenigſtens vermittelſt einer falſchen Buße hineinzuführen. Bei gar Vielen erreicht der Satan ſein Vorhaben. Denn nicht wenige Chriſten, die mit einer Menge von Sünden beladen ſind, nähern ſich dem Beichtgerichte; und nicht anders, als wären ſie nur gekommen, ihre Fehltritte zu entſchuldigen, vermindern ſie entweder die Abſcheulichkeit derſelben, oder vermengen die Gattungen, oder übergehen die Zahl, oder laſſen weſentliche Umſtände aus; bald berufen ſie ſich auf ihre Gebrechlichkeit, bald auf die Heftigkeit der

Leidenſchaft, die ſie überwunden hat; bald auf die Macht der Gelegenheit, die ſie überfallen, — ſo daß man faſt ſagen kann, ſie finden ſich im Beichtſtuhle nur ein, um ihre Ausſchweifungen in Schutz zu nehmen, ſtatt derſelben ſich anzuklagen. Ihr wißt auch, daß nicht jeder Schmerz zur Tilgung der Sünden genügt; es wird dazu eine übernatürliche Reue erfordert, wobei man die Sünden wegen Gott, und nicht um zeitlicher Nachtheile willen bereuet. Es wird überdieß ein ſo ernſtlicher Vorſatz erfordert, daß man bereit ſein ſoll, lieber Alles zu leiden und zu ertragen, als noch einmal in die vorigen Sünden zurückzufallen. Dieſer Vorſatz legt es als Pflicht auf, eine jede, auch noch ſo angenehme Geſellſchaft zu meiden, ſobald ſie nachtheilig für die Sitten werden könnte, und einem jeden, noch ſo ſüſſen Vergnügen zu entſagen, ſobald der Seele dadurch ein Schaden zugehen würde. Aber wie oft fehlt es den Büßern an dieſen Bedingniſſen einer wahren Buße. Ihr ſehet ſie von der Anklage ihrer Sünden zurückkommen ohne alle Zeichen einer Zerknirſchung und Sinnesänderung. Sie bezähmen jetzt ihre Zunge ſo wenig als zuvor; man bemerkt an ihnen noch dieſelbe Lauigkeit in der Andacht, dieſelbe Abneigung gegen das Wort Gottes, dieſelbe Nachläſſigkeit in den Geſchäften des Heiles. Dergleichen Sünder, deren Zahl Legion iſt, leben dennoch ſcheinbar in allem Frieden des Herzens dahin, weil der Teufel ſogar ihrer Beichten ſich bedient, um ſie zu verderben. Denn der argliſtige Feind flößt ihnen immer ein: Seid getroſt, die Sünden ſind gebeichtet und vergeben, auch die Buße iſt verrichtet; denkt alſo nicht mehr an das Geſchehene und nehmt es mit den Aufträgen des Beichtvaters nicht zu genau; dieſer muß ja immer ſtrenger ſein, als nöthig iſt, weil er weiß, daß kaum die Hälfte von dem, was er ſagt, geſchieht. Auf dieſe Weiſe bringt der Satan ihr Gewiſſen zum Stillſchweigen und ſchläfert ſie in einen falſchen Frieden ein, der nichts Anderes iſt, als ein flüchtiger Traum, aus dem ſie über kurz oder lang händeringend und verzweifelnd erwachen.

Endlich kann der Friede eines falſchen Gewiſſens auch von dem Uebermaße der Bosheit, welche bereits auf das Höchſte gekommen iſt, herrühren. Denn durch langes Sündigen verliert man allen Abſcheu vor der Sünde; man ſündiget ungeſcheut fort, und lacht noch darüber; man ſündiget, und ſcherzt dabei; man

ſündiget, und ſchläft ungeſtört, geht mit den Leuten fröhlich um und lebt vergnügt. Iſt die Laſt der Sünden auch noch ſo ſchwer, man fühlt ſie nicht; iſt ihr Unrath noch ſo eckelhaft, man merkt ihn nicht; möge man auch Schandthaten auf Schandthaten häufen, man hat darüber keine Schrecken. Dieß iſt ein Zuſtand der völligen Verſtocktheit, und die ſchwerſte Strafe, womit der Himmel einen Menſchen heimſuchen kann. Ein Solcher pflegt in der Regel erſt dann zur Erkenntniß zu gelangen, wenn ihn bereits die ewige Finſterniß umhüllt; er pflegt gewöhnlich erſt dann zu erwachen, wenn er bereits in der Hölle ſitzt, und der Strafe der ewigen Verdammniß verfallen iſt. Möge uns der Himmel von einem ſolchen Frieden bewahren, dem ein ewig nagender Wurm folgt! Möge vielmehr unſer Gewiſſen laut reden, und mit allen Vorwürfen uns beläſtigen, ſobald wir je einmal gegen dasſelbe handeln; denn dieſes iſt ein Zeichen, daß ſich Gott unſer noch erbarmen will, weil er uns noch zur Buße einladet.

14. Von dem wahren und richtigen Gewiſſen.

Dem wahren und richtigen Gewiſſen muß der Menſch folgen. Daran läßt ſich nicht zweifeln; denn das richtige Gewiſſen iſt nichts Anders, als das erklärte, anwendbar gemachte Geſetz und der Wille Gottes, dem wir unſern Gehorſam nicht verſagen dürfen. Welches Kind weigert ſich denn, dem Boten zu folgen, den, um ihm den Weg zu weiſen, ein guter Vater geſchickt hat? Tobias folgte der Leitung des Engels Raphael; einen ſolchen Engel hat ein Jeder an ſeinem Gewiſſen, der ihm nicht bloß zur Seite ſteht, ſondern mitten in ſeinem Innerſten iſt. Auch hier gelten die Worte der heiligen Schrift: Sieh, ich will vor dir meinen Engel herſenden. Habe Acht auf ihn, und folge ſeiner Stimme.

Zu den Worten der Schrift: Alles iſt Sünde, was nicht aus dem Glauben iſt, Röm. 14, 23., — bemerkt der geiſtreiche Bellarmin, man müſſe hier unter Glauben die Ueberzeugung verſtehen, vermöge welcher man dafür hält, daß etwas erlaubt oder verboten ſei. Der Glaube iſt alſo hier ſo viel, als das richtige Gewiſſen, und dieſem gemäß muß man immer handeln. Man muß daher für ein richtiges Gewiſſen ſorgen, und Alles aus dem Wege räumen, was das Gewiſſen irrig machen könnte. Das Ge-

wiſſen kann nur in der Anwendung irren; an und für ſich billiget und empfiehlt es immer das Gute, und verwirft das Böſe. Daher muß unſere Sorge dahin gehen, daß es in der Anwendung nicht irrt, d. h. nicht manchmal etwas für gut, und ein anders Mal nicht etwas für böſe erklärt, was es in der That nicht iſt. Das Gewiſſen wird nur nach und nach verkehrt. Zuerſt verliert man die Zärtlichkeit des Gewiſſens; das moraliſche Gefühl wird betäubt, daß es nicht ſogleich das Gute und Böſe, das Wahre und Falſche einſieht. Man fängt an, das als gleichgiltig zu betrachten, an dem man zuvor eine Unrichtigkeit ahnete. Wenn man eine ſolche Handlung begeht, macht das Gewiſſen keine Vorwürfe mehr. Man ſieht, daß auch Andere es thun, ohne ſich darüber Vorwürfe zu machen, und daß die, welche nicht mitmachen, als Thoren verſchrieen werden; der Schluß iſt bald fertig, und geht dahin, daß man auch kein Sonderling ſein dürfe. So kömmt man allmählig immer weiter. Darum bemerkt Jemand zu den Worten der Schrift: Bewahre dein Herz mit allem Fleiße, weil das Leben aus demſelben kömmt — richtig: Das Gewiſſen muß beſſer als das Herz im Leibe bewahrt und erhalten werden. Das Herz iſt die Quelle des Lebens; das Gewiſſen aber der Grund des ſittlichen Wandels. Wie bei einem gähen Unfalle oder in einer Ohnmacht das Blut und die Lebensgeiſter zu dem Herzen eilen, um dieſes zu erhalten; alſo ſollen beim heftigen Anlauf der Leidenſchaften, bei den Stürmen der Verſuchungen oder andern Gefahren die Lebensgeiſter der Seele zuſammengezogen und alle Sorgfalt angewendet werden, daß das Gewiſſen nicht überwältiget wird.

15. Man ſoll ſich beſtreben, ein gewiſſes und ſicheres Gewiſſen ſich zu verſchaffen.

Ein ſicheres Gewiſſen kennt nicht nur das Geſetz, ſondern auch das Verhältniß der Handlung zu ihm mit Sicherheit. Ein ſolches Gewiſſen ſoll ſich ein Jeder zu verſchaffen ſuchen. Die Möglichkeit dazu kann nicht in Abrede geſtellt werden; denn es wird hiebei nicht abſolute Gewißheit verlangt, ſo daß es ſchlechterdings unmöglich wäre, zu irren, ſondern nur eine moraliſche, die darin beſteht, daß der Menſch, ſo oft er etwas thut oder unterläßt, keine

vernünftige Urſache habe, zu zweifeln, daß das, was er thut oder unterläßt, unerlaubt ſein möchte. Darum ſagt der heilige Thomas: „Wenn das Gewiſſen wegen entgegengeſetzter Meinungen keinen Zweifel hat, und folglich gewiß iſt, ſo ſetzt es ſich keiner Gefahr aus und begeht auch keine Sünde.“ Worin aber dieſe Gewißheit beſteht, ſetzt derſelbe heilige Lehrer näher auseinander, wenn er ſagt: Bei menſchlichen Geſchäften kann man keine demonſtrirende und ſchlechterdings unfehlbare Beweiſe haben, ſondern es genügt, wahrſcheinliche Beweggründe zu haben. Eine moraliſche Gewißheit genügt alſo, um zu handeln. Und dieſe zu erlangen, muß möglich ſein; denn Gott hat uns das Gewiſſen als eine Regel und Richtſchnur gegeben, woraus wir erkennen, ob unſere Handlungen erlaubt oder unerlaubt ſind. Wäre aber dieſe Regel nicht wenigſtens ſittlicher Weiſe unfehlbar, oder wüßte man nicht gewiß, daß das, was man thut, recht und erlaubt iſt, ſo könnte ſich ja Niemand auf dieſe Regel verlaſſen. Wir würden uns unter ſolchen Umſtänden bei einer jeden Handlung der Gefahr ausſetzen, zu ſündigen, weil wir immer fürchten müßten, dieſe Handlung ſei unerlaubt.

Daraus folgt, daß man eine Gewißheit haben muß, recht zu handeln; es reicht aber eine moraliſche Gewißheit hin, d. h. man darf keine gegründete Urſache haben, zu ſündigen, oder anzunehmen, daß etwas unerlaubt ſei. Setzen wir ein Beiſpiel hieher: Wer im Zweifel, der ſein Seelenheil betrifft, ſeinen Seelſorger oder Beichtvater frägt, den er für einen klugen und gewiſſenhaften Mann anſieht, darf ohne Gefahr zu irren, den Ausſpruch desſelben befolgen; denn das Anſehen ſeines Seelſorgers oder Beichtvaters gewährt, wenn man von ihm weiß, daß er ein gewiſſenhafter und verſtändiger Mann iſt, eine moraliſche Gewißheit. Anders verhält ſich freilich die Sache, wenn man im Voraus weiß, daß der Seelſorger lockeren Grundſätzen huldiget, oder wenn man gar abſichtlich an einen pflichtvergeſſenen Mann ſich wandte, um einen milden Beſcheid zu erhalten. Hat überdieß Jemand bisher ſich nach dem Rathe ſeines Seelſorgers verhalten, hört er aber in einer Predigt, oder lieſt er, oder vernimmt er anderswoher vernünftige Gründe, wodurch er einſieht oder auch nur vermuthet, dieſer Rath ſei nicht richtig, ſo hört ſeine moraliſche Gewißheit auf; er muß

nachforſchen; mit gutem Gewiſſen kann er jetzt nicht mehr thun, was er bisher gethan hat, bis er ſich Gewißheit verſchafft, daß ſeine Sache erlaubt iſt.

Wie wenig kehrt man ſich an dieſe Grundſätze! Wie oft thuſt du blindlings etwas, ohne zu wiſſen, ob es recht iſt! Wie oft thuſt du etwas, wobei dir dein Inneres ſagt: Vielleicht iſt es doch nicht recht! Oder vielleicht ſagt gar dein Gewiſſen: Dieß iſt ſicherlich eine Sünde! Heißt dieſes Gewißheit haben, daß deine Handlungen erlaubt ſeien? Wie leichtſinnig gehſt du darein in deinem Thun und Laſſen! Sobald du Andere, von denen doch bekannt iſt, daß ſie ein weites Gewiſſen haben, dieß oder jenes thun ſiehſt, oder ſobald du von ihnen hörſt, es ſei keine Sünde, ſo gibſt du ihnen Beifall und folgſt ihrer Handlungsweiſe. Kann dieß moraliſche Gewißheit ſein, wenn man dem folgt, was Leute ohne Einſicht und Gottesfurcht, bloß nach ihrem Geſchmacke und ihren Leidenſchaften für erlaubt ausgeben? Oder willſt du dich darauf berufen, daß du es aus Büchern geleſen oder aus dem Munde deines Seelſorgers oder Beichtvaters vernommen haſt? Aber ich möchte dich fragen: Verſtundeſt du auch wohl, was du geleſen oder gehört haſt? Und welche Bücher haſt du denn geleſen? Waren ſie von kirchlich geſinnten Männern verfaßt? Und wer war denn dein Seelſorger oder Beichtvater, der deine Handlungsweiſe billigte? War er ein erleuchteter, frommer, apoſtoliſcher Mann, oder haſt du nicht oft abſichtlich das Gegentheil geſucht, um in deinem Gewiſſen nicht beunruhiget zu werden? Iſt es nicht auch geſchehen, daß du deine Thaten oft ſo hingeſtellt und beſchöniget haſt, daß dein Beichtvater das eigentlich Sündhafte an denſelben nicht mehr erkannte? Wie willſt du bei all dem eine moraliſche Gewißheit haben, daß das, was du gethan oder unterlaſſen, erlaubt war? Findet ja vielmehr das Gegentheil ſtatt; du haſt alle Gründe, anzunehmen, daß dein Thun und Laſſen unerlaubt war.

16. Von dem ängſtlichen Gewiſſen.

Wer ein ängſtliches oder ſkrupulöſes Gewiſſen hat, beſorgt immer eine Sünde zu begehen. Einem ſolchen Menſchen iſt Alles zweifelhaft; thut er, was immer, ſo macht es ihm Angſt. Dieſe Gemüthsbeſchaffenheit hat in mancherlei Urſachen ihren Grund.

Oft führt der gedemüthigte Stolz dahin. Auch hier erfüllt es ſich, daß die äußerſten Gegenſätze ſich einander berühren. Mancher, der ſich oft längere Zeit Alles erlaubte, und vor Nichts ſich fürchtete, zweifelt plötzlich an der Erlaubtheit einer jeden Handlung und hält lächerliche Kleinigkeiten für große Sünden. Andere ſind von Natur aus geiſtesſchwach; es fehlt ihnen alle Klugheit; ſie bringen es zu keinem feſten Entſchluß, ſie werden immer von Zweifeln umhergeworfen und von Aengſten gequält. Auch leibliche Beſchaffenheit, und namentlich die Erziehung kann Urſache dieſer Gemüthsart ſein. Die Schwermuth, ſchwarze Galle und Ueberdruß des Gemüthes erzeugen eitle Einbildungen, traurige Gedanken und Unmuth, wodurch der Menſch gequält wird. Kopfſchmerzen oder Hirnkrankheiten ſchwächen das Denkvermögen und verwirren den Geiſt. Deßgleichen trüben finſtere Grundſätze und übertriebene ſtrenge Lebensweiſe die geſunde Urtheilskraft. Wenn man ferners die Kinder immer rauh und hart behandelt, wegen jeder Kleinigkeit unſinnig darein ſchlägt; wenn ein Kind nie etwas recht thun kann, — ſo muß es natürlich bei einem jeden Schritt furchtſam ſein. Und dieſe Furcht und dieſes Zittern, in welchem es gleichſam aufgewachſen iſt, wird ihm für das ganze Leben bleiben. Auch der Satan iſt nicht müſſig; er benützt Alles, um die Menſchen in ſein Netz zu bringen. Da er weiß, daß im Trüben leicht zu fiſchen iſt, und er ſchon halb gewonnenes Spiel hat, wenn der Geiſt des Menſchen verwirrt iſt, ſo läßt er es ja daran nicht fehlen, dahin zu arbeiten.

Ein ſkrupulantes Gewiſſen iſt ein großes Uebel. Wer an dieſer Krankheit leidet, ſoll alle Mittel anwenden, um davon befreit zu werden. Am meiſten wirkt in ſolchen Fällen der Gehorſam. Wer einen erfahrnen Gewiſſensrath ſich wählt, und genau thut, was er ihm vorſchreibt, iſt auf dem ſicherſten Wege, von ſeinen Skrupeln befreit zu werden. Darum ſagt richtig Gerſon: Diejenigen fehlen gar ſehr, die ſich weigern, in ihren Aengſtlichkeiten den Rath ihrer Vorgeſetzten oder anderer kluger Männer zu befolgen, und dabei ihr Urtheil der Klugheit Anderer vorziehen. Solche werden in ihrem Gewiſſen kaum jemals zur Ruhe gelangen.

Mit Skrupeln iſt überhaupts Gott nicht gedient, im Gegentheile ſie ſind gar oft ein Hinderniß, Gott zu dienen. Darum

hüte ſich ein Jeder davor, und wer damit behaftet iſt, ſuche ſie von ſich wieder zu entfernen. cf. Auch den Artikel „Furcht“ B. VII. S. 370.\

\17. Vom zweifelhaften Gewiſſen.

Das zweifelhafte Gewiſſen iſt zwiſchen zwei Dingen unſchlüſſig, und kann ſich weder für das Eine noch für das Andere entſcheiden. Man muß zunächſt unterſcheiden:

a) den negativen und

b) den poſitiven Zweifel.

Im erſtern Falle iſt von keiner Seite ein triftiger Grund zur Löſung des Zweifels vorhanden; im andern iſt dringende Urſache von beiden Seiten zugleich, oder wenigſtens von einer Seite, ſich dafür zu entſcheiden.

Der Zweifel iſt ferners:

a) ſpekulativ, wenn man in der Theorie an der Wahrheit eines Dinges zweifelt, z. B. ob ein Krieg gerecht oder ungerecht ſei;

b) praktiſch, wenn man in der Praxis an der Ehrbarkeit einer Handlung zweifelt, z. B. ob es erlaubt ſei, in einem Kriege zu dienen, deſſen Rechtmäſſigkeit zweifelhaft iſt.

Allgemeine Grundſätze, an die man ſich hier zu halten hat, ſind:

1) Man ſoll die Handlung verſchieben, wenn es möglich iſt; denn widrigen Falles ſetzt man ſich wenigſtens der Gefahr aus, zu ſündigen, und wird häufig auch in der That ſündigen. Der Apoſtel ermahnt uns ſelbſt dazu, wenn er ſagt: Prüfet Alles, und behaltet, was gut iſt. Der geiſtreiche Antonin aber ſchreibt: Der Zweifler hat gleichſam zwei Wege vor ſich; einer führt zur Wahrheit, der andere zum Irrthum. Gilt es ihm gleich, ob er zur rechten oder linken Seite komme, ſo ſetzt er ſich jeden Falls großer Gefahr aus, zu irren. Ein anderer Theologe bemerkt: Man darf dasjenige nicht vollziehen, woran man zweifelt, ſo lange der Zweifel andauert, ſonſt handelt man verwegen und unvernünftig. Verwegen handelt man, weil der Zweifler ſelbſt ſeine Handlung nicht rechtfertigen kann; denn er ſagt gleichſam: Ich lebe nach meinem Willen und Wohlgefallen, wenn es auch den göttlichen Geboten zuwiderlaufen

ſollte. Unvernünftig iſt ſeine Handlung, weil er ohne hinreichenden Grund das Eine dem Andern vorzieht. — Aus dieſem folgt, daß man ſeine Handlung möglicher Weiſe verſchieben ſoll, um bei Andern ſich Raths zu erholen, und überhaupts Alles anzuwenden hat, um ſich aus dem Zuſtande des Zweifels herauszuwinden.

2) Iſt ein Aufſchub nicht möglich, oder bringt man es überhaupts zu keiner Beſeitigung des Zweifels; ſo ſoll man das Sichere, oder doch wenigſtens das Wahrſcheinliche wählen. Hier aber gibt es nun verſchiedene Grundſätze, welche die Entſcheidung erleichtern können. Derlei Grundſätze ſind:

a) Ein beſſerer Titel iſt der des Beſitzers (melior est conditio possidentis). Daraus folgert man, daß, wenn ein Gebot nicht gewiß iſt, es nicht verbinde; denn ein zweifelhaftes Gebot kann einem Menſchen keine beſtimmte Verpflichtung auflegen, da er im Beſitze ſeiner Freiheit iſt. Dasſelbe gilt, wenn man zweifelt, ob ein Geſetz verkündiget worden ſei; denn ein nicht verkündigtes Geſetz iſt kein Geſetz, oder doch wenigſtens kein verbindendes. Wenn hingegen ein Geſetz gewiß beſteht und verkündiget worden iſt, und man zweifelt nur, ob es widerrufen, abgeſchafft, oder ob davon dispenſirt worden ſei, ſo iſt man ſchuldig, es zu beobachten: denn in dieſem Falle ſpricht der Beſitz für das Geſetz. Aus demſelben Grunde folgt, daß, wenn Jemand im guten Glauben etwas beſitzt und zweifelt, ob er etwas ſchuldig ſei, ſo iſt er nicht verpflichtet, zu bezahlen; wenn er aber dagegen weiß, daß er etwas ſchuldig iſt, aber zweifelt, ob er bezahlt habe, ſo iſt er verpflichtet, zu bezahlen. Wenn wir alſo zweifeln, ob wir irgend ein Gebot zu beobachten ſchuldig ſeien oder nicht, ſo müſſen wir ſehen, wer im Beſitze iſt, ob das Gebot oder die Freiheit.

b) Man ſetzt nicht voraus, daß etwas geſchehen ſei, bis es bewieſen iſt. (Factum non praesumitur, nisi probetur.) Nach dieſem Grundſatze ſoll man in keinem Zweifel glauben, die Strafe verwirkt zu haben, wenn es nicht ſicher iſt, daß man das Vergehen begangen habe, auf welches die Strafe geſetzt iſt.

c) Man ſetzt als geſchehen voraus, was von Rechtswegen geſchehen mußte. (Praesumitur factum, quod de juro faciendum erat.) Darnach ſetzt man in Zweifel, ob eine Hand-

lung geſchehen ſei, voraus, ſie ſei geſchehen, wie ſie geſchehen mußte. Wenn man z. B. zweifelt, ob ein gerechtes Geſetz angenommen worden ſei oder nicht, ſo nimmt man an, es ſei angenommen worden.

d) Für die Giltigkeit einer Handlung muß man ſo lange ſtehen, bis ihre Ungiltigkeit erwieſen iſt. (Standum est pro valore actus, donec constet de ejus nullitate.) Nach dieſem Grundſatze muß man im Zweifel, ob eine Ehe, ein Contrakt, ein Gelübde, eine Beicht giltig ſei, ihre Giltigkeit ſo lange vorausſetzen, als die Nullität nicht erwieſen iſt.

18. Das wahrſcheinliche Gewiſſen oder der Probabilismus.

Wenn das Geſetz ſammt dem Verhältniſſe der Handlung zu demſelben in dem Gewiſſen mit einer völligen Zuverläſſigkeit, ohne dem mindeſten Zweifel erſcheint, ſo leuchtet von ſelbſt ein, daß man ſeinem Ausſpruche folgen müſſe. Aber gar oft entſtehen bei Einem Bedenken, einmal über das Vorhandenſein des Geſetzes, ein anderes Mal über das Verhältniß der Handlung zum Geſetze. In ſolchen Fällen ſoll man, wenn ſich die Handlung nicht verſchieben läßt, oder wenn man trotz aller angewandten Mühe nicht zur Gewißheit kommen konnte, nach Wahrſcheinlichkeit handeln. Das der Wahrſcheinlichkeit folgende Gewiſſen iſt alſo jenes, welches nach irgend einer wahrſcheinlichen Meinung eine Handlung als erlaubt bezeichnet. Damit ſind wir auf das Gebiet des Probabilismus gewieſen, der ſeiner Zeit die Geiſter ſo ſehr in Aufregung brachte und ſie zu verſchiedenen Parteien gruppirte. Wir halten uns in der Darſtellung dieſer Lehre gewiß an einen ſichern Geleitsmann, wenn wir den Anſichten des heiligen Liguori folgen.

Dieſer Heilige ſagt aber: Um mit Klarheit in einer ſolch verwickelten Frage weiter zu gehen, iſt hier nöthig, zu unterſcheiden:

a) eine wenig wahrſcheinliche Meinung (tenuiter probabilis), die auf ſchwachem Grunde ruht, und nicht geeignet iſt, die Zuſtimmung eines verſtändigen Mannes zu erlangen;

b) eine wahrſcheinliche (probabilis), die einen wichtigen Grund der Wahrheit für ſich hat, obgleich mit der Furcht des Gegentheiles verbunden;

c) eine wahrſcheinlichere (probabilior), die einen noch ſtärkern Grund für ſich hat, aber immer noch die Furcht vor dem Gegentheile einſchließt;

d) eine wahrſcheinlichſte (probabilissima), die auf ſehr ſicherm Grunde beruht, ſo daß ihr Gegentheil entweder unwahrſcheinlich oder nur wenig wahrſcheinlich iſt;

e) eine moraliſch gewiſſe (moraliter certa), die jede vernünftige Furcht ausſchließt, ſo daß das Gegentheil ganz und gar unwahrſcheinlich iſt.

Daß man der wenig wahrſcheinlichen Meinung nicht folgen ſoll, iſt von ſich klar. Aber auch der wahrſcheinlichen Meinung darf man nicht folgen:

1) in Sachen des Glaubens; hier muß man der ſicherſten Meinung folgen, und die ſicherſte Religion annehmen, welche iſt die römiſch Katholiſche. Wenn daher der Proteſtant ſich etwa denkt: Es iſt wahrſcheinlich, daß ich auch in meiner Religion ſelig werde, weil ſie in vielen weſentlichen Punkten mit der katholiſchen übereinſtimmt, ſo darf er ſich damit nicht begnügen, ſondern muß das Sicherſte wählen, und katholiſch werden.

2) Wo es ſich handelt um Pflege der Kranken. So iſt es dem Arzte nicht erlaubt, eine Arznei zu geben, über deren Nutzen oder Schaden er zweifelt; er muß ſich der ſicherſten Meinung anſchließen und die zuverläſſigſten Mittel gebrauchen. Nur dann darf er der Wahrſcheinlichkeit folgen, wenn der Kranke bereits aufgegeben, und Hoffnung vorhanden iſt, durch ſolche zweifelhafte Mittel ihm zu helfen.

3) Bei richterlichen Urtheilen. Der Richter muß nach der wahrſcheinlicheren Meinung ſein Urtheil ſprechen; die entgegengeſetzte Meinung hat Innocenz XI. verdammt.

4) Wo es ſich um die Giltigkeit eines Sakraments handelt. Innocenz XI. hat es ausdrücklich verdammt, hier der wahrſcheinlichen Meinung zu folgen; man muß ſich vielmehr an die ſichere halten. In zwei Fällen jedoch darf man ſich nach dem Dafürhalten der Theologen der wahrſcheinlichen Meinung bedienen, nämlich im äußerſten Nothfalle, und wenn man vorausſetzen kann, die Kirche ergänze den Mangel der Giltigkeit.

5) Man darf der wahrſcheinlichen Meinung nicht folgen auf

die Gefahr fremden Schadens hin. Es ist z. B. Jemand auf der Jagd, und zweifelt, ob der ihm zu Gesicht gekommene Gegenstand ein Mensch oder ein Thier sei, so darf er nicht schießen, wenn er nicht gewiß ist, daß es ein Thier ist; denn erschießt er einen Menschen, so kann er mit seiner wahrscheinlichen Meinung die Ermordung nicht mehr ungeschehen machen.

Der wahrscheinlichern Meinung zu folgen, ist mit gehöriger Berücksichtigung der so eben angegebenen Fälle selbst verständlich erlaubt. Wer aber selbst der wahrscheinlichsten Meinung zu folgen für Unrecht erklärte, wäre offenbar im Irrthum; denn die Behauptung, daß man auch der wahrscheinlichsten Meinung unter mehrern wahrscheinlichen nicht folgen dürfe, hat Papst Alexander VIII. verdammt. —

Bei zwei in gleichem Grade wahrscheinlichen Meinungen, von denen eine für das Gesetz, die andere für die Freiheit spricht, ist es nach dem heiligen Liguori erlaubt, der letztern zu folgen; denn alsdann ist das Gesetz wirklich und strenge genommen zweifelhaft, und es ist feststehender Grundsatz, daß ein zweifelhaftes Gesetz keine sichere Verbindlichkeit auflegen kann. Denn ein Gebot muß, um zu verpflichten, klar und bestimmt sein. Der heilige Thomas sagt: Niemand wird durch ein Gebot verpflichtet, es sei denn mittelst der Erkenntniß desselben. Unter Erkenntniß versteht man aber ein Wissen, und zwar kein zweifelndes, sondern ein klares. Der Grund hievon besteht darin, weil ein Gebot nur verbindliche Kraft hat, wenn es dem Menschen verkündet und mitgetheilt worden ist. Wenn aber das Gesetz zweifelhaft ist, und die Meinung wahrscheinlich, daß es kein Gesetz sei, dann ist dem Menschen das Gesetz nicht verkündiget, sondern nur der Zweifel, oder die Meinung, daß ein Gesetz bestehe. Wie könnte aber die Meinung, es bestehe ein Gesetz, ein verbindliches Gesetz werden? Diesem scheint freilich der Grundsatz entgegenzustehen: „Im Zweifel muß man das Sichere wählen.“ Indeß sagen die meisten Theologen, daß diese Regel nur ein Rath, aber kein Gebot sei. Es wäre noch der Einwand möglich: Wenn die Meinung, welche für das Gesetz spricht, vor Gott wahr ist, so verstößt man doch, indem man der entgegengesetzten Meinung folgt, wider das Gesetz und handelt gegen den Willen Gottes. Dieses Bedenken entfernt der heilige Liguori,

indem er ſagt: Man verſtößt nicht gegen das Geſetz; denn ein zweifelhaftes Geſetz iſt kein Geſetz, wenigſtens kein verbindendes. Man verſtößt alſo nur gegen eine Meinung, von der man ſagt, daß ſie ein Geſetz ſei; aber nicht gegen das Geſetz. Man handelt auch nicht gegen den Willen Gottes, weil wir nach dem heiligen Thomas nur ſchuldig ſind, uns dem Willen Gottes in formaler, nicht aber in materialer Hinſicht gleichförmig zu machen. Man verſteht aber unter formellen Willen denjenigen, vermöge deſſen Gott will, daß der Menſch dasjenige wolle, was Gott ihm befiehlt. Darum iſt der Menſch nicht gehalten, alles das, was Gott will, ſo zu wollen, wie es bei Gott beſchloſſen iſt, ſondern nur was Gott will, daß der Menſch wolle, nachdem es ihm mittelſt göttlicher Gebote offenbar worden iſt. Der heilige Anſelm ſagt: Wir brauchen nicht immer zu wollen, was Gott will, ſondern nur, was Gott will, daß wir wollen ſollen. Da nun in ſolchen Fällen, wo die wahrſcheinliche Meinung für die Freiheit iſt, der Menſch nicht weiß, daß Gott von ihm etwas will, ſo kann er auch nicht gegen ſeinen Willen handeln, wenn er der wahrſcheinlichen Meinung für die Freiheit folgt.

19. Geſchichtliche Darſtellung des Probabilismus.

Die erſten Anfänge des Probabilismus reichen bis in die letzten Zeiten der ſcholaſtiſchen Periode zurück, und namentlich auf der Synode zu Conſtanz wurde bereits von einer probabien Meinung geſprochen. Schon vorher hatte nämlich der Franziskaner Jean Petit, Profeſſor der Theologie zu Paris, den Mord des Herzogs von Orleans, welchen der Herzog von Burgund, um ſtatt ſeiner zur Regierung zu gelangen, am 23. November 1407 durch Meuchelmörder vollbrachte, in einer Verſammlung zu Paris zu vertheidigen geſucht, und auf dem Concil zu Conſtanz behauptete Martin Porré, Biſchof von Arras, daß die Meinung des Jean Petit mehre Autoritäten habe und daher wenigſtens probabel ſei. Allein das Concilium erklärte denjenigen für einen Ketzer, der den Tyrannenmord vertheidigen würde. Dieſes wäre freilich ein trüber Anfang des Probabilismus; allein man muß unterſcheiden: Das Concilium hatte es nicht mit dem Probabilismus, ſondern nur mit einer fal-

ſchen Anwendung desſelben auf den gegebenen Fall zu thun, und hat auch nicht den Probabilismus, ſondern den Tyrannenmord verdammt.

Durch den ſpaniſchen Dominikaner Bartholomäus de Medina wurde der eigentliche Probabilismus erſt wahrhaft zur Geltung gebracht, und wird dieſer daher auch als der Urheber desſelben genannt. Viele Theologen folgten dieſer Lehre, und durch den berühmten Jeſuiten Vasquez fand ſie gegen Ende des ſechzehnten Jahrhunderts in den Jeſuitenorden Eingang.

Bald bildeten ſich unter denjenigen ſelbſt, welche dieſer Lehre folgten, verſchiedene Parteien. Während nämlich der eigentliche Probabilismus der Anſicht huldigte, daß man nicht verpflichtet ſei, der probabieren und ſicherern Meinung zu folgen, ſondern daß es erlaubt ſei, auch nach der weniger probabien und weniger ſichern Meinung zu handein, wenn nur dieſe noch wahrhaft probabel iſt, behauptete eine andere Partei, Aequiprobabilismus genannt, man dürfe die weniger ſichere Meinung für die Freiheit nur in dem Falle zur Leiterin ſeines Handelns wähien, wo ſie mit der entgegengeſetzten für das Geſetz gleich probabel iſt. Ein drittes Syſtem war das des Probabiliorismus, der verlangte, daß man ſich in ſeinem ſittlichen Handeln von der probablern Meinung leiten laſſen müſſe. Noch weiter ging der Tutiorismus, der unabweichlich an der ſichern Meinung feſthält, wenn gleich der entgegengeſetzten ein höherer Grad von Probabilität zur Seite ſteht. Noch gab es Lariſten, die der Probabilismus offenbar auf Abwege führte, und Antiprobabiliſten oder Rigoriſten, die ſelbſt der probabelſten Meinung keinen Einfluß auf das Handeln geſtatteten, wenn ſie nicht zugleich als die ſicherſte erſcheint. Indeß hat der römiſche Stuhl den Satz verworfen: Non licet sequi opinionem inter probabiles probabilissimam.

Es iſt ſchon bemerkt worden, daß der Probabilismus manche Theologen auf Abwege führte, vorzüglich im Jeſuitenorden. Es erhoben ſich aber immer auch gewichtige Stimmen, welche die probabiliſtiſchen Verirrungen bekämpften. Schon im Jahre 1598 hat der Theatiner-Orden in einer Generalverſammlung vom Probabilismus ſich losgeſagt. Der Jeſuitengeneral Mutius Viteleſchi erhob ebenfalls ſeine Stimme und warnte die Seinigen vor den pro-

babiliſtiſchen Verirrungen. Dasſelbe that im Jahre 1620 die Sorbonne, ein Beiſpiel, dem bald der größere Theil des gallikaniſchen Clerus folgte; die theologiſche Fakultät der Univerſität zu Löwen erklärte ſich ebenfalls gegen die von einzelnen Anhängern des Probabilismus aufgeſtellten, ſittengefährlichen Sätze; ebenſo ein im Jahre 1653 zu Rom zuſammengetretenes Generalkapitel der Dominikaner.

Die heftigſten Gegner fand der Probabilismus an den Janſeniſten, die ſich desſelben bedienten, um ſich an den Jeſuiten zu rächen, welche die dogmatiſchen Irrthümer der erſtern am heftigſten bekämpften. Unter den Janſeniſten war es vorzüglich Paskal, der durch ſeine Provinzialbriefe die Verirrungen einzelner Glieder des Jeſuitenordens in dieſer Sache, und zwar mit Uebertreibung und Entſtellung, unter dem Namen Probabilismus dem ganzen Jeſuitenorden aufbürdete, und als Moral der Jeſuiten verſchrie. Da der Streit von beiden Seiten mit Heftigkeit geführt wurde, konnte auch der römiſche Stuhl die Sache nicht mehr gleichgiltig anſehen; er verdammte zunächſt die Provinzialbriefe im Jahre 1657, und zwei Jahre darauf auch die vom Jeſuiten Pirot unter dem Namen „Apologie" herausgegebene Beſtreitung derſelben. Papſt Alexander VII. erklärte ſich in einem Dekret vom 24. September 1665 gegen die lariſtiſchen Auswüchſe des Probabilismus. Weiter ging Innocenz XI. In ſeiner Bulle vom Jahre 1679 beklagt er es, daß ſich in die Gewiſſensangelegenheiten ein Meinungsweſen eingeſchlichen habe, welches der evangeliſchen Einfalt und der Lehre der heiligen Väter durchaus fremd ſei, und welches, wenn es die Gläubigen zur Richtſchnur ihres Lebens machen würden, ein großes Sittenverderbniß herbeiführen müßte. In dieſer Bulle wurden namentlich folgende Sätze verdammt: a) es ſei nicht unerlaubt, in Ausſpendung der Sakramente der probabeln Meinung bezüglich der Giltigkeit des Sakramentes mit Aufgebung der ſichern zu folgen, wenn es nicht ein Geſetz, das Uebereinkommen oder die Gefahr vor großen Schaden verbietet. Daher dürfe man der probablen Meinung nur nicht folgen bei Spendung der Taufe und der Ertheilung des prieſterlichen und biſchöflichen Ordens.

b) Es ſei wahrſcheinlich, daß der Richter auch nach der minder probablen Meinung ſein Urtheil ſprechen dürfe.

c) Man handle im Allgemeinen immer mit Klugheit, wenn man auf eine innere oder äußere Probabilität gestützt, etwas thue, möge diese auch gering sein, genug, daß sie die Grenzen der Probabilität nur nicht überschreite.

d) Ein Ungläubiger sei entschuldiget, wenn er der minder wahrscheinlichen Meinung folgt und nicht glaubt.

Auch Alexander VIII. erließ in dieser Sache im Jahre 1690 ein Dekret, und verdammte den Satz der Rigoristen, daß man selbst der probabelsten Meinung nicht folgen dürfe.

Man sieht aus all diesem, daß der Probabilismus nicht an und für sich verdammt ist, sondern nur gewisse, falsche Richtungen desselben der Censur verfallen sind. Indeß schieden sich in Folge der von dem päpstlichen Stuhle gegebenen Erklärungen die Parteien strenger auseinander. Seine heftigsten Gegner fand nunmehr der Probabilismus an mehrern Theologen aus dem Dominikanerorden. Die Jesuiten erklärten zwar auf ihrer fünften Generalversammlung, daß es Keinem in ihrer Gesellschaft verwehrt sei, der entgegengesetzten Ansicht beizutreten, wenn sie ihm besser scheine; doch saß der Probabilismus noch mit tiefen Wurzeln im Orden fest. Indeß sank die Wagschale des gewöhnlichen Probabilismus gegen Ende des siebenzehnten Jahrhunderts immer mehr, während die Partei der Probabilioristen an Ausbreitung gewann. Auch vermittelnde Bestrebungen tauchten auf, unter denen die sogenannte mittlere Meinung (sententia media) des heiligen Alphons von Liguori vor Allem sich geltend machte. Dieser berühmte Moralist huldigt eigentlich dem probabilioristischen Prinzip, indem er lehrt, daß man von zwei Meinungen, wobei die eine der Freiheit, die andere dem Gesetze günstiger ist, der letztern folgen müsse, wenn diese zugleich die probablere ist; er lehrte aber auch zugleich, daß man, wenn für Gesetz und Freiheit gleich starke Gründe sprechen, zu Gunsten der Freiheit sich entscheiden dürfe, und ist in dieser letztern Beziehung Aequiprobabilist. Cf. Kirchenlexikon von Welte und Fuchsii institutiones theologiae christianae moralis.

20. Von dem lockern oder weiten, auch verkehrten Gewiſſen.

Wer ſollte es glauben, der Menſch, der durch die Sünde das göttliche Ebenbild ſeiner Seele verunſtaltet hat, wagt ſich auch an ſeinen von Gott ihm ins Herz geſtellten Richter und Führer; er gibt ſich Mühe, ihn zu beſtechen, er ſucht ihn einzuſchläfern und abzuſtumpfen. So erweitert er gleichſam ſein Gewiſſen, und macht, daß Alles im mildern Lichte ſich darſtellt und leichter durchkommt. Er täuſcht ſein Gewiſſen durch gewiſſe Grundſätze der Welt, und ſucht dadurch die ſtrengen Ausſprüche desſelben gleichſam zu entkräften. Auf dieſem Wege, der zum Untergang führt, wandeln Einige

1) aus Eigennutz. Sie finden dabei ihren Vortheil, ſie erhaſchen Ehren und Beifall, Verſorgung und einträgliche Stellen; ſie werden gerühmt und gelobt. Nun handelt und redet man, wie es gerne geſehen und gehört wird, und entſchuldiget ſich dabei, indem man ſagt: Es iſt der allgemeine Gebrauch ſo; dieſen Weg gehen mehre; wer kann ſich dem allgemeinen Strom widerſetzen? Andere, die doch auch ſelig werden wollen, machen es gerade ſo. Es iſt ſo weit nicht gefehlt; man kann es ſo genau nicht nehmen, wenn man in der Welt leben muß. — Andere veranlaßt dazu

2) die Eigenliebe. Wer möchte es leugnen, daß durch die Eigenliebe das Gewiſſen erweitert und gelockert wird. Wer zu ſehr von ſeinem eigenen Ich eingenommen iſt, der findet nirgends etwas Schuldiges an ſich; er iſt überall rein; nur Kleinigkeiten ſind es, in die er manchmal fällt. Ein Solcher erleichtert ſich auch den Weg des Evangeliums. Mit manchen Geboten hat es nach ſeinem Urtheile nicht viel auf ſich: ſie ſind mehr ein Rath für Solche, welche nach beſonderer Vollkommenheit trachten. Unter dem Deckmantel dieſes Grundſatzes geht man über Alles leicht hinweg, und macht ſich aus den wichtigſten Dingen kein Gewiſſen. — Endlich noch Andere thun es

3) aus Menſchenfurcht. Sie fürchten ſich, verlacht und verſpottet, oder als ſeichte Köpfe, als Finſterlinge verſchrien zu werden; ſie beſorgen, es zu keinem Amte, zu keiner Anſtellung zu bringen, oder vom Umgange mit gewiſſen Menſchen ausgeſchloſſen zu werden. Um dieſen vermeintlichen Uebeln zu entgehen, ſucht

man ſein Gewiſſen zu betäuben und ſich einer verkehrten Welt zu akkommodiren. Man macht ihre ärgerlichen Moden mit, nimmt Theil an ihren ſündhaften Luſtbarkeiten, lacht zu ihrem Muthwillen und ihren Ausgelaſſenheiten. Hingegen ſchämt man ſich der Uebungen ſeiner Religion, und ſucht Alles zu beſeitigen, was daran erinnern könnte.

21. Von dem irrenden oder falſchen Gewiſſen.

Es iſt die Frage entſtanden, ob es überhaupts ein irrendes Gewiſſen geben könne. In den ältern Zeiten hat man daran nicht gezweifelt; in den neuern aber hat man dieſe Behauptung manchmal als einen Unſinn bezeichnet. Allein die Sache verhält ſich alſo: Wenn ſich die Vernunft im Menſchen als Gewiſſen äußern, d. h. wenn ſie über den moraliſchen Werth oder Unwerth einer von ihr ſelbſt zu ſetzenden oder ſchon vollbrachten Handlung ausſprechen ſoll, ſo muß ſie zuerſt das auf den vorliegenden Fall anwendbare Sittengeſetz erkennen, und die zu ſetzende oder vollbrachte Handlung damit vergleichen, um ihre Harmonie oder Disharmonie mit demſelben zu erkennen; nun kann man allerdings ſowohl bezüglich des Sittengeſetzes, als in Hinſicht der Unterordnung des gegebenen Falles unter dieſe Regel irren, und inſoferne gibt es auch ein irrendes Gewiſſen. Das irrende Gewiſſen beſteht alſo darin, daß es Falſches befiehlt, weil es entweder das Vorhandenſein eines beſtehenden Sittengeſetzes nicht kennt, oder in der Subſumirung des gegebenen Falles unter dasſelbe falſch urtheilt.

Man kann aber auf doppelte Weiſe in einen Irrthum gerathen: entweder iſt man daran ſchuldig oder unſchuldig; im erſtern Falle iſt der Irrthum überwindlich, im letztern unüberwindlich. Man hat in Abrede geſtellt, daß es ein unüberwindlich irrendes Gewiſſen gebe, indem man ſagte, der Irrthum entſpringe jedes Mal aus der frei reflektirenden Urtheilskraft, ſei alſo immer zufällig und daher überwindlich. Aber dieſes gilt nur im Allgemeinen, und iſt nicht für jeden einzelnen Menſchen anwendbar. Es gibt allerdings Fälle, wo der Einzelne in ſeinem Urtheile ſich irrt, ohne daß es ihm auf dem Standpunkte ſeiner Beſchränkung möglich iſt, richtig zu urtheilen. Die irrige Vorſtellung iſt nun freilich für den auf ſolche Art Irrenden ſubjektive Wahrheit, weil

er in ſeiner Lage nicht anders denken konnte; aber deßwegen wird ſein Irrthum nicht objektive Wahrheit. Dabei bleibt aber immer wahr, daß der Irrthum nicht an ſich, ſondern nur für dieſen Menſchen und in dieſer Lage unüberwindlich iſt.

Es gibt alſo ein unüberwindlich irrendes Gewiſſen. Je nachdem nun das Gewiſſen überwindlich oder unüberwindlich irrt, iſt auch eine Handlung ſtrafbar oder unſtrafbar. Wer in ſeinem Gewiſſen unüberwindlich irrt, der wird bei ſeiner vorhabenden Handlung nicht den mindeſten Zweifel haben, daß er unrecht thut, er wird vielmehr für ſich die Ueberzeugung haben, daß er ein Gott wohlgefälliges Werk ausübt. Ein Solcher iſt ſchuldig nach ſeinem Gewiſſen zu handeln, obſchon es irrt, und er würde ſündigen, wenn er ihm nicht folgte. Denn eben deßwegen, weil der Irrthum eines ſolchen Gewiſſens nicht kann überwunden werden, ſo verhält es ſich in Rückſicht auf den Handelnden, als wenn er ein richtiges und wahres Gewiſſen hätte, dem man zu folgen verpflichtet iſt. Anders verhält ſich die Sache, wenn das Gewiſſen überwindlich irrt. In dieſem Falle wird ſich in der Seele deſſen, der etwas thun will, ein Zweifel oder ein Verdacht regen gegen die Erlaubtheit der vorhabenden Handlung; ferners wird er ſich angetrieben fühlen, den Zweifel durch Erforſchung abzulegen. Wer nun mit einem überwindlich irrenden Gewiſſen handelt, ſündiget auf jeden Fall, wenn er eine Handlung vornimmt; denn er thut entweder anders, als ſein Gewiſſen ihm befiehlt, und ſündiget dadurch, daß er gegen ſein Gewiſſen handelt, oder er handelt ſeinem Gewiſſen gemäß, und dann ſündiget er gegen ein beſtehendes Geſetz. Daraus leuchtet es von ſelbſt ein, daß man mit einem überwindlich irrenden Gewiſſen nicht handeln darf, ſondern man hat die Pflicht, den Irrthum durch Erforſchung der Wahrheit abzulegen; denn wer den Irrthum nicht ablegen will, verharrt freiwillig darin, und ſündiget eben dadurch. Wem es aber Ernſt iſt, aus ſeinem irrigen Gewiſſen ſich herauszuwinden, der wird Alles, was er thun will, zuvor reiflich überlegen, und ſchon dadurch wird er oft vom Irrthume befreit; denn man irrt ſehr oft aus Uebereilung und Unbeſonnenheit. Iſt aber der Verſtand zu ſchwach, als daß er bei aller Ueberlegung die Wahrheit einzuſehen vermag, ſo muß man gewiſſenhafte und kluge Männer zu Rathe ziehen, man muß gute

Bücher leſen, auf die Beiſpiele, Grundſätze und Handlungen der Heiligen und Tugendhaften überhaupts ſehen; ſich aber ſorgfältig vor dem Umgange mit Böſen hüten. Freilich iſt die Handlung oft ſo dringend, daß es nicht möglich iſt, zuvor noch fremden Rath einzuholen. Wird nun einem ſein Irrthum, der freiwillig, weil überwindlich geweſen iſt, nicht mehr zur Sünde angerechnet werden? Gewiß; denn ein überwindlicher Irrthum macht immer mehr oder weniger ſtrafbar. Indeß bemerkt ein Moraliſt, daß hier einer Handlung das Sündhafte genommen werde durch die Bereuung der gegebenen Urſache; denn nun iſt die Handlung nicht mehr freiwillig irrig, ſondern der Irrthum wird unüberwindlich, weil der Wille da wäre, ihn abzulegen, es aber in der That zu thun, eine Unmöglichkeit iſt. Wir aber ſagen, daß hier überhaupts der Fall gegeben iſt, der wahrſcheinlichen Meinung zu folgen.

22. Welch ein Unglück es um ein falſches, eingeſchläfertes Gewiſſen iſt.

Das Auge, ſagt Jeſus Chriſtus einmal, iſt das Licht deines Leibes. Iſt dein Auge rein, ſo wird dein ganzer Leib licht ſein; wenn es aber ſchalkhaft iſt, ſo wird auch dein Leib finſter ſein. Sieh alſo zu, daß nicht das Licht, welches in dir iſt, Finſterniß ſei. Luk. 11, 35. Das Auge, von welchem hier Jeſus Chriſtus redet, iſt nichts Anders, als das Gewiſſen, welches einen jeden Menſchen erleuchtet und die Richtſchnur ſeiner Handlungen iſt. Iſt das Gewiſſen rein und vom heiligen Geiſte geleitet und erleuchtet, ſo ſind all unſere Handlungen Werke des Lichtes. Alles, was wir thun, iſt heilig und Gott wohlgefällig. Wird hingegen das Gewiſſen, welches die Leuchte unſerer Seele iſt, in Finſterniß verwandelt, ſo werden all unſere Handlungen Werke der Finſterniß. Iſt es bei einem Menſchen dahin gekommen, ſo iſt ſein Leben eine fortgeſetzte Kette von Sünden und Laſtern. Es gibt faſt keine Sünde, die ein Solcher nicht begeht. Denn welche Pflichten verletzt er nicht, welche Geſetze übertritt er nicht? Welche liſtige Streiche ſpielt er nicht? Welche Betrügereien erlaubt er ſich nicht? Welchen Wucher begünſtiget er nicht? Welche Prozeſſe, und ſind ſie auch noch ſo ungerecht, rechtfertiget er nicht? Welchen Stolz und welche Grauſamkeit billigt er nicht? Welche Feindſchaften unterhält er nicht?

Welche Rache unterſtützt er nicht? Wozu hat nicht die Juden ihr falſches Gewiſſen verleitet? Sie kreuzigten Jeſum, die reinſte Unſchuld, und glaubten dabei ſogar ein Gott wohlgefälliges Werk auszuüben. Und merket, ſie ſcheuten ſich zu Pilatus hinzugehen, weil ſie beſorgten, ſich dadurch zu verunreinen, und ſich unwürdig zu machen zum Genießen des Oſterlammes; aber ſie machten ſich kein Gewiſſen daraus, ſich mit dem Blute des Gerechten zu beflecken. In einen ähnlichen Widerſpruch verwickeln ſich noch heut zu Tage gar Viele; ſie ſeigen Mücken, aber ſie verſchlucken Kameele. So überläßt man ſich den grauſamſten Rachegefühlen, man bemächtiget ſich der Güter ſeines Nächſten, man drückt Wittwen und Waiſen, man beraubt die Armen und verfolgt die Schwachen; während man mit phariſäiſcher Gewiſſenhaftigkeit gewiſſe, äußere Gebräuche beobachtet.

Der heilige Bernard nennt ein ſolch falſches, eingeſchläfertes Gewiſſen einen unerſchöpflichen Abgrund von Sünden; ein tiefes, ſchreckliches Meer, in welchem es wimmelt von kriechenden, häßlichen Thieren. Warum von kriechenden Thieren? Weil, gleichwie, ſagt derſelbe Kirchenlehrer, ein kriechendes Thier unbemerkt ſich einſchleicht, alſo auch die Sünde in ein ſolches Gewiſſen ganz unbemerkt eindringt. Hier, fährt der heilige Bernard fort, wird der Neid, die Mißgunſt und der Haß ausgebrütet; hier entſtehen Verleumdungen, Treuloſigkeiten, Gehäſſigkeiten und Feindſchaften; hier wachſen auf laſterhafte Neigungen und fleiſchliche Begierden und Lüſte; hier verbirgt ſich der Stolz unter der Maske der Demuth, die Heuchelei unter dem Mantel der Frömmigkeit; hier befinden ſich alle Laſter beiſammen: und dieß ſind die häßlichen, kriechenden Thiere, die da eingedrungen ſind. Bei einem ſolchen Gewiſſen begeht man das Böſe ungeſcheut und bleibt dabei ganz ruhig. Denn man findet gegen dasſelbe keinen Widerſtand, und fühlt ſich auch nach der That nicht im Mindeſten beunruhiget. Gerade dieſer Friede aber iſt das Gefährlichſte. Ein Gewiſſen, das in Folge der begangenen Sünde beunruhiget wird läßt noch einige Hoffnung auf das Heil übrig; denn man wird, ſich ſeiner Sünde noch bewußt und mit Vorwürfen über ſie beläſtiget. Wer aber dieſe Vorwürfe nicht mehr fühlt, ja weſſen Gewiſſen mit der ſchändlichen That einſtimmt, ſie billiget und vielleicht ſogar lobt, der iſt faſt

rettungslos verloren; in ihm ist das Licht selbst zur Finsterniß geworden, wie könnte er noch den rechten Weg finden? Darum gibt es für den Menschen keine größere Strafe, als wenn Gott auf solche Weise ihn heimsucht, und ihn der Art blendet, daß er das Böse für gut hält, oder jenes im vollen Frieden seiner Seele vollbringt.\

23. Ein schuldlos irrendes Gewissen oder eine unüberwindliche Unwissenheit dürfte in unsern Tagen und in unsern Ländern eine Seltenheit sein.

Es läßt sich nicht läugnen, daß es an und für sich ein schuldlos irrendes Gewissen geben kann; aber unter uns und vorzüglich in unsern Tagen wird dieser Zustand in den meisten Fällen mehr oder weniger verschuldet sein. Ja, unsere Zeiten sind zu aufgeklärt, in unsern Tagen wird zu viel geprediget, als daß Jemand sich auf seinen Irrthum zur Entschuldigung für seine verkehrte Handlung berufen könnte; im Gegentheile, es läßt sich behaupten, daß fast ein Jeder, der dem Lichte der Gnade, welches Gott so überflüssig über Alle ausgießt, getreulich folgt, und der die Mittel gebraucht, welche ihm der Himmel so gnädig zur Erlangung seines Heiles an die Hand gibt, sicherlich auch zur Erkenntniß seiner Pflichten kommen wird. Sagt nur selbst, wenn ihr in wichtigen Sachen Mißtrauen in euch selbst setzen; wenn ihr, ehe ihr einen Entschluß fasset, einen aufrichtigen Freund zu Rathe ziehen; wenn ihr denen, von welchen ihr die Wahrheit lernen könntet, einen freien Zutritt zu euch gestatten, dagegen die Schmeichler von euch entfernen; wenn ihr den Dienern des Herrn ein williges Ohr leihen und insbesonders die Vorschriften befolgen würdet, die sie euch so vielfältig im Beichtgerichte in das Bewußtsein rufen: würde wohl in euch ein irrendes und falsches Gewissen entstanden sein? Euer Irrthum hat also nur in euerer Trägheit oder in euerm Widerwillen gegen die Wahrheit seinen Grund. Wie wollet ihr aber mit einem solchen Irrthume euere Werke entschuldigen? Wenn die Heiden, welche in der Finsterniß des Unglaubens geboren werden, oder solche Menschen, die ohne Erziehung aufwachsen und keinen Unterricht genießen, sich mit Unwissenheit entschuldigen, so mag man es gelten lassen; aber wie wollet ihr, Christen, euch darauf

berufen, denen es ſo leicht gemacht iſt, zur Erkenntniß der Wahrheit zu gelangen, und denen das Licht faſt auf allen Wegen entgegen getragen wird? Eine ſolche Entſchuldigung dient zu Nichts, als daß ſie euch noch ſtrafbarer macht; denn es iſt dieß nur ein eitler Vorwand, gleichſam nur ein Deckmantel, in welchen ihr euere Bosheit hüllen wollet. Darum ſage Keiner zu ſeiner Rechtfertigung mehr: Ich weiß, oder ich verſtehe es nicht beſſer; ſondern gebe ſich vielmehr ein Jeder Mühe, daß er ſeine Pflichten beſſer kennen lerne. Es hängt ganz von ihm ab; er darf nur wollen, und er wird von ſeinem Irrhume befreit werden.

24. Es fehlt nicht an Solchen, die abſichtlich in der Unwiſſenheit verharren, und daher ſelbſt Schuld an ihrem irrenden Gewiſſen ſind.

Es fehlt nicht an Solchen, auf welche man die Worte des heiligen Hieronymus anwenden kann: Sie freuen ſich, wenn ſie ſich ſelbſt hintergehen, und rechnen ſich ihre Verblendung für eine Wohlthat an. Man muß allerdings ſtaunen, daß es Menſchen geben kann, die ſo weit in der Bosheit gehen, daß ſie deßwegen das Licht der Erkenntniß fliehen, um keinen Unterſchied zwiſchen gut und böſe kennen zu lernen, und ungeſcheut das Letztere thun zu können. Und doch iſt ihre Zahl Legion. Man darf ſich dabei nicht auf die Irrgläubigen berufen, von denen Viele abſichtlich mit geſchloſſenen Augen bei der Wahrheit vorübergehen; auch unter den Kindern der Kirche gibt es ſolche Nachteulen in zahlloſer Menge, die das Licht nicht ertragen können, ſondern die Nacht der Unwiſſenheit ſuchen. Dieß ſind jene Namenkatholiken, die in ihren Sünden muthwillig verharren; welche die Verkündigung des göttlichen Wortes fliehen, um von dem Blitze, der da oft durch Gottes Erbarmung in ein verſtocktes Herz hineinfährt, nicht getroffen zu werden, und die gleichgiltig an unſern Beichtſtühlen vorübergehen, oder wenn ſie je einmal in dieſelben hineintreten, es nur zum Scheine thun, daher auch ihre Krankheiten nie entdecken und ſich ſchon einen Beichtvater wählen, von dem ſie wiſſen, daß er alles ohne Rüge durchläßt. Warum geſchieht Solches? Die Antwort hierauf hat ſchon der Heiland gegeben: Weil ihre Werke böſe ſind. Sie wollen ungeſtört in ihren Sünden fortleben; darum

fürchten sie es, an ihre Pflichten erinnert und zur Erfüllung derselben ermahnt zu werden.

Dieß sind jene Kinder der katholischen Kirche, denen zwar manchmal das Gewissen Vorwürfe macht, ob denn dieß oder jenes auch erlaubt sei; die aber unbekümmert um solche Zweifel in der Sünde fortfahren und die Einsprechungen Gottes sich ausschlagen, aus Besorgniß, das Gewissen möchte ihnen verbieten, was sie gerne thun, und die so lange ihr Gewissen zu beschwichtigen suchen, bis dasselbe endlich ganz verstummt.

Dieß sind jene katholische Christen, die gutem Rathe kein Gehör schenken, sondern solche zu ihren Rathgebern und Freunden sich wählen, die ihren Sünden schmeicheln; die daher auch jedem Unterrichte und jeder Belehrung ausweichen; und die sich die Ohren verstopfen, damit sie nicht beunruhiget werden. Deßwegen erregt bei ihnen die Wahrheit auch nur Widerwillen, ja selbst Zorn. Gerathen sie zufällig in eine Predigt, wo ihnen ihre heimlichen Laster vorgeworfen werden, so machen sie es wie der Landpfleger Felix mit dem Apostel Paulus. Felix war ein großer Sünder, er hatte sich ehebrecherischer Weise eine gewisse Drusilla als Gemahlin beigelegt; er war ein ungerechter Richter, indem er die Unschuldigen verurtheilte und die Schuldigen freisprach; er übte heimliche Rache und vergoß durch die Hände von Meuchelmördern unschuldiges Blut. Der heilige Paulus hielt in seiner Gegenwart eine eindringliche Predigt über das Gericht. Felix zitterte im Bewußtsein seiner Verbrechen vor Furcht am ganzen Leibe; aber statt den Apostel noch weiter anzuhören, und dadurch zur Buße angeeifert zu werden, ließ er die Rede abbrechen und den heiligen Paulus abführen. Gerade so verfahren jene Christen, die absichtlich in der Täuschung festgehalten werden wollen. Werden sie auf ihre Seelengefahr aufmerksam gemacht, so sind sie des Zuhörens überdrüßig, und können sie auch nicht sogleich die Kirche verlassen, so wenden sie ihre Gedanken auf andere Dinge. Wird von andern Personen erzählt, welche Laster dieser oder jener Prediger gegeißelt hat, so suchen sie schnell der Rede eine andere Wendung zu geben, oder geben sich die Mühe, den Prediger selbst zu verdächtigen, indem er noch zu sehr finstern Grundsätzen huldige, und zu wenig aufgeklärt sei, daher für unsere Zeiten nicht mehr passe. Kommt

Solchen zufällig ein Buch in die Hand, welches ernſte Wahrheiten zu Gemüthe führt, ſo legen ſie es ſchnell hinweg, um ja nicht beunruhiget zu werden.

O wie beſammernswerth iſt der Zuſtand ſolcher Menſchen! Sie ſind blind, aber ſie freuen ſich ihrer Blindheit. Ihnen geſchieht vom Teufel, was der Prophet Eliſäus an den Soldaten des Königs von Syrien gethan; er verblendete ſie durch Gottes Zulaſſung dergeſtalt, daß ſie nicht wußten, wohin ſie gingen. Ich bitte dich, flehte Eliſäus, ich bitte dich, o Herr! ſchlage dieſes Volk mit Blindheit. Und der Herr ſchlug ſie, daß ſie nicht ſahen. 4. König. 6. So führte er ſie blind über das Feld; und die Krieger folgten und gingen wohlgemuth fort, nicht wiſſend, wo ſie waren, bis ſie endlich in der Stadt Samaria mitten unter ihren Feinden ankamen. So laſſen ſich jene, die abſichtlich in der Täuſchung verharren, vom Teufel durch das Leben führen; ſie wiſſen nicht, wohin ſie gehen, bis ſie endlich mitten in der Hölle angekommen ſind, wo ihnen freilich die Augen aufgehen werden, aber leider zu ſpät.

25. Wie viel Sünden aus ſtrafbarer Unwiſſenheit begangen werden.

Es iſt ſchauderhaft, wie viel Sünden allenthalben aus ſtrafbarer Unwiſſenheit begangen werden. Die minder Begüterten entfremden den Reichen, die Dienſtboten den Herrſchaften, die Handwerksleute den Kundſchaften mancherlei Dinge, die in ihrer Einzelnheit oft nur Kleinigkeiten ſind, die aber im Lauf der Zeit eine erhebliche Summe ausmachen. Man läßt es ſich nicht einfallen, daß dieſes gefehlt ſein könnte; man denkt ſich vielmehr, Solches ſchade dem Reichen nicht; denn er ſpüre es nicht. Wie viel Ungerechtigkeiten begeht man dadurch, daß man den Arbeitern ihren Lohn vorenthält, oder denſelben ihnen verkürzt; ferners indem man leichtfertig Schulden macht, und das auf ſolche Weiſe Entlehnte oft auf die leichtfertigſte Art durchbringt. Statt dieſes für eine Sünde zu halten, rechnet man ſich es nicht ſelten zu einer Tugend an; denn der Eine ſagt: Man muß genau und haushälteriſch ſein; der Andere aber rechnet es ſich zum Verdienſte an, daß ihm die zeitlichen Güter gleichgiltig ſind, und ſein Herz an denſelben nicht hängt. Wie viele Lügen und falſche Zeugniſſe kommen nicht bei

Eheleuten, Dienstboten und Hausangehörigen vor, die da meinen, um Friede und Eintracht zu erhalten, dürfe man schon manchmal die Wahrheit verletzen und sich auch eine Lüge erlauben. Wie oft wird das Gebot Christi übertreten: Ich sage euch, liebet euere Feinde! Jahre lang nährt man Haß und Groll im Herzen, verfolgt den Feind mit rachsüchtigen Blicken, weicht ihm aus, wo man kann, und würdiget ihn keines freundlichen Wortes. Bei allem dem glaubt man nicht Unrecht zu thun; denn es heißt: „Ich thue ihm ja nichts Schlimmes, ich füge ihm keinen Schaden zu.“ Oder: Er hat mich beleidiget, er muß mir daher auch zuerst entgegenkommen. Wie wird die Nächstenliebe verletzt durch freventliches Urtheil, durch Tadel und Verläumdung; aber man hält dieses nicht für die geringste Sünde, weil die Fehler des Nächsten bereits bekannt wären, oder weil man nur seinen Vertrauten, und zwar unter dem Siegel der Verschwiegenheit solche Mittheilungen mache. Wie vieler Sünden macht man sich schuldig durch Liebkosungen und ärgerliche Vertraulichkeiten; aber da sagt man: Ich will nichts Böses, nicht einmal ein Gedanke kömmt mir dazu; es geschieht nur, um sich angenehm zu unterhalten. Man geht weiter: schreibt unreine Briefe, erlaubt sich wollüstige Küsse, beschäftiget sich in Gedanken immer mit unreinen Vorstellungen. Aber auch dieses ist keine Sünde; denn es sind nur Gedanken, und das Uebrige ist nur eine gewisse Artigkeit und Aufmerksamkeit, die man sich einander erweiset. Wie vieler fremden Sünden macht man sich schuldig, indem man es unterläßt, seine Mitbrüder zu belehren. Allein dabei denkt man sich: Was gehen mich Andere an; ich habe für mich selbst genug zu thun. Und auf ähnliche Weise verfährt man noch in vielen andern Fällen. Man sündiget, und weiß es nicht, will es wenigstens nicht wissen; ja man gibt seiner Sünde oft sogar den Anstrich einer Tugend.

26. Von der sogenannten Gewissenlosigkeit.

Unter Gewissenlosigkeit versteht man nicht einen Menschen, der sein Gewissen ganz und gar verloren hat, sondern nur einen Zustand, in welchem das Gewissen völlig abgestumpft und eingeschlummert ist. Der Gewissenlose ist wenigstens unter uns Christen immer selbst mehr oder weniger an seinem Zustande, in wel-

chem er ſich befindet, Schuld; denn die Gewiſſensloſigkeit entſpringt unter Andern hauptſächlich aus Unwiſſenheit und aus böſem Willen.

Es läßt ſich nicht in Abrede ſtellen, daß heut zu Tage eine große Verwirrung in den Begriffen von Recht und Unrecht, von Tugend und Sünde herrſcht; aber es läßt ſich auch nicht leugnen, daß die Meiſten ſich freiwillig in dieſer Verwirrung befinden und abſichtlich darin verbleiben. Sie rechtfertigen ihren Zuſtand durch gewiſſe Sprüche, welche die Welt eingeführt hat, um ſchwache Geiſter zu täuſchen. So ſagt Einer: „Viel wiſſen macht Kopfweh"; — ein Anderer ſpricht: „Was ich nicht weiß, macht mich nicht heiß." Gar Viele meinen, je weniger ſie von ihren Pflichten wüßten, deſto weniger hätten ſie zu verantworten, wenn ſie dieſelben nicht erfüllen. Von dieſem Irrwahne geleitet, legen ſie es darauf an, in der Dunkelheit zu bleiben, und meiden Alles, was ſie aufklären könnte. Sie fürchten, das Licht der Wahrheit möchte ihnen zu viele Pflichten vorhalten, die ſie doch nicht erfüllen wollen, oder möchte gar zu viel Strafbares an ihrem Wandel erkennen laſſen, zu deſſen Beſſerung ſie ſich doch nicht entſchließen mögen. Dieſe freiwillige Unwiſſenheit iſt der erſte Schritt zur Gewiſſensloſigkeit.

Noch weiter fortgeſchritten ſind diejenigen, welche ihre beſſere Ueberzeugung verleugnend, eine falſche Auslegung des Geſetzes, eine betrügeriſche Umgehung ihrer Pflicht ſich erlauben. Gar Viele wiſſen recht wohl, wie unerlaubt das iſt, was ſie thun; aber ihren böſen Neigungen zu Liebe ſuchen ſie ſich ſelbſt zu täuſchen, indem ſie das Böſe in dieſem Falle als erlaubt, oder wenigſtens als gleichgiltig hinſtellen, ja oft ſogar ihm den Schein einer Tugend zu geben wiſſen; das Gute hingegen, zu deſſen Uebung ſie ſich verpflichtet fühlen, wobei ſie aber ihren böſen Neigungen Gewalt anthun müßten, ſtellen ſie unter allerlei nichtigen Vorwänden als ſie nicht verpflichtend dar, oder geben die Vorſchriften, welche die Religion ihnen vorhält, für eine durch menſchlichen Wahn eingeſchlichene Uebertreibung der eigentlichen Schuldigkeit aus; mit einem Worte, ſtatt, wie es ihre Pflicht wäre, ihre Neigungen nach dem Gewiſſen zu ordnen, zwingen ſie ihr Gewiſſen, ſich in ihre böſen Neigungen zu fügen, und nichts zu mißbilligen, was dieſen angenehm iſt. Sie fragen weder das Gewiſſen um Rath über das,

was sie vorhaben, noch rufen sie sein Urtheil an über das, was sie vollbracht haben, und wenn es zuweilen ungefragt seine mahnende oder strafende Stimme erhebt, so wird es mit Gewalt zum Schweigen gebracht; denn man will einmal keine bittern Vorwürfe hören, und in seinen Lieblingssünden nicht gestört werden; man merkt lieber auf die Stimme der Verführer, welche derlei Bedenken uns ausreden; man tröstet sich lieber mit der großen Menge derjenigen, welche ebenso leben. Ein solcher Mensch wird in kurzer Zeit gewissenslos werden, so daß ihm bald auch die ruchlosesten Handlungen nicht mehr sündhaft erscheinen; er macht sich aus Nichts mehr ein Gewissen. Alles, was ihm zur Befriedigung seiner Begierden dienlich scheint, hält er auch für erlaubt. Dinge, schon vor deren Vorstellung Andere zurückschaudern, wird ein solch Gewissensloser ohne Bedenken vollbringen. Er wird die gräulichsten Gotteslästerungen, die boshaftesten Lügen, die unfläthigsten Reden, falsche Eidschwüre mit lachendem Munde aussprechen. Er wird die himmelschreiendsten Ungerechtigkeiten, die kränkendsten Lieblosigkeiten und Laster, deren Namen man nicht nennen mag, verüben, ohne sich einen Vorwurf darüber zu machen. Daraus läßt sich zugleich abnehmen, welch ein schädliches und gefährliches Mitglied der Gewissenslose für die menschliche Gesellschaft ist, und wie sehr man im Umgange mit ihm auf der Hut sein muß, um nicht zu Schaden zu kommen. Cf. Himmelstein's Predigten.

27. Ein verstocktes Gewissen oder Verhärtung des Herzens und Verblendung des Verstandes ist gewöhnlich die Folge des Mißbrauches der göttlichen Gnade.

Der Mensch hat nicht schon von Natur aus ein verstocktes Gewissen, sondern ist gewöhnlich selbst die Ursache seiner Verhärtung; denn je länger Einer mit Absicht und Willen im Bösen verharrt, und je öfter er der göttlichen Gnade widerstreitet, desto mehr zieht er sich diesen Zustand zu. Darum heißt es in der heiligen Schrift: Wenn du die Stimme Gottes, deines Herrn, nicht hören willst, so schlage dich der Herr mit Wahnwitz und Blindheit und mit Unsinn; du sollst herumtappen am Mittag, wie die Blinden im Finstern pflegen zu tappen, und sollst nicht finden deine Wege.

5. Moſ. 28. Mit dieſer Blindheit hat Gott den Pharao geſtraft. Daher heißt es: Der Herr verhärtete das Herz des Pharao, und ſein Herz, und ſeiner Diener Herz ward beſchwert und über die Maßen verſtockt. 2. Moſ. 9. Mit dieſer Blindheit hat Gott auch die Juden geſchlagen, wie der Evangeliſt Johannes ſchreibt: Er hat ihre Augen verblendet und ihr Herz verſtockt, daß ſie mit den Augen nicht ſehen, und mit dem Herzen nicht verſtehen, noch ſich bekehren, noch ich ſie heile. Joh. 12, 40. Es iſt nun allerdings wahr, Gott will nicht den Tod des Sünders, ſondern, daß er ſich bekehre und lebe. Allein wenn Gott den Menſchen lange Jahre hindurch mit Gnaden überhäuft hat, wenn er lange ſeinem Laſterleben mit Sanftmuth nachgeſehen; wenn er ſieht, wie dieſer Erdenwurm ſich erdreiſtet, alle Einſprechungen zu verachten und alle Gnaden zurückzuweiſen; wenn Gott ſieht, wie er vermeſſentlich auf ſeine Barmherzigkeit ſündiget, oder ſeiner Strafgerichte nur ſpottet: da rächt endlich der Herr den ſchwarzen Undank des widernatürlichen Kindes; er entzieht ihm ſeine beſondern Gnaden, gibt ihm keine klare Erkenntniß der ewigen Wahrheiten mehr; der Begriff von Sünde und Recht verdunkelt ſich immer mehr; das Gewiſſen wird immer weiter, tadelt die Uebertretungen der Gebote Gottes immer weniger, und ſchweigt endlich ganz; es tritt allmälig ein Zuſtand der Verſtocktheit ein. Das, ſchreibt der heilige Auguſtin, iſt die gerechte Strafe der Sünde, daß ein Jeder verliere dasjenige, was er nicht hat gebrauchen wollen, damit derjenige, welcher wiſſentlich das Gute nicht thut, endlich nicht mehr wiſſe, noch verſtehe, was gut iſt. Und der heilige Bernard ſagt: Billig iſt ihr unverſtändiges Herz verfinſtert; denn da ſie die erkannte Wahrheit verachteten, haben ſie mit Recht die Strafe bekommen, daß ſie dieſelbe nicht mehr erkannten. Daraus iſt klar, daß der Menſch ſelbſt Schuld iſt an ſeiner Verſtockung.

28. Wie traurig der Zuſtand der Verſtocktheit iſt.

Es gibt nichts Schlimmeres als ein verſtocktes Herz. Ein ſolcher Menſch hat einen Ekel an allem Guten; es vergeht ihm alle Luſt zum Gebete, das bloße Kirchengehen fällt ihm ſchon ſchwer; die Andacht widert ihn an; er findet Widerwillen an dem göttlichen Worte, oder er geht nur hin, um ſich über den Prediger

luſtig zu machen und ihn zu verſpotten; das Verlangen nach irdiſchen Gütern, nach Freuden und Vergnügungen wächſt mit jedem Tage. Aber gerade dadurch ſteigt das Uebel immer höher; die Abkehr von Gott wird immer größer, ſo daß endlich das Herz völlig verhärtet, welches gegen Belohnungen und Strafen in gleichem Grade unempfindlich iſt. Ich habe ſie geſättiget, klagt der Herr bei dem Propheten Jeremias, da haben ſie Ehebruch begangen. Und wiederum ſpricht der nämliche Prophet zu Gott: Herr, du haſt ſie geſchlagen, und ſie haben es nicht empfunden; du haſt ſie gedrückt, ſie aber haben die Züchtigung nicht annehmen mögen, ſondern ſie haben ihr Angeſicht härter gemacht als Felſen, und haben nicht zurückkehren wollen. Sie haben den Herrn verleugnet und geſagt: Er iſt es nicht. Jerem. 5. Solche Menſchen rührt alſo weder der Zorn, noch die Gnade; ſie ſehen in keiner Schickung, die ſie trifft, die Hand des Herrn; Alles iſt ihnen Zufall. Mögen Solchen die Frommen noch ſo herzlich gemeinte Ermahnungen geben, ſie werden nicht gehört, ſondern als aberwitzige Leute verſchrien. Kann es alſo etwas Schlimmeres geben als Verſtocktheit? Sie iſt ein Uebel, aus dem ſich nicht das Mindeſte Gute erzielen läßt, weil man dabei immer tiefer in den Schlamm der Sünde hineinfällt, und ſich alle Wege zur Rückkehr zu Gott verſchließt. Dieſes iſt jenes ſchreckliches Wehe, das Gott durch den Propheten Oſeas ſolchen, in ihrer Bosheit veralteten Sündern zuruft, indem er ſagt: Wehe ihnen, wenn ich von ihnen werde abgewichen ſein. Oſeas 9. Dieß iſt jener Grimm des Herrn, wovon David mit innigen Seufzern bewahrt zu bleiben fleht: Herr, ſtrafe mich nicht in deinem Zorne und verdirb mich nicht in deinem Grimme. Pſ. 6. Für die verſtockten Sünder, ſagt der heilige Ambroſius, iſt es beſſer zu ſterben, als zu leben. Es iſt dieſes für den erſten Augenblick ein ſchrecklicher Ausſpruch, und dennoch iſt er in der rechten Auffaſſung richtig. Denn je länger ſolche Sünder leben, ein deſto größeres Maaß der Ruchloſigkeit häufen ſie an, und deſto ſchlimmer wird es in der Ewigkeit um ſie ſtehen; denn mit den Sünden, die ſie hienieden begehen, wächſt jenſeits auch die Qual; in ſo ferne kann man allerdings ſagen, daß für einen Sünder, welcher der Art verſtockt iſt, daß eine Beſſerung nicht mehr eintritt, der Tod faſt noch beſſer iſt als das Leben. Darum wollen wir

täglich Gott anflehen, er möge uns vor dem ſchrecklichſten Uebel, vor der geiſtigen Blindheit und Verſtocktheit bewahren.

29. Ueber die Selbſtkenntniß.

Mehre Philoſophen des Alterthums hielten die Selbſtkenntniß für ſo wichtig, daß ſie die ganze Sittenlehre darauf zurückführten. „Lerne dich ſelbſt kennen!“ war ihr oberſtes Sittengeſetz. Auch das Chriſtenthum erkennt die Wichtigkeit dieſes Grundſatzes, und verlangt von ſeinen Anhängern, daß ſie ſich ſelbſt kennen lernen.

Sich ſelbſt kennen, heißt aber ſeinen Urſprung und ſeine Beſtimmung erkennen; heißt erkennen, was man iſt, was man vermag, und was nicht; es heißt die Verhältniſſe erkennen, in welcher man zu Gott und zu ſeiner Umgebung ſteht; es heißt ſeine Unternehmungen nach dem Maße ſeiner Kräfte und ſeiner Pflichten bemeſſen. Viel gehört alſo dazu, ſich ſelbſt zu kennen, und die Wenigſten kennen ſich ſelbſt. Aber gerade dieſes iſt die vorzüglichſte Quelle ihres Verderbens. Denn wer ſich nicht ſelbſt kennt, der tappt umher, wie ein Blinder, und iſt ſtets in Gefahr, anzuſtoſſen oder in einen Abgrund zu fallen; er iſt ein Spielball ſeiner Leidenſchaften. Man gewahrt oft alte Leute, die ſelbſt im vorgerückten Alter noch die Fehler ihrer Jugend an ſich haben. Dieß kömmt hauptſächlich daher, weil ſie nie über ſich ſelbſt nachgedacht haben. O wenn man den Faden der menſchlichen Thorheiten verfolgen und im ſtürmiſchen Leben eines Böſewichts von Laſter zu Laſter emporſteigen wollte, ſo würde man gar oft finden, daß Mangel an Achtſamkeit auf ſich ſelbſt der erſte Ring in jener Kette iſt, in welcher ſpäter eine ganze Reihe verbrecheriſcher Handlungen ſich aneinanderſchließen. Weil man ſich nicht gekannt hat, deßwegen hat man zu viel auf ſeine Kräfte vertraut, ſich freventlich der Gefahr ausgeſetzt, und iſt in derſelben unterlegen. Dieſer Fall hat die Schranken der Tugend durchbrochen, allmählig iſt man mit dem Laſter vertraut worden, und zuletzt hat dieſes keine andere Grenze mehr gehabt, als die, welche dem Leben geſetzt iſt.

Lerne ſich doch ein Jeder ſelbſt kennen; gewöhne er ſich zum Nachdenken. Dieſes iſt ein koſtbares Schutzmittel gegen die Leidenſchaft. Man ſoll ſich dieſe Tugend ſchon frühzeitig angewöhnen. Wie vielen Fehlern würde man dadurch glücklich entgehen!

Wie oft würde man ſich eine Reue erſparen! Wie viele unpaſſende und beleidigende Reden würden unterbleiben! Heut zu Tage aber macht man ſich ein Vergnügen daraus und rechnet es ſich zum Vorzuge an, frivol und unbedachtſam zu reden.

O denken wir über uns ſelbſt nach, auf daß wir unſere Fehler kennen lernen! Wie kann man ſie denn verbeſſern, wenn man ſie nicht einmal kennt? Die Eigenliebe bietet Alles auf, ſie uns zu verhehlen, oder doch ihre Häßlichkeit unſern Blicken zu entziehen. Wir verfahren hier gegen uns ſelbſt, wie eine übertrieben zärtliche Mutter gegen ihre Kinder. Stets entſchuldigen wir uns; ja wenn ſogar ein Anderer uns auf unſere Schwachheiten auf merkſam macht, werden wir ihm böſe und betrachten ihn als unſern Feind.

Um uns zur Erkenntniß unſerer ſelbſt zu führen, hat Gott auch in ſeiner Kirche die Beicht eingeführt, der die Gewiſſenserforſchung, und daher die Selbſtkenntniß vorausgehen muß. Aber deſſenungeachtet lernen ſich gar Viele nicht kennen. Denn ſie gehen nicht in ihr Inneres hinein, ſondern bleiben auf der Oberfläche ihres Herzens ſtehen. So bemerken ſie nur den äußerlich angeflogenen Staub, nicht aber den in der Tiefe liegenden Unrath. In der heiligen Schrift heißt es: Wenn du dich nicht kenneſt, ſo gehe heraus. Hohel. 1, 7. Dazu bemerkt der berühmte Kanzelredner Vieira: Der Menſch beſitzt in dem Maße Erkenntniß, als er hinausgeht, und ich weiß nicht, wie jene, die nicht hinausgegangen, zur Erkenntniß gelangen können. Doch woraus ſoll der Menſch gehen? Aus dem Leibe. Er ſoll ſich, ſagt der heilige Bernard, den Banden des Leibes entwinden. So lange der Menſch nicht aus dem Leibe herausgehet, erkennt er ſich nicht. Die Heiligen ſagen, um ſich ſelbſt zu erkennen, müſſe der Menſch in ſich gehen. Doch dieſes Herausgehen iſt eben ein Hineingehen; denn es iſt ein Herausgehen aus dem Aeußern des Menſchen, ſeinem Leibe, und ein Hineingehen in das Innere desſelben, ſeine Seele. Sieh, damit du dich ſelbſt kennen lerneſt, mußt du zuvor aus deinem alltäglichen Leben herausgehen, und dann kannſt du erſt in deine Seele hineingehen. Du bringſt es aber nicht einmal zum Herausgehen, geſchweige denn zum Hineingehen. Wie ſollteſt du alſo zur Erkenntniß deiner ſelbſt gelangen? — Um ſich ſelbſt zu erkennen, muß man ſich erforſchen: daher handeln wir im Folgenden zunächſt von der Gewiſſenserforſchung.

30. Die wenigſten Menſchen kennen ſich ſelbſt.

Keine Wiſſenſchaft iſt mit ſo viel Schwierigkeit verbunden, als die Selbſtkenntniß, und es iſt keine Uebertreibung, wenn man ſagt, daß die wenigſten Menſchen ſich ſelbſt kennen. Gewöhnlich gibt ſich der Menſch für mehr aus, und hält ſich für beſſer, als er iſt. Denn ſagt: Was ſind wir denn? Nichts, als elende, armſelige Geſchöpfe, voll Sünde und Laſterhaftigkeit. Wie Wenige ſind von dieſer Wahrheit durchdrungen! Im Gegentheile, die Meiſten halten ſich für gerecht. Sie meinen daher auch der Buße nicht zu bedürfen. Warum ſoll ich denn beichten, ſagt Mancher; ich thue ja ohnehin nichts Böſes. Derjenige aber, der alle Tiefen und Abgründe kennt, und der auch weiß, was im menſchlichen Herzen iſt, ſpricht anders; er ſagt uns, daß ſelbſt der Gerechte des Tages ſiebenmal fehlt. Wie wenig kennſt du dich alſo, wenn du, der du doch ſo unvollkommen biſt, ſelbſt in vielen Monaten nicht ein einziges Mal zu ſtraucheln meinſt, da nach dem Ausſpruche der ewigen Wahrheit ſelbſt der Frömmſte alle Tage wiederholt fällt?

Ach, der Menſch kennt ſich nicht. Wie Viele ſtecken tiefeſt im Schlamme des Laſters, und dennoch erkennen ſie ſich nicht als Sünder. Sie halten die ſchwerſten Vergehen nur für Kleinigkeiten. Manche ſchwelgen Tag und Nacht, und finden ſich bei allen Luſtbarkeiten und Vergnügungen ein; ſie fühlen ſich aber nicht im Mindeſten beunruhiget, im Gegentheile, ſie glauben ganz recht zu thun; denn ſie wären ja noch jung, und da müßte man eine Freude haben. Ein Anderer ſagt bei einer jeden Gelegenheit die gräulichſten Lügen. Aber was thut es, er hilft ſich ja dadurch aus Verlegenheiten. Hier iſt Einer, der ohne Bedenken Meineide ablegt, und darüber zur Rede geſtellt, ganz gleichgiltig antwortet: Warum ſoll es ſo weit gefehlt ſein; dem Andern hat es nicht geſchadet, mir aber genützt. Nicht Wenige halten ſich für fromm, die in der Wirklichkeit nur Heuchler ſind. Weil ſie das Gebet nicht ganz bei Seite ſetzen, dem Gottesdienſte beiwohnen, hie und da ein Almoſen und einige andere an und für ſich löbliche Handlungen verrichten, ſo glauben ſie vollkommen zu ſein; aber daß ihr Herz voll Unlauterkeit iſt, daß ihr Mund bei jeder Gelegenheit

von Gotteslästerungen überfließt, daß ihr Herz nur an der Welt hängt, — an dieses und viel Anderes denken sie nicht. O wie oft täuscht man sich bezüglich seiner Tugenden! Denn wie oft sind sie nur äußere Werke, denen keine gute Meinung zu Grunde liegt; wie oft sind unsere Tugenden bloße gedankenlose Gewohnheiten, oder löbliche Eigenschaften des Temperaments! Es gibt Manche, die fast nie in Zorn gerathen, die Alles mit der größten Sanftmuth ertragen, und sich nie für beleidiget fühlen. Sie setzen vielleicht darein ein großes Verdienst und glauben schon unter jene zu gehören, von welchen der Heiland sagt: Selig sind die Friedfertigen; denn sie werden Kinder Gottes genannt. Aber ihre Sanftmuth ist nicht so fast eine Tugend, als vielmehr eine natürliche Anlage.

So kennt sich der Mensch fast nie; er täuscht sich immer über seinen Seelenzustand. Darum bitten wir Gott, er möge uns ein Licht aufzünden, daß es hell werde in uns selbst, und wir uns selbst wahrhaft kennen lernen!

31. Wie vielfach die Gewissenserforschung ist, und einige Vorschriften darüber, wie man sein Gewissen erforschen soll.

Die Gewissenserforschung ist zweifach, nämlich eine besondere und eine allgemeine. Die erstere beschäftiget sich mit einem einzigen Gegenstande, und hat eben davon den Namen. Wer über irgend eine Tugend, z. B. über die Demuth nachdenkt, und dabei sich fragt, in wie weit diese Tugend ihm eigen ist, bei welchen Gelegenheiten er sich dagegen versündiget, welche Mittel er anwenden muß, um demüthig zu werden u. s. w., — stellt eine besondere Gewissenserforschung an. Die allgemeine Gewissenserforschung hingegen wird über alle Fehler angestellt, welche man in Gedanken, Worten, Werken oder Unterlassungen begangen hat.

Wir kommen zu den Regeln, nach welchen man bei der Gewissenserforschung verfahren soll. Hier sagen nun die Geisteslehrer, man solle vor Allem seinen Hauptfehler ausfindig machen. Der Teufel verfährt nämlich mit uns, wie ein Feldherr. Wenn dieser eine Festung belagert und sie einnehmen will, so sucht er auszukundschaften, wo die Ringmauern am schwächsten sind, und dahin

richtet er die ganze Macht ſeines Geſchoſſes, weil er weiß, daß hier am eheſten ein Eindringen in die Feſtung möglich iſt. Auf gleiche Weiſe ſpähet der Teufel aus, auf welcher Seite unſere Seele am ſchwächſten iſt; und dahin richtet er all ſeine Angriffe. Daher müſſen wir vor Allem unſern ſchwächſten Theil auszukundſchaften uns bemühen; und wir ſind am ſchwächſten in unſern Lieblingsneigungen. Faſt ein jeder Menſch hat eine ſolche Lieblingsneigung, die man daher auch ſeine ſchwache Seite nennt. Solche Leidenſchaften nennt man daher auch die vorherrſchenden, weil ſie gleichſam über uns gebieten, und uns oft zu Dingen hinreißen, die wir ſelbſt nicht wollen. Aus all dieſem erhellt zur Genüge, wie nothwendig es iſt, vor Allem ſeinen Hauptfehler ausfindig zu machen und kennen zu lernen.

Ein zweiter Grundſatz, den die Geiſteslehrer aufſtellen, iſt: Wenn Jemand äußere Fehler, wodurch unſere Mitmenſchen beleidiget und geärgert werden, an ſich bemerkt, ſo muß er zunächſt dieſe ablegen, obſchon er auch innere Sünden an ſich hat, die vielleicht noch größer ſind. Wer z. B. die üble Gewohnheit an ſich hat, zu lügen, oder zu verleumden u. ſ. w., ſoll vor Allem ſich Mühe geben, dieſe Fehler zu erkennen und abzulegen. Man ſoll ſich aber befleißen, über jene äußern Dinge ſobald als möglich hinwegzukommen, um deſto mehr Zeit und Mühe auf das, was ſchwieriger iſt, nämlich auf das Innere, verwenden zu können.

Es ſoll Einem aber nicht genügen, bloß die Fehler zu bemerken und zu entfernen, ſondern man ſoll ſich auch die Tugenden, die Einem noch mangeln, anzueignen ſuchen. Denn man erforſcht ſich nicht bloß, um kennen zu lernen, was man Gott Mißfälliges entfernen muß, ſondern auch, um zu erfahren, was man ſich noch aneignen muß, um Gott wohlgefällig zu werden. Es verhält ſich hier wie mit einem Gartenbeete. Man räumt zuvor das Unkraut hinweg; aber damit iſt die Arbeit noch nicht fertig, ſondern man ſtreuet auch guten Samen aus, ja das Erſtere geſchieht nur um des Letztern willen. Darum ſagt auch Gott zum Propheten Jeremias nicht bloß: „Ich ſtelle dich auf, daß du ausreißeſt und zerſtöreſt,“ ſondern er fügt noch hinzu: „Und daß du aufbaueſt und pflanzeſt.“

Die beſondere Gewiſſenserforſchung muß, wie es ſchon der

Name mit sich bringt, über eine besondere Sache angestellt werden. Der Grund hievon ist einleuchtend, weil nämlich die Erforschung, welche man über einen einzelnen Gegenstand anstellt, vom größern Erfolge ist, als wenn man sie über viele Dinge zugleich ausdehnt. Es ist aus dem alltäglichen Leben bekannt, daß der, welcher zu viel auf einmal umfaßt, gewöhnlich gar nichts fest hält. So werden ja auch die Feinde leichter überwunden, wenn man sie zerstreut, als wenn man sie gesammelt angreift. Dabei darf man nicht befürchten, es möchten etwa, während Jemand seine Stärke gänzlich auf Ueberwältung Eines Lasters richtet, inzwischen die übrigen Sünden an Kraft gewinnen. Denn wie die Tugenden, so hängen auch die Laster unter sich zusammen; daher streitet man gegen Alle, wenn man gegen Eines kämpft. Man soll auch bei der besondern Erforschung den Stoff nicht alle Augenblicke ändern, sondern bei einer Sache so lange verweilen, bis man hierin sein Ziel möglichst erreicht, also das Laster entfernt, und die entgegengesetzte Tugend sich angeeiguet hat; denn gerade deßwegen bringen es Manche in Nichts vorwärts, weil sie ihre Sache nicht mit Beharrlichkeit verfolgen, sondern wie Schmetterlinge bald da, bald dort sich niederlassen. Auf die Frage, wie lange man über einen Gegenstand die besondere Gewissenserforschung anstellen müsse, antwortet der heilige Bernard, und andere Väter stimmen mit ihm überein: man müsse so lange bei ein und demselben Laster stehen bleiben, bis es so geschwächt sei, daß man es da, wo es sich anmeldet, sogleich überwinden könne; man brauche daher nicht zu warten, bis man gar keine Regung mehr dazu in sich fühle; denn dieses Letztere, sagt Hugo von St. Viktor, ist mehr Sache der Engel, als der Menschen. Indeß gibt es Tugenden, bei welchen man nicht lange genug verweilen kann, und auf die man daher öfters wieder zurückkommen soll.

Was die Zeit der Gewissenserforschung betrifft, so wird sie von Seelen, die nach Vollkommenheit trachten, des Tages mehrmals angestellt, besonders Mittags und am Abende. Es wäre gewiß gut, wenn auch die, welche in der Welt leben, mit ihrem Abendgebete täglich eine kurze Gewissenserforschung verbänden; man würde sich, weil der Zeitraum, worüber die Erforschung sich erstreckt, kurz und noch ganz frisch im Andenken ist, um so leichter

ſeines Thuns und Laſſens bewußt werden. Wem die tägliche Erforſchung zu viel ſein ſollte, der wird es doch mit Ablauf einer jeden Woche thun; wer es aber ſelbſt über ein Monat hinausſchiebt, dem wird bald aller Zutritt zum eigenen Herzen verſchloſſen ſein; er wird in ſeinem eigenen Herzen ein Fremdling, und weiß und erfährt nicht mehr, was darin vorgeht.

Um der Schwäche des Gedächtniſſes zu Hilfe zu kommen, bedienten ſich bei der Gewiſſenserforſchung die Heiligen verſchiedener Mittel. Der Altvater Antonius gab den Seinen den Rath, ſie ſollten die bei der Erforſchung bemerkten Gebrechen aufzeichnen, auf daß ſie, wenn ſie ihre Fehler immer vor Augen hätten, ſich derſelben auch immer ſchämen würden. Der heilige Johannes Klimakus will, man ſoll ſich ſeinen Fehler ſogleich, wenn man in denſelben gefallen iſt, anmerken, ſo würde er Einem bei der Erforſchung ſelbſt augenblicklich gegenwärtig ſein. Er beruft ſich dabei auf die Kaufleute, die, um nichts zu vergeſſen, ſogleich beim Verkauf in ihr Buch eintragen, was ſie abgegeben haben. Vom heiligen Ignatius von Loyola wird erzählt, er habe ſo oft, als er einen Fehler beging, einen Knopf in ein Bändchen gemacht, welches er zu dieſem Zwecke an ſeinem Gürtel trug, um ſo ſchnell die Zahl ſeiner Sünden zu wiſſen; freilich müßten Viele, um dieſes Beiſpiel nachzuahmen, ein ſehr langes Band zu ſich ſtecken.

Der heilige Baſilius und Bernard geben die Vorſchrift bezüglich der Gewiſſenserforſchung, man ſoll einen Tag mit dem andern vergleichen, damit man ſich überzeuge, ob man vorwärts ſchreitet oder zurückgeht.

Man ſoll nach den heiligen Vätern die Gewiſſenserforſchung ſelbſt mit Dankſagungen beginnen. Dieß ſcheint für den erſten Anblick vom Ziele abzuführen, und doch führt es auf den kürzeſten Weg darauf hin; denn unſere Beſchämung über unſere Sünden wird um ſo größer werden, wenn wir die vielen Wohlthaten, die uns Gott täglich erweiſt, unſern Miſſethaten gegenüberſtellen. So rief auch der Prophet Nathan dem Könige David zuerſt die von Gott empfangenen Wohlthaten in das Gedächtniß zurück, um die Sünde, welche er begangen hatte, deſto mehr in ihrer Häßlichkeit ihm darzuſtellen. Hierauf bittet man Gott um ſeine Gnade, oder man ruft den heiligen Geiſt an, damit man ſich ſeiner Fehler

und Sünden bewußt wird. In unſerm Geiſte iſt es finſter, wenn nicht das Licht der Gnade in demſelben einfällt. Gott muß uns daher gleichſam leuchten, wenn wir unſere Sünden ſehen ſollen. Nun kommt man zur Erforſchung ſelbſt, d. h. zum Nachdenken über Alles, was man gethan, geredet, gedacht oder unterlaſſen hat. Hiebei iſt es gut, daß man ſein Leben mit den göttlichen Vorſchriften vergleicht, um wie in einem Spiegel zu ſehen, auf welche Weiſe Jeder geſündiget hat. Wer ſich in einen Spiegel ſchaut, findet leicht, ob ſein Angeſicht beſchmutzt oder rein iſt; ſo entdeckt Einer auch, worin er geſündiget hat, wenn er ſeinen Lebenswandel mit den Geboten Gottes und der Kirche zuſammenhält. Da die Gewiſſenserforſchung eine ernſte und wichtige Sache iſt, muß man dieſem Geſchäfte auch die nöthige Zeit ſchenken, und darf damit nicht zu eilfertig verfahren. Vorzüglich muß man ſich vor der Eigenliebe hiebei in Acht nehmen, welche die Fehler verkleinert und beſchöniget. Aber auch einer übertriebenen Aengſtlichkeit muß man ſich nicht hingeben, ſo daß man bei aller angewandten Mühe ſich nicht beruhigen wollte. — Iſt man ſich ſeiner Sünden durch die Gewiſſenserforſchung bewußt worden, ſo folgt die Abbitte und die Reue ſammt dem Vorſatze. Und gerade hierin beſteht die ganze Kraft und Wirkſamkeit der Erforſchung; hingegen aber iſt dieſes eine Haupturſache, warum Viele aus der Gewiſſenserforſchung ſo geringen Nutzen ziehen, weil ſie immer nur unterſuchen, was ſie gethan haben, aber zu geringe Reue darüber fühlen, und es zu keinem ernſten Vorſatze bringen. Die Heiligen ſind aber noch nicht einmal damit zufrieden, ſondern verlangen, man ſoll ſich auch eine freiwillige Buße auflegen. Vom heiligen Ignatius von Loyola wird erzählt, er habe ſich bei der Gewiſſenserforſchung für jede Sünde, welcher er ſich erinnerte, und wenn ſie auch noch ſo unbedeutend war, einen Geißelſtreich verſetzt. Durch ſolche Strenge wird die Seele furchtſam, ſo daß ſie ſich nicht mehr erkühnt, in dieſen Fehler wieder zurückzufallen; die erlittene Strafe iſt wie ein Zaum, der mächtig davon zurückhält. Die Heiligen hatten daher die Gewohnheit, ſich für jede Sünde, in welche ſie zu fallen das Unglück hatten, ſogleich zu ſtrafen. So erzählt Ludwig von Granada von einem frommen Diener Gottes, der ſich jedes Mal in die Zunge zu beißen pflegte, ſo oft er ſich in der Rede verſündigt zu

haben meinte. Um ſo mehr ſoll man ſich bei der Gewiſſenserforſchung für die Sünden, deren man ſich bewußt worden iſt, eine geziemende Strafe auflegen. Dieß macht nicht bloß behutſam für die Zukunft, ſondern trägt auch dazu bei, daß man leichter Verzeihung erlangt.

32. Wie heilſam es iſt, öfters ſein Gewiſſen zu erforſchen.

Ein ungemein wirkſames Mittel zur Frömmigkeit iſt die oftmalige Gewiſſenserforſchung. Daher wird ſie auch von den heiligen Vätern Allen nachdrücklichſt empfohlen, die nach Vollkommenheit trachten. Der heilige Baſilius verlangt von den Seinigen, ſie ſollten jeden Abend eine Erforſchung ihres Gewiſſens anſtellen. Dasſelbe rathen der heilige Bernard, der heilige Bonaventura und Andere. Der heilige Ignatius von Lojola verlangt von den Seinigen täglich eine zweimalige Gewiſſenserforſchung. Wer ſein Gewiſſen am Abende vor dem Schlafengehen erforſcht, ſagt der heilige Chryſoſtomus, der umgibt ſich ſchon für den nächſten Tag gleichſam mit einem Zaum gegen die Sünden. Der Chriſt ſoll es hierin machen, wie ſorgfältige Kaufleute. Dieſe unterſuchen zu rechter Zeit ihre Bücher, um zu erfahren, was ſie gewonnen oder verloren haben, um allenfallſige Verluſte künftig zu vermeiden. Auf gleiche Weiſe ſollen auch wir unſern Gewiſſenszuſtand recht oft unterſuchen und über unſern geiſtigen Gewinn oder Verluſt Prüfung anſtellen, d. h. erforſchen, wie viel Gutes oder Böſes wir gethan haben.

Wer häufig ſein Gewiſſen erforſcht, bei dem werden die Leidenſchaften keine tiefen Wurzel ſchlagen können; eine Seele aber, die hierin nachläſſig iſt, gleicht dem Weinberge oder Acker eines trägen Menſchen, von dem der weiſe Mann bezeugt, er habe im Vorbeigehen die Umzäunung eingefallen und eine Menge Neſſel und Dornen darauf wachſen ſehen. „Durch den Acker eines faulen Menſchen bin ich gegangen und durch den Weinberg eines thörichten Mannes; und ſieh! ganz war er von Neſſeln voll, und Dornen bedeckten ſeine Oberfläche, und die Mauer von Steinen war eingeriſſen.“ Sprüchw. 24, 30. So verwildert bei dem, der ſich wenig darum bekümmert, ſein Gewiſſen zu erforſchen, die Seele, wie ein unbebauter Weinberg; wird ein unfruchtbarer Boden, voll

von Dornen und wilden Gesträuchen. Denn das böse Land unsers Fleisches hört niemals auf, Unkraut zu treiben; da muß man immer den Karst an der Hand haben, um dieses heraus zu reißen. Dazu dient die Gewissenserforschung. Durch diese Uebung wird das Unkraut der Sünde nicht bloß entdeckt, sondern auch beseitiget.

Auch die Heiden waren von dem großen Nutzen überzeugt, den die oftmalige Gewissenserforschung nach sich zieht. Pythagoras, jener große Philosoph des Heidenthums, legte es seinen Schülern zur Pflicht auf, daß ein Jeder des Morgens und des Abends sich auf folgende drei Fragen Rede und Antwort gebe: Was habe ich gethan; wie habe ich es gethan; was habe ich von dem, das ich hätte thun sollen, unterlassen? Hiemit stimmen auch Seneka, Plutarch und Andere überein.

33. Anleitung zur sonderheitlichen Gwissenserforschung.

Wenn Jemand kennen lernen will, wie sein leibliches Antlitz beschaffen sei, ob schmutzig oder rein, so schaut er sich in den Spiegel. Auch einen geistigen Spiegel gibt es, in welchem man seine Seele, d. h. deren Beschaffenheit, ob sie gut oder böse ist, sieht. Dieser Spiegel sind die Gebote Gottes und der Kirche. Wer sich also der Seele nach kennen lernen will, muß oft in diesen Spiegel schauen, d. h. sein Leben mit den Geboten Gottes zusammenhalten. Dieß geschieht durch die Gewissenserforschung. Daher kommen hier zunächst in Betracht:

I. Die zehn Gebote Gottes.

1) Du sollst an Einen Gott allein glauben. Viel sind die Wege, auf welchen dieses Gebot übertreten wird. Um dir der Sünden, welche du etwa dagegen begangen hast, bewußt zu werden, so frage dich: Hast du nie gegen den Glauben gesündiget? Hast du gegen geoffenbarte Glaubenswahrheiten Zweifel gehegt? Hast du dich niemals vorwitzigen Grübeleien hingegeben? Hast du niemals an der wirklichen Gegenwart Jesu Christi im heiligsten Altarssakrament, an der sündentilgenden Kraft der Beicht, an dem hohen Werthe des heiligen Meßopfers oder an andern Heilgeheimnissen gezweifelt? Hast du dich niemals aus Menschenfurcht deines Glaubens geschämt, oder ihn gar verleugnet?

Haſt du z. B. nie das Kreuzzeichen, das Beſprengen mit geweihtem Waſſer, das Niederknieen bei der Wandlung, das Hutabziehen beim Gebetläuten u. ſ. w. aus Menſchenrückſicht unterlaſſen? Haſt du nie das ärgerliche Wort über deine Lippe treten laſſen, es ſei einerlei, in welchem Glauben man immer lebt; wenn man nur ein rechtſchaffener Menſch iſt? Haſt du es nie verſäumt, deinen Glauben gegen Spötter, Irr- und Ungläubige zu vertheidigen? Haſt du nie ſchädliche Bücher geleſen, dieſelben verkauft oder verſchenkt, oder wie immer ſie auch Andern mitgetheilt? Haſt du nie mit Gefahr deines Glaubens leichtſinnigen Umgang mit Irrgläubigen gepflogen? Haſt du dich in keine nähere Verbindung mit ihnen eingelaſſen? Haſt du vielleicht eine Ehe mit ihnen gegen die von der Kirche vorgeſchriebenen Bedingungen geſchloſſen? Haſt du die Tempel der Andersgläubigen zum Nachtheile deines Glaubens beſucht? — Haſt du keinen Aberglauben getrieben, indem du dir etwa die Karten ſchlagen, Träume ausliegen oder ſonſt wahrſagen ließeſt? Haſt du nicht geweihten Gegenſtänden, wie Amuleten und Medaillen, eine zu hohe Kraft beigelegt? Haſt du nicht an abergläubiſchen, von der Kirche verworfenen Gebetsformeln und Sprüchen dein Wohlgefallen gehabt? Selbſt bis dahin haben ſich ſchon Manche verloren, daß ſie vom Teufel in gewiſſen Nöthen Hilfe erwarteten, und durch verſchiedene geheime Kunſtgriffe ihn zwingen wollten, daß er ihnen Geld bringe. Haſt du doch niemals ſolchem Unſinn gehuldiget?

Wie haſt du dich in Betreff der Hoffnung gegen das erſte Gebot verſündiget? Haſt du in Kreuz und Widerwärtigkeiten nie den Muth verloren? Haſt du in all deinen Anliegen vor Allem bei Gott Hilfe geſucht, oder dieſe einzig und allein von den Geſchöpfen erwartet? Haſt du nie im Unglück verzweifelt und geſagt: Gott kann oder will mir nicht helfen? Haſt du in der Trübſal immer die Geduld und die Ergebung in Gottes heiligen Willen bewahrt, oder biſt du mürriſch und ungehalten geworden, ja haſt vielleicht in deinem Unverſtande geſprochen: Gott hat mich vergeſſen; er weiß nichts mehr von mir. Vielleicht biſt du, vom Unglück darniedergebeugt, deines Lebens überdrüßig geworden und haſt dir unſinniger Weiſe den Tod gewünſcht.

Um auf die Liebe zu kommen, warſt du beſtrebt, Gott aus

ganzem Herzen, aus ganzer Seele und mit allen deinen Kräften zu lieben, wie es der Herr von uns Allen verlangt? Hast du diese Liebe auch äußerlich gezeigt durch Haltung der göttlichen Gebote? Hast du oft an Gott gedacht? Hast du öfters eine gute Meinung gemacht und dir vorgenommen, Alles zur Ehre Gottes zu thun? Hast du doch nie einen förmlichen Haß gegen Gott in deinem Herzen getragen? Hast du Gott auch täglich für seine dir erwiesenen, unzählbaren Wohlthaten gedankt? Hast du die Sünde immer als das größte Uebel gemieden, oder hast du dich selbst leichtfertig der Gefahr ausgesetzt, sie zu begehen? Hast du in all deinen Handlungen zuerst und vor Allem die Ehre und das Wohlgefallen Gottes oder deinen eigenen Ruhm und den Beifall der Menschen gesucht? — Warst du immer liebevoll gegen deine Mitmenschen gesinnt? War deine Nächstenliebe vielleicht nur eine erheuchelte, verstellte Liebe? Bestund sie nur in Worten, und nicht auch in Werken? Suchte sie nur ihren eigenen Vortheil und nicht vielmehr den des Nächsten? Ergötzte sie sich an dem Uebelbefinden des Nächsten und nicht vielmehr an seinem Glück? War sie schnell im Zürnen und langsam im Verzeihen? Bestund sie etwa nur in einer plötzlichen Aufwallung, da sie doch eine bleibende Stimmung des Herzens sein sollte? Hast du auch deinen Feind und Beleidiger geliebt? Hast du das Böse mit Gutem erwidert? Hast du die Sonne nie über deinen Zorn untergehen lassen?

2) Du sollst den Namen Gottes nicht eitel nennen. Hast du niemals den süssesten Namen Jesus unnützer Weise und gleichgiltig im Munde geführt? Hast du nicht Schmähungen im Zorn wider Gott und seine Vollkommenheiten ausgestossen? Hast du vielleicht heilige Gegenstände mit Geringschätzung und Verachtung behandelt? Hast du dem Zeichen, an welchem dein Erlöser gestorben — dem Kreuze — geflucht? Hast du die heiligen Sakramente gelästert? Hast du die Worte der Schrift zum Scherz und Spaß nie mißbraucht? Bist du mit der üblen Gewohnheit, zu fluchen und zu schelten behaftet?

Die Eidschwüre betreffend, frage dich, ob es dir nicht schon zur Gewohnheit geworden ist, fast bei jedem dritten Worte Gott zum Zeugen anzurufen? Frage dich, ob du nie einen falschen Eid abgelegt, sondern immer nach bestem Wissen und Willen die Wahr-

heit geſagt haſt; frage dich, ob du ein Verſprechen durch einen Schwur bekräftiget, das du ſpäter nicht gehalten; frage dich, ob du vielleicht auch Andern zu unnützen oder gar falſchen Schwüren Veranlaſſung gegeben haſt. Auch die Betheuerungen: „So wahr Gott im Himmel iſt! — Auf Ehre und Seligkeit! — Ich will keinen Antheil am Himmelreich haben! — Der Teufel ſoll mich holen!“ ſind nicht zu billigen.

Gehe zu den Gelübden über und erforſche und frage dich: Habe ich nie ein Gelübde leichtſinniger Weiſe gemacht? Habe ich nie eine Wallfahrt, nie eine Abtödtung und Selbſtverleugnung, nie ein Almoſen, Faſten, Gebet oder irgend ein anderes, gutes Werk gelobet, wozu mich das Geſetz nach der Strenge des Buchſtabens nicht verpflichtet hätte? Und wenn, hab ich meine Gelübde auch gehalten? Oder habe ich ſie leichtſinnig gebrochen? Habe ich ſie mir eigenmächtig in andere, und zwar leichtere, umgewandelt? Habe ich ſie auch zu der Zeit erfüllet, auf welche das Verſprechen ging, oder ſie etwa nach Belieben hinausgeſchoben?

3) Gedenke, daß du den Sabbat heiligeſt! Haſt du die Feiertage immer nach Vorſchrift gehalten? Haſt du an denſelben nie aus Noth und für Lohn gearbeitet? Oder haſt du vielleicht deine Untergebenen dazu angehalten? Auch das Nähen und Stricken iſt wenigſtens an den Vormittagen nicht erlaubt und für Lohn iſt es gewiß auch an den Nachmittagen nicht zu billigen; um ſo weniger dürfen Feldarbeiten verrichtet oder Handwerke ausgeübt werden. Taglöhner, biſt du vielleicht einer von denen, welche man ſo häufig in den Sommermonaten an den Feiertagen Nachmittags zum allgemeinen Aergerniß mähen oder im Felde arbeiten ſieht? Hausvater, ruhen an Sonn- und Feiertagen in deiner Werkſtätte die Arbeiten oder gehörſt du jenen an, die an Sonntagen ihre Geſellen, wenigſtens des Vormittags, ſo gerne mit Arbeiten überhäufen, am Montage aber müſſig gehen laſſen? Hausmutter, laſſeſt du deine Magd an ſolchen Tagen waſchen und putzen? Auch der Knecht und das Vieh ſollen am Sabbate ruhen. Haſt du es beobachtet, oder haſt du nicht vielmehr mit dem Geſtampf deiner Roſſe und dem Geraſſel deiner Wagen alle Straſſen mit Lärm erfüllt, und ſelbſt die Andacht der zum Gottesdienſte verſammelten Gläubigen geſtört? Haſt du an den Feiertagen nicht unnöthige

Reiſen unternommen, Handelſchaften getrieben, Jagden gehalten, Gerichtstage angeſagt, Parteien abgeurtheilt oder Aehnliches gethan? — Haſt du an dieſen Tagen dem vorgeſchriebenen Gottesdienſt beigewohnt, und zwar mit Andacht und Sammlung des Geiſtes? Oder haſt du am heiligen Orte nur Aergerniß gegeben durch Schwätzen und Lachen, durch Hin- und Herſchauen, durch anſtößige und ungeziemende Stellung des Leibes? Haſt du auch der Verkündung des Wortes Gottes beigewohnt, und zwar mit Aufmerkſamkeit und in guter Abſicht, oder warſt du voll Zerſtreuung, und hat dich etwa nur die Neugierde und der Vorwitz dahin geführt? Haſt du auch deiner Dienerſchaft hinreichende Zeit für den Gottesdienſt gegönnt? Und ihr, Dienſtboten, habt ihr vielleicht die für den Gottesdienſt beſtimmte Zeit mit ſündhaften Spaziergängen und Zuſammenbeſtellungen hingebracht? Und ihr, Eltern, habt ihr euere Kinder zum Kirchengehen angehalten? Habt ihr euch die von ihnen gehörten Predigten erzählen laſſen, um euch dadurch von ihrer Aufmerkſamkeit zu überzeugen? — Was haſt du aber an den Nachmittagen gethan? Haſt du ſie durch verderbliche Tänze, langwierige Spiele, unmäſſiges Trinken, ſündhaften Umgang oder auf eine andere, Gott beleidigende Weiſe zugebracht? Biſt du vielleicht bis ſpät in die Nacht hinein außer Haus geblieben? Haſt du die halbe Nacht herumgeſchwärmt, gezecht und geſchwelgt?

4) Du ſollſt Vater und Mutter ehren, auf daß du lange lebeſt und es dir wohl ergeht auf Erden. Dieſes Gebot enthält überhaupts alle Pflichten der Kinder und Untergebenen gegen die Eltern und Vorgeſetzten und umgekehrt. Erforſche dich nun und frage dich, in wie fern du gegen dasſelbe geſündiget haſt.

Haſt du deinen Eltern in allen erlaubten Dingen willigen Gehorſam geleiſtet? Haſt du ſie nie erzürnt? Biſt du ihnen mit trotzigen Worten begegnet? Haſt du ſie verachtet und verſpottet? Haſt du ihnen geflucht oder ſie verwünſcht? Haſt du ſie durch ſchlechte Aufführung, durch böſen Umgang, durch Trägheit, durch langes Ausbleiben bis tief in die Nacht hinein oder auf eine andere Art betrübet? Haſt du ihnen nie Böſes nachgeredet, oder ſie verleumdet? Haſt du ihren Tod nicht gerne geſehen, um deſto eher zur Erbſchaft zu kommen? Haſt du ſie in ihrer Noth und Ar-

muth unterſtützt? Haſt du dich ihrer geſchämt, wenn du zu einem höhern Amte gelangt biſt, ſie aber einem niedern Stande angehörten? Biſt du vielleicht bis dahin in der Ruchloſigkeit gegangen, daß du gegen deine eigenen Eltern die Hand aufgehoben haſt? Oder wenn ſie nicht mehr im Leben wandeln, — haſt du nichts zur Beſchleunigung ihres Todes beigetragen? Haſt du ihren letzten Willen genau erfüllet? Denkeſt du noch an ihre guten Lehren? Verſäumſt du es nicht, für ihre Seelenruhe zu beten?

Eltern, habt ihr euere Kinder chriſtlich erzogen? Habt ihr ſie von zarten Jahren an zum Gebete angehalten? Habt ihr ſie geſtraft und gezüchtiget, ſo oft ſie es verdienten? Habt ihr ſie von ſchlechter Geſellſchaft zurückgehalten, oder ſie ſelbſt an ſittengefährliche Orte geführt? Habt ihr vielleicht euere Kinder verzärteit und ihnen Alles nachgeſehen? Habt ihr ſie durch eueren eigenen Wandel geärgert und ſie ſelbſt zur Sünde abgerichtet? Habt ihr euere Kinder zu keinem, ihnen widrigen Stand gezwungen?

Als Dienſtbote frage dich: Haſt du deiner Herrſchaft treu und redlich gedienet? Haſt du fleißig gearbeitet? Ihr keinen Schaden zugefügt? Ihr heimlicher Weiſe nichts entzogen? Bei Einkäufen auf dem Markte oder ſonſt dir nichts zurückgehalten? Haſt du von dem Eigenthume deiner Herrſchaft ohne ihr Wiſſen und ihren Willen nichts verſchenkt? Haſt du dir unter dem Vorwande, du bekömmeſt zu wenig Lohn, überhaupt nichts beigelegt? Haſt du deiner Herrſchaft nicht übel nachgeredet, ohne Noth ihre heimlichen Fehler entdeckt, und dieſelben ſogar noch vergrößert? Haſt du nicht boshafter Weiſe in ihrem Hauſe Uneinigkeit geſtiftet? Haſt du nicht von deiner Herrſchaft zu einer ſündhaften Handlung dich mißbrauchen laſſen? Haſt du zu den Veruntreuungen oder dem böſen Lebenswandel deiner Mitdienſtboten ſtillgeſchwiegen? Haſt du vielleicht gar mit ihnen gemeinſchaftliche Sache gemacht und ihrer Bosheit noch Vorſchub gethan? Biſt du gegen deine Mitdienſtboten nie feindſelig und lieblos geſinnt geweſen? Haſt du ſie nicht beneidet, wenn ſie bei der Herrſchaft in größerer Gunſt geſtanden? Haſt du ſie nicht falſch angeklagt, und ſie aus dem Hauſe zu verdrängen geſucht?

Ihr aber, Herrſchaften, und ihr, Hausväter und Hausmütter! ihr ſollt euch fragen: Habt ihr euere Dienſtboten liebevoll behan-

delt? Habt ihr ihnen billigen Lohn gegeben? Habt ihr ihnen gesunde und hinlängliche Kost gereicht? Habt ihr sie nicht mit Arbeiten überladen? Habt ihr sie in der Krankheit nicht hartherzig aus euerm Hause verstoßen? Habt ihr ihnen nie euern Stolz oder euere Laune fühlen lassen? Habt ihr sie nie mit verächtlichen, die Menschenwürde beleidigenden Schimpfnamen beladen? Waret ihr auch für das Seelenheil euerer Dienstboten besorgt? Habt ihr sie zum Gebete, zur Anhörung des göttlichen Wortes, zum öftern Empfang der heiligen Sakramente ermahnet? Habt ihr ihnen gefährliche Zusammenkünfte, nächtliches Herumschwärmen, sündhafte Bekanntschaften untersagt? Habt ihr ihnen nie Böses zu thun geboten? Seid ihr schon bei der Aufnahme euerer Dienstboten vorsichtig gewesen? Habt ihr nur die frommen gewählt, und die unverbesserlichen schnell genug aus euerm Hause wieder entfernt?

Als Unterthan erforsche dich: Hast du der Obrigkeit den schuldigen Gehorsam und die geziemende Ehre erwiesen? Hast du die vorgeschriebenen Abgaben willig und gerne geleistet? Bist du den Befehlen und Vorschriften deiner Obrigkeit nachgekommen? Oder hast du gegen ihre Anordnungen gemurrt, sie getadelt, und auch Andern solche Gesinnungen eingeflößt? Hast du dich etwa gar mit geheimen Gesellschaften zur Untergrabung der bestehenden Ordnung verbunden? — Was insbesonders die geistlichen Vorsteher betrifft: hast du ihren Ermahnungen williges Ohr geliehen? Hast du nie verächtlich von ihnen gesprochen? Hast du ihnen in ihrem Amtseifer keine Hindernisse in den Weg gelegt?

Ihr aber, Obrigkeiten, solltet euch erforschen, ob ihr euch nie in ein Amt eingedrängt habt, zu dessen Verwaltung euch Gott die Kräfte verweigert hat; ob ihr bei der Uebernahme einer Stelle mehr den Glanz und das Ansehen, als das allgemeine Beßte gesucht habt; ob ihr euerm Amte mit Eifer und Uneigennützigkeit vorgestanden; ob Niemand durch euere Saumseligkeit einen Schaden genommen; ob die Bestechung und das Ansehen der Menschen bei euch nicht mehr vermocht, als das Recht und die Billigkeit; ob ihr den Unordnungen gehörig begegnet, das Laster bestraft und die Tugend und Unschuld in Schutz genommen?

5) Du sollst nicht tödten. Dieses Gebot verbietet, dem

Nächſten oder ſich ſelbſt am Leibe oder an der Seele einen Schaden zuzufügen.

Demnach frage dich:

Haſt du Niemand getödtet, gleichviel ſei es durch eigene oder fremde Hand geſchehen? Haſt du Niemanden das Leben verkürzt, oder ihm an der Geſundheit geſchadet, indem du an Raufereien und Schlägereien Antheil genommen, indem du ihm ſchädliche Speiſen gereicht, oder ihm zum Zorn und zur Erbitterung ungerechte Veranlaſſung gegeben? Gaſtgeber, wie viel ſchadet ihr oft durch euere Unreinlichkeit und Nachläſſigkeit? Wirthe, welche Verantwortung, wenn ihr das Getränk verfälſcht und oft es mit der Geſundheit ſchädlichen Theilen vermiſcht! Aerzte, Apotheker, Chirurgen, — welche ſchauerlichen Folgen hat euere Unbedachtſamkeit oder verſäumte Amtspflicht? — Haſt du keine Mittel gebraucht, um die empfangene Leibesfrucht abzutreiben? Haſt du ſolche Mittel nicht verrathen oder verkauft? Haſt du überhaupt in einem ſolchen Zuſtand nichts unternommen, was der empfangenen Frucht hat ſchädlich werden müſſen? Dahin gehören unmäſſige Anſtrengungen, harte Arbeiten, ſchweres Heben, heftige Bewegungen, ſowohl des Leibes als der Seele, wie Tanzen, heftige Leidenſchaften ꝛc. Haſt du im Falle, daß die Deinen erkrankten, an ihrer Pflege nichts verſäumt?

Haſt du Niemand zur Sünde verführt und Niemanden einen Rath dazu ertheilt? Biſt du Niemanden in ſeiner böſen That behilflich geweſen? Haſt du kein Aergerniß, kein böſes Beiſpiel gegeben? Haſt du durch ſündhafte Reden der Tugend und der Religion nie geſchadet, dadurch keine unfläthigen Begierden und Regungen des Herzens hervorgerufen? Haſt du irreligiöſe Schriften oder ſchamloſe Gemälde verfertiget oder ſie mitgetheilt und verbreitet?

Haſt du dir nicht dein eigenes Leben verkürzt, ſei es durch unmäſſiges Trinken oder Eſſen, durch Tanzen, durch Ausſchweifungen und Befriedigung deiner Leidenſchaften? Haſt du zu viele Arbeiten auf dich geladen und dadurch deine Geſundheit untergraben? Haſt du dich im Falle einer Erkrankung geſchont und die ärztliche Hilfe angewendet? Haſt du vielleicht gar den ſchwarzen Gedanken in deiner Seele aufſteigen laſſen, dich ſelbſt aus dem Leben zu befördern?

6) Du ſollſt nicht Unkeuſchheit treiben. Hiedurch

werden alle Werke der Unlauterkeit und jede Befriedigung des Geſchlechtstriebes außer der Ehe verboten. Du haſt dich zu erforſchen:

Haſt du mit deinem eigenen Leibe gegen dieſes Gebot geſündiget? Haſt du dich mit andern Perſonen dagegen vergangen? Waren dieſe Perſonen ledig oder verheirathet? Waren ſie vielleicht gar deine Verwandten? Waren ſie gottgeweiht, oder durch ein Gelübde zur Keuſchheit verbunden? In welche Klaſſe von dieſen Genannten gehöreſt du ſelbſt? Haſt du eine ſündhafte Bekanntſchaft? Wie lange ſchon? Waren die Perſonen, mit welchen du geſündiget, nicht noch unſchuldig, und haſt du ſie vielleicht durch Verſprechungen oder gar mit Gewalt (Nothzucht) dazu gebracht? War deine Sünde nicht noch durch beſondere Umſtände erſchwert, welche die Abſcheulichkeit derſelben vergrößern? Haſt du deine Schandthat etwa gar an einem geheiligten Ort vollbracht? Haſt du auch den daraus entſtandenen Schaden gut zu machen geſucht?

Haſt du nie unkeuſche Reden geführt oder ſie mit Wohlgefallen angehört? Haſt du keine unfläthigen Lieder geſungen oder Andern gelehrt? Haſt du dich etwa gar deiner unſaubern Handlungen gerühmt? Haſt du unſittliche Bücher geleſen oder Andern mitgetheilt, wie Romane, Theaterſtücke, Rittergeſchichten ꝛc.? Haſt du keine ſogenannten Liebesbriefe geſchrieben oder mit Wohlgefallen angenommen? Haſt du nicht durch unanſtändigen Anzug, durch ärgerliche Blößen, durch freche Geberden unlautere Begierden geweckt? Erlaubteſt du dir unreine Liebkoſungen und Berührungen, wie Küſſe u. ſ. w., oder geſtatteteſt du dieſe Andern? Ruhten deine Augen gerne auf unſittlichen Gemälden oder Statuen?

Im Falle du von dieſer Sünde häufig verſucht worden biſt, haſt du dich gegen dieſelbe durch Faſten, Beten, öftern Empfang der heiligen Sakramente und andere Schutzmittel gewaffnet?

Auch Eheleute ſollen ſich hier fragen, ob ſie nicht zu fleiſchlich geworden, und insbeſonders, ob ſie nichts gethan haben, das dem Zweck der Zeugung entgegen war oder ſie verhinderte.

7) Du ſollſt nicht ſtehlen. Aller Schaden, welchen man dem Nächſten an ſeinem Eigenthume zufügt, wird durch dieſes Gebot verboten. Dieſer Sünde kannſt du dich aber auf mehrfache Weiſe ſchuldig machen. Einmal, wenn du aus Muthwillen oder

aus Leichtſinn ſein Haus, ſeine Felder, ſeine Gärten, ſeine Geräthſchaften, Kleidungen oder andere ihm zugehörigen Sachen beſchädigeſt. Daher frage dich, mein Chriſt: Haſt du nicht Saatfelder und Wieſen zertreten oder es von deinen Thieren geſchehen laſſen? Haſt du nicht das Obſt von den Bäumen geriſſen, und darüber dieſe ſelbſt beſchädigt; haſt du nie die Bäume und Gewächſe an öffentlichen Straſſen oder in Alleen verdorben? Haſt du nie Statuen und Denkmäler muthwilliger Weiſe verſtümmelt? Dann ſündigſt du noch mehr und vorzüglich, wenn du fremdes Gut an dich bringeſt, mag es öffentlich oder heimlich, durch Betrug oder Gewalt geſchehen. Alſo ſündigen hier nicht bloß Räuber und Diebe, ſondern auch Kaufleute, welche die Waaren verfälſchen, zu kleines Maaß führen oder zu geringes Gewicht haben; Wirthe und Gaſtgeber, welche ihre Gäſte übernehmen oder das Getränk mit andern, oft ſogar der Geſundheit nachtheiligen Flüſſigkeiten vermiſchen; Bäcker, welche zu geringes Brod verkaufen; Gewerbsleute, welche ſchlechte Arbeit liefern oder einen Theil des empfangenen Materials zurückbehalten. Schneider und Schuſter! macht euch euer Gewiſſen hier keine Vorwürfe? Nicht minder ſündigen Handwerksleute und Taglöhner, welche einen zu hohen Lohn begehren, oder durch zu oftmalige Unterbrechung die Arbeit ausſetzen. Maurer, Zimmerleute! was ſagt euer Gewiſſen?

Es ſündigen gegen das ſiebente Gebot auch die Obrigkeiten, welche den Fürſten und das Land betrügen, welche die Prozeſſe nach der Größe der Geſchenke entſcheiden und die Gerechtigkeit um Geld verkaufen. Richter, Advokaten, Beiſtänder! habt ihr nie ſo unredlich gehandelt und euer Urtheil durch Geld beſtechen laſſen?

Es ſündigen gegen das ſiebente Gebot Verwalter, welche die Güter ihrer Herrſchaft ſchlecht verwalten, und einen andern Gebrauch davon machen, als ihnen erlaubt iſt. Ihr, die ihr dieſem Stande angehört, habt ihr euch nicht durch das Vermögen euerer Herrſchaft zu bereichern geſucht? Habt ihr nicht den treuloſen Haushalter im Evangelium nachgeahmt, und um euch ungerechter Weiſe Freunde zu machen, oder euch den Namen eines Wohlthäters und Menſchenfreundes zu erwerben, über die Gebühr von dem Gute euerer Herrſchaft weggeſchenkt?

Es ſündigen gegen das ſiebente Gebot Kinder, welche heim-

licher Weiſe ihren Eltern etwas entziehen. Söhne, Töchter! habt ihr es vielleicht gethan, und dieſes Geld etwa gar durch ausſchweifende Genüſſe verſchwendet, oder damit dem Hoffarts-Teufel gedient, und es auf übertriebene Kleiderpracht verwendet?

Es ſündigen gegen das ſiebente Gebot Dienſtboten, welche ihrer Herrſchaft etwas veruntreuen. Haſt du dieſe Schuld dir nie aufgeladen? Erneuere jene Fragen, die ſchon im vierten Gebote vorgekommen ſind.

Es ſündigen gegen das ſiebente Gebot Alle, welche die Noth ihres Nebenmenſchen zur Vergrößerung ihres Vermögens mißbrauchen. Wucherer, die ihr vom Hundert oft zwanzig ja dreißig Procente fordert, was ſeid ihr anders als Diebe? Oder ihr, die ihr den Bruder, der euch ſchuldet, drückt und verfolget, euer Guthaben nachſichtslos eintreibt, und ohne auf ſeine Bitte zu hören, und ohne von ſeinen Thränen gerührt zu werden, ihn von Haus und Hof jaget, und ihn ſammt ſeiner Familie auf die Straße hinauswerft: was für Unholde, was für gefühlloſe Seelen, was für Tyrannen ſeid ihr! Und ihr, die ihr euerm Bruder das Eigenthum, welches er aus Noth verkaufen muß, abdrückt und einen ungewöhnlich geringen Preis dafür gebt, höret die Schrift, welche ſagt: Du ſollſt dem Armen geben, und nicht argliſtig mit ihm handeln, wenn du ihn ſeiner Noth entledigeſt, 5. Moſ. 15, 10.

Man ſündiget ferners gegen das ſiebente Gebot durch Zurückbehaltung des fremden Gutes, ohne rechtlichen Anſpruch darauf zu haben. Frage dich daher, mein Chriſt, haſt du nie deinem Nächſten das vorenthalten, was er bei dir niedergelegt oder dir aufzuheben anvertraut hat? Haſt du nie Gegenſtände gekauft, von denen du wußteſt, oder doch den ſtarken Argwohn hatteſt, daß ſie geſtohlen ſeien? Das geſtohlene Gut, haſt du es immerhin käuflich an dich gebracht, du mußt es von jenem Augenblicke an zurückgeben, wo du erfährſt, daß es entwendet iſt, und zwar ohne den von dir ausgelegten Kaufpreis fordern zu können. — Haſt du nie einen Fund verheimlichet, und die gefundene Sache dir zugeeignet? Es iſt eine Art Diebſtahl, den gefundenen Gegenſtand nicht alſogleich an den Eigenthümer zurückzuſtellen. Und du darfſt nicht warten, bis dieſer zu dir kömmt, ſondern du biſt verpflichtet, ihn ausfindig zu machen. Und nur wenn ſich kein Eigenthümer

findet, magſt du die gefundene Sache dir zueignen; bei einiger Uneigennützigkeit aber würdeſt du wenigſtens mit den Armen theilen. — Biſt du endlich im Schuldenbezahlen nicht ſaumſelig? Machteſt du vielleicht die Schulden ſchon in der Abſicht, ſie nicht mehr bezahlen zu wollen? Verſchwendeſt du das, womit du deine Gläubiger befriedigen ſollteſt? Vertröſteſt du ſie in eitlen Hoffnungen von Zeit zu Zeit und fügeſt du ihnen vielleicht dadurch neuen Schaden zu? Haſt du ihnen vielleicht das lügenhafter Weiſe herausgelockt, und ſündhaft durchgejagt, was jene ſich im Schweiß ihres Angeſichtes erworben, und was darauf berechnet war, ſie und ihre Kinder in Tagen der Noth zu nähren und vor Mangel zu ſchützen?

Gegen das ſiebente Gebot ſündigt man, wenn man zur Beſchädigung ſeines Nächſten mitwirkt. Dieſes kann auf doppelte Art geſchehen, entweder durch eine Handlung, oder durch Unterlaſſung eines pflichtſchuldigen Werkes, wodurch dem Nächſten ein Schaden zugeht. Demnach frage dich: Haſt du als Vorgeſetzter, als Hausvater, als Hausmutter deinen Untergebenen nie einen Befehl ertheilet, das Eigenthum des Nächſten zu verletzen, ihn zu beſtehlen oder zu betrügen? Haſt du nie Jemanden überredet, daß er eine dem Nächſten nachtheilige Handlung unternommen? Haſt du ihm nie dazu Rath ertheilet? Haſt du ihm nicht die Wege und Mittel gezeigt, wodurch er dieſe deſto leichter ausüben konnte? Haſt du vielleicht ſelbſt bei der Beſchädigung thätig mitgewirkt, indem du die geeignetſte Zeit zu einer ſolchen Unthat ausgeſpäet, oder während ſie verübt worden iſt, Wache gehalten haſt? Haſt du den Dieben in deinem Hauſe verborgenen Aufenthalt gegeben? Haſt du ſie vor Nachforſchungen der Obrigkeit geſichert? Oder haſt du ihnen die geſtohlenen Sachen aufbewahrt, ſie ihnen verkauft, oder dieſe ſelbſt käuflich an dich gebracht?

Eben ſo ungerecht iſt es, wenn du mit Menſchen, welche ſolcher Handlungen verdächtig ſind, vertrauten Umgang haſt, oder ihre Ungerechtigkeiten, welche dir bewußt ſind, verheimlicheſt. Deßwegen erforſche dich: Haſt du die dir bewußten Diebe und Betrüger bei der rechtmäßigen Obrigkeit angezeigt? Haſt du deinen Nächſten vor ſolch gefährlichen Leuten gewarnt? Haſt du, wo es deines Amtes war, ſolche dir zur Anzeige gekommenen Frevelthaten

gehörig unterſucht, und nach Verdienſt geſtraft? Oder biſt du gegen dieſe Leute nicht mit gehöriger Strenge verfahren? Haſt du ſie zu leicht behandelt, zu früh wieder entlaſſen? Haſt du ihre Schritte nicht vorſchriftsmäßig beobachtet, ſie nicht unter gehörige Aufſicht geſtellt, da doch großer Verdacht auf ihnen ruhte?

Gegen das ſiebente Gebot ſündiget auch der, welcher den Schaden, den er Jemand zugefügt hat, nicht wieder erſetzen will. Frage dich, ob nicht noch ſeit vielen Jahren her ein ungerechtes Gut auf deiner Seele laſtet, und wenn du es zurückgegeben, ob es in gehöriger Weiſe geſchehen. Es muß nämlich dieſelbe Sache im nämlichen Werthe zurückgeſtellt werden, welche du dem Nächſten entzogen haſt. Wenn du dir ein neues Gewand unrechtlicher Weiſe beigelegt und es bereits durch vielfältigen Gebrauch abgenützt haſt, ſo wirſt du durch ſeine Zurückgabe nicht von deiner Schuld befreit. Du haſt in allen Fällen, wo die entwendete Sache gar nicht mehr oder nur in merklich verſchlechtertem Zuſtand vorhanden iſt, den vollen Werth in Geld oder andern Dingen zu erſetzen. — Wenn du eine trächtige Kuh Jemanden davon getrieben und ſie behalten haſt, bis ſie das Kalb gebracht, ſo haſt du durch die bloße Zurückgabe der Kuh noch nicht vollen Erſatz geleiſtet, auch das Kalb iſt geſtohlenes Gut; denn die Sache ſammt den Früchten muß dem Eigenthümer zurückgegeben werden. — Wenn du durch ungerechten Prozeß deinem Bruder ein Haus abgeſtritten, es fünf Jahre lang als dein Eigenthum bewohnt oder vermiethet und dafür während dieſer Zeit tauſend Gulden Miethzins eingenommen haſt, ſo mußt du nicht bloß das Haus, ſondern auch den erhaltenen Miethzins zurückgeben. Oder wenn du vor einigen Jahren eine gewiſſe Summe Geldes entwendet haſt, ſo mußt du nicht nur dieſes, ſondern auch die Zinſen, welche der Eigenthümer in der Zwiſchenzeit erhalten hätte, zurückſtellen; denn dem Eigenthümer iſt auch der Schaden zu vergüten, welcher aus der Entbehrung ſeines Eigenthums ihm zugegangen iſt. — Wenn du eine werthvolle Sache, welche du unrechtlicher Weiſe an dich gebracht haſt, um die Hälfte des Preiſes verkaufſt; ſo wirſt du nicht durch die Zurückgabe des erhaltenen Kaufſchillings, ſondern erſt durch Erſetzung des vollen Werthes des entwendeten Gegenſtandes deiner Schuld

entiediget. Auch dann, wenn du ein fremdes Gut unrechtiich an dich bringeſt, und dir dieſes von einem Dritten wiederum geſtohlen wird, biſt du zum Erſatz verpflichtet; denn du mußt auch für die Gefahr der geraubten Sache einſtehen. Ja ſelbſt für den Zufall haſteſt du. Haſt du z. B. dem Nachbar ein Schaf genommen, und wird es in deinem Stalle vom Blitz erſchlagen, ſo biſt du dennoch zum Schadenerſatz verbunden. — Ferner wenn du Jemanden an einem andern Ort ein Gut geraubt haſt, ſo mußt du die entwendete Sache auf deine Koſten und deine Gefahr wiederum dem Eigenthümer zurückbringen laſſen. Geht aber das zurückzuſendende Gut auf dem Weg zu Grunde, ſo trifft dich der Schaden, und du biſt zum neuen Erſatz verpflichtet. Endiich iſt die entwendete Sache dem Eigenthümer oder deſſen Erben zurückzuſtellen. Es iſt keine Zurückerſtattung, wenn du das entwendete Gut den Armen vertheilen, oder davon Meſſen leſen laſſen, oder damit ein anderes wohlthätiges Werk ausüben wollteſt. Nur wenn du den Eigenthümer oder deſſen Erben nicht mehr ausfindig machen kannſt, magſt du es thun. Kannſt du übrigens nicht Alles erſetzen, ſo mußt du es wenigſtens theilweiſe thun, und wenn dir alles Vermögen fehlt, mußt du doch den Willen dazu haben. Armuth befreit dich daher nicht von der Pflicht der Zurückſtattung; ſie ſchiebt die Erſatzpflicht nur auf, hebt ſie aber nicht auf. Frage dich, mein Chriſt, ob dir in allen dieſen Dingen dein Gewiſſen keine Vorwürfe macht?

Endlich frage dich im ſiebenten Gebote noch insbeſonders, ob du etwa gottgeweihte Gegenſtände entwendet haſt? Ob du aus Kirchen oder von heiligen Orten jenes geraubt haſt, weiches den Gläubigen ein beſonderer Gegenſtand der Verehrung geweſen? Ob du gar mit Gewalt in dieſe Heiligthümer eingedrungen, und das Heiligſte ſelbſt geſchändet und entweiht haſt? Haſt du nicht auch ſolche Frevei verübt, welche im gemeinen Leben oft für völlig erlaubt gehaiten werden? Wiſſe auch Wildpretſchützen ſind Diebe; und ſollte dir die Obrigkeit ſelbſt das geſtohlene Wild abkaufen, dein Unrecht wird dadurch nicht geringer, ſondern dieſe nimmt nur Antheil an deinem Verbrechen. Deßgleichen ſind Schwärzer, Schleichhändier, Waidfrevler und ähnliche Leute des Diebſtahles ſchuidig, und um ſo größer iſt ihr Unrecht, weil ſie dabei gar

häufig des schnöden Gewinnes wegen selbst mehre Menschenleben einer augenscheinlichen Gefahr aussetzen.

Frage dich ferner: Hast du deine Hand nicht aus Geiz vor Nothleidenden verschlossen? Wer mit zeitlichen Gütern gesegnet ist, und dem Dürftigen nichts mittheilt, begehet ebenfalls eine Ungerechtigkeit: er hält gleichsam das fremde Eigenthum zurück; denn Gott gab ihm den Reichthum in der Absicht, daß er an seiner Statt damit die Thränen der Armuth trockne. Auch der, welcher bettelt, ohne es zu bedürfen, sündiget, weil er dem Dürftigen die Gabe raubt.

Wir sind in diesem Gebote noch nicht zu Ende; denn die Wege der Ungerechtigkeit sind viel. Hast du deine Abgaben redlich bezahlt; hast du nicht falsches Geld in Umlauf gesetzt, nicht falsche Welchselbriefe ausgegeben? Hast du dir in einer Streitsache nicht die Gunst des Richters erkauft? Hast du als Beamter bei Besetzung der Stellen nicht vielmehr auf Freundschaft und Empfehlung, als auf Verdienste und Würdigkeit Rücksicht genommen?

Hast du als Familienvater nicht durch unmäßigen Trunk, durch Spielsucht oder Müssiggang den Deinen geschadet? — Hausfrau, hängst du nicht zu viel an die Hoffart, verwendest du nicht zu viel auf Gesellschaften? — Hausherr, hast du als Vormund oder in Verwaltung von Gemeindeämtern Niemanden geschadet? Hast du bei Vertheilung einer gemeinschaftlichen Erbschaft Niemand verkürzt? Hast du ein rechtmäßiges Testament nicht unterdrückt? Hast du den letzten Willen deiner Angehörigen erfüllet? Hast du durch Drohungen nichts erpreßt? Hast du die Schwachsinnigkeit deines Nächsten nicht zu deinem Vortheile mißbraucht? Hast du ihn nicht dazu überredet, daß er dir unmäßige Geschenke machte? Hast du deinen Mitbruder vor Schaden behütet, wo du es konntest? Hast du Niemand um sein Amt oder um seinen Dienst gebracht? — So vielfach und mannigfaltig sind die Sünden gegen das siebente Gebot, und vielleicht findet ein Anderer noch manche Fälle, die hier trotz der großen Umständlichkeit nicht in Anregung gekommen sind.

8) Du sollst kein falsches Zeugniß geben. Dieses Gebot untersagt: Falsches Zeugniß, Lüge, Ehrabschneiden, Schmeichelei, freventlicher Argwohn, vermessenes Urtheil.

Denke nach und frage dein Gewiſſen: Haſt du bei gerichtlichen Verhandlungen falſche Ausſagen gethan? Haſt du ſie vielleicht gar durch einen Eid bekräftiget? Haſt du dadurch deinem Nächſten Schaden zugefügt? Auch ohne Beſchädigung deines Nächſten iſt ein falſches Zeugniß ſchon eine ſchwere Sünde; im erſtern Falle ſteigt nur das Unrecht noch höher. — Haſt du dich etwa um Geld zu einem falſchen Zeugniß verleiten laſſen? Oder war es umgekehrt, und haſt du falſche Zeugen gedungen? — Frage dich auch: Ob du falſche Urkunden ausgeſtellt, oder Briefe und Schriften verfälſcht haſt; frage dich, ob du wahre Urkunden zum Schaden eines Andern verheimlichet oder gar vernichtet haſt; frage dich und vergiß es nicht, ob du dich geweigert haſt, der Wahrheit öffentliches Zeugniß zu geben, wo du es ſchuldig warſt, und ob du überhaupts etwas zur Verheimlichung der wahren Sachlage einer That beigetragen haſt.

Haſt du gelogen? Oder iſt dir das Lügen gar ſchon zur Gewohnheit geworden? Haſt du durch dein Lügen auch Jemanden einen Schaden zugefügt? Haſt du vielleicht auch in der Beicht gelogen? Oder haſt du anvertraute Geheimniſſe entdeckt? Briefe aufgefangen, aufgebrochen und geleſen? Haſt du Zeugniſſe und Siegel verfälſcht?

Haſt du nicht Jemanden die Ehre abgeſchnitten? Haſt du deinem Nächſten Verbrechen angedichtet, welche er nicht begangen? Haſt du ſeine geheimen Fehler ohne Noth bekannt gemacht, oder die ſchon bekannten vergrößert?

Haſt du dich nicht des Laſters der Ohrenbläſerei ſchuldig gemacht, d. h. ohne Noth ausgeſagt, was ein Menſch gegen einen andern geredet, und dadurch vielleicht große Uneinigkeit veranlaßt? Haſt du nicht ſchriftlich verleumdet? Nicht Schmähſchriften, ſogenannte Pasquille, verfaßt oder verbreitet, insbeſonders nicht auf geiſtliche oder weltliche Obrigkeiten? Haſt du auf Niemanden Spottlieder gedichtet oder ärgerliche Bilder (Carikaturen) gemacht? Was hatte deine Verleumdung für Folgen? Haſt du durch übles Nachreden einen Dienſtboten um ſeinen Dienſt gebracht, oder einen Handwerksmann um ſeine Arbeit? Haſt du dieſe Folgen vorausgeſehen? Haſt du ſie wieder gut gemacht?

Haſt du dich der ſchändlichen Sünde der Schmeichelei nicht

ſchuldig gemacht? Haſt du dich nicht abſichtlich verſtellt? Haſt du Niemanden Lob geſpendet, wo du ihn hätteſt tadeln ſollen? Haſt du niemals in der Abſicht, um zu gefallen, das Laſter gut geheißen, oder doch kaum lobenswerthe Handlungen als Wunder der Heiligkeit dargeſtellt?

Haſt du auf Niemanden einen grundloſen Verdacht gehabt? Haſt du dieſen auch Andern mitgetheilt? Haſt du da, wo dir eine Sache abging, den nächſt Beſten des Diebſtahls bezüchtiget, oder wo dir ein Schaden zugefügt worden, einen Unſchuldigen für den Thäter gehalten? Haſt du die Handlungen des Nächſten falſch ausgelegt, ihm unlautere Abſichten untergeſchoben? Haſt du ſeinen guten Ruf durch doppelſinnige Reden, durch bedenkliche Mienen, durch ein zweideutiges Aber verdächtiget? Haſt du nicht ſolchen Reden wohlgefällig beigeſtimmt?

9) Du ſollſt nicht begehren deines Nächſten Hausfrau. Dieſes Gebot dringt auf Reinheit der Gedanken und verbietet jede Lüſternheit des Fleiſches. — Frage dich, haſt du nicht Wohlgefallen an unreinen Gedanken gehabt? Haſt du dich nicht freiwillig dabei aufgehalten? Haſt du dir längſt begangene Sünden gegen dieſes Gebot nicht in Gedanken vergegenwärtiget, und durch die Erinnerung ſie gleichſam wiederholt begangen? Haſt du nicht ſelbſt ſolche Gedanken in dir hervorgerufen, oder doch Solches gethan, wodurch ſie erwachen mußten, vielleicht durch Anſchauen unanſtändiger Bilder und Statuen, durch Leſung unſittlicher Bücher, durch Schauſpiele, Tänze u. dgl. — Ehemann, haſt du nie lüſterne Blicke auf ein fremdes Weib geworfen?

10) Du ſollſt nicht begehren deines Nächſten Gut. Dieſes Gebot verbietet jedes ſündhafte Verlangen nach fremdem Eigenthume, und eben deßwegen auch Neid, Mißgunſt und Unzufriedenheit über das Glück eines Andern. — Haſt du hierin nicht geſündiget? Haſt du nicht auf ungerechte Weiſe nach dem Eigenthum deines Nächſten getrachtet? Ihm nicht durch Lügen und Schwänke eine Sache abgeſchwätzt? Freueſt du dich über das Glück deiner Mitmenſchen, oder wirſt du darüber betrübt? Vergönneſt du einem Jeden ſein Glück und ſeine Freude, oder willſt du allein Alles ſelbſt haben und genießen.

II. Die fünf Gebote der chriſtlichen Kirche.

Die Gebote, welche die katholiſche Kirche ihren Gläubigen zu halten vorſchreibt, heißen:

1) Du ſollſt die gebotenen Feiertage halten,

2) Du ſollſt die heilige Meſſe an Sonn- und Feiertagen mit gebührender Andacht hören.

Dieſe beiden Vorſchriften fallen mit dem dritten Gebote Gottes zuſammen; aber das

3) heißt: Du ſollſt die vierzigtägige Faſten, die vier Quatember und andere gebotenen Faſttage halten, auch am Freitag und Samſtag dich des Fleiſcheſſens enthalten. Haſt du dieſes Gebot ſeinem ganzen Umfange nach gehalten? Haſt du nie an den verbotenen Tagen muthwilliger Weiſe Fleiſch gegeſſen? Haſt du nicht auch deine Untergebenen dazu verleitet? Herrſchaften, ſeid ihr nicht euern Dienſtboten Urſache zu dieſer Sünde? Euer iſt die Sünde; denn den Dienſtboten bleibt keine Wahl übrig. Gaſtwirthe, habt ihr euere Gäſte an Faſttagen immer mit Faſtenſpeiſen bedient, wenigſtens ſolche, welche nicht eigens Fleiſch verlangt haben? — Haſt du nie mit Tadel und Verachtung vom Faſtengebote geſprochen? Haſt du dir an den vorgeſchriebenen Tagen einen Abbruch im Eſſen und Trinken gethan? Biſt du beſonders in der Faſten mäßig geweſen, oder haſt du dieſe Tage in deiner gewöhnlichen Ueppigkeit und Schwelgerei hingebracht?

4) Du ſollſt jährlich zum wenigſten einmal deinem verordneten Prieſter beichten, und um die öſterliche Zeit das heilige Sakrament des Altars empfangen. — Wie oft beichteſt du im Jahre? Ein einziges Mal iſt die äußerſte Grenze und ein Zeichen großer Lauheit. Haſt du nie gottesräuberiſch gebeichtet? Haſt du auch unwürdig kommunicirt? Bedenke die Größe einer ſolchen Sünde. Wie haſt du deine Beicht- und Kommuniontage zugebracht? Biſt du vielleicht Nachmittags ſchon wieder den alten Sünden und verführeriſchen Gelegenheiten nachgelaufen?

5) Du ſollſt zur verbotenen Zeit keine Hochzeit halten. — Dieſe verbotenen Zeiten ſind die Faſten und der Ad-

vent, oder überhaupts alle Buß- und Bettage. Erforſche dich, ob du an denſelben den lärmenden Luſtbarkeiten, als den Tänzen, Spielen und ähnlichen Ergötzungen beigewohnt haſt.

III. Die ſieben Todſünden.

1) Hoffart. Haſt du dich eitler Dinge wegen gerühmt, indem du auf die Schönheit deiner Leibesgeſtalt, auf die Vorzüge deiner Perſon, deine Reichthümer, deine Aemter und Würden, deine Geſchicklichkeit, deine Kleider, deine Dienerſchaft und andere dergleichen Dinge, die von geringem Belang ſind, ſtolz wareſt? Biſt du auf Dinge ſtolz geweſen, die an und für ſich gut ſind, auf deine Tugend, Frömmigkeit und Weisheit? — Haſt du dich für beſſer, frömmer und tugendhafter gehalten, als Andere ſind, und in deinen vermeinten Vorzügen Andere verachtet? Haſt du dich vielleicht gar ſolcher Dinge gerühmt, die an und für ſich böſe ſind, z. B. deßwegen, weil du dich wegen zugefügter Beleidigungen an Andern gerächt, weil du ſie verhöhnt und verachtet haſt? Haſt du in deinen Handlungen nur die Ehre und das Lob der Menſchen geſucht? Haſt du dich Anderer, beſonders deiner Angehörigen, ihres niedrigen Standes wegen geſchämt? Haſt du Andere mit Geringſchätzung behandelt, ſie herabgeſetzt und verachtet?

2) Geiz. Hängt dein Herz an den Reichthümern? Liebſt du ſie leidenſchaftlich? Achteſt du ſie höher als deinen Gott? Denkſt du nur darauf, Gewinn zu machen und deine Schätze zu mehren? Iſt dir jedes noch ſo ſchlechte Mittel für dieſen Zweck gut genug? Haſt du Niemanden den Tod gewünſcht, um zu deſſen Erbſchaft zu gelangen, oder ſonſt einen Vortheil daraus zu ziehen? — Oder verfielſt du in die entgegengeſetzte Sünde? Warſt du verſchwenderiſch? Haſt du dein Geld auf Putz, Wohlleben, Unterhaltungen und Spiele verwendet? Haſt du die ſogenannten Hazard- oder Glücksſpiele oder auch die Lotterie leidenſchaftlich geliebt?

3) Unkeuſchheit — darüber war beim ſechſten Gebote Gottes die Rede.

4) Neid. Haſt du nie in deinem Herzen darüber einen geheimen Groll gehabt, weil ein Anderer klüger oder reicher war, weil er mehr Verſtand und Geſchicklichkeit beſaß, weil er dir vorgezogen wurde, oder vielleicht gar deßwegen, weil er frömmer und

tugendhafter war? Haſt du dich gefreut, wenn einem Andern ein Schaden oder ein Unglück begegnet iſt? Oder warſt du bei ſeiner Freude und ſeinem Glücke traurig und mißvergnügt? Haſt du aus Neid Böſes von deinem Nächſten ausgeſtreuet, in der Hoffnung, ihn dadurch ſeiner Ehre und ſeines Anſehens zu berauben?

5) Fraß und Völlerei. Warſt du unmäßig im Eſſen und Trinken? Biſt du ein Säufer, ein Trunkenbold? Haſt du dich bis zur völligen Verſtandesloſigkeit betrunken? Haſt du im Zuſtande deiner Trunkenheit auch Aergerniß gegeben? Haſt du als Familienvater dadurch deiner Gattin Verdruß und Kummer gemacht? Haſt du durch dieſes Laſter deiner Familie Schaden zugefügt, deinen Wohlſtand zerrüttet und dein häusliches Glück zerſtört? Haſt du im Zuſtand der Trunkenheit auch noch andere Sünden begangen? Vielleicht anvertraute Geheimniſſe verrathen; gottläſteriſche oder ſittenloſe Geſpräche geführt, dir ungebührende Scherze erlaubt? Vielleicht haſt du dir Zänkereien zu Schulden kommen laſſen, oder dich in Raufhändel verwickelt; vielleicht haſt du auch Unzüchtigkeiten getrieben. — Haſt du nicht auch Andere zum unmäßigen Trinken verleitet? Haſt du Freude daran gehabt, ſie berauſchen zu können, und haſt du ihnen auf deine Koſten Getränke reichen laſſen? — Haſt du nicht zu koſtbare und leckerhafte Speiſen geſucht und dadurch zum Nachtheile deiner Familie viel Geld verſchwendet?

6) Zorn. Biſt du jähzornig und gleich empfindlich? — Haſt du im Zorn dich ſo weit vergeſſen, daß du wider dich ſelbſt gewüthet und dir Leides gethan, daß du dich verwünſcht und verflucht haſt? — Haſt du im Zorn deinen Nächſten verwunſcht und verflucht? Haſt du Schmähungen gegen ihn ausgeſtoßen, ihm Schimpfnamen gegeben? Haſt du deinen Zorn thätlich an ihm ausgelaſſen? Haſt du im Zorne Jemand beleidiget oder gar mißhandelt? Haſt du im Zorne geſcholten und Gott geläſtert? Haſt du in einem ſolchen Zuſtande vielleicht auch das Vieh gequält?

7) Trägheit. Biſt du nachläßig in Erfüllung deiner Pflichten und in Vollbringung des Guten überhaupts? Sind geringe Hinderniſſe hinreichend, um deine beſten Abſichten zu vereiteln? Biſt du im Gebete, in Beſuchung der Kirche, in Leſung guter Bücher, in Anhörung des göttlichen Wortes, im Empfang der

heiligen Sakramente und in andern guten Werken nicht fahriäſſig? Verrichteſt du dein Morgen- und Abendgebet tägiich? Auch zu andern gewiſſen Zeiten, wenn man mit der Glocke das Zeichen gibt, z. B. beim ſogenannten engliſchen Gruß u. ſ. w. betet der katholiſche Chriſt mit entblößtem Haupte. Thuſt du es? Verwendeſt du zu viel Zeit auf das Spiel, die Ergötzlichkeiten oder das Beſuchabſtatten, auf eitle Gedanken, müßige Plaudereien, auf leere Tändeicien, auf Putz und Schmuck, und ſchadeſt du dadurch deinem Hausweſen? Liebſt du überhaupts den Müſſiggang? Gibſt du dich einem trägen, thateniofen Leben hin? Schläfſt du länger als nöthig iſt? — Haſt du lange Zeit im Zuſtande einer Todſünde gelebt, lange Zeit einer böſen Gewohnheit gehuldiget, und deine Beſſerung von Tag zu Tag hinausgeſchoben?

IV. Die Sünden in den heiligen Geiſt.

Ihrer ſind ſechs; ſie heißen:

1) Vermeſſentlich auf Gottes Barmherzigkeit ſündigen.
2) An der göttlichen Gnade verzweifeln.
3) Der erkannten chriſtiichen Wahrheit widerſtreben.
4) Seinen Bruder um der göttlichen Gnade willen beneiden.
5) Wider heilſame Ermahnungen ein verſtocktes Herz haben.
6) In der Unbußfertigkeit vorſätzlich verharren.

Frage dich bezüglich dieſer Sünden: Haſt du vermeſſentlich auf Gottes Barmherzigkeit geſündiget? Haſt du geſagt: Ich brauche nur zu beichten, und dann verzeiht mir Gott wieder? Haſt du deine Buße verſchoben und dabei die Worte gebraucht: Es iſt noch Zeit genug zur Buße; jetzt bin ich jung, und muß das Leben genießen; komme ich einmal auf die Jahre, ſo werde ich zum Kreuz kriechen? — Oder haſt du alle Hoffnung aufgegeben, und dich deiner großen und ſchweren Sünden wegen ſchwarzer Verzweiflung überliefert, indem du ausrieſeſt: Es hilft nichts mehr; meine Sünden ſind zu groß, als daß ſie mir Gott verzeihen könnte? — Haſt du fromme Perſonen verſpottet; ſie als Betſchweſtern oder Betbrüder verachtet? Kannſt du das öftere Beichten und Kommuniciren der Frommen nicht leiden? Biſt du ein Feind ihrer Gebete oder ſonſtigen Andachtsübungen? Haſt du die heilſamen Ermahnungen deiner Eltern und des Beichtvaters verachtet? Haſt du dich nach

der Beicht in gar Nichts gebeſſert? Bringſt du immer wieder die alten Sünden in den Beichtſtuhl? Spotteſt du über die Predigten oder die chriſtlichen Lehren überhaupts? —

V. Die himmelſchreienden Sünden.

Sie heißen:

1) Vorſätzlicher Todtſchlag.

2) Die ſtumme oder ſodomitiſche Sünde, welche die Einwohner Sodoma's begingen und ſo häßlich iſt, daß ſie vor keuſchen Ohren gar nicht genannt werden darf.

3) Unterdrückung der Armen, Wittwen und Waiſen.

4) Aufhaltung oder gänzliche Entziehung des verdienten Lohnes.

Auch hier erforſche dich, ob du keine der genannten Sünden begangen haſt? Frage dich, ob du nie mit Mordanſchlägen ſchwanger gegangen biſt; ob du dich nicht widernatürlicher Sünden gegen das ſechſte Gebot ſchuldig gemacht, deinen eigenen Leib mißbraucht, mit Verleugnung des Geſchlechtes den Lüſten gefröhnet, oder dich gar bis zum Thiere herabgelaſſen haſt. Frage dich, ob du die Armen niemals gedrückt, die Wittwen nie um ihr Eigenthum gebracht; den Waiſen keinen Schaden zugefügt haſt. Frage dich, ob du deinen Dienſtboten den bedungenen Lohn nicht unter Erſinnung von allerlei Vorwänden aufgehalten, denſelben ihnen geſchmäiert, oder gar abgeleugnet und gänzlich entzogen haſt.

VI. Die fremden Sünden.

Dahin gehören:

1) Zur Sünde rathen,
2) Andere ſündigen heißen,
3) in ihre Sünde einwilligen,
4) ſie zur Sünde anreizen,
5) ihre Sünden loben,
6) dazu ſtillſchweigen,
7) dieſelben überſehen,
8) daran Theil nehmen,
9) ſie vertheidigen.

Hier haſt du dich zu fragen: ob du Andern zu irgend einer Sünde einen Rath ertheilet, oder ob du ihnen die Wege gezeigt,

und die Mittel in die Hände gegeben haſt, auf welchen und durch welche ſie ihre böſe Abſicht um ſo leichter ausführen konnten; ob du Andern zur Vollbringung irgend einer Sünde einen Befehl ertheilt haſt, was beſonders die Eltern hinſichtlich der Kinder oder die Herrſchaften in Bezug auf die Dienſtboten ſo häufig thun; ob du Jemanden zum Zorn, zum Schelten und Fluchen oder andern böſen Dingen angereizt haſt; ob du fremde Sünden gelobt und ihnen deinen Beifall gegeben; ob du ſie in Schutz genommen, vertheidiget oder dich gar bemühet haſt, ſie als Tugenden darzuſtellen; ob du als Vorgeſetzter deinen Untergebenen zu viel erlaubt und nachgeſehen haſt, wie ſündhafte Bekanntſchaften, nächtliches Ausbleiben u. ſ. w.; ob du zu fremden Sünden ſtillgeſchwiegen oder ſie überſehen haſt. Dienſtbote, du weißt oft, daß es hinter dem Rücken deiner Herrſchaft nicht recht zugehet; daß jemand Unrechter des Nachts im Hauſe iſt, oder Eines ausſteigt: haſt du dabei ſtillgeſchwiegen? Hausvater, du weißt oft von den Betrügereien und Ungerechtigkeiten, welcher ſich dein Nachbar ſchuldig macht: warum verſäumſt du die Anzeige am gehörigen Ort? Du gibſt manchmal auch liederlichen Leuten in deinem Hauſe Unterſchleif. Hausfrau, haſt du niemals einer Perſon von zweideutigem Rufe unter dem Vorwande, ſie ſei bei dir Magd, in der Schlechtigkeit Vorſchub gethan?

VII. Die leiblichen und geiſtlichen Werke der Barmherzigkeit.

a) Leibliche Werke der Barmherzigkeit.

1) Die Hungrigen ſpeiſen,
2) die Durſtigen tränken,
3) die Nackten bekleiden,
4) die Fremden beherbergen,
5) die Gefangenen tröſten,
6) die Kranken beſuchen,
7) die Todten begraben.

b) Geiſtliche Werke der Barmherzigkeit.

1) Die Sünder ſtrafen,
2) die Unwiſſenden lehren,
3) den Zweifelnden recht rathen,
4) die Betrübten tröſten,

5) das Unrecht geduldig leiden,

6) denen, die uns beleidigen, gerne verzeihen,

7) für die Lebendigen und Todten Gott bitten.

Haſt du dich der Armen angenommen? Haſt du ihnen nach Verhältniß deines Vermögens gerne gegeben? Oder ließeſt du dich erſt lange bitten? Gabſt du dein Almoſen mit Murren und unter bittern Vorwürfen? Oder thatſt du es öffentlich, um von Andern gelobt zu werden? Haſt du den heimathloſen Fremdling hartherzig von deiner Thüre hinweggetrieben? Ließeſt du die Kranken ohne Pflege ſchmachten? Haſt du bei Leichenbegängniſſen deine Pflicht erfüllt, und für die Seelenruhe der Heimgegangenen zu Gott gebetet, oder gabſt du durch dein unanſtändiges Betragen nur Aergerniß?

Haſt du als Vorgeſetzter die Uebertretungen deiner Untergebenen nach Gebühr geahndet und geſtraft? Haſt du mit Unverſtändigen Nachſicht gehabt, ihnen ihren Irrthum auf liebevolle Weiſe genommen, ihre Zweifel ihnen gelöſet? Haſt du ſie in der Unwiſſenheit belehrt, im Irrthum ihnen die Wahrheit gezeigt, in der Unſchlüſſigkeit ihnen einen heilſamen Rath ertheilt, in Schmerz und der Betrübniß ihre Wunden ihnen zu lindern geſucht? Haſt du bei unverſchuldeten Leiden die Geduld bewahrt? Haſt du deinen Feinden bereitwillig verziehen, oder haſt du auf eine Gelegenheit gelauert, dich an ihnen zu rächen? Warſt du in deinem Gebete derjenigen eingedenk, für welche zu beten du die Pflicht auf dir haſt? Vergaſſeſt du beſonders deine verſtorbenen Eltern und Wohlthäter nicht? Beteteſt du auch für geiſtliche und weltliche Obrigkeit, wie es der heilige Apoſtel Paulus vorſchreibt?

VIII. Beſondere Standespflichten?

Ein jeder Stand bringt ſeine eigenen Pflichten mit ſich; je nachdem du einem ſolchen angehörſt, ſo erforſche dich:

Eltern, Kinder, Herrſchaften, Dienſtboten, Obrigkeiten und Untergebene antworten ſich auf die ſchon im vierten Gebot Gottes geſtellten Fragen.

Biſt du verheirathet, ſo erwäge, ob du in einer mit Gutheißung der Kirche geſchloſſenen Ehe lebſt; ob du den Eheſtand nicht mißbraucht, oder gar gebrochen, ob du nie die chriſtliche Ehrbarkeit verletzt haſt; ob du im Frieden und Eintracht lebſt. Als Ehemann

insbeſonders erforſche dich, ob du deine Gattin liebevoll behandelt, ihr keine kränkenden Vorwürfe gegeben haſt? Die Ehefrau frage ſich, ob ſie ihrem Manne in allen erlaubten Dingen unterthan geweſen; ob ſie nicht unnütze Ausgaben gemacht und dadurch das Hausweſen zerrüttet, ob ſie nicht zu viel an die Hoffart gehängt, leidenſchaftlich Lotto ꝛc. geſpielt, dem Vergnügen zu ſehr nachgegangen iſt. Auch vergeſſen beide nicht, wie ſie ſich gegen ihre Schwiegereltern benommen, ob ſie ihnen das Ausbedungene gereicht und in Frieden mit ihnen gelebt haben.

Handelsleute und Handwerker erforſchen ſich nach Anweiſung des fünften Gebotes Gottes. Schenk- und Gaſtwirthe aber fragen ſich noch insbeſondere, ob ſie nicht der Schlechtigkeit in ihren Häuſern Vorſchub gethan; ob ſie nicht unmäſſigen Menſchen bis zu ihrer völligen Berauſchung Getränke gegeben; ob ſie keine verbotenen Spiele erlaubt, keine ſittengefährliche Muſik und Tänze veranſtaltet haben.

Die Reichen ſollen ſich fragen, ob ſie ihren Reichthum nach den Abſichten Gottes angewendet, oder ob ſie einen verkehrten Gebrauch davon gemacht; ob ſie Gott dafür dankbar geweſen, oder ob ihnen der Ueberfluß nur eine Gelegenheit zu deſto größern und zahlreichern Uebertretungen der göttlichen Gebote geworden iſt. Sie ſollen ſich fragen, ob ſie mit ganzem Herzen an ihrem Mammon hingen, darüber die Sorge für das Ewige verſäumten, und ihre Seele vernachläſſigten; ob ſie ſelbſt mit Ausübungen von Ungerechtigkeiten ihre zeitlichen Beſitzthümer vermehrt, ob ſie dem Nothleidenden jeden Antheil daran verſagt haben. Sie ſollen ſich fragen, ob ſie ihre zeitlichen Güter nicht verſchwendet, oder auf eine ſündhafte Weiſe durchgebracht haben.

Die Armen ſollen unterſuchen, ob ſie ihre Dürftigkeit mit Geduld und Ergebung in Gottes heiligen Willen getragen; ob ſie nicht gegen Gottes Einrichtungen gemurrt, Wohlhabende nicht beneidet, ihnen heimlich nichts entzogen, und ſich dabei gedacht haben, den Reichen ſchadet es nicht, — ſie empfinden dieſe Kleinigkeit gar nicht, — ſie laſſen es auf eine andere Weiſe den Hunderten nach zu Grunde gehen.

Warſt du einmal krank, ſo vergeſſe es nicht, dich zu fragen, wie du dich in deiner Krankheit benommen haſt. Warſt du viel-

leicht ungeduldig? Haſt du gegen Gott gemurrt, daß er dir das Uebel ſo lange nicht abnehmen oder die Schmerzen nicht lindern wolle? Haſt du in deinem Unverſtande nicht geklagt: Gerade ich muß immer krank ſein; — es iſt, als ob unſer Herr Gott niemand Andern mehr wüßte, weil er gerade nur zu mir immer den Weg findet; — ich weiß nicht, wodurch ich ſo viel Leiden verdient habe; — Andere, die doch auf ihre Geſundheit ſo wild losſtürmen, ſind oft das ganze Jahr geſund, — ich dürfte wohl geſund ſein, ich wäre dennoch armſelig genug! — Frage dich auch, haſt du in deiner Krankheit den Vorſchriften des Arztes Folge geleiſtet, oder haſt du ſeine Hilfe eigenſinnig von dir gewieſen? Haſt du keine abergläubiſchen Mittel angewendet? Haſt du vielleicht gar deine Krankheit der Verzauberung zugeſchrieben? — cf. Meine Schrift: Oſterei u. ſ. w. bei Lentner in München.

Artikel LXXXVII.

Gewohnheit (namentlich böſe).

1. Begriff.

Die Gewohnheit überhaupts iſt eine durch wiederholte Handlungen erlangte Fertigkeit, etwas zu thun. Je nachdem dieſe Fertigkeit im Guten oder Böſen beſteht, iſt die Gewohnheit ſelbſt entweder eine gute oder böſe.

Da der Menſch von Natur aus einen Hang zum Böſen hat, ſo wird ihm die Sünde am leichteſten zur Gewohnheit. Wer an etwas Böſes ſich einmal gewohnt hat, der wird oft mit unwiderſtehlicher Gewalt dazu hingeriſſen. Jede Gelegenheit, jede Verſuchung bringt ihn zum Falle. Daher häuft ein Solcher auch ſeine Sünden ungemein. Man kann von ihm ſagen: Er trinkt die Sünde wie Waſſer.

Auf daß etwas für eine Gewohnheit gelte, kömmt es nicht immer auf die Zahl der wiederholten Handlungen an. So muß man nach dem heiligen Liguori den ſchon für einen Gewohnheits-

ſünder halten, der das Jahr hindurch monatlich nur einmal Unkeuſchheit treibt. Derſelbe ſagt auch, daß in Bezug auf äußere Sünden, wenn einige Unterbrechung zwiſchen denſelben ſtattfindet, fünf Mal im Monate ſchon eine böſe Gewohnheit genannt werden müſſe, und in Bezug auf fornicatio, sodomia und bestialitas kann eine weit geringere Zahl bereits eine Gewohnheit bilden.

2. Stellen aus der heiligen Schrift.

Wenn ein Mohr ſeine Haut verändern kann oder ein Pardel ſeine Flecken, ſo könnet auch ihr Gutes thun, die ihr an das Böſe gewohnt ſeid. Jerem. 13, 23.

Der Jüngling wird, wenn er auch alt geworden iſt, von ſeinem gewohnten Wege nicht abweichen. Sprüchw. 22, 6.

Es iſt dem Manne gut, wenn er von Jugend auf das Joch getragen hat. Klagl. 3, 27.

Mit der Zeit nahm die gottloſe Sitte überhand, und der Irrthum wurde wie ein Geſetz beobachtet. Weish. 14, 16.

Ein Menſch, der an Schimpfen gewöhnt iſt, wird all ſein Leben lang nicht geſittet werden. Ekkli. 23, 20.

Verſtricke dich nicht zweimal in eine Sünde; denn die erſte wird dir ſchon nicht ungeſtraft hingehen. Ebendaſ. 7, 8.

3. Ausſprüche der heiligen Väter.

Ein feſter Entſchluß und die Uebung können auch die ſchwerſten Dinge, ja daß ich noch mehr ſage, auch diejenigen Dinge, welche faſt unmöglich ſcheinen, leicht und möglich machen. Kann ein Menſch, der Luſt dazu hat, und ſich unabläſſig übt, ſich die Geſchicklichkeit erwerben, unter einer großen Laſt auf einem geſpannten Seile von der einen Seite der Schaubühne zur andern gehen: wie ſollten denn diejenigen, die ſich feſt vorgenommen haben, ihr böſes Herz zu beſiegen und einen tugendhaften Wandel zu führen, durch einen beſtändigen Fleiß nicht zu ihrem Zwecke gelangen? Und entehren nicht diejenigen faſt mehr den Schöpfer der vernünftigen Seelen, als das Geſchöpf, die vorgeben, daß der Menſch zwar geſchickt ſei, ſich an dergleichen ſchwere und doch unnütze Dinge zu gewöhnen; allein ungeſchickt, die Sachen auszuführen, die zu ſeiner wahren Glückſeligkeit nöthig ſind. Origen. lib. 3. contr. Cels.

Es iſt ſehr läſtig, und ſelbſt den Thieren kaum erträglich, wenn ſie von ihrer Gewohnheit abgezogen werden. St. Baſil.

Die böſen Gewohnheiten feſſeln den, der einmal von ihnen umſtrickt iſt, und werden täglich feſter, ſo daß ſie oft nur mit dem Leben des Sünders enden. St. Greg. l. 15. moral.

Die Gewohnheit zu beſiegen, iſt ein ſchwerer Kampf. Der heil. Auguſtin in Ps. 30.

Auch große und gräuliche Sünden, ſind ſie einmal zur Gewohnheit geworden, hält man entweder nur für Kleinigkeiten, oder für gar Nichts. Derſelbe in Ench. c. 8.

Die Gewohnheit iſt keine Entſchuldigung. Denn warum ſchützt der Dieb nicht die Gewohnheit vor, und warum wird er, wenn er es thäte, doch nicht von der Strafe befreit? St. Chryſoſt. hom. 20. ad popul.

Man ſagt, eine Gewohnheit ſei ſchwer auszurotten. Dieſes weiß ich ebenfalls. Weil aber die Tyrannei der Gewohnheit ſo groß iſt, ſo trage ſie (die böſe) auf eine andere (gute) Gewohnheit über. Derſelbe.

Eine alte Gewohnheit verläßt man ſchwer. Nachfolge Chriſti lib. 1. c. 14.

Eine eingefleiſchte Gewohnheit widerſtreitet; aber durch eine beſſere Gewohnheit wird ſie überwunden. Daſelbſt lib. 3. c. 5.

4. Geſchichtliches.

In Frankreich lebte einſtens, wie in der Geſchichte des heiligen Bernard zu leſen iſt, ein Adeliger, der dem Laſter der Unkeuſchheit aus langer Gewohnheit ſo ſehr ergeben war, daß er ſich nicht einmal einen Tag von dieſer Sünde enthalten konnte. Der heilige Bernard ermahnte ihn oft, von dieſem Laſter ſich loszureißen. Aber jener antwortete immer: Ich kann nicht. Da ſprach der Heilige eines Tages zu ihm: Wenn du auch mit Gott nicht Frieden machen willſt, ſo ſchließe wenigſtens einen Waffenſtillſtand von drei Tagen, indem du dir vornimmſt, dieſe kurze Zeit hindurch aus Liebe zu Gott von deiner Gewohnheitsſünde dich rein zu erhalten. Auf dieſen Vorſchlag ging er ein. Als nun die drei Tage vorüber waren, ſprach der Heilige: „Jetzt enthalte dich abermals andere drei Tage aus Liebe zur ſeligſten Jungfrau Maria.“ Er

that auch dieſes. Darnach ſprach der Heilige zum dritten Male zu ihm: „Jetzt enthalte dich drei Tage aus Liebe zu allen Heiligen.“ Als er auch dieſe drei Tage enthaltſam zugebracht hatte, kam er zum heiligen Bernard zurück und ſprach: Ich will nicht bloß einen Waffenſtillſtand, ſondern einen ewigen Frieden mit Gott ſchließen. Von dieſer Zeit an war dieſer langjährige Sünder von ſeiner böſen Gewohnheit frei.

Ein Landmann hatte ſich das unmäſſige Branntweintrinken zur Gewohnheit gemacht, ſo daß er ſich faſt täglich berauſchte. Alle Ermahnungen waren vergeblich. Da ſprach einmal ſein Gewiſſensrath zu ihm: weil er denn das Branntweintrinken nicht laſſen könne, ſo wolle er ihm wenigſtens ein Mittel verrathen, wodurch dieſes Getränk ſeine ſchädliche und berauſchende Kraft verliere. Dieſes beſtehe darin, daß er den erſten Tag ein Kieſelſteinchen in ſein Branntweinglas thue, den zweiten zwei, und ſo fort täglich um eines mehr; fahre er damit fort, ſo werde ihm der Brandtwein nicht mehr ſchaden. Der Landmann ließ ſich dieſen Rath gefallen, und gewöhnte ſich, da er täglich wegen der hineingeworfenen Steinchen ein geringeres Maß Branntwein verzehrte, zuletzt das Trinken desſelben gänzlich ab.

Veit erzählt in ſeinem Homilienkranze folgende Anekdote, woraus erhellet, wie der Gewohnheitsſünder immer ſeine Ausflüchte in Bereitſchaft hat. Eine leichtſinnige Frau war eine ſtarke Weintrinkerin und pflegte den vollen Becher jedesmal mit einem Zuge bis auf den Grund zu leeren. Ihr Mann warf ihr oft ihre Unmäſſigkeit vor; allein ſie wußte immer ſich zu beſchönigen. Du weißt wohl, ſprach ſie, daß auf dem Grunde des Bechers ein ſehr ſchöner Engel gravirt iſt; nun kann ich es mir nicht verſagen, den Becher nicht ganz zu leeren, weil ich ſonſt des ſchönen Engels nicht anſichtig würde. Der Mann glaubte ein Auskunftsmittel gefunden zu haben, er ließ nämlich den Engel ausglätten, und dafür das Bild eines häßlichen Dämon eingraben; die Frau fuhr jedoch fort, den Becher zu leeren, wie zuvor. Als ihr Mann ſie darüber zur Rede ſtellte, was ſie denn jetzt bewegen könnte, den früheren Gebrauch zu bewahren, da ein ſo häßliches Bild vielmehr abſchrecken ſollte, erwiderte ſie bloß: Lieber Mann, es iſt mein Grundſatz, dem Teufel keinen Tropfen übrig zu laſſen.

Der Abt Dorotheus erzählte einmal ſeinen Mönchen nachfolgende Geſchichte. Vernehmet, Brüder, ſprach er, die Macht der böſen Gewohnheit. Einmal kam ein Bruder zu mir, und ſprach: Ich bitte dich, Vater, verzeihe mir, und bete für mich; denn ich entwende verſchiedene Eßwaaren, und verzehre ſie heimlich. Ich ſprach zu ihm: Warum thuſt du das? Biſt du vielleicht hungrig? Er antwortete: Ja freilich; denn was wir beim gemeinſchaftlichen Tiſche erhalten, iſt mir zu wenig, meinen Hunger zu ſtillen. Ich führte hierauf dieſen Bruder zum Speiſemeiſter und ſprach: So oft immer dieſer Bruder zu dir kömmt, ſo gib ihm zu eſſen, ſo viel als er nur immer wünſcht. Dieſer that, wie ihm befohlen war. Aber nach einigen Tagen kam der Bruder wieder zu mir, und ſprach: Vergib, mein Vater, ich habe wieder geſtohlen. Ich fragte ihn: Warum thuſt du dieſes? Verſagt dir vielleicht der Speiſemeiſter etwas, wenn du ihn darum bitteſt? Nicht im Geringſten, antwortete er, ſondern er gibt mir Alles, was ich verlange; aber ich ſchäme mich, etwas zu begehren. Alsdann ſagte ich zu ihm: Schämſt du dich auch, von mir etwas zu verlangen? Nicht im mindeſten, antwortete der Bruder. So komm, ſprach ich weiter, zu mir, ſo oft du ein Bedürfniß fühleſt, und ich will dir ungebeten Alles geben. Allein nach einiger Zeit kam er wieder ganz traurig und ſprach: Vater, ich ſtehle noch. Warum, fragte ich ganz verwundert, ſtiehlſt du denn abermals? Verſage ich dir denn etwas von dem, was du immer wünſcheſt? Jener erwiderte unter Thränen: Vater, verzeihe mir, ich weiß ſelbſt nicht, warum ich ſtehle; ich kann nicht anders. Und in der That, ſo war es. Jener wußte nicht, warum er ſtahl; denn Alles, was er heimlicher Weiſe genommen, bewahrte er theils unter ſeinem Bette, theils an andern Orten auf, und als er nicht mehr wußte, was er damit anfangen ſollte, gab er es dem Eſel zu freſſen. Sehet hier, welch ein Unglück es iſt, eingefleiſchte und zum Hang gewordene böſe Gewohnheiten an ſich zu haben.

5. Gleichniſſe und Bilder.

Wie eingewurzelte Krankheiten des Leibes nur mit vieler Mühe geheilt werden, ſo legt man auch Sünden, die einmal zur Gewohnheit geworden ſind, nur mit der größten Anſtrengung ab.

Wie ein Knabe, der an einem Faden einen Vogel gefangen hält, dieſen manchmal ein wenig aufſliegen läßt, aber ſogleich den Faden wieder anzieht und ihn zurückzieht, und ſo ſein Spiel mit ihm treibt; ſo hält der Teufel die Menſchen am Stricke der Gewohnheit geſeſſelt, manchmal gibt er ſie ein wenig frei, aber ſogleich zieht er die Feſſeln wieder ſchroffer an, und treibt ſein Spiel mit dieſen Unglücklichen.

Wie ſchwer iſt ein alter Roſt hinwegzubringen! Noch ſchwerer iſt es, eine Gewohnheitsſünde hinwegzuſchaffen.

Die Gewohnheit iſt ein enges Kleid; man zieht es ſchwer an, und bringt es nur mit Mühe herunter.

6. Sprüche und Grundſätze.

Consuetudo est altera natura, d. h.:
Die Gewohnheit iſt ein eiſernes Hemd.

Cui puer asuescit, major dimittere nescit, d. h.:
Jung gewohnt, alt gethan.

Als einſtens Diogenes einen ſchon betagten Menſchen einer böſen Gewohnheit wegen tadelte, und gefragt wurde, was er thue, gab er zur Antwort: Ich waſche einen Mohren. Und er ſetzte noch hinzu: Einen Greis ermahnen, und einen Todten erwecken, iſt dieſelbe troſtloſe Arbeit.

Die böſe Gewohnheit, ſagt ein alter Philoſoph, hat das Eigene, daß man ſich, je mehr man ſündiget, um ſo weniger für ſchuldig hält.

7. Die Gewohnheit macht Alles leicht.

Der heidniſche Weltweiſe Pythagoras pflegte zu ſeinen Schülern zu ſagen: Laßt euch von Nichts abſchrecken, wenn euch etwas anfänglich mühſam und beſchwerlich erſcheint; denn in der Folge, wenn ihr einmal daran gewöhnt ſeid, wird es euch leicht und angenehm werden. Von der Wahrheit dieſes Ausſpruches überzeugen wir uns täglich. Alles, was man beginnt, kömmt einem ſchwer vor. Daher heißt es auch: Aller Anfang iſt ſchwer. Aber laſſe ſich nur Keiner abſchrecken; denn die Sache ändert ſich bald, und je länger man etwas übt, deſto leichter wird es. Deßwegen ſagen wir: Die Uebung, oder was daſſelbe iſt, die Gewohnheit

macht den Meiſter. Dieß gilt, wie von allen Dingen, ſo auch von der Tugend. Wie ſchwer fällt dem Anfänger nicht oft das Studiren; hat er aber durch täglich fortgeſetzte Uebung einige Fortſchritte gemacht, ſo gefällt ihm die Wiſſenſchaft, und er findet ſeine Luſt und Erholung daran. Wundere ſich Niemand, wenn dem Anfänger auch die Tugend ſchwer fällt. Der heilige Bernard bemerkt: Zuerſt erſcheint dir etwas unerträglich; mit der Zeit, wenn du dich einmal daran gewöhneſt, wirſt du denken: Es iſt doch nicht gar ſo ſchwer; bald darnach wirſt du es leicht finden, dann gar nicht mehr fühlen, und endlich dir eine Freude daraus machen, ſo daß du mit Job ſagſt: Wovor meine Seele ſonſt ſchauderte, und was mir Ekel und Grauſen verurſachte, das iſt mir jetzt ſüß und ſchmackhaft. Sieh hier die Macht der Gewohnheit!

Der König Saul hatte dem David ſeine Waffenrüſtung angelegt, daß er hinginge, wider die Philiſter zu kämpfen. Da aber der Hirtenknabe daran nicht gewohnt war, konnte er in ſolcher Rüſtung gar nicht gehen, darum legte er ſie wieder ab. Später gewöhnte ſich David an die kriegeriſchen Waffen, und nunmehr kämpfte er ganz gut in denſelben. Sieh, daß Alles darauf ankömmt, wie man ſich an Etwas gewöhnt hat. Und dieſes iſt die Urſache, warum Manchen das Gebet, das Faſten und eine jede Tugend ſo ſchwer fällt; weil ſie es nicht gewohnt ſind.

Was aber von der Tugend gilt, das iſt auch von der Sünde zu verſtehen. Läßt ſich Jemand von einer böſen Gewohnheit hinreißen, ſo wird das Uebel täglich mehr Stärke gewinnen, und zuletzt wie zur zweiten Natur werden. Darum wollen wir uns von den zarteſten Jahren auf an die Tugend gewöhnen, und Alles wird uns leicht werden.

8. Wie ſchwer es iſt, eine böſe Gewohnheit abzulegen.

Nichts iſt ſchwerer, als eine eingewurzelte, böſe Gewohnheit abzulegen, ja ohne ganz beſondere Gnade und Hilfe des Himmels iſt es faſt nicht möglich. Dieß deutet der heilige Geiſt ſelbſt an, indem er ſagt: Wenn ein Mohr ſeine Haut verändern kann oder ein Pardel ſeine Flecken, ſo könnet auch ihr Gutes thun, die ihr an das Böſe gewohnt ſeid. Jerem. 13, 23. Und wiederum: Hat ein Jüngling ſeinen Weg gewöhnt, ſo weicht er davon nicht ab,

wenn er auch alt geworden. Sprüch. 22, 6. Auch Job ſagt: Sein Gebein wird voll ſein der Laſter ſeiner Jugend, und ſie werden mit ihm im Staube ſchlafen. Job 20, 11. Alle dieſe Stellen beweiſen zur Genüge, wie ſchwer es iſt, eine böſe Gewohnheit abzulegen.

Als einſtens ein Mann, deſſen Sohn vom Teufel beſeſſen war, zu Chriſtus kam, und ſich beklagte, daß die Jünger des Herrn den böſen Geiſt aus ſeinem Sohne nicht austreiben hätten können, fragte der Heiland: wie lange es wäre, ſeitdem ihm dieſes widerfahren. Der Vater antwortete: Von Kindheit an. Mark. 9, 20. Eine ſeltſame Frage! Wußte denn Chriſtus dieſes nicht viel beſſer, als der Vater es ihm ſagen konnte? Allein der Heiland wollte, daß auch Andere erführen, warum die Jünger den böſen Geiſt nicht austreiben konnten. Weil er den Knaben ſchon von Jugend auf in Beſitz genommen, war er ſchwer auszutreiben, und gehörte eine größere Kraft dazu. Gerade ſo verhält es ſich auch mit den eingewurzelten, böſen Gewohnheiten. Durch ſie hat der Teufel eine gewiſſe Gewalt über eine Seele erlangt, und es gehört viel dazu, ihn wieder zu vertreiben.

Wir dürfen uns gar nicht wundern, daß eine böſe Gewohnheit ſchwer abzulegen iſt; denn was der Menſch einmal gewohnt iſt, das iſt gleichſam mit ſeiner Natur verwachſen, iſt Eines mit ihm geworden, und in ſein innerſtes Weſen eingegangen. Daher nennt man die Gewohnheit auch eine andere, oder zweite Natur. Sollte es nicht ſchwer ſein, das, was mit Einem völlig verwachſen iſt, wieder von ihm zu trennen? Wenn ſich am Leibe irgend ein Gewächs oder ſonſt eine Häßlichkeit angeſetzt hat, ſo muß man ſich einer ſchmerzlichen Operation unterwerfen, um wieder davon befreit zu werden. Gerade ſo verhält es ſich mit der Gewohnheit bezüglich der Seele. Die böſe Gewohnheit iſt ein ſolch häßlicher Auswuchs an der Seele. Wer davon wieder frei werden will, muß bereit ſein, ſich einer ſchmerzlichen Behandlung, womit eine ſtrenge Buße angedeutet iſt, zu unterwerfen.

9. Die Erweckung des Lazarus iſt ein Sinnbild davon, wie ſchwer ein Gewohnheitsſünder zu beſſern iſt.

Jeſus Chriſtus erweckte drei Todte wieder zum Leben und jeden auf eine andere Weiſe. Zuerſt das Töchterlein des Jairus. Das Kind war noch im Hauſe; der Heiland ging hinein, und ſprach nur: Mädchen, ſtehe auf. Mark. 5, 41. Sogleich richtete ſich die Todte auf. Dieſe Erweckung geſchah nur mit ein paar Worten. In dem Töchterlein des Jairus werden die Gedankenſünden angedeutet; hier erfolgt gewöhnlich die Beſſerung leicht und ſchnell.

Die zweite Todtenerweckung war die des Jünglings zu Naim. Dieſer Todte war bereits auf der Straſſe, und iſt hiemit die Sünde im Werke geſinnbildet. Hier war die Erweckung ſchon etwas umſtändlicher. Der Herr ließ die Träger halten, rührte die Todtenbahre an und befahl mit ernſtlichen Worten: Jüngling, ich ſage dir, ſtehe auf. Luk. 7, 14. Sünden im Werke ſind mit größerer Mühe abzulegen.

Viel umſtändlicher noch iſt die Erweckung des Lazarus. Dieſer lag ſchon vier Tage im Grabe und fing bereits zu faulen an, auch war ein großer Stein vorgewälzt. Hiebei entſetzte ſich Jeſus im Geiſte, er fing an zu weinen und zu ſeufzen, erhob ſeine Augen zum Himmel, betete zu ſeinem himmliſchen Vater und rief mit lauter Stimme: Lazarus, komm heraus! Hiemit iſt der Sünder in der Gewohnheit angedeutet, und uns gezeigt, daß eine ſolche Bekehrung nur mit vieler Mühe erfolgt. Denn durch die fortwährenden Wiederholungen werden die böſen Neigungen immer ſtärker und die Begierden immer heftiger; es entſteht eine behagliche Ruhe in der Sünde, ſo daß man ſich wohl dabei befindet, und kein Verlangen mehr hat, derſelben los zu werden; es wird Einem ſelbſt zur Natur zu ſündigen. — Selbſt die Schweſter des Lazarus wollte kaum glauben, daß ihr Bruder noch einmal in's Leben zurückkehren werde. Damit iſt angedeutet, daß viele Gewohnheitsſünder, wenn ſie aus ihrem Sündenſchlafe erwachen, an ihrem Heile verzweifeln, und ihre Bekehrung für unmöglich halten. Aber Jeſus ſprach zur Martha: Wer an mich glaubt, wird niemals ſterben; glaubſt du dieſes? Da erwiderte Martha: „Ja,

Herr, ich glaube, daß du Christus, der Sohn des lebendigen Gottes bist, der in diese Welt gekommen ist." Der Glaube hat der Martha geholfen; weil sie glaubte, sah sie ihren Bruder wieder in's Leben zurückkehren. Habe daher der Gewohnheitssünder Glauben und Vertrauen, und wende er sonst alle Mühe und Sorgfalt an, so wird auch er aus dem Grabe seiner bösen Gewohnheit auferstehen und wieder in das Leben der Gnade zurückkehren.

10. Wie wenig es dem unverbesserlichen Gewohnheitssünder nützt, zu beichten.

Es gibt Menschen, die immer ihren Leidenschaften fröhnen, und doch dabei ganz ruhig sind; denn sie trösten sich damit, daß sie ja doch immer wieder beichten und auch losgesprochen werden. Allein die Beicht eines unverbesserlichen Gewohnheitssünders ist mehr als zweifelhaft, und gibt ihm nichts weniger als Hoffnung zum Heile.

Der heilige Liguori lehrt, daß zwar Solche, welche das erste Mal ihre böse Gewohnheit beichten, im Falle sie durch eine wahre Reue und durch den festen Vorsatz, alle Mittel anzuwenden, um ihrer bösen Gewohnheit zu widerstehen, gehörig disponirt sind, oder wenn sie zur Zeit der Beicht ihre böse Gewohnheit bereits abgelegt haben, die Lossprechung giltig empfangen. Denjenigen hingegen, welche immer wieder in ihre Sünden zurückfallen, muß man die Lossprechung bevorhalten, weil man gegründete Ursache hat zu glauben, daß der Schmerz und der Vorsatz, welchen das Beichtkind zu haben vorgibt, kein wahrer sei. Dieß folgt auch aus der durch Innocenz XI. verdammten sechszigsten Proposition. Diese lautet nämlich: Man darf dem Büßer, der die Gewohnheit hat, gegen ein Gebot Gottes, der Natur oder der Kirche zu sündigen, auch im Falle er keine Hoffnung zur Besserung gewährt, wenn er nur mit dem Munde bekennt, daß er Reue und den Vorsatz zur Besserung habe, die Lossprechung nicht versagen und auch nicht aufschieben. Diesen Satz hat, wie gesagt, Innocenz XI. verdammt, und dadurch das Gegentheil gut geheißen. Darum seufzet auch der heilige Liguori über jene schlechten Beichtväter, die ohne Unterschied solche Gewohnheitssünder lossprechen. Sie befördern nicht bloß sakrilegische Beichten, sondern verschlimmern auch den

Zuſtand ihrer Beichtkinder; denn wenn dieſe ſehen, daß ſie immer ſo leicht losgeſprochen werden, ſo verlieren ſie allen Abſcheu vor der Sünde, und bleiben bis zum Tode darin verſunken.

Die Zeit, wie lange die Losſprechung hinausgeſchoben werden ſoll, zu beſtimmen, kömmt nicht dem Beichtkinde zu, ſondern hängt einzig und allein von dem klugen Ermeſſen des Beichtvaters ab. Nur bei außerordentlichen Zeichen der Reue und des Vorſatzes mag der Beichtvater dem Gewohnheitsſünder die Losſprechung ſogleich ertheilen. Als ſolche Merkmale aber gelten: a) eine größere Reue, welche ſich durch Thränen, vorausgeſetzt, daß ſie wirklich eine Folge der Zerknirſchung ſind, oder durch Worte, die wahrhaft aus dem Herzen kommen, zu erkennen gibt. b) Abnahme der Sündenzahl in derſelben Gelegenheit oder größerer Widerſtand gegen die Verſuchung. c) Wenn das Beichtkind bemüht war, ſich zu beſſern, indem es die vorgeſchriebenen Mittel angewendet, die Gelegenheiten gemieden hat u. ſ. w. d) Wenn das Beichtkind ſelbſt um Heilsmittel und Verhaltungsregeln bittet. e) Wenn das Beichtkind wegen einer außerordentlichen Veranlaſſung zu beichten gekommen iſt, z. B. aus Furcht vor einer Krankheit u. ſ. w.

Aus Allem geht alſo deutlich hervor, daß ein Gewohnheitsſünder nur dann der Losſprechung fähig iſt, wenn ſein Wille bereits umgewandelt und er wahrhaft von der Sünde abgewandt iſt. Wie oft fehlt aber dem Gewohnheitsſünder dieſe Dispoſition! Wie oft ſagt er nur eine Reue und einen Vorſatz mit Worten her, ohne daß ſein Herz ernſtlich daran denkt! Wie oft iſt ſein erſter Schritt, den er aus dem Beichtſtuhle herausmacht, wieder zur Sünde! Wie ſollte in ſolchen Beichten ein Troſt liegen! Müſſen ſie nicht vielmehr mit Furcht erfüllen?

11. Urſachen, warum ſich der Gewohnheitsſünder ſo ſelten und ſo ſchwer wahrhaft bekehrt.

Der heilige Liguori gibt vorzüglich drei Urſachen an, warum der Gewohnheitsſünder ſo ſelten ſich wahrhaft bekehrt. Er ſagt nämlich von den böſen Gewohnheiten:

a) Verblenden ſie den Geiſt;
b) verhärten ſie das Herz;
c) ſchwächen ſie die Kräfte.

a) Die böse Gewohnheit verblendet den Geist. Eine jede Sünde hat Verblendung zur Folge, und wie die Sünden sich mehren, so vermehrt sich auch die Verblendung. Denn Gott ist unser Licht; je mehr sich eine Seele von Gott entfernt, desto mehr erblindet sie. Der heilige Augustin sagt: Die böse Gewohnheit beraubt den Sünder des Gesichtes, so daß er das Böse nicht mehr sieht, das er begeht, und nicht mehr erkennt, welch ein Unheil für ihn daraus entspringt. Deßwegen leben denn auch die Gewohnheitssünder in ihrer Blindheit fort, als gäbe es weder einen Himmel noch eine Hölle. Mögen die Sünden auch noch so groß sein, wenn sie zur Gewohnheit geworden sind, so erscheinen sie dennoch nur als Kleinigkeiten oder für gar nichts mehr. Wie kann nun aber eine Seele geheilt werden, wenn sie die Abscheulichkeit der Sünde, oder den Schaden, der daraus für sie entspringt, gar nicht mehr erkennt?

Wenn man eine böse Handlung begeht, so folgt derselben naturgemäß eine gewisse Scham. Aber gerade diese Scham geht durch die böse Gewohnheit verloren. Statt daß sich solche Sünder betrüben, und über ihre Unreinigkeit erröthen, freuen sie sich vielmehr derselben und rühmen sich darüber. Darum sagt die heilige Schrift: Wie mit lachendem Munde begeht der Thor eine Schandthat. Sprüchw. 10, 23. Und wieder: „Die sich freuen, wenn sie Böses gethan. Is. 2, 14. All dieses hat in ihrer Verblendung seinen Grund. Ihre Bosheit verblendet sie.“ Weish. 2, 24.

In ein Gefäß, das mit Erde angefüllt ist, können die Strahlen der Sonne nicht hineindringen; auf gleiche Weise findet auch in ein mit Lastern erfülltes Herz die göttliche Erleuchtung, die uns den Abgrund zeigt, dem wir nahe stehen, keinen Eingang mehr. Dem Gewohnheitssünder mangelt das Licht; er stürzt sich von einer Sünde in die andere, und denkt gar nicht daran, sich zu bessern. Während ein Anderer der Versuchung noch einigen Widerstand leistet, ist der Gewohnheitssünder, so oft sich nur immer eine Gelegenheit darbietet, zur Sünde bereit. Man kann in dieser Beziehung auf Solche die Worte der heiligen Schrift anwenden: Mache sie wie ein Rad, und wie Spreu vor dem Winde her. Ps. 82, 14. Darum vergleicht der heilige Bernard den Gewohnheitssünder mit Windmühlen, die von jedem Winde herumgetrieben

werden. Wer einmal in den finſtern Abgrund der böſen Gewohnheit geſunken iſt, der iſt nur noch darauf bedacht, wie er ſündigen könne. Darum ſagt der heilige Bernard, daß, gleich wie dem Menſchen das Athemholen nothwendig iſt, alſo dem Gewohnheitsſünder das Sündigen zum Bedürfniß wird. Dann gehen die Worte der Schrift in Erfüllung: Wenn der Gottloſe in den Abgrund der Sünden kömmt, verachtet er es. Sprüchw. 18, 3. Dieſe Stelle bezieht der heilige Chryſoſtomus auf den Gewohnheitsſünder, der in dieſen finſtern Schlund eingeſchloſſen, dahin gelangt, daß er Alles verachtet; er verachtet die Predigten, den Ruf Gottes, die Zurechtweiſungen, die Strafen, die Hölle und was es nur immer geben mag.

b) Die böſe Gewohnheit verhärtet das Herz. Die heilige Schrift ſagt: Sein Herz wird hart wie ein Stein, und dicht, wie des Hämmerers Ambos. Job 41, 15. Dieß geſchieht durch die böſe Gewohnheit. Durch die böſe Gewohnheit wird das Herz wie ein Stein, und ſtatt gerührt zu werden durch die göttlichen Einſprechungen, durch Predigten und andere Ermahnungen, wird es immer nur noch mehr verhärtet, gleich wie der Ambos um ſo härter wird, je mehr Hammerſchläge darauf geführt werden. Der heilige Auguſtin ſagt: Ihr Herz wird hart gegen den Regen der Gnade, damit es keine Frucht trägt. Der Ruf Gottes zur Bekehrung, die Gewiſſensbiſſe, der Schrecken vor der göttlichen Gerechtigkeit, — dieß iſt gleichſam der Regen der Gnade; aber ſtatt daß der Gewohnheitsſünder ſich dieſe Wohlthaten Gottes zu Nutzen machte und ſich bekehrte, fährt er vielmehr zu ſündigen fort, und verhärtet ſein Herz immer mehr. Dieß iſt aber ein faſt ſicheres Merkmal der Verdammniß. Wozu dient einem Solchen noch das Beichten? Der heilige Auguſtin ſagt: Wer an die Bruſt ſchlägt, und ſich dennoch nicht beſſert, der bindet ſich feſter an die Sünde, ſtatt dieſelbe zu heben. Wie ließe ſich unter ſolchen Umſtänden eine Beſſerung hoffen? Gewöhnlich geſchieht es, daß jene, welchen irgend ein Laſter zur Gewohnheit geworden iſt, in demſelben bis zu ihrem Tode verharren. Dieſes um ſo mehr, als Gott ſolchen eingefleiſchten Gewohnheitsſündern häufig zuletzt ſeine Gnade entzieht. Der heilige Paulus ſagt: Gott erbarmt ſich, weſſen er will, und verſtockt, wen er will. Röm. 9, 18. Bis auf

einen gewiſſen Grad übt Gott Barmherzigkeit, alsdann aber verhärtet er das Herz des Sünders, d. h. er übt an ihm nicht mehr Barmherzigkeit, indem er ihm die wirkſame Gnade der Bekehrung entzieht. Dieſe Verſtocktheit tritt nicht mit einem Male ein, ſondern nach und nach, bis das Herz ſo hart wird, daß es auch gegen alle Drohungen des Herrn nicht nur unempfindlich bleibt, ſondern noch mehr von Gott ſich abwendet. So erfüllt ſich an den Gewohnheitsſündern, was der Prophet ſagt: Vor deinem Schelten, Gott Jakobs, entſchliefen ſie. Pſ. 75, 7.

c) Die böſe Gewohnheit vermindert die Kräfte. Zu den Worten der heiligen Schrift: Er ſchlug mir Wunde über Wunde, und fiel mich an, wie ein Rieſe, Job 16, 15., bemerkt der heilige Gregorius: Wenn Jemand von einem Räuber überfallen wird, und eine Wunde erhält, ſo iſt es ihm gewöhnlich noch möglich, ſich zu vertheidigen; erhält er aber mehre Wunden, ſo wird er zur Gegenwehr alle Kräfte verlieren, und muß zuletzt unterliegen. Gerade ſo verhält es ſich mit der Sünde. Wird die Seele davon zum erſten oder zweiten Male verwundet, ſo bleibt ihr noch eine gewiſſe Kraft zum Widerſtande; fährt ſie aber fort zu ſündigen, und wird ihr die Sünde zur Gewohnheit, ſo wird ſie völlig kraftlos. Daher vergleicht der heilige Bernard den Gewohnheitsſünder mit einem Menſchen, welcher unter einem Felſenblocke liegt, und es nicht vermag, denſelben empor zu heben. Die Gewohnheitsſünder, ſagt der heilige Chryſoſtomus, werden ſo ſchwach, den Anfällen des Teufels zu widerſtehen, daß ſie oft, von der Gewohnheit fortgeriſſen, gegen ihren Willen ſündigen.

Aus allem dem erhellet, wie gefährlich es iſt, ein Gewohnheitsſünder zu ſein. Darum zittere ein Jeder, gleichwie David zitterte, als er ausrief: Nicht verſchlinge mich die Tiefe, noch ſchließe die Grube über mir ihren Mund. Pſ. 68, 16. Wenn Jemand in einen Brunnen gefallen iſt, ſo kann er, ſo lange derſelbe offen iſt, immer noch hoffen, wieder herauszukommen; hat derſelbe ſich aber über ihm geſchloſſen, ſo iſt er verloren. Iſt der Sünder in eine böſe Gewohnheit gefallen, ſo ſchließt ſich in dem Maße, in welchem ſeine Sünden zunehmen, mehr und mehr die Oeffnung des Brunnens; wenn ſie aber ganz geſchloſſen iſt, ſo iſt der Sünder von Gott verlaſſen. Wenn du daher in eine ſündhafte Ge-

wohnheit gefallen biſt, ſo ſuche ſobald als möglich aus dieſem Höllenabgrunde empor zu kommen, ehe derſelbe ſich verſchließt, d. h. beſſere dich ungeſäumt, ſo lange dir Gott noch die nothwendige Gnade hiezu gibt, ſonſt könnte es geſchehen, daß dir Gott ſeine Gnade entziehen, und die Beſſerung dir unmöglich werden möchte. cf.: Des heil. Liguori Predigten.

12. Wie man es angehen ſoll, um von einer böſen Gewohnheit los zu werden.

Es iſt ſchwer, eine Sünde, die einmal zur Gewohnheit geworden iſt, wieder abzulegen; aber möglich iſt es mit der Gnade Gottes immerhin. Um dieſes zu erreichen, ſoll man

a) einmal anfangen, weniger und ſeltner zu ſündigen. Es iſt dieß allerdings noch keine Bekehrung, aber der Anfang kann es dazu ſein. Dieſen Rath ertheilte auch der heilige Chryſoſtomus dem Einſiedler Theodor, der ſeit längerer Zeit ſeine Lebensweiſe aufgegeben und den Ausſchweifungen fröhnte. Denn alſo ſchreibt ihm der Heilige: „Setze zu deinen gegenwärtigen Sünden keine neue mehr hinzu, brich von dem, worin du zu weit gegangen biſt, etwas ab, zerreiß allmählig deine Bande.“ Auf dieſe Weiſe hoffte der heilige Chryſoſtomus dieſen tief Gefallenen allmählig wieder aufzurichten, und mit Recht; denn aus dieſer Bemühung, den Sünden Abbruch zu thun, entſtehen gewöhnlich zwei glückliche Wirkungen. Die böſe Gewohnheit wird wenigſtens geſchwächt, und der Sünder gelangt zur Erkenntniß, daß es ihm nicht unmöglich ſei, über die Sünde zu ſiegen; er gewinnt an Macht über ſie, wie ſie an Macht über ihn verliert. Ich rede aus Erfahrung, ſagt der heilige Auguſtin, anfangs koſtete es mich Gewalt, die Sünde zu meiden; nach wenigen Tagen hätte es mich Mühe gekoſtet, ſie zu begehen. — Die andere gute Wirkung davon iſt, daß Gott gewiß auch ein ſolcher Anfang der Bekehrung gefallen, und daß er dieſes, wenn auch unbedeutenden Opfers wegen, dennoch den Bereitwilligen mit ſeiner Gnade unterſtützen werde. Iſt die Buße auch noch ſo gering, fährt der heilige Chryſoſtomus fort, ſo werden wir ſie doch nicht unbeſchenkt von Gott thun.

b) Man vermehre ſeine guten Werke. Auch dieſes Mittel rieth der heilige Chryſoſtomus dem genannten Theodor. Willſt du be-

kehrt ſein, ſchrieb er ihm, ſo unterlaß die guten Werke nicht. Gib Almoſen, leg dir ſelbſt Faſten und andere Abtödtungen auf; denn die Vernachläſſigung der guten Werke iſt der Anfang der Verzweiflung. Und da zeigt ſich der Kunſtgriff des Teufels. Hat er uns die heiligmachende Gnade geraubt, ſo ſucht er uns auch in Ausübung der guten Werke ſaumſelig zu machen, indem er uns zulispelt, daß ſolche Dinge uns nichts mehr nützen. Allein ſind dieſe Werke auch für den Himmel nicht verdienſtlich, weil wir im Zuſtande der Sünde leben, ſo können ſie uns doch die Gnade der Buße erhalten. Auch die Niniviten, denen Jonas den Untergang ankündigte, konnten ſich durch ihre Bußwerke den Himmel nicht verdienen; eben ſo auch Nabuchodonoſor nicht durch ſein Almoſen. Aber dennoch haben die Niniviten gefaſtet, und Nabuchodonoſor gab Almoſen, und beide erhielten in Folge davon die Gnade der Bekehrung. Ihr ſelbſt kennt vielleicht Solche, die, nachdem ſie lange laſterhaft geweſen ſind, plötzlich ſich bekehrten. Wenn ihr ſie fraget, was ſie bekehrt habe, ſo werden ſie euch antworten: Wir wiſſen es eigentlich ſelbſt nicht recht, ſondern nur dieſes iſt uns bekannt, daß wir mitten in unſern ſündhaften Gewohnheiten noch Werke der Barmherzigkeit ausübten, das gebotene Faſten beobachteten und die Andachten der Kirche mitmachten; vielleicht, daß dieſe Dinge uns dazu nützten. Und ſo iſt es auch; dieſer ſchwachen Bande bediente ſich Gott, um ſie wieder an ſich zu feſſeln. Unter den guten Werken, welche die Gnade der Bekehrung am wirkſamſten erhalten, ſtehen Faſten, Almoſen und Beten oben an. Der heilige Auguſtin räth daher auch dem Bonifacius, einem afrikaniſchen Statthalter, der in einer böſen Gewohnheit dahin lebte, er ſolle nur das Gebet und andere gute Werke nicht unterlaſſen, und macht ihn auf die zeitlichen Wohlthaten aufmerkſam, die er von Gott auch in ſeinem Sündenſtande erhalten habe; um wie viel mehr, ſagt er, würde ihn Gott erhören, wenn er ihn um die Gnade der Buße bäte.

c) Man faſſe Muth und laſſe das Vertrauen nicht ſinken. Nichts iſt für den Sünder gefährlicher, als wenn er die Hoffnung ſeiner Beſſerung aufgibt, und an ſeinem Heile verzweifelt. Einem Solchen iſt wirklich nicht zu helfen. Aber ſo lange Einer das Vertrauen bewahrt, iſt er nicht verloren. Daher gebe Niemand die Hoffnung auf, laſſe Keiner den Muth ſinken, ſondern je ſchwä-

cher er ſich ſelbſt fühlt, deſto mehr hoffe er auf den Beiſtand des Himmels.

d) Man wähle ſich einen klugen Gewiſſensrath, vertraue ſich ihm gänzlich an und befolge genau alle ſeine Vorſchriften. Denn wie der leiblich Erkrankte eines Arztes bedarf, ſo hat ein an der Seele krank darnieder Liegender einen Seelenarzt nöthig. Es iſt aber nicht genug, daß man ſich einen Arzt rufen läßt, ſondern man muß auch ſeinen Anordnungen nachkommen. Auf gleiche Weiſe genügt es nicht, einen Beichtvater ſich zu wählen, und bei ihm ſich einzufinden, ſondern man muß auch alles das thun, was er zur Ueberwindung einer böſen Gewohnheit als heilſam erachtet. Vergl. auch den Artikel „Gelegenheit". B. 8. S. 304. u. folg.

Artikel LXXXVIII.

Glaube.

(Unglaube, Zweifel, Vernunft und Wiſſen.)

1. Begriff und Eintheilung des Glaubens und des Unglaubens.

Glauben heißt im Allgemeinen, Wahrheiten und Dingen, die man weder ſelbſt geſehen, noch gehört, noch angefühlt hat, ſondern nur durch fremdes Zeugniß und die Ausſage anderer, glaubwürdiger Leute kennt, ſeinen Beifall geben. Dieſer Beifall, welchen man einer Perſon oder Sache ſchenkt, nimmt an Gewißheit und Feſtigkeit in dem Maße zu, in welchem man von der Einſicht und Redlichkeit einer Perſon, welche die Sache bezeugt, oder von der Wahrſcheinlichkeit und Gewißheit der Sache ſelbſt mehr verſichert iſt. Auch nach der Anzahl glaubwürdiger Zeugen nimmt die Gewißheit des Glaubens zu. Wenn eine Sache noch durch öffentliche Denkmäler und große Geſellſchaften beſtätiget wird, ſo verräth es eben ſo großen Unſinn an einer alſo erwieſenen Sache zu zweifeln, als wollte man in Abrede ſtellen, daß die Erde von der Sonne beleuchtet wird. Iſt der Glaube auf ſolche unwiderſprechliche Zeugen-

ſchaft gegründet, ſo wirkt er in der Seele eine vollkommene Ueberzeugung, und man müßte diejenigen, welche einer der Art beſtätigten Sache nur deßwegen, weil ſie dieſelbe nicht ſelbſt geſehen, gehört oder angegriffen haben, ihren Glauben entziehen, billig aus der Zahl der vernünftigen Menſchen ſtreichen.

Das bisher Geſagte bezieht ſich bloß auf natürliche Dinge, und daher heißt dieſer Glaube ſelbſt ein bloß ſinnlicher oder menſchlicher Glaube. Im Gebiete der Religion aber iſt der Glaube ein überſinnlicher oder göttlicher, weil man überſinnlichen Wahrheiten, die der Menſch nicht auf natürlichem Wege oder durch eigenes Nachdenken, ſondern nur aus der Offenbarung weiß, ſeinen Beifall zollt. Dieſer theologiſche oder göttliche Glaube iſt eine von Gott ſelbſt eingegoſſene Tugend, vermöge welcher der Menſch Alles ungezweifelt für wahr hält, was Gott geoffenbart hat und die Kirche zu glauben vorſtellt, es mag in der Bibel geſchrieben ſein oder nicht. Der Glaube in dieſem Sinne, welcher den Grund der ganzen Religion ausmacht, iſt übernatürlich in ſeinem Urſprunge, weil wir denſelben nicht aus uns ſelbſt erzeugen, ſondern ihn durch die Gnade Jeſu Chriſti empfangen. Daher heißt er auch eine eingegoſſene Tugend; er iſt überſinnlich in ſeinem Gegenſtande, weil die Wahrheiten, welche er uns entdeckt, zumeiſt unſern Verſtand überſteigen, und wir ſie nicht wie ſinnliche Erkenntniſſe durch Lernen und Nachſinnen erlangen können; er iſt göttlich in ſeiner Bewegurſache, die uns zur Annahme ſeiner Wahrheiten antreibt, weil Gott, der weder betrügen, noch betrogen werden kann, uns die Gewißheit des Glaubens verbürgt.

Schon aus dem bisher Geſagten erhellt, daß man

a) einen menſchlichen, und

b) göttlichen oder theologiſchen Glauben

unterſcheidet. Jener beruht nur auf menſchlicher, dieſer auf göttlicher Autorität.

Man nennt den Glauben ferners

a) lebendig und

b) todt.

Jener iſt in Werken thätig; dieſer entbehrt aber der guten Werke.

Man unterſcheidet weiters einen Glauben:

a) Aus Nothwendigkeit des Mittels (necessitate medii) und

b) Aus Nothwendigkeit des Gebotes (necessitate praecepti).

Was man necessitate medii zu glauben hat, iſt zur Erlangung der Seligkeit unumgänglich nothwendig, ſo daß der, welcher es nicht glaubt, auch nicht ſelig werden kann; was ex necessitate praecepti zu glauben iſt, ſchließt den, der es aus unverſchuldetem Irrthum nicht weiß, und daher auch nicht glaubt, gerade noch nicht von der Seligkeit aus.

Man nennt den Glauben ſodann:

a) explicite, wenn man eines jeden Glaubensſatzes ſich genau bewußt iſt, und ihn ausdrücklich bekennt;

b) implicite, wenn man einige Sätze nur im Allgemeinen glaubt.

Der Glaube iſt endlich:

a) actualis, man verſteht darunter die Erweckung eines einzelnen Glaubensaktes;

b) habitualis; dieſer iſt vorhanden, wenn man durch oft wiederholte Uebungen des Glaubens es dahin gebracht hat, daß wir eine Fertigkeit im Glauben bekommen haben.

Um auf den Unglauben zu kommen, ſo iſt dieſer nichts Anders als die Negation des Glaubens. Der religiöſe Unglaube leugnet nämlich entweder die Glaubwürdigkeit der göttlichen Offenbarung überhaupts, oder einzelner Lehren derſelben. Der Ungläubige nimmt nur das an, was verſtanden werden kann, und proteſtirt gegen Alles, was die Begriffe der Vernunft überſteigt. Conſequent führt der vollendete Unglaube zum Atheismus; er ſchützt aber auch vom Aberglauben nicht; denn der Menſch kann die Leere, welche das Leugnen in ihm entſtehen gemacht hat, nicht lange ertragen; füllt er aber dieſe Leere nicht mit poſitiven Wahrheiten aus, ſo muß er es mit Irrthümern thun. Daher ſchlägt der größte Unglaube häufig in den lächerlichſten Aberglauben um. — Die Theologen unterſcheiden in religiöſer Hinſicht einen dreifachen Unglauben:

a) einen negativen, wenn man die Glaubenswahrheiten nie hat verkünden hören, und dieſer Unglaube wäre, wo er ſich fände, ohne Sünde;

b) einen privativen; dieſes iſt der Unglaube Solcher, welche durch ihre Schuld die Glaubenswahrheiten nicht kennen;

c) einen widersetzlichen; dieses ist der Unglaube derjenigen, welche den von der Kirche aufgestellten Glaubenswahrheiten widersprechen.

2. Grade des Glaubens.

Der Glaube hat verschiedene Stufen, und ist je nach denselben mehr oder weniger vollkommen. Man kann vorzüglich folgende Grade unterscheiden:

a) Im Herzen glauben. Hiebei ist der Glaube rein innerlich.

b) Das Bekenntniß des Mundes. Hiebei bekennt man mit Worten, was man innerlich glaubt.

c) Mit Werken bestätigen. Dieses geschieht, wenn das Leben nach dem Glauben eingerichtet ist.

d) Für die Verbreitung des Glaubens bemüht sein. Solches kann geschehen dadurch, daß man seine Untergebenen und Andere, wo nur immer Gelegenheit gegeben ist, für den Glauben zu gewinnen sucht, oder diesen bei ihnen lebendig zu machen bestrebt ist; oder noch in vorzüglicherer Weise durch das Missionsgeschäft.

e) Den Glauben vertheidigen, und zwar kann dieses wieder auf doppelte Art geschehen, nämlich durch mündliche und schriftliche Belehrung, oder im Krieg durch die Waffen.

f) Für den Glauben Opfer bringen, z. B. Geld und Gut, Aemter und Ehrenstellen, Freundschaften u. s. w. Das größte Opfer aber ist es, wenn man sich für den Glauben verfolgen läßt, oder gar sein Blut dafür vergießt.

3. Schriftstellen.

1) Begriff des Glaubens. Der Glaube ist ein fester Grund für das, was man hofft, eine gewisse Ueberzeugung von dem, was man nicht sieht; durch ihn haben die Alten Zeugniß empfangen. Durch den Glauben erkennen wir, daß die Welt durch das Wort Gottes geschaffen worden. Hebr. 11, 1—4.

2) Das Wort Glaube wird in der heiligen Schrift in mehrfachem Sinne genommen, und zwar versteht sie darunter a) die ganze Summe der von Christus und den Aposteln gelehrten Wahrheiten. „Sie hatten gehört: Der uns ehedem verfolgte, verkündiget nun den Glauben.“ Galat. 1, 23. b) Die Be-

folgung der Lehre Jeſu. — „Wir halten dafür, daß der Menſch durch den Glauben ohne die Werke des Geſetzes gerechtfertiget werde.“ Röm. 3, 28. c) Das Vertrauen auf Jeſu Verdienſte. „Was ich nun lebe im Fleiſche, das lebe ich im Glauben an den Sohn Gottes, der mich geliebt, und ſich ſelbſt für mich dargegeben hat.“ Galat. 2, 20. d) Das feſte Vertrauen auf die allmächtige Hilfe Chriſti. „Der Vater des Knaben rief: Herr, ich glaube, hilf meinem Unglauben.“ Mark. 2, 5. e) Die Hoffnung in der treuen Erfüllung der Verheißungen: „Wenn Einige von ihnen nicht glauben, wird wohl ihr Unglaube die Treue Gottes aufheben?“ Röm. 3, 3.

3) Der Glaube iſt eine Gabe Gottes. — Euch iſt es gegeben, die Geheimniſſe des Himmelreiches zu verſtehen, ihnen aber nicht. Matth. 13, 11. — Aus Gnade ſeid ihr erlöſet worden durch den Glauben, und das nicht aus euch; denn es iſt Gottes Gabe. Epheſ. 2, 8. — Euch iſt in Beziehung auf Chriſtus gegeben, nicht nur an ihn zu glauben, ſondern auch für ihn zu leiden. Philipp. 1, 29.

4) Ohne Glaube kann man Gott nicht gefallen und auch nicht ſelig werden. — Ohne Glaube iſt es unmöglich, Gott zu gefallen; denn wer zu Gott kommen will, muß glauben, daß er ſei, und daß er die, welche ihn ſuchen, belohne. Hebr. 11, 6. — Wer glaubt und getauft iſt, der wird ſelig werden; wer aber nicht glaubt, der wird verdammt werden. Mark. 16, 16. Glaube an den Herrn Jeſus, ſo wirſt du und dein Haus ſelig. Apoſtelg. 16, 31.

5) Vortrefflichkeit des Glaubens, und welche Thaten er ſchon ausgeübt. Durch den Glauben erkennen wir, daß die Welt durch das Wort Gottes iſt geſchaffen worden. Durch den Glauben brachte Abel Gott ein beſſeres Opfer als Kain dar, und erhielt dadurch das Zeugniß gerecht zu ſein, indem Gott ſeinen Gaben Zeugniß gab, und mittelſt derſelben redet der Verſtorbene jetzt noch. Durch den Glauben ward Henoch hinweggenommen, damit er den Tod nicht ſähe, und man fand ihn nicht mehr.... Durch den Glauben bereitete Noe in Furcht, nachdem er Offenbarung erhalten über das, was man noch nicht ſah, die Arche zur Rettung ſeines Hauſes; durch denſelben verurtheilte er die Welt, und ward Erbe der Gerechtigkeit, die aus dem Glauben

kommt. Durch den Glauben gehorchte jener, der Abraham genannt wird, auszuwandern nach dem Orte, welchen er zum Erbe erhalten ſollte; und er wanderte aus, ohne zu wiſſen, wohin er käme. Durch den Glauben hielt er ſich im Lande der Verheißung, wie in einem fremden auf, wohnend in Zelten mit Iſaak und Jakob, den Miterben derſelben Verheißung; denn er erwartete die feſtgegründete Stadt, deren Baumeiſter und Schöpfer Gott iſt. Durch den Glauben hat ſelbſt die unfruchtbare Sara Kraft bekommen, über die Zeit ihres Alters eine Frucht zu empfangen, weil ſie den für treu hielt, der die Verheißung gegeben hatte, und darum ſind auch von einem Einzigen und noch dazu von einem Abgelebten Nachkommen entſtanden, zahlreich wie die Sterne des Himmels und unzählbar wie der Sand am Ufer des Meeres. Im Glauben ſind dieſe Alle geſtorben, und haben das Verheißene nicht empfangen, ſondern von Ferne es angeblickt und begrüßt, und haben bekennt, daß ſie Pilger und Fremdlinge auf Erden ſeien.... Im Glauben hat Abraham, da er geprüft ward, den Iſaak dargebracht und den Eingebornen geopfert, er, der die Verheißungen empfangen hatte, zu dem geſagt worden iſt: In Iſaak ſoll dir Nachkommenſchaft werden. Er dachte, daß Gott mächtig ſei, auch von Todten zu erwecken, weßhalb er ihn auch gleichnißweiſe wieder erhielt. Im Glauben ſegnete auch Iſaak auf die Zukunft hin den Jakob und Eſau. Im Glauben ſegnete der ſterbende Jakob jeden der Söhne Joſephs, und betete an gegen die Spitze ſeines Stabes. Im Glauben redete der ſterbende Joſeph von dem Auszuge der Söhne Iſraels und gab Befehle in Anſehung ſeiner Gebeine. Im Glauben ward Moſes nach ſeiner Geburt drei Monate verborgen von ſeinen Eltern; denn ſie ſahen, daß das Kind ſchön ſei, und fürchteten nicht den Befehl des Königs. Im Glauben verneinte Moſes, als er groß geworden, daß er ein Sohn der Tochter des Pharao ſei, und wollte lieber mit dem Volke Gottes Drangſal leiden, als zeitliche Freuden der Sünde haben; für größern Reichthum als die Schätze Aegyptens hielt er die Schmach Chriſti; denn er ſah auf die Vergeltung. Im Glauben verließ er Aegypten, und fürchtete nicht den Zorn des Königs; denn er hielt ſich an den Unſichtbaren, als ſähe er ihn. Im Glauben hielt er das Oſterfeſt und die Beſprengung mit Blut, damit der Würger der Erſt-

geburt ſie nicht anrühre. Im Glauben gingen ſie durch das rothe Meer, wie über trockenes Land; was auch die Aegypter verſuchten, aber verſchlungen wurden. Durch den Glauben ſtürzten die Mauern von Jericho ein, nachdem man ſieben Tage um ſie herumgezogen war. Durch den Glauben ging Rahab, die Hure, nicht zu Grunde mit den Ungläubigen, nachdem ſie die Kundſchafter friedlich aufgenommen hatte. Und was ſoll ich mehr ſagen? Die Zeit würde mir mangeln, zu erzählen von Gedeon, Barak, Samſon, Jephta, David, Samuel und den Propheten, welche durch den Glauben Königreiche bezwangen, Gerechtigkeit erwirkten, Verheißungen erlangten, der Löwen Rachen verſtopften, des Feuers Kraft auslöſchten, der Schärfe der Schwerter entrannen, aus Schwachen Starke wurden, kraftvoll im Streite, Heerlager der Fremden in die Flucht trieben. Weiber bekamen durch Auferſtehung ihre Verſtorbenen wieder; Einige wurden (um des Glaubens willen) auf die Folter geſpannt, und mochten die Freilaſſung nicht annehmen, um die beſſere Auferſtehung zu erlangen; Andere haben Spott und Schläge ertragen, dazu Bande und Gefängniſſe, wurden geſteiniget, zerſägt, verſucht, durchs Schwert getödtet, gingen umher in Schaafspelzen und Ziegenfellen, Mangel leidend, gedrängt, gemißhandelt; ihrer war die Welt nicht werth; ſie ſind umhergeirrt in Wüſten und Gebirgen, in Höhlen und Klüften der Erde. Und dieſe Alle, wiewohl durch das Zeugniß des Glaubens bewährt, haben die Verheißung nicht erhalten. Hebr. 11, 3—40.

6) Wie der Glaube beſchaffen iſt. — Der Einfältige glaubt einem jeden Worte, der Kluge merket auf ſeine Schritte. Sprüchw. 14, 15. — Jetzt ſehen wir durch einen Spiegel räthſelhaft, alsdann aber von Angeſicht zu Angeſicht. 1. Corinth. 13, 12. Wer Gott glaubt, achtet auf die Gebote. Ekkli. 32, 28. — Was nützt es, meine Brüder, wenn Jemand ſagt, er habe den Glauben, wenn er aber die Werke nicht hat? Kann etwa der Glaube ihn ſelig machen? Jak. 2, 14. — Gleichwie der Leib ohne Geiſt todt iſt, ſo iſt auch der Glaube ohne Werke todt. Jak. 2, 26. — Wenn ich alle Glaubenskraft hätte, ſo daß ich Berge verſetzen könnte, hätte aber die Liebe nicht, ſo wäre ich nichts. 1. Corinth. 13, 2. — Wer das Reich Gottes nicht mit Kinderſinn annimmt, der wird nicht hineinkommen. Mark. 10, 15. — Mit dem Herzen glaubt man zur

Gerechtigkeit, und mit dem Munde geſchieht das Bekenntniß zur Seligkeit. Röm. 10, 10. — Wenn ich auch ein Schlachtopfer werde über dem Opfer und dem Dienſte eueres Glaubens, ſo freue ich mich, und frohlocke mit euch Allen. Phil. 2, 17.

7) Einige Quellen des Unglaubens. Wie könnt ihr glauben, die ihr nur Ehre bei den Menſchen, aber nicht Ehre bei Gott ſuchet? Joh. 5, 44. — Ihr glaubet nicht; denn ihr ſeid nicht von meinen Schaafen. Joh. 10, 26. — Sie konnten nicht glauben; denn Iſaias hat geſagt: Er hat ihre Augen verblendet und ihr Herz verſtockt, daß ſie mit den Augen nicht ſehen, und mit dem Herzen nicht verſtehen, noch ſich bekehren, noch ich ſie heile. Ebendaſ. 12, 40.

8) Welch eine ſchreckliche Sünde der Abfall vom Glauben iſt. Es iſt unmöglich, diejenigen, welche einmal erleuchtet worden, auch gekoſtet haben die himmliſche Gabe, und theilhaftig geworden ſind des heiligen Geiſtes, deßgleichen gekoſtet haben das gute, göttliche Wort und die Kräfte der zukünftigen Welt, doch abgefallen ſind, wieder zur Sinnesänderung zu erneuern; da ſie, ein Jeder für ſich, den Sohn Gottes auf ein Neues kreuzigen und verſpotten. Hebr. 6, 4—7.

4. Väterſtellen.

1) Was iſt der Glaube? Der Glaube iſt ein unbezweifeltes Fürwahrhalten der geoffenbarten Worte. Der heil. Baſil. Was heißt glauben anders, als das für wahr halten, was du nicht ſiehſt? Der heil. Auguſtin. — Der Glaube iſt die feſteſte Grundlage aller Tugenden. Der heil. Ambroſ. In Ps. 40. — Nur Jener hat einen wahren Glauben, der durch Werke ausübt, was er glaubt. Der heil. Greg. Der Glaube iſt die Grundlage der Religion. Der heil. Chryſoſt.

2) Nothwendigkeit des Glaubens. Der Glaube iſt dem Chriſten eben ſo nothwendig, als das Athemziehen dem, der lebt. Clem. Alex. Wie ein Schiff, welches kein Anker feſthält, von dem Winde hin- und herbewegt wird, eben ſo wird unſer Geiſt, wenn ihn der Glaube nicht feſt hält, von den wandelbaren Lehrſätzen der verſchiedenen Meinungen hin- und hergetrieben. Greg. hom. 11. in epist. ad Hebr.

3) Vortrefflichkeit des Glaubens. Der Glaube iſt das Licht der Seele, die Pforte zum Leben und der Grund des ewigen Heiles. Euseb. Emyss. — Der Glaube iſt die erſte aller Tugenden und die vornehmſte Verehrung Gottes. Der heil. Bern. — Vor Allem ſoll der Chriſt ſeinen Glauben bewahren; denn iſt dieſer gerettet, ſo wird er leicht die andern Tugenden behalten oder wieder erlangen. Der heil. Ambroſ.

4) Billigkeit zu glauben. Wie unwürdig iſt es, daß wir menſchlichen Zeugniſſen glauben, den Ausſprüchen Gottes aber keinen Glauben ſchenken. St. Ambroſ. lib. de Abraham c. 15. — Wer noch Wunder ſucht, um glauben zu können, iſt ſelbſt ein großes Wunder, weil er, während die ganze Welt glaubt, nicht glaubt. St. Auguſt. de utilit. credend. c. 8.

5) Im Glauben muß Einheit herrſchen. Der Einheit des Glaubens muß man mit unerſchütterlichem Geiſte anhängen. Leo serm. de nativ.

6) Dem Glauben ſchadet keine Verfolgung. Dieſes iſt die Beſchaffenheit des Glaubens, je mehr er verboten wird, deſto mehr wird er entflammt. Die Kraft des Glaubens iſt in Gefahren ſicher, in der Sicherheit aber in der Gefahr; denn was ſchwächt ihn mehr, als eine lange Ruhe? St. Chryſoſt. in Matth.

7) Den Glauben müſſen Werke begleiten. Was iſt der werkloſe Glaube anders, als ein lebloſer Leib? Der hl. Bern. — Was nützt es, wenn Jemand katholiſch glaubt, aber heidniſch lebt? Pet. Daman. — Der Gläubige wird ſeinen Lohn erhalten, wenn er das, was er glaubt, auch ausübt. St. Cyp. — Ohne Werke geht der Glaube bald verloren. St. Ambroſ. in Ps. 118.

8) Selbſt wenn die Religionswahrheiten weniger gewiß ſein würden, wäre es vernünftiger, zu glauben. Iſt es nicht ein feſterer Grund, von zwei ungewiſſen und in zweifelhafter Erwartung ſchwebenden Dingen das zu glauben, was einige Hoffnung gewährt, als was gar keine gewährt? Dort iſt keine Gefahr, wenn das nicht eintritt, was eintretend bezeichnet wird; hier aber iſt es der größte Schaden, nämlich der Verluſt des Heiles, wenn mit dem Eintreten es ſich zeigt, daß hier eine Lüge obgewaltet hat. Was ſagt ihr, Unwiſſende, ihr der Thränen und des Mitleids Würdige? Fürchtet ihr nicht, daß doch wahr

ſein könnte, was ihr nun verwerfet, und was euch Stoff zum Lachen gibt? Bedenket ihr nicht, das, was ihr heute mit hartnäckiger Verkehrtheit verneinet, möchte die ſpätere Zeit widerlegen und die unwiderrufliche Reue ſtrafen? Arnobius lib. 2. advers. gent.

9) Wunder heben den Glauben nicht auf. Deſto eher muß man glauben, obſchon das, was bewunderungswürdig iſt, deßhalb nicht geglaubt wird; denn welche Werke geziemen Gott, als ſolche, die über alle Verwunderung erhaben ſind. Tertull. lib. de baptism. c. 2.

10) Ohne Glaube begreift und weiß man nichts. Die Ketzer ſchämen ſich, den Glauben anzunehmen, wollen aber doch in himmliſchen Dingen nicht unwiſſend ſein, und ſo werfen ſie ſich in die Spreu endloſer Schlußmachereien. St. Chryſoſt. in epist. ad Rom. hom. 2. — Ohne Glauben kannſt du nicht einmal die kleinſten Werke Gottes begreifen. St. Chryſoſt. serm. 141.

11) Der Gläubige fragt nicht lange nach Gründen und Beweiſen. Wenn du glaubſt, was forderſt du denn einen Grund, der nur bewirken kann, daß du nicht glaubeſt? Lactant. divin. instit. 2. 6. — Weg mit den Beweiſen, wo von dem Glauben gehandelt wird. In dieſer Schule ſchweige die Dialektik. St. Ambroſ. lib. 1. de fide ad Grat. imperat. c. 5.

12) Glaube und Vernunft. Gleichwie der Verſtand trennt und ſchwächt, ſo befeſtiget der Glaube und hält zuſammen. Da uns Gott mehr Gutes erwieſen hat, als der menſchliche Verſtand begreifen kann, ſo hat er dazu, wie es nothwendig iſt, den Glauben eingeſetzt. Unmöglich kann der feſt ſtehen, der Alles begreifen will. Sieh doch, wie wenig unſere erhabenen Dinge ſich begreifen laſſen, wie ſie durch den Glauben allein können erfaßt werden. Gott iſt nirgends, und iſt doch überall! Was ſcheint vernunftwidriger, als dieſes? Jedes für ſich iſt ſo ganz unbegreiflich. Er iſt an keinem Orte, und es gibt keinen Ort, an welchem er nicht iſt; er iſt nicht geworden, er hat ſich nicht ſelbſt gemacht, er hat nicht angefangen zu ſein. Welcher Verſtand kann dieſes annehmen, wenn nicht Glauben da iſt? Oder ſcheint es nicht lächerlich und viel mehr endloſer zu ſein als ein Räthſel? Daß er alſo ohne Anfang, daß er nicht erzeugt, daß er unbe-

ſchränkt und unendlich iſt, das iſt unbegreiflich. Laßt uns nun aber auch ſehen, ob wir ſein unkörperliches Weſen mit dem Verſtande erforſchen können. Gott iſt unkörperlich. Was iſt unkörperlich? Ein bloßes Wort; der Verſtand kann es nicht erfaſſen, und ſich nichts darunter denken. Denn wenn er ſich etwas Beſtimmtes darunter denkt, ſo ſinkt er wieder in die Natur und Körperwelt hinab. Der Mund alſo ſpricht es zwar aus; der Verſtand aber weiß nicht, was der Mund ausſpricht; nur das Eine weiß er, daß es kein Körper iſt. Und was ſage ich von Gott? Was iſt die geiſtige Natur bei dem geſchaffenen, begrenzten und beſchränkten Weſen, bei der Seele? Das zeige mir einmal! Aber du wirſt es nicht vermögen. Iſt's etwas Luftiges? Aber die Luft iſt ein Körper, wenn auch kein dichter. Und aus vielen Gründen iſt offenbar, daß ſie ein weicher Körper iſt. Iſt ſie Feuer? Auch das Feuer iſt ein Körper; das Wirken der Seele aber iſt etwas Geiſtiges. Warum? Weil ſie Alles durchdringt. Wenn ſie ſelbſt ein Körper wäre, ſo wäre das Unkörperliche dann an einem Orte; ſo wäre ſie alſo begrenzt, das Begrenzte aber hat eine Geſtalt; die Geſtalt entſteht aus einzelnen Zügen; die Züge aber ſtellen Körperliches dar. Wiederum das Geſtaltloſe, welchen Begriff hat es? Es hat keine Geſtalt, kein Bild, keine Form. Siehſt du, wie da der Verſtand ſchwindelt. Ferners: jene göttliche Natur iſt für das Böſe unempfänglich, gut aber aus eigenem Willen: alſo empfänglich. Doch das läßt ſich nicht ſagen; das ſei ferne. Wiederum: iſt er mit ſeinem Willen in's Daſein gekommen, oder ohne ſeinen Willen? Auch das kann man nicht ſagen. Abermals: umgibt er das Weltall oder nicht? Wenn er es nicht umgibt, ſo iſt er ſelber begrenzt, umgibt er es aber, ſo iſt er der Natur nach unendlich. Wiederum begrenzt er ſich ſelber? Aber wenn er ſich ſelber begrenzt, ſo iſt er nicht für ſich ohne Anfang, ſondern für uns, alſo nicht von Natur ohne Anfang. Ueberall verwickelt man ſich hier in Gegenſätze. Siehſt du, welcher Nebel uns umgibt, und daß überall der Glaube erfordert wird? Dieſer iſt das Feſte. St. Chryſoſt. Homil. 5, in epist. ad Coloss.

5. Geſchichtliches.

Den Glauben kann ſich der Menſch nicht ſelbſt geben; denn er iſt eine Gnade Gottes. Für dieſe Wahrheit zeugt unter Anderm die wunderbare Bekehrung des heiligen Apoſtel Paulus auf dem Wege nach Damaskus. Apoſtelg. 9. Die Kirchengeſchichte weiſet in allen Jahrhunderten ähnliche Beiſpiele auf.

Die heilige Thereſia hatte einen ſolch feſten Glauben, daß ſie von ſich ſagen konnte, der Teufel ſei nie ſtark genug geweſen, ſie in irgend einem Punkte des Glaubens zu verſuchen. Es ſcheint mir, ſchreibt ſie, daß ich die Dinge mit deſto feſterm Glauben annehme, je mehr ſie natürlicher Weiſe unmöglich ſcheinen.

Beiſpiele eines großen Glaubens ſind: Noe, der ohne Widerrede an den Bau der Arche ging und an dem Eintreten der von Gott angedrohten Sündfluth nicht im mindeſten zweifelte; Abraham, der bereit war, ſeinen einzigen Sohn zu ſchlachten, und doch an der Verheißung nicht zweifelte, daß Gott ihn zum Stammvater eines großen Volkes machen werde; dann Moſes, die Propheten, die drei Jünglinge im Feuerofen; Mathatias und ſeine Söhne, die ſieben machabäiſchen Brüder; Stephanus, Paulus u. ſ. w.; dann die zahlloſen Schaaren der heiligen Martyrer in der chriſtlichen Kirche, die für den Glauben Alles duldeten und ſelbſt den grauſamſten Tod ſtarben.

Als Vertheidiger des Glaubens glänzt unter Andern der heilige Athanaſius, der ſechs und vierzig Jahre lang unter den ſchrecklichſten Verfolgungen Alles für die Reinerhaltung des Evangeliums unternahm, und unermüdet und unerſchrocken in Schrift und Rede die katholiſche Lehre vertheidigte. Die ganze Welt hatte ſich zu ſeinem Untergange verſchworen: Fürſten, Biſchöfe, Völker, ganze Heere von Soldaten, die Hölle ſelbſt ſtanden wider ihn auf; aber nichts vermochte ſeinen Eifer zu ſchwächen. Die Kaiſer Conſtantius, Valens und Julianus verfolgten ihn nacheinander, ſo daß er vier Mal in's Exil wandern mußte; vier Concilien von arianiſchen Biſchöfen verurtheilten ihn; lebend oder tod ließ ihn Kaiſer Conſtantius durch in alle Provinzen ausgeſchickte Spione aufſuchen: aber keine Gefahr und keine Verfolgung beugte ſeinen Muth.

Athanaſius blieb ein unerſchütterlicher Fels, der nur für die Kirche Gottes lebte und wirkte.

Dem Kaiſer Valens, welcher der Irrlehre des Arius huldigte, lag Alles daran, den heiligen Baſilius auf ſeine Seite zu bringen. Dieſe Abſicht zu erreichen, bedlente er ſich des Statthalters Modeſtus. Dieſer begab ſich, dem Winke ſeines Kaiſers folgend, nach Cäſarea, und ließ den heiligen Erzbiſchof zu ſich kommen. Er empfing den großen Diener Gottes mit aller Freundlichkeit, und beſprach ſich mit ihm auf das Liebevollſte. Indem er das Geſpräch allmälig auf das religiöſe Gebiet hinüberlenkte, ermahnte und bat er den mit heiliger Treue ſeinem Glauben ergebenen Biſchof, er möchte doch den Forderungen der Zeit nachgeben und nicht mit einer ſo furchtbaren Strenge an dem Buchſtaben der katholiſchen Lehre hängen, wodurch er der guten Sache nur ſchaden würde. Wenn er den Wünſchen des Kaiſers entgegen kommen und auf ſeine Seite treten würde, dürfte er ſich der höchſten Huld desſelben im Voraus für verſichert halten. Baſilius trat mit apoſtoliſcher Freimüthigkeit dem Verlangen des kaiſerlichen Abgeordneten entgegen und ſprach: Was die Kirche lehrt, das hat ſie von Gott empfangen; mit Gut und Blut ſtehe ich für dieſe Lehre ein. Auch nicht Ein Wort, ja nicht Eine Silbe, laſſe ich davon hinwegnehmen; als treuer Wächter Gottes will ich daſtehen, und ſelbſt unter dem Verluſte meines Lebens das hinterlegte Gut des Glaubens gegen jeglichen Angriff vertheidigen. Gehe hin und ſage dieſes dem Kaiſer. Ich ſchätze hoch ſeine Freundſchaft, aber nur dann, wenn ſie mit der Frömmigkeit gepaart iſt; ohne dieſe hat auch erſtere für mich keinen Werth. — Der Statthalter war durch dieſe Rede tief verletzt; er drohte ihm die Verbannung an, gab ihm aber noch Bedenkzeit bis zum folgenden Tage. Hierauf erwiderte Baſilius: „Dieſer Verſchub iſt unnöthig; ich werde morgen derſelbe ſein, wie heute.“ Der Statthalter mußte alſo unverrichteter Dinge zurückkehren, und konnte nicht umhin bei allem Zorn, den er gegen den heiligen Baſilius gefaßt hatte, die Feſtigkeit zu bewundern, mit welcher er ſeinem Glauben anhing. (cf. Beiſpielſammlung von Mehler.)

Als Beiſpiele des Glaubenseifers können aus den Heiligen vorzüglich der heilige Bruno, Apoſtel Preußens, der heilige Boni-

facius, Apoſtel Deutſchlands, der heilige Franz Xaver, Apoſtel Indiens; der heilige Johannes Capiſtranus u. ſ. w. angeführt werden; dann verweiſen wir insbeſonders auch auf die Miſſionäre der frühern und neuen Zeit.

Ein ſchönes Beiſpiel, daß der Glaube an guten Werken fruchtbar ſein ſoll, haben wir an den Chriſten in Paraguay. Dieſe waren früher Wilde und hatten ſelbſt Menſchenfleiſch gegeſſen. Durch die Bemühungen eifriger Miſſionäre wurden ſie bekehrt, und nun glich ihr Lebenswandel dem der erſten Chriſten. Sie machten ſich nicht nur keiner größern Sünde ſchuldig, ſondern hüteten ſich ſelbſt vor Kleinigkeiten mit aller Sorgfalt. Des Morgens kamen ſie ſchon vor Sonnenaufgang in der Kirche zum Gebete zuſammen, ſpäter war die heilige Meſſe, hierauf ein kurzer Religionsvortrag. Erſt dann gingen Alle an ihre Arbeit, die ſie mit heiligen Liedern begleiteten. Bei der Dämmerung kamen ſie wieder in der Kirche zuſammen und verrichteten gemeinſchäftlich ihr Abendgebet. Weil Alle ihre Zeit zwiſchen Arbeiten und Gebet theilten, ſo waren ſie immer heiter; der Friede Gottes ruhte auf ihrem Antlitze. Es gab unter ihnen keine Arme; denn ſie hatten Alles gemeinſchaftlich wie die erſten Chriſten. Wurde wirklich Einer von einer Sünde übereilt, ſo ſuchte er ſie durch ſtrenge Buße wieder zu ſühnen. Alle gingen jeden Monat zum Tiſche des Herrn, die Meiſten aber genoſſen alle Sonn- und Feiertage das Brod der Engel.

6. Bilder und Gleichniſſe.

Wer über das Meer ſetzen will, bedarf eines Schiffes, um von den Wellen desſelben nicht verſchlungen zu werden. So haben wir auch den Glauben, wie gleichſam ein Schiff, nothwendig, um glücklich über die Stürme dieſes zeitlichen Lebens hinüber zu kommen, und gerettet im Hafen der Seligkeit anzugelangen.

Wie der Strahl vom Daſein des Lichtes Zeugniß gibt, ſo beweiſen gute Werke das Vorhandenſein des Glaubens.

Wie es ohne Weinſtock keine Trauben gibt, ſo auch ohne Glaube keine wahrhaft verdienſtlichen Werke.

Wie der Leib todt iſt, wenn die Seele ihn verlaſſen hat, ſo iſt der Glaube todt, wenn die Werke ihm fehlen.

Wie ein Baum umgehauen und in's Feuer geworfen wird,

wenn er keine Frucht mehr bringt; ſo wird auch der Glaube zu nichts nützen und verloren gehen, wenn man keine guten Werke mehr ausübt.

Wie der Wind das Licht ausbläst, und das Waſſer das Feuer dämpft, ſo bläst der Stolz das Glaubenslicht aus, und erſticken ſinnliche Genüſſe die Glut desſelben.

Der Glaube ohne Werke gleicht jenem Feigenbaume, welchen der Herr verdorren ließ. Matth. 21.

Wie unſer leibliches Leben ohne Nahrung nicht beſtehen kann, ſo geht auch der Glaube ohne Werke bald verloren.

Wie der Erdkreis finſter iſt, wenn die Sonne ihn nicht beſcheint; ſo lagert ſich auch dunkle Nacht der Unwiſſenheit in göttlichen Dingen über den menſchlichen Geiſt, wenn er nicht vom Glauben erleuchtet wird.

Wie Samſon ſo lange unüberwindlich war, als er ſeine Haare hatte; ſo wird auch der Chriſt die Feinde ſeines Heiles ſo lange überwinden, als er im Glauben feſt ſtehet.

7. Was verſteht man unter dem Worte Dogma.

Der Ausdruck Dogma iſt griechiſchen Urſprungs, und heißt ſo viel als Dafürhalten, Glauben ꝛc. Der Grieche gebrauchte dieſes Wort (δοκει μοι) aus Beſcheidenheit auch dann, wenn er eine über allen Zweifel erhabene Ueberzeugung ausſprechen wollte; auch dann bediente man ſich dieſes Wortes, wenn öffentliche Beſchlüſſe gefaßt wurden. Dieſes die grammatikaliſche Bedeutung des Wortes. In der Religion verſteht man unter Dogma einen von Gott geoffenbarten Glaubensſatz. Das Dogma iſt alſo keine Meinung, keine ſubjektive Anſicht, ſondern eine abſolute Wahrheit, daher unveränderlich. Näher bezeichnet, bedeutet Dogma die durch poſitiv göttliche Offenbarung gegebene, durch Propheten und Apoſtel verkündete, von der Kirche feſtgehaltene, bewahrte und erklärte Wahrheit. In dieſem Sinne bedeutet Dogma bald eine einzelne, von Gott geoffenbarte Wahrheit, und ſo verſtehen wir gewöhnlich den Ausdruck; bald aber auch in den Schriften der heiligen Väter den Inbegriff aller Wahrheiten des Chriſtenthums. Man unterſcheidet übrigens:

a) Dogmata generalia et simplicia. — Jene ſind mehr all-

gemeiner Natur, ſie umfaſſen mehre Dogmata in ſich; dieſe ſind einfacher und von jenen abgeleitet.

b) Dogmata pura et mixta; reine Dogma nennt man diejenigen, welche man nur durch poſitive Offenbarung weiß, wie z. B. das Geheimniß der Dreifaltigkeit; gemiſchte diejenigen, welche man auch durch die Vernunft erkennt, z. B. der Glaube an das Daſein Gottes.

c) Dogmata plana et mysteriosa, d. h. klare und dunkle oder geheimnißvolle Glaubensſätze; letztere ſind die Geheimniſſe ſelbſt.

d) Articuli fidei et dogmata formalia; die Glaubensartikel ſind jene Dogmen, welche die weſentlichen Beſtandtheile der in der Kirche öffentlich geltenden Bekenntniſſe des Glaubens bilden, wie z. B. des apoſtoliſchen Glaubensbekenntniſſes, des nycäniſchen u. ſ. w. Damit iſt aber die Zahl der von der Kirche feſtgehaltenen Dogmen noch nicht erſchöpft; jene andern, welche in die Symbola nicht aufgenommen ſind, heißt man die formellen Dogmen. Hieher gehören z. B. die Lehrbeſtimmungen des Concils von Trient über die Gnade, die Sakramente u. ſ. w.

e) Dogmata materialia; ſo nennt man diejenigen Glaubensſätze, für deren Beſtehen zwar die Schrift oder Kirchenlehre Zeugniß gibt; worüber ſich ſpeciell zu erklären, die Kirche noch keine Gelegenheit hatte.

f) Dogmata explicita et implicita: zu jenen (entwickelten) Dogmen gehören alle von dem unfehlbaren Lehramte der Kirche als göttliche Wahrheiten deklarirte Glaubensſätze; dieſe (unentwickelte) ſind nothwendige Conſequenzen aus andern Dogmen. So lange aber das kirchliche Lehramt über ſolche Dogmen ſich nicht ausgeſprochen hat, ſind ſie theologiſche Sentenzen oder Folgerungen (sententiae sive conclusiones theologicae auch dogmata corrolaria). Die Bedeutung, welche ihnen zukömmt, iſt die der materiellen Dogmen. Es kömmt nämlich Alles darauf an, daß aus dem, was bereits Dogma iſt, die fragliche Lehre mit Sicherheit und Nothwendigkeit abgeleitet werden kann. So lange indeß keine kirchliche Entſcheidung erfolgt iſt, nennt man ſolche Sentenzen auch Theologumenen, d. h. Meinungen der Theologen. cf. Kirchenlexikon v. Wetzer ꝛc.

8. Erklärung des Ausdruckes Symbolum, und Angabe der vorzüglichſten Symbola.

Symbolum heißt ſprachlich ein Mehrern gemeinſchaftliches Zeichen, woran ſich die Gemeinſchaft derer erkennen läßt, welche ſich desſelben bedienen. In der Theologie iſt das Wort Symbolum gleichbedeutend mit dem Ausdrucke Glaubensbekenntniß; und unter Glaubensbekenntniß verſteht man die Zuſammenſtellung der vorzüglichſten Glaubenswahrheiten. Dabei bleibt immerhin auch die urſprüngliche Bedeutung erhalten; denn das Glaubensbekenntniß iſt zugleich auch das äußere Merkmal der Uebereinſtimmung im Glauben und der Gemeinſchaft derjenigen, welche ſich desſelben bedienen. Es iſt ſo recht wahrhaft ein Bundeszeichen. Daher muß es auch derjenige, der in dieſen Bund aufgenommen werden will, annehmen; denn bei der Taufe, durch welche man in den chriſtlichen Bund, d. h. in die Kirche aufgenommen wird, iſt die Ablegung des Glaubensbekenntniſſes gefordert.

Die vorzüglichſten Symbola in der katholiſchen Kirche ſind:

a) Das apoſtoliſche. Hierüber ſagten wir das Nöthige Bd. VII. S. 568 u. folg.

b) Das nycäniſche. Dieſes Glaubensbekenntniß wurde von der allgemeinen Synode zu Nycäa, welche im Jahre 325 wider die Irrlehre des Arius gehalten worden, entworfen. Arius leugnete die Gottheit des Sohnes. Daher ſpricht ſich dieſes Symbolum vorzüglich über dieſe von Arius angegriffene Lehre mit aller Schärfe und Klarheit aus. Es heißt in dieſer Hinſicht: „Ich glaube an Einen Herrn Jeſum Chriſtum, den eingebornen Sohn Gottes; der geboren iſt aus dem Vater vor allen Jahrhunderten; der Gott iſt vom Gotte, Licht vom Lichte, wahrer Gott vom wahren Gotte; der gezeugt iſt, und nicht gemacht; der Eines Weſens iſt mit dem Vater; durch den Alles gemacht iſt“ u. ſ. w. — Später behauptete Macedonius, Biſchof von Conſtantinopel, der heilige Geiſt ſei nur ein Geſchöpf. Gegen ihn wurde im Jahre 381 die allgemeine Synode von Conſtantinopel gehalten, und das nycäniſche Glaubensbekenntniß bezüglich der Lehre des heiligen Geiſtes mit Zuſätzen vermehrt, in welchen der Glaube hinſichtlich des heiligen Geiſtes ſchärfer ausgedrückt iſt; denn während die Synode

von Nicäa ſagte: „Und an den heiligen Geiſt," — ſetzte das Concilium von Conſtantinopel in das Symbolum: „Und an den heiligen Geiſt, den Herrn und Lebendigmacher, der vom Vater ausgeht, der mit dem Vater und Sohne zugleich angebetet und verherrlichet wird; der durch die Propheten geredet hat." Darum heißt dieſes Symbolum eigentlich auch das Nicäniſch-conſtantinopolitaniſche. Noch einen Zuſatz erhielt dieſes Symbolum durch eine Synode zu Toledo in Spanien vom Jahre 589. Es wurde nämlich ſtatt: „Der vom Vater ausgeht" — geſetzt: „Der vom Vater und Sohne ausgeht" — um den Ausgang des heiligen Geiſtes vom Vater und Sohne zugleich, den damaligen Ketzereien gegenüber, deſto ſchärfer auszudrücken. Die ſchismatiſch griechiſche Kirche hat ſich gegen die Annahme des „filioque" geweigert, ungeachtet die älteſten griechiſchen Kirchenväter es klar ausſprachen, daß der heilige Geiſt vom Vater und Sohne ausgehe.

Das Nicäniſch-conſtantinopolitaniſche Symbolum wird täglich vom Prieſter in der heiligen Meſſe beim Credo gebetet und lautet wörtlich: „Ich glaube an einen Gott, den allmächtigen Vater, den Schöpfer Himmels und der Erde, aller ſichtbaren und unſichtbaren Dinge. Und an einen Herrn Jeſum Chriſtum, den eingebornen Sohn Gottes, der aus dem Vater geboren iſt vor allen Jahrhunderten; der Gott iſt von Gott, Licht vom Lichte, wahrer Gott vom wahren Gott; der gezeugt iſt, nicht erſchaffen, der Eines Weſens iſt mit dem Vater; durch den Alles erſchaffen iſt; der wegen uns Menſchen und wegen unſers Heiles vom Himmel herabgeſtiegen iſt; der Fleiſch geworden iſt vom heiligen Geiſte aus Maria, der Jungfrau, und Menſch geworden, der auch gekreuziget worden iſt für uns unter Pontius Pilatus, gelitten hat und begraben worden iſt; der auferſtanden iſt am dritten Tage nach den Schriften, und aufgefahren in den Himmel; der ſitzet zur Rechten ſeines Vaters, und wieder kommen wird mit Herrlichkeit, zu richten die Lebendigen und die Todten; deſſen Reich kein Ende haben wird. Und an den heiligen Geiſt, den Herrn und Lebendigmacher, der vom Vater und Sohne ausgeht; der mit dem Vater und Sohne zugleich angebetet und verherrlichet wird; der geſprochen hat durch die Propheten. Und an die Eine, heilige, katholiſche und apoſtoliſche Kirche. Ich bekenne Eine Taufe zur Vergebung der Sünden.

Und ich erwarte die Auferſtehung der Todten und das Leben der zukünftigen Ewigkeit. Amen."

c) Das athanaſiſche. Es führt dieſen Namen entweder, weil es vom heiligen Athanaſius verfaßt worden iſt, (häufig ſchiebt man die Autorſchaft davon Andern zu, vorzüglich dem Vigilius, Biſchof von Thapſus in Afrika, um das Jahr 484) oder weil es die Lehre des heiligen Athanaſius enthält. Dieſes Symbolum umfaßt eine ſcharfe, höchſt beſtimmte und treffliche Auseinanderſetzung der geheimnißvollen Lehren von der Dreieinigkeit und der Menſchwerdung. Es findet ſich in einem jeden Brevier, und wird an Sonntagen häufig zur Prim gebetet.

Dieſe drei Symbola, das apoſtoliſche, nicäniſche und athanaſiſche werden auch ökumeniſche Glaubensbekenntniſſe genannt, weil ſie den Glauben der Kirche des bewohnten (οἰκουμενη heißt nämlich bewohnt) Erdkreiſes, d. h. der allgemeinen Kirche ausſprechen. Sie wurden auch im ſonderbaren Widerſpruche zu ihrem Grundſatze, nichts als die Bibel anzuerkennen, von den Reformatoren angenommen.

Unter den ſpätern Glaubensbekenntniſſen iſt beſonders das tridentiniſche von Wichtigkeit. Dieſes Symbolum iſt eigentlich nicht vom Concilium ſelbſt entworfen, ſondern bald nach Beendigung desſelben vom Papſt Pius IV. im Jahre 1564 veröffentlicht und der ganzen Kirche vorgeſchrieben worden. Da aber dieſes Symbol durch die Trienter Synode veranlaßt war und deren Glaubensbeſtimmungen enthält, ſo heißt es auch mit Recht das tridentiniſche Glaubensbekenntniß. Es enthält das Nicäniſch-conſtantinopolitaniſche Bekenntniß, und außerdem zwölf Artikel, welche die zu Trient feierlich dargelegten Glaubenslehren umfaſſen. Dieſes Symbolum, welches in jedem größern Diözeſan-Ritual ſich findet, wird beim Empfange der höhern Weihen, bei Uebernahme kirchlicher Aemter und von jenen abgelegt, welche von ketzeriſchen oder ſchismatiſchen Parteien zur katholiſchen Kirche übertreten.

9. Was die heilige Schrift unter Glaube verſteht.

Die Bedeutung des Wortes Glaube iſt nach der heiligen Schrift mehrfältig, vorzüglich in zweifacher Beziehung wird das Wort häufig gebraucht. Es wird nämlich der Glaube oft in dem

Sinne eines feſten Fürwahrhaltens oder einer unbezweifelten Annahme der Dinge, die von Gott und von Chriſtus zu glauben ſind, genommen; nicht minder häufig ſchließt das Wort den Begriff von Zuverſicht in ſich, wobei der Glaube mit der Hoffnung innig zuſammenfällt. In der erſtern Auffaſſung gehört er mehr der Vernunft und dem Verſtande, in der letztern mehr dem Willen an. Obſchon nun die Bedeutung des Ausdruckes Glauben in einigen Stellen mehr in dem erſtern, in andern mehr im letztern Sinne genommen iſt, ſo läßt ſich doch mit Recht ſagen, daß die Tugend, die im Evangelium Glaube genannt wird, und die das Heil und Alles erlangt, um was wir im Namen Jeſu bitten, beides in ſich faſſe, ſowohl jene unbezweifelte Annahme alles deſſen, was von Gott und Chriſtus zu glauben iſt, als die Zuverſicht und das Vertrauen, welches auf Gottes Güte ſich ſtützt. Denn beides hängt ſo innig zuſammen, daß weder das Vertrauen ohne die feſte Annahme und innerliche Ueberzeugung, noch auch dieſe letztere ohne das feſte Vertrauen etwas von Gott zu erflehen vermag, und daß die Größe der Zuverſicht aus der Vollkommenheit des Glaubens entſpringt. Bei allem dem muß man beide Begriffe getrennt halten, und darf man, wie im Nachfolgenden gezeigt werden wird, den ſeligmachenden Glauben nicht als Zuverſicht oder Vertrauen ſchlechthin nehmen.

10. Der Glaube iſt eine Gnade Gottes.

Die Pelagianer und Semipelagianer waren der Meinung, der Menſch könne durch ſeine natürlichen Kräfte zum Glauben gelangen oder doch den Anfang dazu machen. Allein die katholiſche Kirche bezeichnet den Glauben als eine Gnade Gottes. Daher nennt ſie ihn ein eingegoſſenes Licht.

Wenn der Glaube durch die bloßen Kräfte der Natur erlangt werden könnte, ſo müßten die Weiſeſten immer auch die Gläubigſten ſein. Wir finden aber häufig gerade das Gegentheil. Wir ſehen, daß gerade jene, welche die meiſten Erkenntnißkräfte beſitzen, am hartnäckigſten dem Evangelium widerſtehen. So war es zur Zeit Chriſti, und ſo iſt es noch heutigen Tages. Dieß iſt doch ein klarer Beweis, daß nicht die eigene Weisheit, ſondern die Gnade Gottes gläubig mache. Darum ſagt auch der Apoſtel: Es liegt

nicht an dem, der will, noch an dem, der läuft, ſondern an Gott, der ſich erbarmt. Röm. 9, 16.

Im Evangelium wird der Glaube deutlich als Gnade Gottes bezeichnet. Jeſus Chriſtus ſelbſt ſagt: Ich danke dir, Vater, daß du es vor den Weiſen und Klugen verborgen, den Demüthigen aber geoffenbart haſt. Matth. 11, 25. Bei einer andern Gelegenheit ſagt der göttliche Heiland: Es iſt das Werk Gottes, daß ihr an den glaubet, welchen er geſendet hat. Joh. 6, 29. Wenn ihr glaubet, wollte Jeſus ſagen, ſo verdankt ihr dieſes nicht euerm Verdienſte oder euerer Einſicht, ſondern es iſt eine Wirkung der Gnade Gottes. Als Petrus Jeſum als den Sohn Gottes bekannte, ſprechend: „Du biſt Chriſtus, der Sohn des lebendigen Gottes," — erwiderte der Herr: „Selig biſt du, Simon, Sohn des Jonas; denn dieſes hat dir nicht Fleiſch und Blut geoffenbart, ſondern mein Vater, der im Himmel iſt." Matth. 26, 17. So ſchreibt der Heiland auch das gläubige Bekenntniß des Petrus der Eingebung des heiligen Geiſtes zu. Müſſen wir aus dieſem Allen nicht abnehmen, daß der Glaube von Oben, vom Vater der Lichter komme?

Auf dieſelbe Weiſe erklären auch die Apoſtel den Glauben als eine Gnade. So ſchreibt der heilige Paulus: Aus Gnade ſeid ihr erlöſet worden durch den Glauben, und das nicht aus euch; denn es iſt Gottes Gabe. Eph. 2, 8. Im Römerbriefe aber ermahnt er Alle, beſcheiden von ſich zu denken nach dem Maße des Glaubens, das Gott einem Jeden zugetheilt hat. Röm. 12, 3.

Die heiligen Väter bekennen, daß man nur durch die Gnade Gottes zum Glauben gelangt. Daher ſagt der heilige Auguſtin, daß die äußere Predigt umſonſt iſt, wenn nicht ein innerer Lehrmeiſter zu uns ſpricht. Wiederum ſagt derſelbe: Wir ſind durchaus nicht im Stande, einigermaßen etwas als aus uns ſelbſt zu glauben, ſondern unſere Tüchtigkeit, mittelſt der wir zu glauben anfangen, iſt aus Gott. Lib. de praedest. Hier ſchreibt der heilige Auguſtin auch den Anfang im Glauben der Gnade Gottes zu.

Deutlich hat ſich auch die Kirche hierüber ausgeſprochen. Denn das Concilium von Trient ſagt: Wer behauptet, ohne zuvorkommende Eingebung des heiligen Geiſtes könne der Menſch

glauben, hoffen und lieben ꝛc., wie es sich gebührt, sei im Bann. Sess. 6. c. 3.

Wir sehen demnach, daß der Glaube keine Wirkung eines scharfsinnigen Nachdenkens, keine Folge tiefer Untersuchungen, keine Frucht mühevoller Vernunftschlüsse, sondern eine Gnade Gottes sei.

Wie bewirkt aber die Gnade den Glauben? Dieses geschieht also: Gott erleuchtet zuerst den Verstand, daß dieser die geoffenbarten Wahrheiten erkennt. Ohne dieses Gnadenlicht würde der menschliche Verstand bezüglich der Glaubensobjekte in der nämlichen Lage sein, in welcher sich das Auge, des materiellen Lichtes beraubt, befindet; er würde von den Glaubenswahrheiten nichts erkennen, und jenen gleichen, von welchen Jesus sagt, daß sie mit offenen Augen nicht sehen. Gott gibt aber sodann noch eine andere Gnade, welche den Willen bewegt, so daß der Mensch die erkannte Wahrheit auch gläubig in sich aufnimmt, und ganz und gar derselben sich unterwirft. Es ist also noch nicht genug, die Wahrheit zu erkennen, sondern man muß sich derselben auch unterwerfen. Das Erkennen ist Sache des Verstandes, das Unterwerfen Sache des Willens. Den beiden Grundkräften der Seele, dem Verstand und dem Willen muß die Gnade zu Hilfe kommen, um den Menschen gläubig zu machen.

11. Gottes Erbarmung hat uns den Glauben nicht bloß gegeben, sondern erhält uns auch denselben.

Gott ist es nicht bloß, der uns das Glaubenslicht aufgezündet hat, sondern er erhält uns auch fortwährend dasselbe. Es verhält sich hiebei, wie mit einem Feuer. Es ist nicht genug, daß man es anschürrt, sondern soll es fortbrennen, so muß man es immer nähren und Holz nachlegen. So muß Gott uns auch das Glaubenslicht erhalten, soll es nicht wieder erlöschen. Würde seine Gnade von uns weichen, so würden wir auch den Glauben wieder verlieren. So gütig hat sich Gott nicht allen Völkern erwiesen; er hat das Glaubenslicht nicht überall so gütig bewahret, wie bei uns. Jerusalem war einer der ersten und vornehmsten Orte, wo Christus seine Lehrkanzel aufgeschlagen; heut zu Tage aber hat der Halbmond dort mehr Bekenner, als das Kreuz Christi. Antiochien ist gleichsam die Geburtsstätte des Christenthums, weil dort nach

dem Zeugniß des heiligen Lukas die Gläubigen zuerſt ſich Chriſten nannten; gegenwärtig iſt aber der chriſtliche Glaube kaum mehr in ſchwachen Ueberreſten dort vorhanden. Die griechiſche Kirche war einſtens der edelſte Theil des Chriſtenthums, der Urſprung der Heiligkeit und der vornehmſte Wohnſitz unſers Glaubens. Wie ſehr hat aber der Glaube in dieſen Ländern abgenommen! Und ſelbſt die Reſte, welche ſich davon noch erhalten haben, ſind durch Schisma und Ketzerei verderbt und in krankhaftem Zuſtande. Die Kanzeln eines Chryſoſtomus, eines Baſilius und vieler anderer, einſtens glänzender Lichter ſind entweder verwaiſet, oder von Schismatikern und Irrlehrern eingenommen. Und um die Blicke näher zu ziehen, hat Gott nicht auch im ſechszehnten Jahrhunderte durch die Ketzerei des Luther und ſeiner Genoſſen vor unſern Augen zugelaſſen, daß ganze Länder und Provinzen den wahren Glauben verloren haben? Von uns hat Gott in ſeiner Gnade dieſes traurige Loos abgewendet; er hat nicht zugegeben, daß der Strom der Ketzerei auch uns in unſern Vorgängern verſchlungen hätte.

O wie dankbar ſollen wir in Erwägung dieſes Umſtandes ſein! Aber worin beſteht unſer Dank? Wiſſen wir unſern Glauben zu ſchätzen? O man iſt gegen denſelben noch nie gleichgiltiger geweſen, als in unſern Tagen. Und was rede ich von Gleichgiltigkeit? Wir gehen noch weiter; denn wir verachten den Glauben ſogar und ſchämen uns desſelben. Statt ſich vor Allem ſorgfältig zu hüten, wodurch man am Glauben Schiffbruch leiden könnte, begibt man ſich abſichtlich in ſolche Gefahren; denn was lieſt man lieber, als Schriften, welche dem Glauben gefährlich ſind? Welche Geſellſchaften ſind angenehmer, als ſolche, die ſelbſt allen Glauben längſt abgelegt haben, und dieſen auch Andern aus dem Herzen hinwegſtehlen?

12. Unſer Dank für die Wohlthat des Glaubens muß gegen Gott um ſo größer ſein, wenn wir betrachten, wie Vielen dieſe Gnade verſagt iſt.

Alle Menſchen ſind Gottes Geſchöpfe, aber dennoch iſt der Herr nicht gegen Alle auf gleiche Weiſe gnädig; nicht Allen verleiht er die Gnade des Glaubens. Denn wie viele Völker gibt es nicht auf Erden, die noch in den Gräueln der Abgötterei be-

graben liegen; wie treffen wir allenthalben noch Schüler der Synagoge, welche in der Verstocktheit ihrer Väter verharren; wie gibt es so viele Irrgläubige und selbst Ungläubige in Mitte der Christen! All diese entbehren das Licht des wahren Glaubens. Es mögen unter ihnen sich Manche finden, die von Natur aus gütig, redlich und mässig sind, die einen ehrbaren Wandel führen; aber weil ihrer Tugend der Grund, nämlich der wahre Glauben fehlt, so muß man von ihnen sagen: Ihr laufet wohl, aber außer dem rechten Wege, und werdet daher auch nicht an das rechte Ziel gelangen. Uns hat die Erbarmung Gottes das Licht des wahren Glaubens aufgezündet; uns hat der Herr gegeben, was er so vielen Andern versagt hat. Wie der Herr aus allen Söhnen des Isai nur den David zum Throne berufen, so hat er uns aus allen Völkern zum wahren Glauben auserwählt. Wodurch haben wir diesen Vorzug verdient? Noe ist zwar zur Zeit, da alle übrigen Menschenkinder in der Sündfluth umkamen, mit den Seinigen gerettet worden; die heilige Schrift gibt aber auch den Grund an, warum ihn Gott, der Herr, gerettet; es geschah seiner Gerechtigkeit wegen. Wodurch haben denn aber wir verdient, zum wahren Glauben berufen, in die Arche des Heiles, in die Kirche Jesu Christi, aufgenommen worden zu sein, während so viele andere Völker dem Verderben anheimfielen? Durch Nichts haben wir es verdient, sondern aus Erbarmung ist es geschehen. Daher sagt der Apostel: Aus Gnaden seid ihr gerettet durch den Glauben, und nicht aus euch; denn er ist ein Geschenk Gottes. Ephes. 2, 8. Wie groß muß also nicht unser Dank gegen Gott sein, wenn wir erwägen, daß Gott in seiner Erbarmung uns vor so vielen Andern auserwählet und uns die Gnade des Glaubens verliehen hat!

13. Was müssen wir glauben, oder von dem, was Gegenstand des Glaubens ist.

Kurz gesagt, wir müssen Alles glauben, was Gott geoffenbart hat, und die katholische Kirche zu glauben vorstellt. Indeß unterscheiden hiebei die Theologen zwischen ausdrücklichen (explicite) und einschließlichen (implicite) Glauben. Es ist nicht für Alle möglich, alle Glaubenswahrheiten immer ausdrücklich und insbesondere zu glauben, insbesonders nicht für den gemeinen Mann;

denn es läßt ſich nicht erwarten, daß er ſich immer aller einzelnen Glaubensartikel bewußt iſt. Es genügt daher bezüglich mancher Offenbarungslehren ein einſchließlicher Glaube. Nichts deſto weniger gibt es Glaubenswahrheiten, die man ausdrücklich und insbeſondere glauben muß (necessitate medii), und bei denen es zum Heile nicht genug iſt, wenn man ſie nur überhaupts und im Allgemeinen glauben würde. Ausdrücklich muß man nämlich glauben:

a) Daß es einen Gott gibt, und daß Gott ein gerechter Vergelter iſt. Dieſer Glaube an Gottes Daſein und an die Belohnungen und Strafen muß unter dem Verluſte der Seligkeit ein übernatürlicher ſein, d. h. es iſt nicht genug, wenn man an einen Gott glaubt, weil man ſein Daſein nicht leugnen kann, weil die Vernunft ſelbſt dieſe Wahrheit einſieht. Dieß wäre ein gewiſſer Beifall, welchen man der Vernunft zollt, aber noch kein Glaube. Man muß an Gott glauben ſeiner ſelbſt willen, weil er ſich geoffenbart hat. So lange nur Vernunftgründe die einzige Urſache unſers Glaubens ſind, iſt dieſer nur ein natürlicher, und reicht zum Heile nicht hin. Man darf daher bei den bloßen Vernunftgründen bezüglich des Daſeins Gottes nicht ſtehen bleiben, ſondern muß ſich zur Offenbarung hinaufſchwingen. Eben ſo muß auch der Glaube an Gottes Belohnungen und Strafen ein übernatürlicher ſein; man muß an dieſe Wahrheit glauben, wenn man auch in dieſem Leben oft das Gegentheil davon bemerken ſollte, weil Gott erſt in der Ewigkeit einem Jeden nach ſeinen Werken im vollen Maße vergilt. Dieſes Letztere aber wiſſen wir nur aus der Offenbarung: daher muß ſich auch dieſer Glaubensſatz auf die Offenbarung ſtützen, ſoll der Glaube ſelbſt ein übernatürlicher ſein. — Daß ein Jeder, der ſelig werden will, glauben muß, daß es einen Gott gibt, und Gott ein gerechter Vergelter iſt, bedarf keines langen Beweiſes. Die heilige Schrift ſpricht ſich hierüber klar aus. Wer zu Gott kommen will, ſagt der Apoſtel, muß glauben, daß er ſei, und daß er die, welche ihn ſuchen, belohne. Hebr. 11, 6. Auch hat die Kirche es als eine Irrlehre verworfen, zu behaupten, es ſei zum Heile nicht unerläßlich nothwendig, daß man ausdrücklich glaube, Gott ſei ein gerechter Vergelter des Guten und Böſen.

b) Die Menſchwerdung des Sohnes Gottes, d. h.

man muß glauben, daß Jeſus Chriſtus, die zweite Perſon in der Gottheit, Menſch geworden iſt und uns durch ſeinen Tod am Kreuze erlöſet hat, und daß wir nur durch ihn ſelig werden können. Dafür zeugt wieder die heilige Schrift: „Dieß iſt das ewige Leben, daß ſie dich, den allein wahren Gott, und den du geſandt haſt, Jeſum Chriſtum, erkennen.“ Joh. 17, 3. „Wer an den Sohn glaubt, der hat das ewige Leben; wer aber dem Sohne nicht glaubt, der wird das Leben nicht ſehen, ſondern der Zorn Gottes bleibt über ihm.“ Joh. 3, 36. Wie man alſo ausdrücklich glauben muß, daß ein Gott iſt, ſo muß man auf gleiche Weiſe glauben, daß Jeſus, der Menſch gewordene Sohn Gottes, der Erlöſer der Welt iſt; denn es iſt uns kein anderer Name unter dem Himmel gegeben, durch welchen wir ſelig werden können. Apoſtelg. 4, 12. Mit Recht hat daher Papſt Innocenz XI. in der von ihm verdammten vier und ſechszigſten Propoſition erklärt, daß derjenige nicht losgeſprochen werden kann, welcher die beiden Geheimniſſe von der Menſchwerdung und der heiligen Dreifaltigkeit nicht weiß, und alſo nicht ausdrücklich glaubt.

c) Das Geheimniß der heiligſten Dreifaltigkeit. Vermöge dieſes Geheimniſſes muß ein Jeder, der ſelig werden will, glauben, daß Gott einfach iſt in der Weſenheit und dreifach in den Perſonen, Vater, Sohn und heiliger Geiſt; daß eine jede dieſer drei Perſonen wahrer Gott iſt, und daß dennoch nicht drei Götter ſind, ſondern in der Weſenheit nur Ein Gott iſt. — Gewiß, wenn die Menſchwerdung Jeſu ausdrücklich zu glauben iſt, ſo muß man auch das Geheimniß der heiligen Dreifaltigkeit ausdrücklich glauben; denn jene ſtützt ſich ja auf dieſes. Darum heißt es auch im athanaſiſchen Symbolum: Dieß iſt der katholiſche Glaube, daß wir Einen Gott in der Dreifaltigkeit, und die Dreifaltigkeit in der Einheit verehren. Wer dieß nicht getreu und feſt glaubt, kann nicht ſelig werden.

Dieß ſind alſo die Wahrheiten, die ein Jeder ausdrücklich wiſſen und ex necessitate medii ausdrücklich glauben muß.

Außerdem iſt man unter einer ſchweren Sünde (necessitate praecepti) zu wiſſen und ausdrücklich zu glauben ſchuldig: Das apoſtoliſche Glaubensbekenntniß; das Gebet des Herrn ſammt dem engliſchen Gruß; die zehn Gebote ſammt den fünf Geboten der

Kirche; die heiligen Sakramente. Nur völliges Unvermögen oder unüberwindliche Unwiſſenheit könnte hierin entſchuldigen.

Der heilige Alphons von Liguori bemerkt: Es genügt bezüglich des Symbolums, der Gebote und der Sakramente, daß Einer, über einzelne Punkte befragt, richtige Antwort zu geben weiß; daher iſt es nicht nothwendig, daß Jeder Alles der Ordnung nach im Gedächtniß habe, indeß iſt möglichſt darauf zu dringen, daß auch der Unwiſſende das Symbolum in ſeiner Mutterſprache auswendig wiſſe. Uebrigens ſollen ſich aber beſonders diejenigen, welchen Gott Zeit und Gelegenheit dazu gegeben hat, eine möglichſt klare Kenntniß ihres Glaubens zu verſchaffen ſuchen. Großen Tadel verdienen daher diejenigen, welche hierin ſolche Gleichgiltigkeit an den Tag legen, daß ſie ſich eher um jede andere Wiſſenſchaft, als um die der Religion bekümmern.

Wem an ſeinem Seelenheile gelegen iſt, der wird mit Heißhunger nach einer vollkommenen Kenntniß der katholiſchen Religionswahrheiten verlangen, und daher der Verkündigung des göttlichen Wortes fleißig beiwohnen. Wenn übrigens Einer aller einzelnen Glaubensſätze ſich auch nicht bewußt ſein ſollte, ſo muß er doch im Allgemeinen Alles glauben, was Gott geoffenbart hat und die Kirche zu glauben vorſtellt; insbeſonders darf ſich Niemand ſeinen Glauben beliebig zuſtutzen, unter dem Vorgeben, jene von ihm nicht angenommenen Lehren wären von keiner Bedeutung. In der Offenbarungslehre gibt es nichts Unbedeutendes, und wer nur eine einzige Glaubenslehre verwirft, hat nicht mehr den wahren, katholiſchen Glauben. Solche hat die Kirche auch immer aus ihrem Schooße ausgeſchloſſen. Indeß ſind nur jene Lehren Glaubensſätze, welche Gott geoffenbart hat, und die Kirche als ſolche aufſtellt. Daher ſind keine Glaubensſätze jene Offenbarungen über das Leiden und den Tod Jeſu Chriſti, über die Beſchaffenheit der Hölle und des Fegfeuers, welche frommen Perſonen, wie der heiligen Brigitta und Andern gemacht worden ſind, wie auch nicht jene Begebenheiten, welche ſich bloß auf die Kirchengeſchichte gründen. Solche Ereigniſſe mögen hiſtoriſch unumſtößlich ſein; aber Glaubensſache ſind ſie nicht. Denn die Kirche hat Solches und Aehnliches nicht in ihren Glaubensinhalt aufgenommen. Selbſt ſolche Lehren, für deren Begründung ſich nicht unwichtige Zeug-

niſſe anführen laſſen, und für die ſich mehre Theologen bereits entſchieden haben, müſſen, ſo lange die Kirche ſie nicht als Glaubensſätze erklärt hat, nicht nothwendig als ſolche angenommen werden, und kann der, welcher ſie nicht als Glaubenswahrheiten anerkennt, nicht als vom katholiſchen Glauben abgefallen bezeichnet werden. In ſolchen Fällen herrſcht volle Freiheit; aber in Glaubensſachen ſelbſt darf Niemand ein Jota verrücken. Hier muß ein Jeder Alles glauben, was die Kirche als Glaubenslehre verkündet; und nur dann hat er den wahren, katholiſchen Glauben.

14. Von dem Glaubensgrunde.

Der Hauptgrund unſers Glaubens iſt Gottes Wahrhaftigkeit. Wir glauben nämlich Gott wegen ſeiner ſelbſt, weil er die ewige Wahrheit iſt, die niemals irren kann. Er kennt durch und durch alle, auch die geheimſten Dinge, und er hat dieſe Kenntniß nicht von Andern, die ihm unrichtige Begriffe hätten beibringen können; denn er weiß und kennt Alles in ſich ſelbſt. Er allein kennt klar und deutlich alle Geheimniſſe, die er geoffenbart hat, und ſein Verſtand kann dabei nicht fehlen. Er allein kann uns die Wahrheit ſagen, und wir müſſen uns ganz auf ſeine Weisheit verlaſſen. Wir müſſen unſern Verſtand ganz dem ſeinigen unterwerfen, weil er allein der Allwiſſende und Allweiſe iſt und unmöglich irren kann. Auch von Seite ſeines Willens haben wir keinen Irrthum zu beſorgen. Es iſt unmöglich, daß Gott, die höchſte Vollkommenheit, etwas Anders, als Wahrheit offenbaren, oder Jemand in Irrthum führen wollte. Weil nun Gott weder betrogen werden, noch ſelbſt betrügen kann, ſo glauben wir ihm ſchlechthin auf ſein Wort; wir glauben, weil Gott es geſagt hat. Wir fragen daher bei einer Religionslehre nach nichts Anderm, als ob Gott es geſagt hat, und haben wir uns davon überzeugt, ſo geben wir einer ſolchen Wahrheit ohne alle andere Unterſuchung vollen Beifall, ſoll auch die Lehre ſelbſt über die Begriffe unſerer Vernunft gehen.

Gott ſpricht aber nicht unmittelbar zu einem jeden Menſchen; von jeher hatte er ſeine auserwählten Organe, zu denen er redete, und durch die er ſeine Offenbarung an die Uebrigen kommen ließ. Im alten Bunde waren dieß die Propheten und andere heilige

Männer; im neuen iſt es die von Chriſtus geſtiftete, katholiſche Kirche. Daher iſt für den katholiſchen Chriſten der zunächſt liegende Grund ſeines Glaubens die Kirche. Die Kirche Jeſu gibt uns vollkommene Gewährleiſtung für die Sicherheit des Glaubens, den ſie lehrt. Sie iſt von Chriſtus mit ſolchen Vorzügen ausgeſtattet, die uns an der Wahrheit des Glaubens, den wir von der Kirche ſchöpfen, nicht zweifeln laſſen. Er hat ſie auf einen Felſen gebauet, gegen welchen die Mächte der Hölle nichts vermögen; er hat ihr ſeinen eigenen Beiſtand bis zum Ende der Zeiten verſprochen, und ſicherte ſie durch den heiligen Geiſt, der die Kirche leitet und regiert, vor einem jeden Irrthum. Die katholiſche Kirche iſt auch immer für die Erhaltung des wahren Glaubens beſorgt geweſen; ſie hat über alle Ketzereien, die im Laufe der Jahrhunderte entſtunden, geſiegt; ſie wird auch in alle Zukunft bis zum Ende der Zeiten den Schatz der Lehre Jeſu unverfälſcht bewahren; denn Jeſus ſelbſt iſt ihr Beſchützer. Der katholiſche Chriſt hat alſo in ſeiner Kirche den Hauptgrund ſeines Glaubens; er ſucht die Wahrheit nicht lange, und forſcht nicht viel nach ihr, ſondern wendet ſich an ſeine Kirche. Was dieſe lehrt, nimmt er gläubig an; denn er weiß, daß die Kirche nicht irren kann. Iſt er gewiß, daß etwas Lehre der katholiſchen Kirche iſt, ſo iſt ihm deſſen Wahrheit eine ausgemachte Sache.

15. Der Glaube iſt nicht ein Verſtehen, ſondern ein Beiſtimmen.

Calvin tadelt die Katholiken, daß ſie ſagen, ſie glauben allerehrfurchtsvollſt, was die katholiſche Kirche lehrt, wenn ſie es auch nicht verſtehen, und behauptet dann, der Glaube beſtehe nicht in Unwiſſenheit, ſondern in klarer Erkenntniß. Aber wir ſagen mit der katholiſchen Kirche, der Glaube ſei nicht eine Kenntniß, ſondern eine Annahme der geoffenbarten Wahrheiten, ein Beiſtimmen zu denſelben (non notitia, sed assensus). Den Beweis hiefür liefern wir im Nachſtehenden.

Daß der rechtfertigende Glaube nicht Verſtehen — ſondern eine Beiſtimmung auch zu einer in ſich nicht erkannten Wahrheit iſt, beweiſet jenes Pauliniſche Wort: „Der Glaube iſt eine zuverläßige Ueberzeugung von dem, was man nicht ſieht.“

Hebr. 11, 1. Hieraus erhellet, daß es nicht Sache des Glaubens ist, zu machen, daß das Dunkle klar werde, sondern zu glauben, was man auch nicht einsieht. Der Apostel verbindet weislich: „Ueberzeugung oder Beweis, und das, was man nicht sieht," um zu zeigen, der Glaube bewirke das, was der Beweis oder die in Folge desselben erlangte Ueberzeugung thut, nur auf eine andere Weise. Der Beweis oder die dadurch erlangte Ueberzeugung bewirkt nämlich Beistimmung des Verstandes; dieses aber geschieht durch Evidenz, d. h. der Verstand wird zur Annahme gezwungen, weil er einsieht, daß das Gegentheil unmöglich ist. Auch der Glaube macht, daß der Verstand irgend eine Wahrheit annimmt; aber nicht, weil er dieselbe einsieht, sondern weil er der Autorität weicht. Daher sagt der Apostel: Der Glaube ist der Beweis oder die Ueberzeugung von dem, was man nicht sieht. Beim Glauben bleibt also die Sache dunkel, wie zuvor; aber man glaubt wegen der Autorität dessen, der spricht. Daraus folgt, daß der Glaube eigentlich keine Kenntniß, sondern ein Beistimmen ist.

Wenn der Prophet sagt: So ihr nicht glaubt, werdet ihr nicht verstehen Is. 7., erhellet klar, daß der Glaube keine Erkenntniß ist, sondern der Weg zum Erkennen.

Dasselbe bestättiget der heilige Paulus, wenn er sagt, er gebe allen seinen Verstand zum Gehorsam Christi gefangen. 2. Corinth. 10. Wo Erkenntniß der Wahrheit stattfindet, da läßt sich von keinem Gefangengeben des Verstandes reden; denn nur da gibt man seinen Verstand gefangen, wo man gläubig annimmt, was man nicht versteht.

Hiemit stimmen auch die heiligen Väter ein. Der heilige Irenäus sagt: Es ist besser, ganz und gar nichts zu wissen und an Gott zu glauben und in der Liebe zu ihm zu verharren, als durch subtile Fragen und vieles Gerede in Gottlosigkeit zu fallen. Libr. 2. c. 45. — Der Glaube ist nicht ein Besitzthum derer, die nach der Welt weise sind, sondern derer, die nach Gott weise sind; er wird auch ohne Wissenschaft erlernt. Clemens Paedag. libr. 3. c. 11. — Wenn Christus nur wegen derjenigen geboren worden ist, welche mit sicherer Kenntniß jenes (die geoffenbarten Wahrheiten) unterscheiden können, so arbeiten wir vergeblich in der Kirche. Der heil. Augustin in epistol. 102. ad Exod. In der That vermag der größte Theil der Christen, wie die Kinder,

Frauen, dann alle Unſtudierte, von den meiſten Religionsgeheimniſſen faſt nichts als die Worte zu faſſen, und doch werden ſie mit Recht und Fug Gläubige genannt. Darum ſagt derſelbe Kirchenvater bei einer andern Gelegenheit: Erwäge, daß du ein Gläubiger und kein Vernünftler genannt wirſt. — Der heil. Prosper ſchreibt: Aus den Worten des Apoſtels: Wenn ihr nicht glaubt, ſo werdet ihr nicht verſtehen, folgt, daß der Glaube nicht aus der Erkenntniß, ſondern dieſe aus jenem entſteht. De vit. contemplat. lib. 1 c. 19.

Der Glaube ſtützt ſich alſo nicht auf das Wiſſen, ſondern auf die Autorität. Der Katholik glaubt nicht, weil er etwas weiß oder verſteht, ſondern weil es Gott geoffenbart hat. Es findet hier oft das Gegentheil von dem ſtatt, was bei einer andern Wiſſenſchaft vorkommt. In menſchlichen Wiſſenſchaften nimmt man an, was man weiß; im Gebiete des Glaubens aber ſtimmt man auch dem bei und nimmt es mit feſter Ueberzeugung an, was man nicht erkennt. Daher ſagt der heil. Auguſtin: Quod intelligimus aliquid, rationi debemus; quod autem credimus, auctoritati. Inſoferne wir bezüglich der Geheimniſſe glauben, was wir nicht verſtehen, könnte man den Glauben eher ein Nichtwiſſen, als ein Wiſſen nennen. Aus dieſem Allen folgt zur Genüge, wie unrichtig es iſt, den Glauben eine Kenntniß (notitia) zu nennen, und wie wenig die Katholiken zu tadeln ſind, wenn ſie von einem blinden Glauben reden. Man darf übrigens hier nicht überſehen, daß ſchon in der Definition, welche die Reformatoren vom Glauben geben, in ſo ferne ſie ihn als eine Kenntniß darſtellen, der Weg zu jenen ſchrecklichen Verirrungen gebahnt iſt, in welche ſich der Rationalismus in ſpäterer Zeit verloren hat. Denn wenn der Glaube ein Erkennen iſt, ſo hängt er von der Vernunft ab, und dieſe iſt zum Richter über ihn geſetzt. Iſt dieß nicht vollendeter Rationalismus? Calvin macht ſich luſtig über den ſogenannten blinden Glauben der Katholiken; er will nicht mit Unwiſſenheit, ſondern mit voller Erkenntniß den Weg zum Himmelreiche wandeln, und ſieh, Viele ſeiner Partei haben zur Strafe, die den Stolz immer trifft, allen Weg verloren, und ſind in völligen Unglauben verfallen.

16. Was der rechtfertigende Glaube sowohl im Sinne der Irrlehrer als der Katholiken ist.

Die Sektirer des sechszehnten Jahrhunderts pflegen einen dreifachen Glauben zu unterscheiden: Einen historischen, einen Wunderglauben und einen Glauben an die Verheißungen. Der historische Glaube besteht darin, daß wir für wahr halten, was in der heil. Schrift erzählt wird; Wunderglauben nennen sie denjenigen, wodurch die Wunder geschehen. Der Glaube an die Verheißungen besteht darin, welchen man an die göttlichen Verheißungen bezüglich der Nachlassung der Sünden hat. Der Glaube an die Verheißungen sagen sie, sei wieder allgemein und besonders: gemäß des ersteren glaubt man, daß allen Gläubigen das Heil versprochen sei; gemäß des letztern wendet der Einzelne diese Verheißung auf sich selbst an, indem er vertrauet, alle seine Sünden seien ihm durch Christus erlassen. Denn fast alle Lutheraner erklären den Glauben nicht so fast für eine Beipflichtung (an die geoffenbarten Wahrheiten), als vielmehr für ein Vertrauen. Sie nennen das Vertrauen auf die specielle Barmherzigkeit den rechtfertigenden Glauben; daher sagen die Magdeburger Centuriatoren: Fides est fiducia misericordiae propter Christum. Auch Calvin schreibt: Der Glaube bezeichnet nicht bloß eine historische Kenntniß, sondern das Vertrauen auf die wegen des Sohnes Gottes verheißene Barmherzigkeit.

Die Katholiken geben zwar zu, daß das Wort „Glaube" in der heiligen Schrift in verschiedenem Sinne genommen werde; denn wenn es im Römer-Briefe heißt: „Hat wohl ihr Unglaube den Glauben Gottes aufgehoben?" — so ist das Wort Glaube für Treue gesetzt. Im ersten Briefe an Timotheus lesen wir Kap. 5: „Sie machten den ersten Glauben fruchtlos." Hier bezeichnet Glaube die Verheißung. Wenn es Röm. 14 heißt: „Was nicht aus dem Glauben ist, ist Sünde" so steht das Wort Glaube für Gewissen. In der Rede aber: „Ein Glaube, Eine Taufe" Epheſ. 4. ist unter dem Namen Glaube das Glaubensobjekt bezeichnet. Bei allem dem aber lehren die Katholiken, daß sowohl der historische, als der Wunderglaube, als auch der Glaube an die Verheißungen ein und derselbe Glaube sei, und daß dieser Eine Glaube nicht eigentlich eine Kenntniß oder ein Vertrauen, sondern vielmehr ein

gewiſſes und unerſchütterlich feſtes Beipflichten des menſchlichen Geiſtes, alſo eine ungezweifelte Annahme der geoffenbarten Wahrheiten auf die Autorität Gottes hin oder ſeines Organes, der Kirche, iſt. Und dieß allein iſt der rechtfertigende Glaube. Der katholiſche Begriff iſt alſo vielmehr ſagend, als der proteſtantiſche. Der Glaube, ſagt Klee, iſt die Hingebung und Untergebung unſer an die göttliche Offenbarung. Der Gegenſtand iſt die Thatſache und der Inhalt göttlicher Offenbarung; ſein Motiv iſt Gottes Autorität, ſein Grund Gottes Kraft, ſein Formales iſt objektiverſeits die Verborgenheit, da das Geſchaute als ſolches kein Glaubensobjekt mehr iſt; ſubjektiverſeits die Sicherheit, d. h. Freiheit vom Zweifel; ſein Charakter iſt alſo nicht bloß hiſtoriſch, ſondern dogmatiſch, nicht bloß theoretiſch, ſondern praktiſch, Vertrauen oder Furcht zur Folge und Begleitung habend, ihm gemäſſes Leben fordernd.

Die Katholiken unterſcheiden ſich überhaupts auf dreifache Weiſe bezüglich des Glaubens von den Proteſtanten, und zwar einmal in Hinſicht auf das Objekt, welches die Proteſtanten nur auf die Verheißung der beſondern Barmherzigkeit beſchränkten, die Katholiken aber auf alle Offenbarungslehren ausdehnen; dann in Hinſicht auf die geiſtige Kraft, welche der Sitz des Glaubens iſt: jene ſetzen nämlich dieſe Kraft vorzüglich in den Willen, da ſie den Glauben als Vertrauen bezeichnen, und ſo den Glauben mit der Hoffnung vermengen; denn das Vertrauen iſt nach dem heiligen Thomas nichts Anders, als die feſte Hoffnung; die Katholiken hingegen verſetzen den Sitz des Glaubens in den Verſtand, daher iſt ihnen auch der Gedanke die volle Hingabe des Geiſtes an die göttliche Autorität. Endlich beſteht auch ein Unterſchied zwiſchen jenen und uns in Hinſicht auf die Thätigkeit der geiſtigen Kraft ſelbſt, in welcher der Gedanke ſeinen Sitz hat; denn jene bezeichnen den Glauben als eine Kenntniß; wir Katholiken aber als eine Beiſtimmung (assensus): denn wir ſtimmen Gott auch bei, obſchon wir das, was er uns zu glauben vorſchreibt nicht verſtehen.

Nach all' Dieſem erhellet, daß das, worein die Akatholiken das Weſen des Glaubens ſetzen, nämlich das Vertrauen in die Barmherzigkeit Gottes, erſt aus dem Weſen des Glaubens entſpringe, und deſſen Frucht ſei.

17. Beweis, daß der rechtfertigende Glaube nicht im Vertrauen bestehe.

Daß der rechtfertigende Glaube nicht im Vertrauen auf die Barmherzigkeit Gottes bestehe, sondern eine feste und zuverlässige Annahme alles dessen sei, was Gott zu glauben vorstellt, gehet klar hervor aus den Zeugnissen der heiligen Schrift. So heißt es im Briefe an die Hebräer: Der Glaube ist ein fester Grund der zu hoffenden Dinge und eine gewiße Ueberzeugung dessen, was man nicht sieht. Hebr. 11, 1. Nach dieser Erklärung des Apostels hat der Glaube zwei Eigenschaften: Die eine macht, daß das im Geiste bereits als fest vorhanden ist, was erst als zukünftig gehofft wird. Dieß ist in den Worten enthalten: Der Glaube ist ein fester Grund der zu hoffenden Dinge. Der Glaube gibt nämlich den Dingen, die man hofft, Grund und Wesenheit; denn, sagt der heil. Chrysostomus, das, was nur in der Hoffnung vorhanden ist, hat wohl keine Wesenheit; der Glaube aber ertheilt ihm diese. So ist die Auferstehung noch nicht geschehen, und ist daher noch nicht in Wesenheit vorhanden, aber der Glaube macht, daß sie in unserer Seele Wesenheit gewinne. Der heil. Thomas versinnlichet es durch ein Gleichniß. Die zu hoffenden Dinge sind gleich dem im Saamenkorne verborgenen Baume; sie sind durch den Glauben in uns vorhanden, wie wir den Baum schon im Kerne haben. — Die andere Eigenschaft des Glaubens ist: Er macht, daß der Verstand dem beistimmt, was er nicht versteht; dieß bedeuten die Worte: „Der Glaube ist eine zuverlässige Ueberzeugung von dem, was man nicht sieht.“ Aus diesem gehet hervor, daß der christliche Glaube sich von einem jeden andern Zustand des Geistes unterscheidet. Denn die Worte: „Ein fester Grund der zu hoffenden Dinge“ — unterscheiden den christlichen Glauben von dem politischen oder menschlichen; denn der menschliche Glaube ist trüglich, und hat daher keinen festen Grund; ferners sind unter den zu hoffenden Dingen himmlische und göttliche zu verstehen, was wiederum nicht Sache des menschlichen Glaubens ist. Der Ausdruck: „Zuverlässige Ueberzeugung“ unterscheidet den christlichen Glauben von einer bloßen Meinung; denn diese ist keine zuverläßige Ueberzeugung, und zwingt den Geist auch nicht dieselbe anzunehmen. Endlich die Worte:

„Deſſen, was man nicht ſieht“ unterſcheiden den chriſtlichen Glauben von der Erkenntniß, welche keine Dunkelheit zuläßt.

Nach dieſen vorausgeſchickten Erklärungen iſt es leicht zu beweiſen, daß der rechtfertigende Glaube nicht im Vertrauen beſtehe; denn der Apoſtel nennt den Glauben einen feſten Grund der zu hoffenden Dinge. Der Glaube ſtellt alſo zukünftige Dinge als gegenwärtig da. Das Vergegenwärtigen iſt aber nicht Sache des Willens, in welchem das Vertrauen ſeinen Sitz hat, ſondern des Verſtandes. Auf gleiche Weiſe hat der Ausdruck: „Er iſt eine zuverläſſige Ueberzeugung“ — mit dem Willen nichts zu thun, ſondern bezieht ſich auf den Verſtand. Dasſelbe beweiſen die in der Stelle des Apoſtels nachfolgenden Worte: Durch den Glauben erkennen wir, daß die Welt durch das Wort Gottes geſchaffen worden iſt. Hebr. 11, 3. Die Erkenntniß, welche hier als Frucht des Glaubens bezeichnet wird, ſteht mit dem Vertrauen in keiner Beziehung. Wiederum ſagt der Apoſtel: Durch den Glauben bereitete Noe in heiliger Furcht die Arche. Hebr. 11, 7. Hier kann offenbar der Akt des Glaubens nicht im Vertrauen beſtanden haben; denn das Vertrauen erzeugt keine Furcht, ſondern vertreibt ſie; folglich beſtund der Akt des Glaubens bei Noe darin, daß er zuverſichtlich an das Eintreten der Sündfluth glaubte; daraus entſtund natürlich die Furcht, und dieſe bewog ihn, die Arche zu bauen. Endlich ſagt der Apoſtel: Ohne Glauben iſt es unmöglich, Gott zu gefallen; denn wer zu Gott kommen will, muß glauben, daß er iſt. Hebr. 11, 6. Wie ſollte hier in den Worten: „Muß glauben, daß Gott iſt“ — das „Glauben“ in „Vertrauen“ verdreht werden können. Wir vertrauen ja nicht bloß, daß es einen Gott gibt, ſondern wir glauben es mit aller Gewißheit.

Daß der Glaube nicht im Vertrauen beſtehe, folgt noch aus vielen andern Stellen der heiligen Schrift. Im Römerbriefe heißt es: Er ward nicht ſchwach im Glauben, betrachtete weder ſeinen erſtorbenen Leib, da er beinahe ſchon hundert Jahre alt war, noch den erſtorbenen Schooß der Sara, und zweifelte nicht an der Verheißung Gottes aus Mißtrauen, ſondern war ſtark im Glauben, und gab Gott die Ehre, da er vollkommen überzeugt war, daß derſelbe, was er immer verſprochen, vermöge auch zu thun. Röm. 4, 19—22. In dieſer Stelle ſind beſonders zu erwägen die Worte:

„Er betrachtete nicht seinen erstorbenen Leib.“ Die Betrachtung ist Sache des Verstandes, aber nicht des Vertrauens. Dann: „Er war vollkommen überzeugt, daß Gott, was er immer versprochen, auch zu halten vermöge.“ — Wo von Ueberzeugung die Rede ist, handelt es sich offenbar um den Verstand, und nicht um den Willen, in welchem das Vertrauen seinen Sitz hat.

1. Corinth. 13. sagt der heilige Paulus: Nun bleiben der Glaube, die Hoffnung und die Liebe. Das Größere unter diesen Dreien ist aber die Liebe. Hier unterscheidet der Apostel den Glauben von der Hoffnung, er nennt sie zwei verschiedene Dinge. Dieß könnte er nicht thun, wenn der Glaube im Vertrauen bestünde; denn das Vertrauen ist nichts Anders, als die befestigte Hoffnung. Wäre also der Glaube ein Vertrauen, so würde der Glaube auch von der Hoffnung nicht verschieden sein.

2. Corinth. 10, 5. sagt der heilige Paulus: Wir nehmen gefangen jeden Verstand zum Gehorsame Christi. Der Apostel sagt hier, daß der Glaube den Verstand zum Gehorsame Christi gefangen nehme, weil man glauben muß, was man nicht versteht. Daraus folgt aber auch klar, daß der Glaube nicht im Willen, sondern im Verstande seinen Sitz hat, und daher kein Vertrauen sei.

Ephes. 3, 12. lesen wir: „In welchem wir Vertrauen und Zutritt in Zuversicht haben durch den Glauben an ihn.“ Wenn wir Zutritt haben bei Gott im Vertrauen, oder Vertrauen durch den Glauben, so folgt, daß der Glaube nicht Vertrauen sei, sondern eine Ursache des Vertrauens. Auch in andern Stellen wird das Vertrauen deutlich vom Glauben unterschieden, so bei Matth. 9., wo es heißt: Hab Vertrauen, meine Tochter, dein Glaube hat dich gesund gemacht.

Hieher gehören auch alle jene Stellen, wo, wenn von einem Akt des Glaubens die Rede ist, es immer heißt: „Er glaubt,“ — und nie: „Er vertraut,“ z. B. Röm. 4.: „Abraham glaubte Gott,“ — und nicht: „Er traute Gott.“ u. s. w. Die heilige Schrift unterscheidet die Worte: Glauben und Vertrauen (credere et confidere) gar wohl und vermengt sie nie miteinander; was beweiset, daß sie nicht gleichbedeutend sind. Wollte man aber wirklich sagen, da, wo in der heiligen Schrift „glauben“ (credere) steht, könnte man auch „vertrauen“ (confidere) setzen, so würde man den größten Unsinn behaupten; man denke nur an die Stellen:

Ich glaube, daß Jeſus Chriſtus der Sohn Gottes iſt, Apoſtelg. 8.; im Herzen glaubt man zur Gerechtigkeit, Röm. 10.; ihr glaubt nicht, daß ich im Vater bin. Joh. 4. u. ſ. w. Wie ſonderbar würde es lauten, wenn man hier überall ſtatt „glauben“ ſetzen würde „vertrauen“?

Aus allen bisher angeführten Schriftſtellen geht hervor, daß der Glaube im Verſtande ſeinen Sitz hat, woraus folgt, daß er nicht ein Vertrauen ſei, welches im Willen iſt. Dahin lautet auch das Zeugniß des heiligen Auguſtin; denn er ſagt, glauben ſei nichts Anders, als mit Beiſtimmung denken. De praedest. sanct. c. 2. Cf. Controverſen von Bellarmin.

18. Ob der Glaube allein rechtfertige.

Die Glaubensneuerer des ſechszehnten Jahrhunderts kamen darin unter ſich überein, daß der Glaube allein rechtfertige, d. h. daß durch Nichts, als nur durch den Glauben die Rechtfertigung erlangt werde. Sie ſind aber uneinig bezüglich der Art und Weiſe, wie der Glaube rechtfertige. Denn Luther ſcheint anzunehmen, der Glaube ſei die wahre Urſache der Rechtfertigung. Sehr viele andere, proteſtantiſche Theologen aber, beſonders der ſpätern Zeit, behaupten, der Glaube ſei nicht an ſich die Urſache der Rechtfertigung, ſo daß er dieſe verdiente, ſondern nur relativ, weil er nämlich die dargebotene Verzeihung annimmt. Der Menſch werde nämlich, ſagen ſie, durch die Gnade Gottes gerechtfertiget, indem Gott dem Menſchen ſeine Sünden nicht mehr zurechnet, und dieſe Gnade nehme der Glaube durch das Glauben an. Sie bedienen ſich hiebei eines Bettlers, der Almoſen von einem Reichen empfängt, als Beiſpiel. Die ausgeſtreckte Hand des Bettlers, die das Almoſen empfängt, ſagen ſie, iſt nicht das Almoſen ſelbſt, auch nicht die Urſache des Almoſens, auch wird ihretwegen, etwa wegen ihrer Schönheit, das Almoſen nicht gegeben, ſondern nur beziehungsweiſe wirkt ſie beim Empfangen des Almoſens mit; denn es könnte kein Almoſen gegeben werden, wenn es Niemand empfangen würde. Zu dieſer Meinung bekennen ſich Melanchthon, Kalvin, Kemnitz u. ſ. w. Darnach wäre der Glaube nicht als Urſache der Rechtfertigung, ſondern nur als Werkzeug, dieſelbe anzunehmen, zu bezeichnen. Daraus folgt, wie unrichtig es iſt, wenn die Lutheraner

ſich rühmen, ſie ſchreiben Alles dem Glauben zu; im Gegentheil, ſie ſchreiben ihm, wie aus dem gewählten Beiſpiel erhellet, nichts zu, ja ſie verachten ihn, und dazu iſt es in der Neuzeit wirklich gekommen. Man darf ſich aber darüber auch gar nicht wundern; denn der Keim hiezu liegt ſchon im Princip; nur darüber muß man ſich wundern, daß man bei ſolcher Auffaſſung überhaupts dem Glauben je eine Wichtigkeit beilegen konnte.

Die proteſtantiſchen Theologen ſind auch uneinig bezüglich der übrigen Tugenden, wie der Hoffnung, der Liebe, der Reue, Buße u. ſ. w., ob ſie nämlich in irgend einer Weiſe zur Rechtfertigung gehören. Denn obſchon ſie hierin übereinkommen, daß jene Tugenden nicht die Urſache der Rechtfertigung ſind und auch nicht rechtfertigen, ſo ſind doch Einige der Meinung, ſie ſeien nothwendig, weil ſie die Zeichen des wahren Glaubens ſeien. So Melanchthon, Kalvin, Kemnitz und Andere. Die ſtrengen Lutheraner aber ſagen, der Glaube allein rechtfertige; und ſchließen alle guten Werke aus. So ſagt Luther: Wenn der Glaube nicht ohne die mindeſten guten Werke iſt, ſo rechtfertiget er nicht, ja es iſt gar kein Glaube.

Aus Allem gehet demnach hervor, daß, abgeſehen von ihren innern Uneinigkeiten in der Sache, die Proteſtanten im Allgemeinen behaupten, der Glaube allein rechtfertige. Dieſem widerſpricht die katholiſche Kirche; denn das Concilium von Trient in Sess. 6. c. 6. zählt ſieben Akte auf, wodurch die Gottloſen zur Rechtfertigung vorbereitet werden, nämlich den Glauben, die Furcht, die Hoffnung, die Liebe, die Buße, den Vorſatz, das Sakrament (der Buße) zu empfangen, und den Vorſatz zu einem neuen Leben nach den Geboten Gottes. Daß dieſes die allein richtige Anſicht iſt, ſoll im Nachſtehenden gezeigt werden. Wir ſagen daher:

I. Die Schrift und die heiligen Väter ſchreiben nicht dem Glauben allein die Kraft der Rechtfertigung zu, ſondern auch den übrigen Tugenden, als welche das Concilium von Trient die Furcht, die Hoffnung, die Liebe u. ſ. w. aufzählt und von denen es ſagt, daß ſie zur Gerechtigkeit disponiren.

Das Concilium ſetzt unter den Tugenden, welche zur Rechtfertigung disponiren, den Glauben oben an. Es iſt aber überflüſſig,

zu beweiſen, daß der Gottloſe durch den Glauben gerecht wird, da die Gegner ſelbſt dieſes nicht leugnen. Daher wollen wir nicht ſo faſt beweiſen, daß der Glaube rechtfertige, als vielmehr, daß er der Anfang und gleichſam die Wurzel aller Gerechtigkeit iſt, wodurch von ſelbſt klar wird, ob die Katholiken den Glauben gering achten, wie den Gegnern uns vorzuwerfen beliebt. — Daß nun der Glaube der Anfang aller Gerechtigkeit iſt, erhellet deutlich aus der heiligen Schrift. Der Apoſtel ſagt: Wer zu Gott hinzutritt, muß glauben ꝛc. Hebr. 11. Durch den Glauben nähert ſich alſo der, welcher zuvor noch entfernt war, Gott. Derſelbe Apoſtel ſagt: „Wer immer den Namen des Herrn anrufen wird, wird gerettet; aber wie werden ſie ihn anrufen können, wenn ſie nicht an ihn glauben? Wie können ſie glauben ohne Prediger? Wie kann ihnen geprediget werden, wenn Niemand dazu geſchickt wird?“ Röm. 10. Hier ſetzt der Apoſtel zur Erlangung der Rechtfertigung folgende Ordnung feſt: Zuerſt verlangt er Sendung der Prediger, dann die Predigt des Evangeliums, hierauf den Glauben, alsdann die Anrufung des göttlichen Namens, welchem die Rechtfertigung ſelbſt folgt. Da nun die Sendung der Prediger und die Verkündigung des Evangeliums außer uns liegt, ſo iſt der erſte Anfang der Rechtfertigung in uns ſelbſt der Glaube. Auch der heilige Johannes ſchreibt: Allen, die ihn aufnahmen, gab er die Macht, Kinder Gottes zu werden. Joh. 1. Hier lehrt der Apoſtel deutlich, daß die, welche Chriſtum durch den Glauben aufnehmen, eigentlich noch nicht Kinder Gottes ſind, ſondern es werden können, wenn ſie fortſchreiten, und auch zu hoffen und zu lieben anfangen; denn die Liebe macht erſt recht wahrhaft zu Kindern Gottes. —

Vernehmen wir jetzt Zeugniſſe der heiligen Väter. Clemens von Alexandrien ſagt: Der Glaube iſt die erſte Hinneigung zum Heile; nach ihm aber kömmt die Furcht, die Hoffnung und die Buße. Strom. l. 2. Cyrillus von Jeruſalem nennt den Glauben das Auge und das Licht, um den Weg zum Heile zu finden. Cyrillus von Alexandrien ſchreibt: Die Pforte und der Weg zum Leben iſt der Glaube. Lib. 4. in Joan. c. 19. Der heilige Ambroſius: Bei einem Chriſten iſt das Erſte der Glaube. Lib. 1. de Sacrament. — Der heilige Auguſtin: Der Glaube wird zuerſt gegeben, wodurch man das Uebrige erhält. De praedest. c. 7. Der heilige Prosper;

Der Glaube ist der Grund der Gerechtigkeit; ihm gehen keine guten Werke vorher, aus ihm aber entspringt Alles. De vit. contemplat. c. 21. — Der heilige Gregorius: Wenn der Glaube nicht zuerst in unserm Herzen erzeugt wird, so kann nichts anders Gutes entstehen. Moral. libr. 2. c. 33.

So wird überall der Glaube als das Fundament und der Anfang des Heiles bezeichnet; und dieses ist natürlich; denn man kann zwar glauben, was man nicht hofft und nicht liebt, aber nicht umgekehrt kann man hoffen oder lieben, was man nicht glaubt. Daraus folgt, daß der Glaube das Fundament der Hoffnung und der Liebe und der übrigen Tugenden ist, aber nicht umgekehrt die Hoffnung und die Liebe der Grund des Glaubens sind. Auch in körperlichen Krankheiten ist der Anfang der Gesundheit, daß man sich für krank hält und dem Arzte Vertrauen schenkt; aber dieses Vertrauen ist noch nicht die Gesundheit selbst. So verhält es sich auch hinsichtlich der Seele: der Glaube ist noch nicht die Rechtfertigung selbst, aber der Anfang dazu. Die übrigen Tugenden aber, welche zur Rechtfertigung disponiren, sind:

Die Furcht.

Daß der Glaube rechtfertiget, haben wir vernommen; nicht minder gilt dasselbe von der Furcht. Daher sagt der heilige Geist: Wer ohne Furcht ist, kann nicht gerechtfertiget werden. Eccles. 1. Der Glaube rechtfertiget, weil er der Anfang der Gerechtigkeit ist; von der Furcht aber heißt es: Die Furcht des Herrn ist der Anfang der Weisheit. Ps. 110. Unter Weisheit aber wird von den heiligen Vätern die vollkommene Rechtfertigung verstanden, die den ganzen Menschen zurecht bringt. Der Glaube rechtfertiget, weil wir durch ihn zu Gott kommen; dasselbe thut auch die Furcht: denn es steht geschrieben: Erfülle ihr Antlitz mit Beschämung, und sie werden deinen Namen, o Herr, suchen. Ps. 82. Auch wissen wir, daß die Niniviten durch die Furcht, welche ihnen Jonas einflößte, zu Gott zurückkehrten. Jon. 3. Daraus erhellet, wie unrichtig es ist, wenn Luther sagt, der Sünder werde, so lange er von der Furcht gequält wird, immer schlechter in sich, wiewohl er vielleicht Andern weniger schadet. — Der Glaube rechtfertiget, weil der Gerechte aus dem Glauben lebt. Habak. 2. Aber auch von der Furcht ist geschrieben: Die Furcht ist die Quelle des Lebens.

Sprüchw. 14. Der Glaube rechtfertiget, weil er von der Sünde reiniget, aber auch von der Furcht leſen wir: Die Furcht des Herrn vertreibt die Sünde. Ekkleſ. 1.

Auch hieher gehörige Väterſtellen können wir anführen. So ſagt der heilige Auguſtin: Es iſt nothwendig, daß zuerſt die Furcht einzieht; denn durch ſie kömmt die Liebe. Die Furcht iſt eine Arznei, die Liebe die Geſundheit. Tract. 9. in ep. Joan. Der heilige Baſilius: Die Furcht iſt heilſam, denn ſie führt zur Heiligkeit. In Ps. 33. Der heilige Gregor: Wenn der böſe Geiſt nicht zuvor durch die Furcht hinausgetrieben wird, ſo wird das Herz von den angewöhnten Laſtern nicht gereiniget. Hom. 34. in Evangel.

Daß die Furcht heilſam ſei, ſieht auch die Vernunft ein; denn ſie flieht das Böſe und ſucht Mittel, wie ſie es vermeiden kann. Wir ſehen in der That, daß die Menſchen niemals mehr ihres Heiles bedacht ſind, als wenn eine Peſt oder ſonſt eine Gefahr ihnen Furcht einjagt.

Die Hoffnung disponirt nicht minder.

Die Hoffnung wird eben ſo, wie die Furcht, aus dem Glauben erzeugt; denn derſelbe Glauben, der uns lehrt, daß Gott ein gerechter Richter iſt, der die unbußfertigen Sünder auf ewig in die Hölle verſtoßt, ſagt uns auch, daß er ein gnädiger Vater iſt, der nicht den Tod des Sünders, ſondern ſeine Bekehrung will. Daß nun dieſe Hoffnung zur Erlangung der Verzeihung der Sünden disponire, lehrt die Schrift; denn hier leſen wir: Wer auf Gott hofft, wird gerettet. Sprüchw. 28. Er wird ſie retten, weil ſie auf ihn gehofft haben. Pſ. 36. — Hab Vertrauen, mein Sohn, deine Sünden werden dir vergeben. Matth. 9.

So auch die heiligen Väter. Der heilige Ambroſius ſagt: Niemand kann gehörig Buße thun, außer der Verzeihung hofft. De poenit. l. 1. c. 1. Der heilige Auguſtin: Was du immer erzähleſt, erzähle ſo, daß derjenige, zu welchem du ſprichſt, es glaubt, wenn er es hört, und wenn er es glaubt, hofft u. ſ. w. De catechiz. rud. c. 4. — Der heilige Cyprian: Erkennet das ſo große Verbrechen und verzweifelt nicht an der Barmherzigkeit des Herrn; aber legt euch auch noch keine Verzeihung zu. In serm. 5. de laps. Aus dieſen Worten erhellet klar der Irrthum derjenigen, die nicht eher ſich im Geiſte aufzurichten wagen, als bis ſie überzeugt ſind,

ſie ſeien Gottes intimſte Freunde und haben bereits unter den Cherubinen ihren Platz.

Eben ſo die Liebe.

Wer von Jemanden eine Wohlthat zu empfangen hofft, der fängt auch an, ihn zu lieben als den Urheber jenes Gutes, welches er hofft. Wer daher von Gott Rechtfertigung hofft, fängt auch an, wie das Concilium von Trient ſagt, ihn als die Quelle der Gerechtigkeit zu lieben. — Daß nun die Liebe früher ſei als die Nachlaſſung der Sünden, entweder der Zeit nach, wenn ſie unvollkommen iſt, oder dem Weſen nach, wenn ſie eine vollkommene iſt, und daher zu ihrer Erlangung disponire, ſpricht deutlich die heilige Schrift aus; denn in derſelben leſen wir: Die ihr den Herrn fürchtet, liebet ihn, und es werden erleuchtet werden euere Herzen. Ekkleſ. 2. Ihr ſind viele Sünden erlaſſen worden, weil ſie viel liebte. Luk. 7. Weder die Beſchneidung nützt etwas, noch die Vorhaut, ſondern der Glaube, der durch die Liebe wirkt. Gal. 5. Wir ſind vom Tode in das Leben verſetzt, weil wir die Brüder lieben. 1. Joh. 3. — Darum ſagt auch das Concilium von Orange: Gott gießt zuvor den Glauben und die Liebe zu ſich ein, damit wir das Sakrament der Taufe recht empfangen.

Nach den Gegnern könnte freilich die Liebe vor der Rechtfertigung nicht da ſein; denn ſie ſagen:

a) Gott liebt uns nach dem Zeugniſſe des heiligen Johannes zuvor, ehe wir ihn lieben. — Man muß zugeben, daß Gott uns eher liebt, als wir ihn lieben und durch die Liebe uns rechtfertiget; aber er thut es allmählig und durch gewiſſe Mittel. Denn die, welche Gott liebt, ruft er zuerſt zum Glauben, dann zur Hoffnung und Furcht und haucht ihnen den Anfang der Liebe ein, zuletzt aber rechtfertiget er ſie und verleiht ihnen die vollkommene Liebe.

b) Niemand kann Gott lieben, wenn nicht der heilige Geiſt in ſeinem Herzen wohnt. Röm. 5. Niemand aber hat den heiligen Geiſt, außer der Gerechte, woraus von ſelbſt folgt, daß die Rechtfertigung der Liebe vorhergeht. — Wir geben zu, daß Niemand die vollkommene Liebe Gottes haben kann, wenn nicht der heilige Geiſt in ſeinem Herzen wohnt; aber die unvollkommene und erſt im Anfange be-

griffene Liebe kann man haben, ohne daß uns der heilige Geiſt einwohne; es reicht dazu die ſpecielle Hilfe Gottes überhaupts hin.

c) Niemand kann Gott lieben, wenn er nicht glaubt, daß er mit ihm verſöhnt ſei; denn gegen einen, der uns zürnt, haben wir eher Haß als Liebe. Nur dem Gerechtfertigten iſt aber Gott verſöhnt, daher kann auch nur dieſer ihn lieben. — Es iſt ganz und gar falſch, zu ſagen, man könne Gott nicht lieben, ſo lange er uns zürnt, beſonders wenn man ſeinen Zorn als gerecht erkennt, und überzeugt iſt, daß er zum Verzeihen bereit iſt. Es kann ja auch unter Menſchen Einer den lieben, welchen er beleidiget hat, und den Wunſch hegen, mit ihm ſich wieder zu verſöhnen. Warum ſollte in Hinſicht auf Gott nicht dasſelbe möglich ſein? —

Ferners disponirt zu Erlangung der Rechtfertigung:

Die Buße.

Unter Buße iſt hier der Schmerz über die begangenen Sünden und der Abſcheu vor ihnen zu verſtehen. Daß die Buße zur Erlangung der Rechtfertigung disponire, dafür zeugen viele Stellen der heiligen Schrift. So z. B.: „Auch den Heiden gab Gott die Buße zum Leben.“ Apoſtelg. 2. Die gottgefällige Traurigkeit wirket Buße zum ewigen Heile. 2. Corinth. 7, 10. Wenn der Gottloſe von ſeiner Ruchloſigkeit ſich abwendet, ſo wird er ſeine Seele beleben. Ezech. 18. Dieſe Stellen ſind an ſich klar; denn wenn die Buße von Gott gegeben wird zum Leben; wenn der wegen Gott ertragene Schmerz über die Sünden Buße zum ewigen Heile wirkt; wenn der Bußfertige ſeine Seele belebt: wie läßt ſich ſagen, daß der Glaube allein rechtfertige, oder daß die Buße nicht dazu gehöre? — Endlich disponirt zur Rechtfertigung:

Der Vorſatz zu einem neuen Leben und die Beobachtung der göttlichen Gebote. Dieſes iſt klar unter andern ausgeſprochen in der Stelle: Werfet von euch alle euere Ungerechtigkeiten, und machet euch ein neues Herz und einen neuen Geiſt. Ezech. 18. Doch wie nothwendig und verdienſtlich die guten Werke überhaupts ſind, kömmt an ſeinem Orte ausführlich zur Sprache.

II. Vernunftgründe, daß der Glaube allein nicht rechtfertige.

Wenn der Glaube allein rechtfertiget, so ist mit ihm zugleich auch die Rechtfertigung schon gegeben. Es gibt aber ohne Liebe keine Gerechtigkeit; denn wer nicht liebt, bleibt im Tode. 1. Joh. 2. Daraus folgt, daß der Glaube ohne Liebe nicht rechtfertigen kann. Eben deßwegen kann er aber auch nicht allein rechtfertigen, weil, wie bewiesen ist, er ohne Liebe nicht rechtfertiget.

Würde der Glaube allein rechtfertigen ohne die übrigen Tugenden, so könnte er, selbst mit Lastern verbunden, dasselbe leisten; denn wie dem Glauben bezüglich der Rechtfertigung das Vorhandensein der Tugenden nichts nützt, weil ja er (der Glaube) allein rechtfertiget, so können aus demselben Grunde die zufällig vorhandenen Laster ihm nicht schaden. Es ist aber ein Unsinn, zu sagen, man sei ungeachtet der vorhandenen Sünde gerechtfertiget; denn da wäre auch der Lasterhafte gerecht. Es kann also der Glaube, wenn er mit Lastern verbunden ist, oder wenn er aller Tugend entbehrt, nicht rechtfertigen; daraus folgt, daß er nicht allein rechtfertiget.

Freilich sagen die Gegner, der wahre Glaube sei nie ohne Tugenden, sondern er habe diese in seinem Gefolge. So sagt Kalvin: Der Glaube allein ist es, der rechtfertiget; aber der Glaube, der gerecht macht, ist nicht allein, wie auch die Sonne, welche die Erde erwärmt, nie ohne Glanz ist. Allein, wenn es auch der Fall wäre, und der Glaube nie ohne Tugenden sein würde, so steht bei der Behauptung: Der Glaube allein rechtfertiget, — immer noch der Satz fest, daß der Glaube, wenn irgend einmal diese Tugenden fehlen würden, dennoch rechtfertiget, somit die Tugenden selbst auf die Rechtfertigung keinen Einfluß ausüben. Nun aber ist es nicht einmal richtig, daß der Glaube nothwendig immer mit Tugenden verbunden ist, er kann gar wohl von der Liebe und den übrigen Tugenden getrennt sein. Dieß bestätigen Zeugnisse der heiligen Schrift. So sagt der heilige Paulus: Wenn ich allen Glauben hätte, und zwar so, daß ich Berge versetzen könnte, wenn ich aber die Liebe nicht hätte, so würde es mir nichts helfen. 1. Cor. 13. Und der heilige Jakobus schreibt: Was nützt es, meine Brüder, wenn Jemand sagen würde, er habe den Glauben, die Werke aber hätte er nicht. Würde einem Solchen der Glaube helfen? — Auch die Vernunft sieht ein, daß die Liebe gar wohl vom Glauben sich trennen lasse; denn wäre dieses nicht der Fall, so

müßte der Glaube und die Liebe entweder ein und dasſelbe ſein, oder der Glaube müßte nothwendig immer die Liebe zur Folge haben. Nun iſt aber keines von beiden wahr: nicht das Erſte; denn der Glaube und die Liebe werden immer als zwei verſchiedene in der heiligen Schrift bezeichnet; nicht das Letztere: denn der Glaube hat nicht mit Nothwendigkeit überall die Liebe zur Folge, ſondern läßt es dem Menſchen frei, ob er lieben will oder nicht. Endlich fiel es den heiligen Vätern nie ein, zu behaupten, daß der Glaube ohne Liebe nicht beſtehen könne, ſondern gerade das Gegentheil lehren ſie. So ſchreibt der heilige Auguſtin: Der Glaube kann zwar ohne Liebe beſtehen, aber er nützt nichts. De Trinit. lib. 15. c. 18. Dasſelbe ſagen der heilige Chryſoſtomus, Ambroſius, Hieronymus u. ſ. w. Demnach ſind auch hierin die Glaubensneuerer im Irrthum befangen.

III. Die heilige Schrift weiß nichts davon, daß der Glaube allein rechtfertige, ſondern zeugt vielmehr für das Gegentheil.

Die Glaubensneuerer brüſten ſich immer mit der heiligen Schrift; aber dennoch gelingt es ihnen nicht, eine Stelle zu finden, in welcher ihr Irrthum beſtätiget wäre. Luther mußte daher zur Verfälſchung ſeine Zuflucht nehmen, indem er Röm. 3, 28. überſetzte: „Wir halten dafür, daß der Menſch durch den Glauben allein gerechtfertiget werde, ohne die Werke des Geſetzes.“ Indeß hat man ihm bald nachgewieſen, daß das Wörtlein: „Allein“ von ihm willkürlich in den Text hineingeſetzt worden ſei. In die Enge getrieben, hat man freilich zugegeben, daß das Wörtlein „allein“ nicht in der Bibel ſtehe; aber man hat zugleich behauptet, es wäre nichts deſto weniger die Sache ſelbſt ausgeſprochen; denn wenn es heiße: „Der Menſch wird ohne Werke des Geſetzes durch den Glauben gerecht,“ und an einer andern Stelle: „Ihr ſeid gerechtfertiget umſonſt durch ſeine Gnade,“ — ſo iſt ja klar, daß, wenn die Rechtfertigung umſonſt gegeben wird, und die Werke ausgeſchloſſen ſind, ſie vom Glauben allein kömmt. Indeß iſt nichts leichter, als den Gegnern ihren Irrthum nachzuweiſen. Denn, wenn durch den Ausdruck: „Ohne Werke des Geſetzes“ ein jedes Geſetz ausgeſchloſſen wird, ſo muß man das Geſetz des Glaubens ebenfalls ausſchließen; das Geſetz des Glaubens aber iſt nichts Anders, als

der Glaube selbst. Demnach müßte man sagen, man werde ohne Glauben gerechtfertiget. Da diesen Unsinn die Gegner selbst nicht zugeben, so muß man nothwendig annehmen, daß mit den Worten: „Ohne Werke des Gesetzes“ nur eine gewisse Art Werke des Gesetzes ausgeschlossen werden, nämlich nur die, welche mit den bloßen Kräften der Natur geschehen, und dann auch die Werke des mosaischen Gesetzes. Da also nicht alle Werke und alle Gesetze ausgeschlossen sind, so ist es unrichtig zu sagen, man werde durch den Glauben allein gerechtfertiget. — Was die andere Stelle betrifft: „Man werde umsonst durch die Gnade gerecht“ — so sind nur Werke ausgeschlossen, in so ferne sie aus uns sind, nicht aber in so ferne sie Geschenke Gottes sind, wie die Liebe, die Buße, die Hoffnung u. s. w. es sind; denn die Liebe, die Hoffnung u. s. w. sind nicht aus uns selbst, sondern von Gott verliehene Gnaden. Wäre es anders zu verstehen, so müßte man auch den Glauben ausschließen.

Die Protestanten können demnach ihre Behauptung: „Durch den Glauben allein wird man gerechtfertiget“ — durch keine Schriftstelle beweisen. Hingegen ist die katholische Lehre klar in der Bibel ausgesprochen; denn der heilige Jakobus schreibt: Sehet, daß der Mensch durch die Werke gerechtfertiget werde, und nicht durch den Glauben allein. Jak. 2, 24.

IV. Aus der Art und Weise selbst, wie der Glaube rechtfertiget, folgt, daß er allein nicht rechtfertige.

Die Gegner schreiben wohl deßwegen dem Glauben allein die Rechtfertigung zu, weil sie meinen, der Glaube rechtfertige nicht als Ursache oder in Folge des Verdienstes, sondern nur beziehungsweise, weil er nämlich zuversichtlich annimmt, was ihm Gott durch seine Verheißungen darbietet. Nun ist es aber falsch, daß der Glaube nur ein Ergreifen der dargebotenen Gerechtigkeit sei, sondern er ist eine Mitursache derselben und hat eine gewisse Kraft in sich, zu rechtfertigen. Dieß bezeugt die heilige Schrift in vielen Stellen. So heißt es: Wir halten dafür, daß der Mensch aus dem Glauben gerechtfertiget werde. Röm. 3. Dann wiederum: Ihr seid geheilt durch den Glauben. Ephes. 2. In diesen und ähnlichen Stellen ist durch die Worte: „Aus, Durch“ offenbar eine Ursache angedeutet. An andern Orten wird der Glaube als der Anfang der Gerechtigkeit bezeichnet. So heißt es: Demjenigen,

der an den glaubt, welcher den Gottloſen rechtfertiget, wird ſein Glaube zur Gerechtigkeit angerechnet. Röm. 4. Aus dieſer Stelle iſt klar, daß der Glaube nicht die Gerechtigkeit Chriſti ergreife, ſondern daß der Glaube an Chriſtus ſelbſt ſchon Gerechtigkeit iſt; und wenn es ein lebendiger, durch die Liebe thätiger Glaube iſt, ſo iſt es vollkommene Gerechtigkeit, wo nicht, ſo iſt es wenigſtens eine unvollkommene und der Anfang in der Gerechtigkeit. Der heilige Petrus ſagt: daß der Glaube die Herzen reinige. Dieß geſchieht in ſo ferne, als er die Irrthümer und falſchen Meinungen aus dem Geiſte entfernt, gerade wie da, wo das Licht eindringt, die Finſterniß weichen muß. Was iſt aber die Reinheit des Herzens Anders, als Gerechtigkeit, oder doch wenigſtens der Anfang in derſelben? Dieß läßt ſich noch durch die Zeugniſſe vieler heiliger Väter beſtätigen. Der heilige Ignatius ſchreibt: Der Anfang des Lebens iſt der Glaube, das Ende aber die Liebe. Beide in ihrer Vereinigung machen den Menſchen Gottes aus. In epist. ad Philipp. — Clemens von Alexandrien: Der Glaube geht vorher; die Furcht aber erbauet und die Liebe vollendet. Stromat. lib. 2. — Origenes: Ich glaube, daß der erſte Anfang des Heiles und das Fundament desſelben der Glaube iſt; der Fortbau aber geſchieht in der Hoffnung, und die Vollendung und der Gipfel des ganzen Baues iſt die Liebe. In comment. ad Rom. c. 4. — Der heilige Auguſtin: Im Glauben fängt der Menſch an; weil aber auch die Teufel glauben, ſo muß man die Hoffnung und die Liebe hinzufügen. Serm. 16. de verb. Apostol.

Es ſind übrigens noch kräftigere Stellen in der heiligen Schrift vorhanden, welche den Glauben als eine Mitурſache der Rechtfertigung bezeichnen; denn dem Glauben wird die Erlangung der Nachlaſſung der Sünden zugeſchrieben. Der Heiland ſelbſt ſagte zum Weibe, dem er die Sünden verziehen: „Dein Glaube hat dir geholfen.“ Luk. 7. Dieſe Worte würde der Heiland nicht geſprochen haben, wenn der Glaube bei der Rechtfertigung nichts gethan, ſondern nur die Verzeihung angenommen hätte. Denn wäre es nicht lächerlich, zu einem Kranken, der durch den Gebrauch einer Arznei geheilt worden iſt, zu ſagen: Deine Hand, mit welcher du die Arznei genommen, hat dich geſund gemacht? Durch die Worte: „Dein Glaube hat dir geholfen,“ — wird demnach ge-

ſagt, daß der Glaube eine mitwirkende Urſache bei der Erlangung der Verzeihung der Sünden ſei. Mit Uebergehung vieler anderer, hieher gehörigen Stellen, berufen wir uns nur noch auf den Hebräer-Brief Kap. 11. Dort lehrt der Apoſtel in vielen Beiſpielen, daß man durch den Glauben Gott gefalle, und der Glaube vor Gott überhaupts ein großes Verdienſt ſei. Daraus folgt, daß der Glaube die Gerechtigkeit bewirke oder wenigſtens der Anfang in derſelben ſei. Dasſelbe lehren die heiligen Väter, und namentlich der heilige Auguſtin, auf den ſich die Gegner ſo gerne berufen, als würde er ihren Irrthum begünſtigen. Nun ſagt aber der heilige Auguſtin: Nicht die Werke, ſondern der Glaube iſt der Anfang des Verdienſtes. Retract. lib. 1. c. 23. Wenn Jemand ſagt, daß der Glaube die Gnade zu guten Werken verdiene, können wir es nicht leugnen, ſondern ſtimmen ganz bereitwillig bei. In epist. 106. ad Paulin. Durch das Geſetz kömmt die Erkenntniß der Sünde, durch den Glauben aber erlangt man die Gnade gegen die Sünde, durch die Gnade endlich kömmt das Heil der Seele. De spirit. et lit. c. 30. — Der Apoſtel ſagt deßwegen, daß der Menſch durch den Glauben gerechtfertiget wird, und nicht aus den Werken, weil der Glaube zuerſt gegeben wird, und durch ihn die übrigen guten Werke erlangt werden. De praedest. Sanct. c. 7. — In all dieſen und noch vielen andern Stellen lehrt der heilige Auguſtin deutlich, daß der Glaube Verzeihung der Sünden und Gnade, und daher die Gerechtigkeit erlange; er iſt deßwegen von dem Irrthume der Neuerer, als ergreife man im Glauben nur die Gerechtigkeit Chriſti, weit entfernt.

Ueberdieß müſſen wir hier auch noch bemerken, daß die Rechtfertigung nicht bloß in Zurechnung der Gerechtigkeit Chriſti oder in der Nachlaſſung der Sünden beſtehe, ſondern wie im Artikel von der Rechtfertigung gezeigt werden wird, daß die Gerechtigkeit als etwas uns Inhärirendes in uns vorhanden ſei; denn wir ergreifen die Gerechtigkeit nicht durch den Glauben, ſondern ſie wird uns durch die Gnade eingegoſſen. Zu dieſem Eingießen disponirt nun allerdings der Glaube, aber auch die übrigen Tugenden wie die Furcht, Hoffnung, Buße u. ſ. w. thun es; namentlich aber muß man dieß der Liebe zuſchreiben. Schon die Natur zeigt, daß eine Materie durch das am beßten zur Annahme einer andern Form vor-

bereitet wird, was der anzunehmenden Form ähnlich iſt. So wird das Holz durch die Hitze am beßten zur Annahme des Feuers disponirt. So kann auch zur Erlangung der Rechtfertigung, welche vorzüglich in Ergießung der Liebe beſteht, nichts mehr disponiren, als die Liebe. Iſt aber dieſes richtig, ſo läßt ſich nicht ſagen, daß der Glaube allein rechtfertige.

V. Der Glaube allein kann nicht rechtfertigen, weil zum Heile auch die guten Werke nothwendig ſind.

Daß die guten Werke zum Heile nothwendig ſind, iſt beſonders klar im Briefe des heiligen Apoſtel Jakobus ausgeſprochen. Hier heißt es unter andern: Was nützt es, meine Brüder, wenn Jemand ſagt, er habe den Glauben, aber die Werke nicht hat? Kann etwa der Glaube ihn ſelig machen? Wenn der Glaube keine Werke hat, ſo iſt er in ſich ſelbſt todt. Ja, es kann Jemand ſagen: Du haſt den Glauben, ich aber habe die Werke; zeige mir deinen Glauben ohne die Werke, ich aber will dir aus den Werken meinen Glauben zeigen. Du glaubſt, daß ein einziger Gott iſt, du thuſt wohl daran; aber die Teufel glauben es auch und zittern. Jak. 2, 14—20. Auch der heilige Paulus ſagt: Wenn ich alle Glaubenskraft hätte, ſo daß ich Berge verſetzen könnte, hätte aber die Liebe nicht, ſo wäre ich nichts. 1. Corinth. 13, 2. Chriſtus ſelbſt verlangt, um in das ewige Leben eingehen zu können, gute Werke. Denn er ſagt: Nicht ein Jeder, der zu mir ſpricht: Herr, Herr, wird in das Himmelreich eingehen, ſondern der, welcher den Willen meines Vaters thut. Matth. 7, 21. Auch ſind die guten Werke es, um welcher willen Jeſus Chriſtus einſtens beim letzten Gerichte die Auserwählten ſelig ſpricht. Dieſe Zeugniſſe beweiſen zur Genüge die Nothwendigkeit der guten Werke. Würde nun der Glaube allein den Sünder rechtfertigen, ſo würde er ihn allein auch ſelig machen. Es würde die Gerechtigkeit, beginge man auch was immer für Sünden, nicht verloren, ſo lange nur immer der Glaube bliebe. In der That verirrte ſich Luther bis dahin, daß er ſagte, der Chriſt wäre ſo reich, daß er, ſo lange er glauben wollte, das Heil nicht verlieren könne, würde er was immer thun. Demnach würde keine Sünde vom Himmel ausſchließen, wenn es nur am Glauben nicht fehlte. Es wären aber

auch zugleich alle guten Werke, wie Gebet, Almoſen u. ſ. w. überflüſſig. Wer ſieht nicht, in welche Abgründe eine ſolche Lehre führen würde! Aber nein, die guten Werke ſind zum Heile nothwendig, ſo hat es die katholiſche Kirche immer gelehrt, und daher iſt es falſch, zu ſagen, der Glaube allein rechtfertige.

VI. Widerlegung der vorzüglichſten Einwendungen, wodurch die Gegner ihren Irrthum, daß der Glaube allein rechtfertige, zu ſtützen ſuchen.

1) Nach der heiligen Schrift wird der Menſch ohne Werke gerechtfertiget; denn es heißt: „Wir halten dafür, daß der Menſch durch den Glauben ohne die Werke des Geſetzes gerechtfertiget werde.“ Röm. 3. — Ihr wißt, daß der Menſch nicht aus den Werken des Geſetzes gerechtfertiget wird. Galat. 2. — Aus Gnaden ſeid ihr gerettet durch den Glauben, nicht aus den Werken. Epheſ. 2. — Damit ich in Chriſto erfunden werde nicht mit meiner Gerechtigkeit, die aus dem Geſetze iſt, ſondern mit jener, die aus dem Glauben iſt. Phil. 3, 9.

Hier frägt ſich zuerſt, was der Apoſtel unter dem „Geſetze der Werke“ und dem „Geſetze des Glaubens“ verſteht. Das Geſetz der Werke iſt jenes, das befiehlt, was zu thun iſt; das Geſetz des Glaubens aber iſt der Glaube ſelbſt, welcher die Gnade erlangt, das thun zu können, was das Geſetz der Werke befiehlt. Ein jedes Geſetz verlangt alſo Werke: aber das Geſetz der Werke enthält nur das Gebot, das Geſetz des Glaubens hingegen auch die Hilfe hiezu. Durch das Geſetz der Werke erkennen wir, durch das des Glaubens thun wir auch das Erkannte. Durch das Geſetz der Werke ſagt Gott: Thue, was ich befehle; durch das Geſetz des Glaubens aber ſagen wir zu Gott: Gib, was du befiehlſt. Das Geſetz der Werke beſteht im Buchſtaben, der tödtet durch Befehlen ohne Hilfe; das Geſetz des Glaubens aber iſt Geiſt, der belebt, indem er uns das Befohlene vollbringen hilft. Daraus folgt, daß nicht nur das Geſetz des Moſes, ſondern auch das Geſetz Chriſti, in ſo ferne es etwas befiehlt, ein Geſetz der Werke iſt; das Geſetz des Glaubens aber iſt der Geiſt des Glaubens, wodurch nicht bloß wir Chriſten, ſondern auch alle Gerechte des alten Bundes die Gnade Gottes

erhalten, und gerechtfertiget durch dieſelbe Gnade die Vorſchriften des Geſetzes erfüllen.

Ferners iſt zu wiſſen, was der Apoſtel unter „der Gerechtigkeit des Geſetzes“ und „der Gerechtigkeit aus dem Geſetze“ verſteht. Unter der Gerechtigkeit des Geſetzes verſteht er jene Werke, welche das Geſetz zu thun vorſchreibt. Dieſe Gerechtigkeit hat der Apoſtel nie verworfen, ſondern vielmehr empfohlen, indem er z. B. ſagt: „Die Vollbringer des Geſetzes werden gerechtfertiget werden.“ Röm. 2. Unter der Gerechtigkeit aus dem Geſetze aber begreift er jene Werke, welche man ohne die Gnade des Glaubens bloß aus der Erkenntniß des Geſetzes vollbringt, und dieſe Werke rechtfertigen vor Gott nicht. Dieſe Gerechtigkeit verwirft der heilige Paulus als unnütz und ſetzt ſie der Gerechtigkeit des Glaubens gegenüber, d. h. jenen guten Werken, die durch die Gnade und den Glauben geſchehen. Darum ſchreibt er: „Da ſie die Gerechtigkeit Gottes nicht erkennen, und bloß ihre eigene geltend machen wollen, ſo unterwerfen ſie ſich nicht der Gerechtigkeit Gottes.“ Röm. 10, 3. Und wiederum: Daß die Heiden, welche nicht nach der Gerechtigkeit ſtrebten, Gerechtigkeit erlangt haben, nämlich die Gerechtigkeit, die aus dem Glauben iſt; Iſrael aber, welches dem Geſetze der Gerechtigkeit nachſtrebte, das Geſetz der Gerechtigkeit nicht erlangt hat, weil es nicht durch den Glauben, ſondern durch die Werke darnach ſtrebte. Röm. 9, 30—33. Hier iſt es klar ausgeſprochen, worin die Gerechtigkeit aus dem Geſetze beſtehe, nämlich in der bloßen Ausübung der Vorſchriften des Geſetzes, ohne des Glaubens und der durch Chriſtus erworbenen Gnade theilhaftig zu ſein.

Endlich iſt insbeſonders in's Auge zu faſſen, was der heilige Paulus unter „Werke“ verſtehe, wenn er ſagt, der Menſch werde ohne Werke gerechtfertiget. Die Reformatoren meinen, der Apoſtel ſchließe hier überhaupts alle guten Werke aus, ja den Glauben ſelbſt, in ſo ferne man ihn als Werk betrachtet. Gegen dieſe Abſurdität hat mit Recht ſchon der heilige Auguſtin bemerkt: Menſchen, die nicht verſtehen, was der Apoſtel ſagt, wenn er ſpricht: Wir halten dafür, der Menſch werde gerecht durch den Glauben ohne die Werke des Geſetzes, — hielten dafür, der Apoſtel ſage, es ſei der Glaube genug, wenn man auch böſe lebe und nichts Gutes

ausübe. Aber er sei weit entfernt, dem Gefässe der Auserwählung einen solchen Sinn unterzulegen. Lib. de grat. et lib. arbitr. c. 7. Was nun die Katholiken betrifft, so verstehen sie unter den Werken, welche nicht gerecht machen, zunächst die aus der Erfüllung des Ceremonialgesetzes herrührenden Werke, wie die Beschneidung, die Haltung der Neumonde u. s. w. Man versteht aber sodann auch unter den Werken, welche der Apostel bei der Rechtfertigung ausgeschlossen wissen will, alle Werke, die vor der Annahme des Glaubens, also ohne die durch Christus uns erworbene Gnade durch die bloßen Kräfte der Natur geschehen sind.

Nach diesen Erklärungen wird es deutlich sein, in welchem Sinne der Apostel sagt: Der Mensch werde durch den Glauben ohne Werke des Gesetzes gerecht, und daß eine Gerechtigkeit aus dem Gesetze nichts nütze. Zugleich wird auch der gräuliche Irrthum der Reformatoren einleuchten, die auf diese Stellen sich stützend, alle guten Werke überhaupts verwarfen, und welch eine Gotteslästerung es ist, die guten Werke, welche im Glauben und mit der durch Christus erworbenen Gnade geschehen, und die der heilige Paulus selbst im Briefe an die Galater als Früchte des heiligen Geistes bezeichnet, mit dem obscönen Ausdruck „Mist und Dünger" zu belegen.

2) In vielen Stellen der heiligen Schrift wird bei Verleihung der Verzeihung mit Umgehung aller übrigen Werke nur der Glaube genannt. So heißt es: Dein Glaube hat dich gesund gemacht. Luk. 7. Glaube nur, und es wird dir geholfen werden. Luk. 8. Er gab denen, die an ihn glaubten, die Macht, Kinder Gottes zu werden. Joh. 1. Wer an den Sohn glaubt, hat das ewige Leben. Joh. 3. — Gerechtfertiget aus dem Glauben haben wir Frieden bei Gott. Röm. 5.

Was die Stelle betrifft: „Glaube nur, und es wird dir geholfen" Luk. 8, 50., so redet hier der Heiland von der Vollbringung eines Wunders, und nicht von der Rechtfertigung: also gehört dieser Schrifttert gar nicht hieher. Wir gestehen gerne, daß zum Wunderwirken der Glaube allein oft hinreicht, weil das Wunder auf Befestigung des Glaubens überhaupts Bezug hat, und nicht zum Heile dessen strenge genommen gehört, der es wirkt.

Denn es kann geſchehen, daß ſelbſt von Jenen Wunder gewirkt werden, die verdammt werden. Dieſes beſtätiget der Heiland ſelbſt. Es werden ſich einſtens im Gerichte Manche auf die durch ſie geſchehenen Wunder berufen; Jeſus Chriſtus aber wird ihnen erwidern: Weichet von mir alle, die ihr dem Laſter gedienet; denn ich habe euch nie gekannt. Matth. 7. — Bezüglich der andern Stellen aber bemerken wir, daß, wenn ſie auch bei der Rechtfertigung den Glauben allein nennen, doch nicht daraus folgt, daß dieſe durch den Glauben allein geſchieht. Denn bisweilen werden auch andere Tugenden allein genannt, ohne daß man einer aus ihnen ausſchließlich das Heil zuſchreibt. So heißt es: Es werden ihr viele Sünden nachgelaſſen, weil ſie viel geliebt hat. Luk. 7. Das Almoſen befreit von dem Tode. Job 12. Die Furcht des Herrn vertreibt die Sünde. Ekkieſ. 2. Da alſo zu einer Wirkung viele Urſachen zuſammenhelfen, legt die Schrift bald dieſer, bald jener Urſache die Wirkung ſelbſt bei, ohne daß man deßwegen annehmen darf, die eine Urſache genüge mit Ausſchließung der übrigen. Warum aber der Apoſtel häufiger dem Glauben als der Liebe und den übrigen Tugenden die Rechtfertigung zuſchreibt, iſt dieſes der Grund, den auch das Concilium von Trient angibt, weil nämlich der Glaube der Anfang der Rechtfertigung iſt.

3) In der heiligen Schrift heißt es, der Menſch werde umſonſt gerechtfertiget. So: Ihr ſeid umſonſt gerechtfertiget durch ſeine Gnade. Röm. 3. Wenn es durch die Gnade geſchieht, ſo iſt es nicht aus den Werken; denn ſonſt wäre die Gnade keine Gnade mehr. Röm. 11. Aus Gnade ſeid ihr gerettet durch den Glauben, nicht aus den Werken. Eph. 2. — Wird nun der Menſch umſonſt gerechtfertiget, ſo wird er es offenbar nicht durch die Werke, ſondern nur durch den Glauben.

Der Ausdruck, der Menſch werde umſonſt gerechtfertiget, ſchließt die guten Werke nicht aus; denn da alles Gute, was der Menſch thut, von der zuvorkommenden Gnade bedingt iſt, dieſe uns aber ohne all unſer Verdienſt, alſo umſonſt gegeben wird, ſo kann es immerhin noch heißen, der Menſch werde umſonſt gerechtfertiget, weil er ja jene Werke, die der Rechtfertigung vorausgehen,

nicht verdient hat, wenigstens die Gnade hiezu nicht. Wie also die Rechtfertigung umsonst den Glauben nicht ausschließt, weil er von der Gnade stammt, so schließt sie auch die Buße, die Liebe und die übrigen Werke nicht aus, weil auch sie in der Gnade ihren Grund haben. Nicht die Werke, welche Jemand thut, sind also der Grund seiner Rechtfertigung, sondern die Erbarmung Gottes ist es, die ihm auch die Gnade gegeben, jene Werke auszuüben. Was man aus Gnaden hat, das hat man allerdings umsonst, widrigen Falles wäre es ja keine Gnade mehr; so verhält es sich auch mit der Rechtfertigung.

4) Nach den Zeugnissen vieler heiliger Väter ist dem Glauben allein die Rechtfertigung zuzuschreiben. So sagt Origenes, es werde der, welcher bloß glaubt, gerechtfertiget, wenn er auch sonst kein Werk ausgeübt hat. Comment. in epist. Rom. c. 3. — „Jesus Christus hat ihm erlassen, was das Gesetz nicht hinwegnehmen konnte; denn der Glaube allein rechtfertiget.“ Hilar. in Matth. c. 8. — „Dieß ist der wahre Ruhm in Gott, wenn Niemand seiner Gerechtigkeit wegen sich rühmt, sondern erkennt, daß er der wahren Gerechtigkeit unwürdig sei, und allein durch den Glauben an Christus gerecht worden sei.“ Basil. Homil. de humilit. — „Ich kann nicht beweisen, daß der, welcher die Werke der Gerechtigkeit ausübt, ohne Glauben lebe; hingegen kann ich zeigen, daß ein Gläubiger auch ohne Werke gelebt und das Himmelreich erlangt habe; Niemand ist noch zum Leben ohne Glauben gelangt; der Räuber aber glaubte bloß und er wurde gerechtfertiget.“ Chrysost. hom. de fide et leg. natur. — „Wenn Jemand im Glauben aus dieser Welt gegangen ist, so bleibt die Rechtfertigung des Glaubens mit ihm. Er ist aber nicht gerechtfertiget durch die vorhergehenden guten Werke, weil er nicht durch ein Verdienst, sondern durch die Gnade sie erlangte; er ist aber auch nicht gerecht worden in Hinblick auf die nachfolgenden guten Werke, weil er ja nicht mehr in diesem Leben war.“ St. August. u. s. w.

Es muß gewiß auffallen, daß die Akatholiken, denen die Autorität der Väter ſonſt nichts gilt, hier ein Gewicht auf ihre Ausſprüche legen. Aber auch davon abgeſehen, haben dieſe Stellen in ihrem Zuſammenhange einen ganz andern Sinn, als die Gegner darin zu finden meinen. Beleuchten wir die oben angeführten Zeugniſſe etwas näher.

Was zuerſt den Origenes betrifft, ſo ſetzt er den Glauben den äußern Werken entgegen, und lehrt, daß der Menſch zuweilen gerechtfertiget werden kann, wenn er auch kein äußeres Werk verrichtet. Er beruft ſich dabei auf das Beiſpiel des rechten Schächers, der nicht gefaſtet oder ein Almoſen gegeben vor ſeiner Rechtfertigung. Durch das Wort „Allein“ ſchließt demnach Origenes die Nothwendigkeit eines äußern Werkes aus, wenn dazu das Vermögen oder die Gelegenheit fehlt; er ſchließt aber keineswegs die Buße, die Liebe und dergleichen aus, weil er in derſelben Schrift ſagt: Ich halte dafür, daß der erſte Anfang und das Fundament des Heiles der Glaube ſei, die Fortführung des Glaubens aber die Hoffnung, und die Vollendung und der Gipfel des ganzen Werkes die Liebe.

Hilarius ſchließt in der angeführten Stelle nichts aus, als das Geſetz des Moſes. Die guten Werke kann er um ſo weniger verwerfen, da er bei einer andern Gelegenheit ſagt: Alles Heil der Völker beſteht im Glauben, und in den Geboten des Herrn iſt das Leben für Alle. Hier verbindet alſo Hilarius die guten Werke mit dem Glauben.

Baſilius redet am angeführten Platze von Werken, die ohne Glauben und ohne Gnade Gottes geſchehen; er ermahnt aber zur Demuth, und ſagt, ein Jeder ſolle erkennen, daß er keine Gerechtigkeit aus ſich ſelbſt habe, ſondern daß Alles ein Geſchenk Gottes ſei. Durch den Glauben allein gerechtfertiget werden, heißt alſo im Sinne des Baſilius nichts Anders, als es in Folge der Gnade werden, und nicht aus den Werken, welche man etwa zuvor ſchon ohne Gnade ausgeübt hat. Uebrigens ſagt derſelbe Baſilius in der Rede vom Glauben, nachdem er die Nothwendigkeit des Glaubens gelehrt hat, daß auch die Liebe nothwendig ſei. Und dieſes beweiſt er ſowohl aus den Worten des Apoſtels, 1. Corinth. 13., als aus dem Ausſpruche des Herrn ſelbſt, der Joh. 15. ſagt, daß

man nicht aus dem Glauben, sondern aus der Liebe seine Schüler erkenne.

Chrysostomus behauptet nur, daß der Glaube allein ohne die Werke des Ceremonialgesetzes rechtfertige. Darum fügt er auch bei: „Warum begibst du dich in freiwillige Knechtschaft, und beugst deinen Nacken unter das Joch des Gesetzes?“ Daß aber Chrysostomus nicht der Meinung war, der Glaube allein rechtfertige auch ohne Liebe, Buße und die übrigen guten Werke, kann man leicht aus andern vielen Aeußerungen, die er gethan, ersehen. So sagt er hom. 70. in Matth.: Damit die Gläubigen nicht meinen, durch den Glauben allein können sie zum Ziele gelangen, so redet er von der Strafe der Bösen. So ermahnt er die Ungläubigen zum Glauben, die Gläubigen aber zum rechten Lebenswandel. Und hom. 1. in 1. epist. ad Tim.: „Nicht der Glaube allein ist nothwendig, sondern auch die Liebe.“

Endlich der heilige Augustin spricht am angeführten Orte offenbar von dem lebendigen Glauben und der vollkommenen Liebe. Denn er sagte in den unmittelbar vorhergehenden Worten, der Mensch werde ohne Werke, die dem Glauben vorausgehen, gerecht; aber der rechtfertigende Glaube sei ein solcher, der durch die Liebe wirke. Dasselbe lehrt der nämliche Kirchenlehrer noch in vielen andern Stellen.

19. Nothwendigkeit des Glaubens.

Der Glaube ist einem Jeden unerläßlich nothwendig; denn ohne denselben ist es nicht möglich, daß man sein Heil wirkt. Er ist die Grundbedingniß zur Seligkeit. Wer glaubt und getauft ist, heißt es in der heiligen Schrift, wird selig; wer aber nicht glaubt, wird verdammt. Der Glaube macht erst den Christen, und öffnet den Weg zum Eintritt in die Kirche und zu all ihren Heilmitteln. Der Ungläubige gehört nicht zur Kirche; er hat auch keine Ansprüche auf die in ihr eingesetzten Gnadenmittel. Wie könnte er also sein Heil wirken, da er von Allem ausgeschlossen ist, was dazu führt?

Wie wir des materiellen Lichtes nöthig haben, um die sinnlichen Gegenstände zu sehen, eben so bedürfen wir auch des Glaubens, um die übersinnlichen Wahrheiten zu erkennen. Zwar besitzt

der Menſch eine Vernunft; aber er hat auch ein Auge. Dennoch vermag er mit letzterm nichts zu unterſcheiden, wenn nicht die Lichtſtrahlen in dasſelbe fallen. So erkennt er auch mit ſeiner Vernunft nichts Ueberſinnliches, wenn ihr nicht der Glaube als Licht vorleuchtet. Eben hierin liegt der Grund, warum ſo Viele von den himmliſchen Wahrheiten nichts wiſſen: ihrem geiſtigen Auge fehlt das Licht, ihre Vernunft iſt vom Glauben nicht erleuchtet, und darum wandeln ſie im Finſtern. Sie erkennen nicht Gott, und nicht den, welchen er geſendet hat, Jeſum Chriſtum, ſeinen Sohn.

Ohne Glaube iſt uns faſt ein jedes Wort des Evangeliums dunkel und unverſtändlich. Daher kommt es, daß gar Manche, die doch alle Tiefen der menſchlichen Wiſſenſchaften erforſchen, in der Religion oft weniger, als unverſtändige Kinder verſtehen. Es fehlt ihnen das Licht des Glaubens, und ſo geſchieht es, daß ſie immer die Wahrheit ſuchen, und ſie doch nie finden. Zu den Gläubigen ſteigt Gott herab, zu ihnen ſpricht er; den Ungläubigen aber entzieht er ſich. Er läßt ſie mit dem Irrlichte ihrer Vernunft allein ſtehen. Und nun erfüllt ſich das Wort der Schrift: Wenn das, was Licht in dir ſein ſoll, Finſterniß iſt, — wie groß wird nicht die Finſterniß ſein? Ihr Licht, nämlich die Vernunft, iſt Finſterniß, — wie ſollten ſie jetzt etwas ſehen, wie in den überirdiſchen Dingen eine Erkenntniß haben?

Der Glaube iſt das geiſtige Element für die chriſtliche Seele. Ohne Glaube iſt ſie todt, weil Gott mißfällig. Denn ohne Glaube iſt es gar nicht möglich, Gott zu gefallen. In ſeiner Ermangiung können wir auch kein gutes Werk ausüben, keine Tugend vollbringen. Was nicht im Glauben geſchieht, das iſt wie nicht gethan. Ohne Glaube gute Werke ausüben wollen, heißt mit bodenloſen Eimern Waſſer ſchöpfen. Alles muß einen Grund haben, worauf es ſich ſtützt. Der Glaube aber iſt die Grundlage jeder Tugend; er iſt die Wurzel, aus der ſie hervorſproßt. Nur dann, wenn ein Gebäude ohne Grund beſtehen, eine Pflanze ohne Wurzel wachſen und gedeihen kann, iſt auch eine Tugend ohne Glauben möglich. Der Glaube iſt es daher auch, welchen Chriſtus überall verlangt. Denn kam ein Hilfsbedürftiger zu ihm, ſo war ſein erſtes Wort: Kannſt du glauben? Und erhörte er ſeine Bitte, ſo pflegte er ihn

mit den Worten zu entlaſſen: Gehe hin, dein Glaube hat dir geholfen. Wo der Heiland Glauben fand, da wirkte er Wunder; wo es aber am Glauben fehlte, da half er auch nicht. O hätten wir mehr Glauben, ſo würden auch wir mehr vermögen. Der Himmel könnte dann der Kraft unſers Gebetes nicht widerſtehen; wir würden über all unſere Feinde ſiegen; alle Hinderniſſe auf dem Wege zur Tugend überwinden. Aber unſer Unglaube iſt der Grund unſerer Schwäche und die Urſache von der Größe unſers Elendes. Daher laßt uns zum Glauben zurückkehren, und all unſern Nöthen iſt abgeholfen.

20. Beweggründe zu glauben.

Der Glaube iſt unter Allem das Nothwendigſte; denn ohne Glaube iſt es unmöglich, Gott zu gefallen. Es kann gar Niemand zu Gott gelangen, und ihn kennen lernen, wenn er nicht glaubt. Der Glaube führt zu Gott. Der Glaube iſt der Anfang der Gerechtigkeit; er iſt der Grund einer jeden Tugend. Durch den Glauben erhalten wir Alles, was wir von Gott begehren; Mangel an Glauben aber iſt der Grund, warum unſere Gebete ſo oft unerhört bleiben. Chriſtus hat auch immer auf den Glauben gedrungen; wo er ſolchen fand, wirkte er Wunder.

Und warum wollte ich nicht glauben? Gott iſt ja die Wahrheit und Weisheit ſelber. Er iſt nicht, wie Menſchen, lügenhaft und betrüglich. Was uns Jeſus offenbarte, hat er von ſeinem Vater ſelbſt gehört. Er bewies ſich durch viele Wunder als den Sohn Gottes. Seine Feinde ſelbſt mußten geſtehen, daß Niemand jene Werke thun könne, welche Jeſus that, wenn Gott nicht mit ihm iſt. Wenn die Worte Jeſu nicht wahr wären, ſo würde Gott ſelbſt die Menſchen in Irrthum geführt haben; denn er beſtätigte ſeine Reden durch außerordentliche Thaten.

Die Lehre, welche heut zu Tage in der Kirche Jeſu verkündet wird, iſt die der Apoſtel. Dieſe aber hörten Alles, was ſie bezeugten, aus dem Munde Jeſu ſelbſt. Sie hatten keine Urſache, die Welt zu betrügen; ſie hätten ſich vielmehr große Vortheile für dieſes Leben verſprechen können, wenn ſie es mit den Feinden Jeſu gehalten und ihrem Glauben entſagt hätten. Sie wurden eben wegen ihres Zeugniſſes für Jeſus verfolgt, gemartert und hinge-

richtet. Sie waren auch nicht leichtgläubig, im Gegentheile, ſie glaubten anfangs oft ſelbſt nicht; ſie waren oft ſchwer zu überzeugen. Die Jünger Jeſu hatten auch gewiß das rechte Verſtändniß von der Lehre Jeſu; er ſandte ihnen ja dazu den heiligen Geiſt. Verdienen ſolche Zeugen keinen Glauben, auch dann nicht, wenn ſie die Wahrheit ihrer Ausſagen mit Wundern bekräftigen, und bereit ſind, für dieſelben in den qualvollſten Tod zu gehen?

Die Apoſtel übertrugen das, was ſie ſelbſt von Jeſus Chriſtus empfangen hatten, wieder Andern, und dieſe wieder ihren nächſten Nachfolgern. So beſteht in der Kirche Jeſu eine ununterbrochene Reihenfolge der Vorſteher und Fortpflanzung der Lehre: Einer übergibt das von ſeinem Vorgänger Erhaltene wieder ſeinem Nachfolger. Er fügt nichts hinzu; er nimmt nichts hinweg. So bleibt die Ueberlieferung immer dieſelbe ungetrübte Wahrheit, und daß ſie es iſt, beweiſet unter Andern auch der Umſtand, weil die überlieferte Wahrheit in allen über den Erdkreis zerſtreuten Kirchen die nämliche iſt. Dieſe Einheit iſt ein unleugbares Zeugniß für die Wahrheit; denn nur die Wahrheit iſt ſich immer gleich; der Irrthum aber iſt überall ein anderer. Die Kirche kann auch gar nicht irren; denn ſie iſt die Grundſäule der Wahrheit, weil der heilige Geiſt bei ihr iſt, und ſie regiert und leitet; ja Chriſtus ſelbſt iſt bei ihr alle Tage bis an das Ende der Welt.

Die katholiſche Kirche iſt in allen Jahrhunderten durch das Feuer der Trübſale als göttliche Heilsanſtalt erprobt worden. Sie hat über all ihre Feinde geſiegt; ſie ging aus allen Verfolgungen nur um ſo herrlicher und glänzender hervor. Wo iſt der Finger Gottes ſichtbar, wenn nicht hier?

Für den katholiſchen Glauben haben ſich von jeher die frömmſten und weiſeſten Männer erklärt; kein Opfer hat ſie davon zurückgehalten; ſie waren bereit, dafür ſelbſt ihr Leben zu laſſen.

Dieſem Glauben verdankt die Welt alles Große und Erhabene, was ſie beſitzt; er hat wahre Aufklärung gebracht, indem er den Verſtand erleuchtete und die Herzen veredelte; er hat uns eine bewunderungswürdige Heiligkeit ſehen laſſen; hat die Menſchen zu den erhabenſten Thaten begeiſtert; hat Werke der Liebe hervorgebracht, worüber der Ungläubige ſelbſt ſtaunen muß.

Kann man noch mehr Beweggründe fordern, um für den ka-

tholischen Glauben sich zu entscheiden? Ist wohl seit dem die Welt steht, irgend eine Thatsache mit so viel Zeugnissen erwiesen, als die christliche Lehre? Lassen sich überhaupts noch neue Beweise aufbringen, welche die christliche Religion nicht hätte? Welch einen Unsinn verräth es daher, sie nicht gläubig anzunehmen?

21. Mittel, den Glauben zu erlangen, oder wie wird der Glaube erworben.

Der Mensch verhält sich zum Glauben gewissermassen wie zur Vernunft. Diese beginnt mit einem passiven Akt; denn wie der Mensch ohne sein Hinzuthun den ersten Keim des Lebens erhält, so bekömmt er auch den ersten Keim der Vernunft ohne sein Mitwirken. Aber dieser Keim wächst nicht durch sich selbst; er bedarf einer äußern Hilfe, des Dienstes des Wortes oder der Erziehung. So wird die Vernunft entwickelt, und der Mensch gelangt dazu, vernünftig zu werden. Auf ähnliche Weise gelangt man auch zum Glauben. Der Mensch besitzt aus sich selbst die göttlichen Ideen eben so wenig, als die natürlichen, ja jene noch weit weniger, weil die Entfernung zwischen ihm und Gott noch weit größer ist, als zwischen ihm und der Natur. Er verhält sich also bei der ersten Aufnahme der göttlichen Ideen ganz passiv, wie er sich passiv verhält bei der ersten Aufnahme der natürlichen; deßwegen nennt die Kirche den Glauben eine von Gott eingegossene Tugend. Der Glaube ist daher in seiner ersten Quelle eine Gnade, und diese Gnade erhält der Mensch zunächst in der heiligen Taufe; der Empfang derselben macht zum Christen, und daher auch zum Gläubigen. Nun ist aber der Glaube erst keimartig vorhanden. Jeder Keim, soll er nicht ersticken, muß entwickelt werden. Die Entwicklung geschieht durch die Kirche. Wie euere Mutter zu euch geredet hat, eben so redet die Kirche, diese allgemeine Mutter, zu euch. Deßwegen sagt der heilige Paulus: Der Glaube kömmt aus dem Gehör. Röm. 10, 17. Wer also nicht hört den christlichen Unterricht, bei dem entwickelt sich auch der Glaube nicht; das, was ihm keimartig gegeben ward, geht wieder verloren. Darum sagt derselbe Apostel: Wie sollen sie an den glauben, von welchem sie nicht gehört haben? Und wie sollen sie hören ohne Prediger? Röm. 10, 14.

Aber der Glaube iſt nicht bloß Sache des Verſtandes, ſondern auch ein Akt des Willens; er beſteht nicht darin, daß ich die von Gott geoffenbarten Wahrheiten erkenne, ſondern auch, daß ich ſie liebe. Damit vollendet ſich erſt der Glaube; denn gar Viele wiſſen, was Gott geoffenbart hat, und glauben doch nicht; das Wiſſen macht noch nicht gläubig, ſondern die demüthige Unterwerfung des Verſtandes unter die Autorität Gottes und die bereitwillige Annahme ſeines Wortes führt dazu. So iſt der Glaube eine freiwillige Hingabe, und dieſe Hingabe bewirkt die Liebe. Das Chriſtenthum hat eine unwiderſtehliche Gewalt über noch unverdorbene Seelen. Wer von den Wundern der Liebe Gottes hört, in deſſen Herzen fängt es warm zu werden an; er gibt ſich unwillkürlich Gott hin, er hängt ihm auf das Treueſte an, weil er ihn liebt. Daraus erklärt ſich, wie Viele, die nichts verſtehen und wenig wiſſen, dennoch ſtark im Glauben ſind. Sie ſind weniger auf dem Weg der Erkentniß, als vielmehr auf dem der Liebe dazu gelangt. Man wollte dieſes Wunder in Verruf bringen, indem man es Köhlerglauben nannte. Allein am Tage des Gerichtes wird ſich an dieſen Köhlern zeigen, daß ſie oft mehr Glauben hatten, als die erleuchtetſten Geiſter, weil die Wahrheit empfängliche Herzen mit ſich fortreißt, wie der Adler ſeine Jungen auf den Rücken nimmt und ſie zur Sonne führt.

Der Glaube iſt in ſeinem Urſprunge eine Gabe Gottes; er entwickelt ſich unter dem Beiſtande der Gnade durch die Erziehung in der Kirche: dadurch erkennen wir nicht bloß die göttlichen Wahrheiten, ſondern wir lernen ſie auch lieben, und der Wille wird geneigt gemacht, ſie anzunehmen. So wächst der Glaube. Aber die hiezu nothwendige Mitwirkung Gottes iſt zugleich auch frei; denn er kann uns ſeine Mitwirkung entziehen. Nun haben wir aber ein Mittel, die Thätigkeit Gottes dabei zu Hilfe zu rufen. Dieß geſchieht durch das Gebet. Denn das Gebet lenkt Gottes Thätigkeit auf uns und thut ihm gleichſam Gewalt an, ohne ſeiner Freiheit zu ſchaden; das Gebet iſt deßwegen gleichſam der Vater des Glaubens. Durch das Gebet nähren wir den Glauben. Wer alſo im Glauben wachſen will, muß darum bitten. Freilich muß man zum Gebete ſelbſt den Glauben bereits mitbringen; allein der Glaube hat verſchiedene Stufen und entwickelt

ſich zu deſto größerer Vollkommenheit, je zuverſichtlicher man darum bittet.

Um aber noch allgemeine Regeln aufzuſtellen, ſo ſagen wir: Willſt du glauben, ſo ſei demüthig. Hoffart, Ehrſucht, Rechthaberei, Stolz und Eigendünkel waren von jeher die Quelle des Unglaubens. Wie der Wind das Licht auslöſcht, ſo bläst der Hochmuth den Glauben aus. Es würde unter den Menſchen viel mehr Glauben geben, wenn ſie weniger ſtolz wären.

Halte dich an die Säule der Wahrheit, an die Kirche Jeſu und ihre Ausſprüche. Dieß bewahrt dich vor allen Zweifeln; dieß gibt deinem Herzen Ruhe und befeſtiget dich im Glauben.

Lebe gewiſſenhaft nach den Vorſchriften deines Glaubens. Häufig kömmt der Unglaube von einem böſen Herzen, das ſeine Lüſte nicht einſchränken laſſen will. Wer ſich dem Laſter weihet, wünſcht, es möchten die Wahrheiten der Religion nicht beſtehen. Er fängt daher an, ſie zu bezweifeln, und leugnet ſie zuletzt ganz. Er verläugnet alſo ſeinen Glauben zuerſt durch ſeinen Wandel und hierauf läugnet er ihn auch mit dem Munde.

Uebe deinen Glauben auch oft mit dem Munde; dadurch wirſt du dich desſelben bewußt; dazu hat die Kirche auch verſchiedene Glaubensbekenntniſſe verfaßt.

Bitte Gott oft, er möge deinen Glauben vermehren. Der Glaube iſt ja eine Gnade; daher nennen wir ihn auch ein eingegoſſenes Licht. Gott gibt aber ſeine Gnade denen, die ihn darum bitten.

Fliehe den Umgang mit Irr- und Ungläubigen; denn unbemerkt ſtecken ſie dich mit ihrem Gifte an; es entſtehen in dir Zweifel, und dieſe benützen ſie geſchickt, um dich für ihre Sache zu gewinnen. Lies auch nicht ihre Schriften; denn ſie dienen nur dazu, die Feſtigkeit deines Glaubens zu untergraben.

Betrachte oft die Beiſpiele der Glaubenshelden, welche dir die heilige Schrift und die Kirchengeſchichte darbietet, und entflamme dich, ihren Glauben nachzuahmen. Lies auch ſonſt gerne in guten Büchern, welche geeignet ſind, dich im Glauben zu befeſtigen.

Widerſtehe jeder Verſuchung gegen den Glauben; laß dich in keine Zweifel ein; unterſuch nicht lange, ſondern laß es dir genug ſein, daß die vom heiligen Geiſte geleitete Kirche es lehrt.

22. In wie ferne wächst man im Glauben?

Der Glaube iſt ein göttliches Talent, welches der Herr uns gab, nicht um es nur aufzubewahren und unverletzt zurückzubringen, ſondern damit zu wuchern. Schon daraus erhellet, daß man im Glauben Fortſchritte machen und in demſelben wachſen müſſe. Man muß aber im Glauben wachſen:

a) Dem Umfange und der Deutlichkeit nach. Die Glaubenswahrheiten, die man uns in der Jugend beibrachte, waren oft nur die zum Heile nothwendigſten. Wir konnten damals noch nicht mehr tragen; das Uebrige blieb dem reifern Alter vorbehalten. Nun da wir in dieſes getreten ſind, müſſen wir trachten, unſer religiöſes Bewußtſeln zu erweitern; wir müſſen nicht mehr mit den Worten allein uns begnügen, ſondern in den Sinn derſelben eindringen; wir ſollen auch die Bewelsgründe unſers Glaubens kennen, damit wir wiſſen, warum wir glauben. Es iſt dieſes in unſern Tagen um ſo nothwendiger, je zahlreicher die Rellgionsfeinde ſind, die unter allen möglichen Scheingründen Angriffe auf das Kleinod des Glaubens machen und dasſelbe der Menſchheit zu entreißen ſuchen. Man ſoll daher gerne der Verkündigung des göttlichen Wortes beiwohnen, häufig in guten Büchern leſen und ſonſt auf geeignete Weiſe in den Wahrheiten ſeiner Rellgion ſich gründlich zu unterrichten ſuchen. Auch der Umgang mit gottesfürchtigen Männern trägt hiezu viel bei.

b) Seiner Stärke und Feſtigkeit nach. Der Chriſt iſt ſchuldig, ſich immer mehr in ſeinem Glauben zu befeſtigen; denn verſäumt er es, ſo wird ſeln Glaube von ſelbſt ſchwächer werden. Wie leicht man ln ſelnem Glauben ſchwach werden kann, beweist der Vorfall mit Petrus; denn dieſer Felſenmann, welcher von Chriſtus den Auftrag hatte, ſeine Brüder im Glauben zu befeſtigen, und der die Verſicherung gegeben, er wolle mlt ſeinem göttlichen Meiſter in den Tod gehen, verläugnete bald darauf ſeinen Herrn und ſchwur, ihn nicht zu kennen. Was wird mit uns Schwächlingen geſchehen, wenn wir uns nicht fortwährend im Glauben zu ſtärken ſuchen, ſondern ihn aus Nachläſſigkeit ſchwach werden laſſen? Wenn man aber am Wachsthume desſelben nicht arbeitet, ſo muß er nothwendig ſchwach werden, und nach und

nach gar erlöschen. Werden die evangelischen Wahrheiten nur schwach eingesehen, sind sie dem Gedächtnisse kaum oberflächlich eingeprägt, so wird der Geist gar leicht von den falschen Grundsätzen der Welt fortgerissen. Man muß aber vor Allem im Glauben leben, wenn man in demselben wachsen will. Je eifriger Jemand das thut, was das Evangelium vorschreibt, desto mehr wird er in seinem Glauben befestiget. Ein Nagel dringt um so tiefer ein, je mehr Hammerschläge man auf ihn führt, und auch der Glaube wird um so fester und stärker, je freudiger und bereitwilliger man seinen Vorschriften nachkömmt.

23. Welch ein vortreffliches Gut der Glaube ist.

Das vortrefflichste Geschenk, welches der Mensch von Gott erhält, ist der Glaube. Denn der Glaube ist der Grund all unsers Glückes. Der heilige Geist selbst sagt: Dich, o Herr, kennen, und deine Gerechtigkeit und Macht wissen, ist die Wurzel der Unsterblichkeit. Fehlt es einem Baume an der Wurzel, so ist er unfähig, eine Blüthe zu treiben oder eine Frucht zu zeitigen. Gerade so verhält es sich mit einem Menschen ohne Glauben; er ist in diesem Zustande unfähig, etwas für das ewige Leben Verdienstliches zu thun. Sein Almosen, seine Abtödtungen, seine übrigen guten Werke sind todt, wenn der Glaube sie nicht beseelt. Daher sagt auch der Apostel: Ohne Glaube ist es unmöglich, Gott zu gefallen. Hebr. 11, 6.

Der Glaube ist der Schlüssel zu jenen Gnadenschätzen, die uns Christus auf Erden zurückgelassen. Er hat seiner Kirche die Macht gegeben, uns aus Kindern des Zornes in Kinder Gottes umzuwandeln; er hat die Gewalt in derselben eingesetzt, die Sünden zu vergeben; er hat sein eigenes Fleisch und sein Blut in geheimnißvollen Gestalten der Kirche zurückgelassen. Aber all diese Gnaden und viele andere sind nur für die Gläubigen vorhanden. Denn willst du ein Sakrament empfangen, und hast den Glauben nicht, so wird es dir nicht zum Leben sein; suchst du Sündenvergebung, ohne Glauben kannst du sie nicht erhalten; flehest du den Himmel um Hilfe und Beistand oder um eine andere Wohlthat an, wenn du es nicht im Glauben thust, so wird es dir nichts nützen: denn nur das gläubige Gebet findet Erhörung.

O was würden uns ohne den Glauben alle übrigen Wohlthaten Gottes nützen! Gott hat uns nach ſeinem Ebenbilde erſchaffen, er hat uns eine unſterbliche Seele eingehaucht, er hat uns die Beſtimmung gegeben, einſtens zu ihm in den Himmel zu kommen, und dort ewig glückſelig zu werden. Aber was nützte uns dieſes Alles ohne Glaube, da dieſer nur der Weg iſt, zu dem uns bereiteten Glücke zu gelangen? Gott hat uns ſeinen eingebornen Sohn in die Welt geſendet, auf daß wir durch ihn zur Erkenntniß der Wahrheit gelangten; Jeſus Chriſtus ſelbſt iſt für uns am Kreuze geſtorben, um uns in ſeinem Blute von unſern Sünden zu reinigen. Aber auch dieſe größte aller Gnaden, der Erlöſungstod Jeſu Chriſti, nützt nur den Gläubigen. Ohne Glaube hat Chriſtus für uns vergebens gelitten; er iſt umſonſt geſtorben. Was könnte es alſo noch Beſſeres und Vortrefflicheres geben, als der Glaube iſt?

Vernehmen wir noch über unſer Thema ein Zeugniß vom ehrwürdigen Ludwig von Granada. Dieſer ſagt: Es läßt ſich nicht läugnen, daß der Glaube zu den glänzendſten Gaben der göttlichen Güte gehört, und wahrlich, kaum vermag die Kraft der Zunge das Lob desſelben auszuſprechen. Denn abgeſehen von vielem Andern, iſt der Glaube das Auge des menſchlichen Geiſtes, das unſere Füße auf den Weg des Friedens und der ewigen Glückſeligkeit leitet. Der Glaube iſt ein heilſamer Arzt, der die kräftigſten Arzneien verordnet, die Wunden unſerer Seele zu heilen. Der Glaube iſt unſer Geſetzgeber, der die Geſetze und Rechte des Lebens uns zeigt, und das Leben der Menſchen durch heilſame Gebote ordnet. Der Glaube iſt ferner der erſte Werkmeiſter, der den übrigen Arbeitern das Original des Werkes zeigt, das ſie beſtändig anblicken und ausführen müſſen. Der Glaube iſt die Sonne des Lebens, welche die Seelen der Menſchen erleuchtet, und ihnen zeigt, wohin und wie ſie ſchreiten müſſen. Der Glaube iſt unſer Führer, der uns den Weg in den Himmel weiſet. Der Glaube iſt jenes Talent, mit welchem wir in dieſem Leben wuchern und die Verdienſte guter Werke in großer Anzahl gewinnen können. So groß endlich iſt die Würde des Glaubens, daß, ob auch derſelbe ungeſtaltet und todt ſei, dennoch ſein Nutzen ſelbſt auch dann nicht gering iſt, wenn er gleichwohl in dieſem Zuſtande nicht zum Heile genügt.

Denn immerhin erhält er den Menſchen im Schooße der Kirche und im Netze des Evangeliums, vereiniget ihn, wenn auch unvollkommen mit Chriſtus, dem Haupte, und erhebt ihn über den Stand der Natur zu einer Ordnung höherer und göttlicher Dinge, weil er den göttlichen Saamen, das Licht des Evangeliums in ſich faßt, und alſo dem Menſchen, ſo lange er ihm inwohnt, einen Weg offen läßt, auf welchem er für ſein Heil ſorgen kann.

24. Der Glaube iſt ein Licht, wodurch man die übernatürlichen Wahrheiten erkennt.

Wie der Menſch des Sonnenlichtes oder eines andern natürlichen Lichtes bedarf, um auf der Erde die Gegenſtände unterſcheiden zu können, ſo bedarf er auch eines Lichtes, um die überſinnlichen Wahrheiten zu erkennen. Zwar iſt die Vernunft ſelbſt ſchon gewiſſermaſſen ein ſolches Licht; aber ein höchſt unvollkommenes und mangelhaftes. Sie hat eigentlich mehr die Fähigkeit zu leuchten, als daß ſie das Licht ſelbſt ſchon wäre; ſie muß zuvor von einem andern Lichte hell gemacht werden, ſoll ſie ſelbſt leuchten. Dieſes Licht iſt der Glaube; denn er iſt ein Strahl, der von Gott ſelbſt in die Seele des Menſchen herabgeſendet wird, die Finſterniß, welche in ihm iſt, zerſtreut, und ihm Wahrheiten und Erkenntniſſe aufdeckt, die er ohne dieſes in Gnade von Gott ihm gegebene Licht nimmermehr hätte auffinden können. Die heilige Schrift bezeichnet auch den Glauben öfters als ein Licht. So ſchreibt der heilige Paulus: Gott, welcher befahl, daß aus der Finſterniß Licht leuchtete, hat unſere Herzen erleuchtet, das Licht der Erkenntniß Gottes ſtrahlen zu laſſen in Chriſto Jeſu. 2. Corinth. 4, 6. Und der heilige Petrus: Ihr ſeid beſtimmt, die Erhabenheit deſſen zu preiſen, der euch aus der Finſterniß zu ſeinem wunderbaren Lichte berufen hat. 1. Petr. 2, 9. Davon redet auch der Prophet: Das Volk, welches in der Finſterniß wandelte, hat ein Licht geſehen. Iſ. 9, 2.

In Folge dieſes Lichtes, welches der Glaube iſt, erkennen wir die übernatürlichen Wahrheiten und alle Geheimniſſe des Reiches Gottes, ſo weit ſie uns hienieden zu wiſſen nothwendig ſind. Ohne dieſes Licht aber, ohne Glaube, bleibt es dunkel in unſerm Erkenntnißvermögen bezüglich der himmliſchen Dinge. Nur wo dieſes Licht leuchtet,

wo Glaube iſt, wird Gott erkannt in ſeiner Weſenheit ſowohl, als in ſeinen Beziehungen zu den Menſchen. Alle Weltweisheit kann mir nicht ſagen, was Gott iſt; der Glaube allein lehrt mich ihn kennen; er ſagt mir, daß er iſt die allerhöchſte Majeſtät, in deren Gegenwart die Schaaren der himmliſchen Geiſter ſelbſt wie nichts erſcheinen; er ſagt mir, daß er Eines iſt in ſeiner Weſenheit, dreifach aber in den Perſonen. Der Glaube lehrt mich Gott kennen als den Schöpfer aller ſichtbaren und unſichtbaren Dinge, und Jeſum Chriſtum als den eingebornen Sohn Gottes, der unſers Heiles wegen vom Himmel herabgeſtiegen iſt und durch ſeinen Tod am Kreuze uns erlöſet hat; der Glaube ſagt mir auch, was der Menſch ſelbſt iſt, klärt mich auf über ſeine Beſtimmung, unterrichtet mich über ſein Schickſal jenſeits des Grabes. Alles, was wir in göttlichen Dingen wiſſen, verdanken wir dem Glauben; er iſt das wahre Licht, welches in dieſe Welt gekommen iſt, die dunklen Pfade unſers irdiſchen Daſeins zu erleuchten. So nehmet denn auf das Licht des Glaubens, damit es helle werde in euerm Geiſte; bittet um die Gnade des Glaubens, und rufet mit dem Pſalmiſten: Herr, gib Licht meiner Leuchte, d. h. gieße ein meinem Geiſte das Licht des Glaubens, damit es helle werde in demſelben, und ich die überſinnlichen Wahrheiten erkenne.

25. Der Glaube iſt der ſicherſte Führer durch die Wirrſale ängſtigender Zweifel.

Der menſchliche Geiſt, von Natur aus wißbegierig, will alle Dinge erforſchen und bis auf ihren letzten Grund durchdringen. Aber nirgends treten ſeiner Neugierde ſo große Hinderniſſe entgegen, als in der Religion; nirgends ſtößt er auf größere Dunkelheiten, als in den göttlichen Geheimniſſen. Hätten wir hier keinen andern Führer, als das ſchwache Lämpchen unſerer Vernunft, auf welche Irrwege würden wir uns verlieren! Da haben wir aber das Licht des Glaubens, welches uns die Wege erhellet, und uns ſicher hindurch führt durch alle ängſtende Zweifel. Der Glaube weist uns auf Gott hin, als den Untrüglichen, als die ewige Wahrheit, und auf die Kirche, die unfehlbare Lehrerin aller Wahrheit. Mag der Stolz des Geiſtes ſich ſträuben gegen die Wahrheiten, die er nicht begreifen kann; mag die Argliſt der Glaubensfeinde Einwürfe er-

heben, deren Widerlegung einem ungeübten Verstande nicht möglich ist; der gläubige Christ spricht mit dem Apostel: Ich weiß, wem ich glaube, und bin sicher. Ich will nicht weiser sein, als Gott, der mir diese Wahrheiten verbirgt; ich will nicht tiefer in die Geheimnisse des Himmels blicken, als so weit es seiner Weisheit gefallen hat, den Schleier zu lüften; ich will nicht aufgeklärter sein, als die Kirche, die vom heiligen Geiste, vom Geiste der Weisheit und des Verstandes erfüllt ist; ich will nicht verständiger denken, als viele tausend große Weise und heilige Männer, die denselben Glauben hatten, welchen ich habe; ich will nicht klüger sein, als die Apostel und Martyrer, welche für eben diesen Glauben ihr Blut vergossen haben. — So hat der katholische Christ in seinem Glauben immer eine Stütze, die ihn vor allen Zweifeln und Aengsten bewahrt.

26. Der Glaube ist der süsseste Tröster in Leiden und Trübsalen.

Es gibt im menschlichen Leben traurige Zufälle, wo allerdings die eigene Vernunft Kraft genug hat, den sinkenden Muth wieder aufzurichten. Es gibt aber auch niederschlagende Ereignisse, wo der Christ seine ganze Religiösität zusammen nehmen muß, um sich unter der drückenden Last seines Kreuzes aufrecht zu erhalten. O es schlagen über dem Menschen die Sturmeswellen des Unglückes oft so furchtbar zusammen; es steht Mancher sich so bitter getäuscht, daß die gemeinen Tröstungen dabei nicht mehr ausreichen, und der menschliche Scharfsinn mit all seinen Beruhigungsgründen zu Schanden wird. Wohl demjenigen, welchem in so verzweiflungsvoller Lage der Glaube seinen übernatürlichen Trost in das zerrissene Herz träufelt. Wenn das Licht des Glaubens in die Nacht unsers Unglückes hineinleuchtet, verliert diese ihre Schrecken. Der Glaube läßt uns mitten im Sturme die allweise und allgütige Vaterhand erkennen, die unser Schifflein durch die tobenden Wogen lenkt; er läßt uns in unsern jetzigen Thränen eine Quelle künftiger Freuden entdecken; er läßt uns gleichsam vom Kalvarienberge aus, auf dem wir jetzt unter dem Kreuze seufzen, hinüberschauen nach Tabor, dem Berge der Verklärung, zu dem kein anderer Pfad, als der Kreuzweg, führt; er läßt uns aus dem Jammerthale des irdischen Lebens hinaufblicken zu den ewigen Hütten

Gottes. Dort wird Gott abwiſchen alle Thränen von unſern Augen, der Tod wird nicht mehr ſein, noch Trauer, noch Wehklagen, noch Schmerz. O wenn der Glaube uns vorſtellt einen Gottmenſchen, der uns das Kreuz voranträgt und am Kreuze ſtirbt; wenn er uns einen offenen Himmel mit einer ewigen Glückſeligkeit zeigt, der unſer wartet: da muß das geängſtigte Herz ruhig, der thränenſchwere Blick muß heiter werden, der geſunkene Muth muß ſich wieder erheben, und der Schmerz ſelbſt ſich in eine Quelle ſüſſen Troſtes umwandeln. Während daher der Ungläubige dem Unglücke erliegend in dumpfer Verzweiflung hinbrütet und ſein Geſchick verflucht, gehet der Gläubige unter der Laſt ſeines Kreuzes muthig und freudig einher. cf. Himmelſteins Predigten.

27. Der Glaube iſt der Lehrmeiſter der Tugend, und gibt dieſer erſt ihren Werth.

Der Glaube iſt der Führer, der uns das ſelige Ziel von weitem zeigt, und uns den ſichern Weg, dahin gelangen zu können, an die Hand gibt. Er iſt gleichſam der Aufſeher, der unſere Arbeiten im Geſchäfte des Heiles ordnet; er iſt der Helfer, welcher uns die Mittel zeigt und gebrauchen lehrt, die uns zu dieſer Arbeit fähig machen. Der Glaube iſt es, der unſern Tugendwerken das Siegel des Verdienſtes aufdrückt und ihren ewigen Werth beſtimmt. Der Glaube iſt der Vater und die Liebe die Mutter der vollkommenen Tugend. So wenig der Glaube etwas gilt, wenn er nicht durch die Liebe wirkt, eben ſo wenig gibt es eine wahre Liebe, die nicht im Glauben wurzelt. Wir wüßten nicht, warum und wie wir Gott lieben ſollten, wenn es uns der Glaube nicht lehrte. Wir wüßten auch nicht, daß wir Gott, die allerhöchſte Majeſtät, lieben dürfen, daß er ſogar unſere Liebe verlangt, wenn es uns der Glaube nicht offenbarte.

Der Gerechte, heißt es in der heiligen Schrift, lebt aus dem Glauben. Gal. 3, 11. Ich mag die beßten menſchlichen Eigenſchaften haben, ich mag an natürlichen Vorzügen noch ſo reich ſein, fehlt mir der Glaube, ſo bin ich nichts. Ich mag in meinem irdiſchen Berufe mich noch ſo ſehr anſtrengen, leitet mich der Glaube nicht, ſo gilt all meine Arbeit nichts; ich gleiche einem eiligen Boten, der zwar mit großen Schritten dahinſchreitet, aber

nicht auf dem rechten Wege zu seinem Ziele ist. O es geschehen tausenderlei gute Werke in der Welt; aber Tugenden werden wenige geübt. Denn viele Werke geschehen aus bloß natürlichem Triebe, andere aus blinder Gewohnheit, wieder andere nur aus Eitelkeit: all diese Werke sind keine Tugenden. Nur jenes ist eine Tugend, das aus dem Glauben entspringt. Wer vom Glauben beseelt ist, verleiht seinen Handlungen erst die höhere Weihe. Durch den Glauben wird auch das Kleinste etwas Großes. O wie reich macht den Christen der Glaube!

28. Der Glaube ist auch in der bürgerlichen Ordnung die festeste Stütze.

Ohne Glauben auf das Zeugniß und die Aussage anderer Personen wäre es unmöglich, daß in der Welt eine noch so kleine Gesellschaft bestehen könnte. Im bürgerlichen Leben sind die Rechte der Geburt, der Besitzungen, der Erbfolgen u. s. w. größtentheils auf mündliche oder schriftliche Zeugnisse begründet. Spricht man diesen Urkunden den Glauben ab, so vernichtet man die bestehende Ordnung, man zerrüttet die ganze menschliche Gesellschaft, und es entsteht eine Verwirrung, dergleichen noch nie da gewesen ist. Nicht einmal ein Hauswesen kann bestehen, wenn der Glaube aufgehoben ist. Sagt nur selbst, ihr Hausväter, wie wollet ihr die Ordnung aufrecht erhalten in euerm Hause, wenn euere Untergebenen euern Aussagen keinen Glauben zu schenken schuldig sind? Was wird aus euerer Erziehung, ihr Eltern; was aus euerem Unterrichte, ihr Lehrer; aus euerer Regierung, ihr Fürsten; aus euern Befehlen, ihr Obrigkeiten, wenn euch jene ihren Glauben versagen, welche ihr erziehen, unterrichten, regieren und durch Gesetze und Befehle in Ordnung erhalten sollet? Mit Recht hat daher schon der heidnische Weltweise Cicero den Ausspruch gethan: Der Grund aller Gerechtigkeit ist der Glaube.

29. Der Glaube muß übernatürlich sein.

Soll der Glaube selig machen, so muß er übernatürlich sein, d. h. in keiner bloß natürlichen Ursache seinen Grund haben. Den übernatürlichen Glauben kann sich nicht der Mensch selbst geben, sondern er ist eine Gnade Gottes. Es ist ein großer Unter-

ſchied, etwas für wahr halten, und etwas glauben im theologiſchen Sinne. Es gibt manche religiöſe Wahrheiten, von denen man ſich durch die Vernunft überzeugen kann. So kann man leicht aus den Werken der Natur zur Annahme eines Gottes kommen. Allein wenn dieſes Dafürhalten nur in einer natürlichen Ueberzeugung beſteht, ſo iſt es noch kein verdienſtlicher Glaube, der die Seligkeit bewirkt. Natürliche Mittel, wie aus bloßen Ueberzeugungen der Vernunft geſchöpfte Erkenntniſſe, können keine übernatürliche Wirkungen haben, und daher auch nicht zur Seligkeit verhelfen. Unſer Glaube darf ſich nicht auf die menſchliche Weisheit, ſondern muß ſich auf die Kraft Gottes gründen. Leider beſitzen gar Viele, welche ſich Gläubige nennen, dieſen übernatürlichen Glauben nicht; denn bei gar Vielen iſt die Vernunft der Beweggrund ihres Glaubens. Sie glauben nicht um Gottes willen, ſondern ihrer Vernunft wegen. Daher bekennen ſie ſich auch nur zu jenen Wahrheiten, welche ihre Vernunft einſieht. Dieß heißt nicht glauben, ſondern wiſſen wollen, wodurch der Glaube ſeiner Natur nach zerſtört wird. Bei Andern iſt die Geburt der eigentliche Beweggrund ihres Glaubens; ſie hängen, wie ſie es auch gar oft ſagen, dem katholiſchen Bekenntniſſe an, weil ſie in dieſer Kirche geboren ſind, womit ſtillſchweigend zugleich geſagt iſt, daß ſie auch einer andern Lehre anhängen würden, wenn ihnen Geburt und Erziehung dieſelbe gebracht hätten. Wer kann auch die Menge aller derer zählen, bei denen die Religion nur in äußerer Nachahmung beſteht. Man ſpricht eben jene Worte nach, und macht jene Uebungen mit, die man von Andern hört und bei Andern ſieht. Der Glaube, möchte ich ſagen, beſteht nur in einer Gewohnheit. Doch werden die Letztern noch leichter zu entſchuldigen ſein, weil ſie es vielleicht nicht vermögen, ſich höher zu ſchwingen, was aber nimmermehr von jenen ſogenannten Vernunft-Menſchen geſagt werden kann. Aus dieſem dürfte erhellen, daß insbeſonders unſere beſſern, und wie man ſagt, aufgeklärten Stände bei allem Scheine der Gläubigkeit in der That Ungläubige ſind.

30. Der wahre Glaube beſteht in einer demüthigen und einfältigen Unterwerfung.

Wer die Tugend des Glaubens hat, der zögert nicht, den göttlichen Anſprüchen ſich zu unterwerfen, und zwar nicht bloß in jenen

Dingen, die er begreift, ſondern auch in jenen Geheimniſſen, die ſein Begriffsvermögen weit überſteigen. Durch den Glauben gibt man ſeine Vernunft der göttlichen Autorität gefangen. Durch den Glauben ahmt man ſo recht das Beiſpiel des Abraham nach. Dieſer war bereit, ſeinen einzigen Sohn Gott zu ſchlachten. So hat auch der Chriſt gleichſam einen einzigen, lieben Sohn. Dieſer Sohn iſt ſein Verſtand. Durch den Glauben ſchlachtet er dieſes ſein einziges Kind, er ſchlachtet es zur Ehre ſeines Gottes, weil er das als feſte, unbezweifelte Wahrheit annimmt, was er nicht verſteht, ja was oft mit ſeiner Vernunft im Widerſpruch zu ſein ſcheint. Der Glaube iſt daher ein wahres Opfer.

Der Gläubige unterſucht Gottes Wort nicht viel; er will die Wahrheit desſelben nicht lange an ſeiner Vernunft erproben, ob es damit übereinſtimmt. Wenn er weiß, daß Gott geſprochen hat, ſo forſcht er nicht mehr, weil er weiß, daß Gott die ewige Wahrheit iſt, die ihn niemals betrügen kann. Es wäre die lächerlichſte Arbeit, zu beweiſen, daß das Licht helle iſt; das iſt Gewißheit und bedarf keines Beweiſes. So wäre es auch albern, erſt zu erforſchen, ob Gott uns die Wahrheit ſagen wolle, und von dieſer Unterſuchung die Annahme ſeines Wortes abhängig machen zu wollen. Wenn Gott ſpricht, ſo hat der Menſch die Pflicht, zu hören, und das Vernommene gläubig in ſich aufzunehmen.

Es kömmt alſo beim Glauben nur darauf an, zu wiſſen, ob Gott geredet hat. Iſt der Chriſt davon überzeugt, ſo hat er keinen Zweifel und keine Einrede mehr. Aber freilich die Gewißheit, daß Gott geſprochen, muß er haben. Dieſe Ueberzeugung verſchafft ihm die katholiſche Kirche. Die Kirche iſt das Organ des heiligen Geiſtes; durch ſie ſpricht Gott. Was alſo die Kirche lehrt, iſt göttliche Wahrheit. Wenn daher die Kirche geſprochen hat, braucht der katholiſche Chriſt nicht mehr zu prüfen oder zu forſchen.

31. Der Glaube iſt ſeiner Natur nach dunkel.

Der Glaube iſt die zuverſichtliche Ueberzeugung von dem, was wir nicht ſehen. Schon deßwegen muß der Glaube dunkel ſein. Wäre Alles in der Religion ganz hell und klar, ſo müßte der Glaube eigentlich aufhören; es wäre bereits der Zuſtand des

Schauens eingetreten. Was hell und klar iſt, ſagt der heilige Gregor, das glaubt man nicht mehr, ſondern das weiß man. Freilich ſchauten die Apoſtel den auferſtandenen Herrn, und Chriſtus ſelbſt ſagt: Weil du mich geſehen haſt, Thomas, haſt du geglaubt. Aber Thomas, wie der heilige Gregorius bemerkt, ſah etwas Anderes, als er glaubte. Er ſah in Chriſtus den Menſchen, und glaubte Gott. Darum hört im Himmel der Glaube auf, weil wir Gott klar ſehen, wie er iſt.

Die Religion hat Gott zum Gegenſtande; Gott aber, der Unendliche, iſt viel zu groß, als daß er von dem endlichen Weſen begriffen werden könnte. Daraus folgt wiederum, daß viele Glaubenslehren dunkel ſein müſſen. Hätte die Religion keine Geheimniſſe mehr, ſondern wäre uns in derſelben Alles klar und deutlich, ſo müßte entweder Gott aufhören, der Unendliche zu ſein, oder wir müßten aufhören, endliche Weſen zu ſein; aber in beiden Fällen wäre der Begriff Gottes zerſtört. Weil wir als endliche Geſchöpfe das Weſen Gottes nicht begreifen können, ſo muß auch die Offenbarung ihre Geheimniſſe haben, oder der Glaube muß ſeine Dunkelheiten haben.

Der Glaube muß verdienſtlich ſein. Wäre aber in der Religion Alles ſo klar und deutlich, daß ſich keine Einrede dagegen vorbringen ließe, ſo hörte alles Verdienſt des Glaubens auf. Es ſtünde nicht mehr in der freien Willkür des Menſchen, denſelben anzunehmen oder abzuweiſen; er müßte ſich nothwendig dafür entſcheiden. Denn was unleugbar als wahr erkannt wird, deſſen Wirklichkeit kann die Vernunft nicht mehr beſtreiten, ſie muß ſich nothwendig dafür erklären, wenn ſie ſich nicht ſelbſt zerſtören will. Wäre alſo in der Religion Alles ſo klar und deutlich, daß ſich nichts dagegen einwenden ließe, ſo müßte ſich jeder Vernünftige mit Nothwendigkeit dafür entſcheiden, womit die Verdienſtlichkeit des Glaubens aufgehoben iſt. Der Glaube, ſagt der heilige Gregor, verliert ſein Verdienſt, wenn ein Satz von der Vernunft erwieſen iſt.

32. In wie ferne der Glaube klar oder erleuchtet ſein kann.

Der Glaube an und für ſich iſt dunkel, weil die Glaubensgeheimniſſe ſelbſt über die Begriffe der Vernunft hinausgehen. Kein Nachdenken wird dir das Weſen der Gottheit erklären oder das Geheimniß der heiligen Dreifaltigkeit begreiflich machen. Die Dinge alſo, welche der Glaube uns lehrt, bleiben dunkel, weil ſie zu erhaben ſind, als daß ſie unſere Vernunft erfaſſen könnte. Aber die Wahrheit des Glaubens, nämlich ſeine Göttlichkeit, läßt ſich in's Licht ſetzen; denn man kann durch die unumſtößlichſten Beweisgründe darthun, daß unſer Glaube von Gott komme, und alſo wahr ſein müſſe. Solche Beweiſe ſind unter andern die Weisſagungen, welche ſo viele Jahrhunderte vor ihrer Erfüllung in der heiligen Schrift aufgezeichnet worden, und welche ſo genau eingetroffen ſind; ſolch offenbare Beweiſe ſind die Wunder, welche Chriſtus und ſeine Apoſtel und viele andere Heilige gewirkt haben, um die Göttlichkeit der chriſtlichen Religion darzuthun; ſolche Beweiſe ſind die außerordentlichen Wirkungen und Umwandlungen, welche das Chriſtenthum zum Beßten der Menſchen hervorgebracht hat. Durch dieſe und ähnliche Beweiſe läßt ſich auf überzeugende Weiſe darthun, daß Gott ſelbſt der Stifter des Chriſtenthums iſt. Dadurch wird der Glaube klar gemacht; man erkennt ſeine untrügliche Wahrheit und fühlt ſich zur Annahme desſelben hingezogen. Es verhält ſich aber mit dieſen Beweiſen wie in materiellen Dingen. Herbeigebrachtes Licht macht an und für ſich dunkle Gegenſtände nicht helle, ſondern es bewirkt nur, daß man ſich von der Wirklichkeit derſelben überzeugt, und Jeder, der ihr Beſtehen nicht zugeben wollte, blind ſein müßte. So machen auch dieſe Beweiſe, wodurch man die Göttlichkeit des Chriſtenthums darthut, die einzelnen Glaubensſätze nicht helle und uns begreiflich, weil ſie ihrer Natur nach über das Begriffsvermögen unſerer Vernunft gehen; aber ſie überzeugen uns, daß ſie göttliche Lehren, und daher untrüglich wahr ſind, wodurch Jeder, der für die Wahrheit eine Empfänglichkeit hat, zur Annahme derſelben ſich angetrieben fühlt. Den Glauben lichtvoll und klar machen heißt alſo ſeinen göttlichen Urſprung, oder was dasſelbe iſt, ſeine Wahrheit nach-

weiſen. Dabei geben wir zwar zu, daß durch Nachdenken und mit Hilfe menſchlicher Wiſſenſchaften mancher Glaubensſatz ſelbſt anſchaulicher herausgeſtellt werden kann, was Einen geneigter macht, ihn anzunehmen; insbeſonders iſt es Sache der Wiſſenſchaft, die einzelnen Glaubensſätze gegen die Einwürfe der Ungläubigen zu vertheidigen und zu ſchützen, wodurch wieder der Glaube ſelbſt lichtvoller wird; denn in welchem Grade man die Unſtichhaltigkeit des Unglaubens beweiſet, zeugt man für die Wahrheit des Glaubens.

In dieſer Weiſe hat Jeder, der es vermag, die Pflicht, ſich ſeinen Glauben klar zu machen. Deßwegen nennt der Apoſtel den Glauben einen vernünftigen Gottesdienſt. Wie könnte aber der Glaube vernünftig ſein, wenn man ſich nicht zu überzeugen ſuchte, daß er wahr ſei; dieſe Ueberzeugung ſich zu verſchaffen und in der Weiſe ſeinen Glauben ſich klar zu machen, billigt der Heiland ſelbſt, ja er fordert ſogar dazu auf; denn als Johannes eine Geſandtſchaft an ihn abſandte, um ihn fragen zu laſſen, ob er der verheißene Meſſias ſei, gab er zur Antwort: Gehet hin, und verkündet dem Johannes, was ihr gehört und geſehen habet: Die Blinden ſehen, die Lahmen gehen, die Ausſätzigen werden gereiniget, die Tauben hören, die Todten ſtehen auf, den Armen wird das Evangelium geprediget. Matth. 11, 4 u. 5. Aus den Wundern und erfüllten Weisſagungen ſollte Johannes erkennen, daß Jeſus der verheißene Meſſias ſei. Laßt uns auf dieſe Weiſe unſern Glauben lichtvoll machen, auf daß unſere Ueberzeugung um ſo lebendiger und feſter werde.

33. Es iſt kein Grund, einer Religionswahrheit deßwegen den Glauben zu verſagen, weil ſie geheimnißvoll iſt.

Das hier zu Sagende haben wir bei dem Artikel „Geheimniß“ bereits beſprochen, und weiſen darauf zurück. B. VIII. S. 90 u. folg.

34. Der Glaube muß freiwillig ſein, und darf nicht erzwungen werden.

Der Glaube iſt ein Opfer; im Begriffe eines ſolchen aber liegt die Freiwilligkeit. Man muß alſo ohne Widerſetzlichkeit des Verſtandes, ohne Abneigung des Willens, vielmehr gerne und

freudig alle Glaubenswahrheiten annehmen, ſie mögen von dem Verſtande erfaßt werden oder nicht, ſie mögen den Neigungen unſers Willens zuſagen oder nicht. Auch die Furcht darf uns zum Glauben nicht zwingen, wenn dieſer vollkommen freiwillig ſein ſoll; denn auch die Teufel, ſagt der heilige Jakobus, glauben und zittern dabei. Jak. 2, 19. Wir müſſen uns nicht minder freuen, daß Gott gerecht iſt, als wir uns freuen, daß er gütig iſt; wir müſſen mit dem nämlichen Vergnügen von der Ankunft Jeſu zum Gerichte, welches ſeine Verherrlichung vor allen Völkern, wenn gleich auch die öffentliche Beſchämung der Gottloſen iſt, reden hören, als wir von ſeiner Geburt zu unſerm Heile erfreut werden. Mit Einem Worte, wir müſſen alle Wahrheiten, die, welche unſern Leidenſchaften zuwider ſind, und die, welche uns wegen ihrer herrlichen Verheißungen erheitern, mit gleichem Wohlgefallen aufnehmen. Was wäre dieſes für ein Glauben, wenn man ſeine Wahrheiten nur aus Zwang annehmen wollte; wenn man, weit entfernt, die Glaubenswahrheiten zu lieben, vielmehr wünſcht, ſie möchten nicht ſein; wenn man ſie ſelbſt vernichten wollte, ſo es in ſeiner Macht ſtünde, weil man ſich durch ihr Daſein nur in der freien Ausübung ſeiner böſen Neigungen gehindert ſieht? Leider iſt der Glaube gar vieler Chriſten von dieſer Art. Sie glauben, was die katholiſche Kirche lehrt, weil ſie von Jugend auf in dieſem Bekenntniſſe unterrichtet worden ſind; allein ſie finden keinen Geſchmack daran; ſie erkennen den Werth ihres Glaubens nicht; ſie fühlen die Glückſeligkeit nicht, dazu berufen zu ſein; im Gegentheile, er ekelt ſie an, ſie ſchämen ſich oft desſelben, und es wäre ihnen einerlei, vielleicht ſogar lieber, wenn ſie in einer andern Religion geboren wären, die ihren Leidenſchaften mehr Freiheit gewährte.

35. Der wahre Glaube muß feſt und beharrlich ſein.

Der Glaube iſt der Grund, worauf das ganze Gebäude unſerer Tugenden ruhet. Wie nun vor Allem der Grund feſt ſein muß, wenn ein Gebäude nicht wanken ſoll, ſo muß auch der Glaube unerſchütterlich feſt ſein; denn von der Feſtigkeit des Glaubens hängt die Beharrlichkeit unſerer übrigen Tugenden ab. Unſer Glaube aber iſt feſt, wenn wir in demſelben nicht wanken, und nichts im Stande iſt, uns nur eine Silbe unſerer Glaubenswahr-

heiten zu entreißen. Wer einen feſten Glauben hat, den macht nichts irre, keine Schmeichelei, keine Drohung, keine Strafe, kein Verluſt, der Tod ſelbſt nicht, und ſei er auch der qualvollſte. Der feſte Glaube ſteht unerſchütterlich bei allen Stürmen, bei allen Verſuchungen, bei allen Trübſalen, in allen Leiden und Verfolgungen. Wenn auch Tauſende wanken zu deiner Rechten und zu deiner Linken, wenn Tauſende abfallen und rufen: Es iſt kein Gott, der das Laſter ſtraft und die Tugend belohnt; es gibt keinen Chriſtus, der Gott iſt und uns erlöſet hat; es gibt kein Gericht und keine Hölle; es iſt nicht verboten, ſich auf beliebige Art zu erluſtigen und ſeinen ſinnlichen Trieben zu folgen: wenn alle Welt in der Weiſe redet und auch darnach lebt, ſo muß dennoch deine Ueberzeugung die nämliche bleiben, ſoll dein Glaube feſt ſein.

36. Der Glaube darf nicht zweifelhaft ſein.

Der wahre Glaube ſchließt alle Zweifel aus; denn er iſt, wie der Apoſtel ſagt, eine zweifelloſe Ueberzeugung von dem, was unſichtbar iſt. Hebr. 11, 1. Der Glaube beſteht in einem demüthigen Herzen, welches nicht immer Beweiſe fordert, wo oft keine gegeben werden können; in einem Herzen, das ſich mit der Verſicherung begnügt: Gott hat es geoffenbart, ſo lehrt es die Kirche. Dieß iſt auch der ſicherſte und kürzeſte Weg, zum Glauben zu gelangen. Dieß ſcheint freilich Vielen thöricht und einfältig. Allein was an Gott thöricht ſcheint, iſt weiſer, als die Menſchen. 1. Corinth. 1, 25. Ein zweifelloſer Glaube fordert alſo, daß wir unſere Vorurtheile, unſere Vernunftſchlüſſe, unſere Schwierigkeiten, unſere Widerſetzungen zur Ruhe verweiſen, und mit voller Ueberzeugung Alles glauben, was Gott geoffenbart hat und die katholiſche Kirche zu glauben vorſtellt, wenn es auch unſere Sinne nicht faſſen, unſer Geiſt nicht begreifen kann.

37. Von dem innerlichen Glauben und der Verbindlichkeit hiezu.

Der katholiſche Chriſt hat die Pflicht, ſich in ſeinem Glauben zu unterrichten; er muß insbeſonders von ſeiner Religion ſich richtige Begriffe und Ueberzeugung verſchaffen, um Akte des Glaubens üben, um ſein Herz und ſeinen Verſtand dem Glauben

unterwerfen und der göttlichen Wahrheit huldigen zu können. Diese Huldigungen nennt man innerliche Akte des Glaubens, wozu ein jeder katholische Christ verbunden ist.

Insbesonders ist man aber schuldig, innerliche Akte des Glaubens zu erwecken beim Anfang des Lebens. Es ist hier nicht die Rede vom physischen Leben, sondern jener Zeitpunkt ist gemeint, wo der Mensch zum Gebrauche seiner Vernunft kömmt und einen Akt des Glaubens zu üben fähig ist. Es setzt dieses bereits den Genuß des Religionsunterrichtes voraus. In Beziehung darauf sagt der Apostel: Der Glaube kömmt aus dem Gehör. Hat also Jemand die Glaubenswahrheiten kennen gelernt, so ist er, mag er auch in noch so zarten Jahren stehen, schuldig, demselben beizupflichten, und so einen innern Glaubensakt zu üben. Es ist aber nicht genug, daß man nur einmal der Offenbarung seinen Beifall gegeben, man muß diese Akte öfters in seinem Leben wiederholen. Wie zur Erhaltung des physischen Lebens wiederholter Genuß der Lebensmittel nothwendig ist, so muß auch der Seele öfters ihre Nahrung gereicht werden, soll sie anders nicht dahinwelken. Ein Nahrungsmittel des geistigen Lebens ist aber vorzüglich der Glaube. Daher heißt es auch: Der Gerechte lebt aus dem Glauben. Gal. 3, 11. Vorzüglich rathsam ist es, einen innern Akt des Glaubens zu erwecken zur Zeit der Versuchung, mag nun diese in Furcht, in Zweifel oder in andern Reizungen bestehen. Der Satan und die böse Welt, diese geschwornen Feinde Gottes, suchen durch verderbliche Schriften, durch Spott, wohl auch durch Drohungen und andere Weise zum Abfall vom Glauben zu reizen. Man muß sich in solchen Gefahren durch Uebung eines Glaubensaktes in seinem Glauben befestigen. Nur dadurch, sagt der heilige Alphons von Liguori, lassen sich solche Versuchungen überwinden; doch fügt er bei, daß Solches Skrupulanten nicht anzurathen sei: diese werden leichter überwinden, wenn sie ihr Gemüth auf andere Dinge richten. Auch in Versuchungen gegen andere Tugenden ist das beßte Mittel die Uebung des Glaubens. Dasselbe muß geschehen, wenn man irgend eine Tugend, wie die Hoffnung, die Liebe, die Reue erwecken will; denn alle diese Tugenden setzen den Glauben voraus, und stützen sich darauf. Daher sagt der heilige Augustin: Unter allen Tugenden ist der Glaube der erstgeborne Sohn. Wo es an Glauben

mangelt, da fehlt Alles. Nicht einmal äußerlich läßt ſich der Glaube bekennen, wenn nicht jener innere Glaubensakt vorhanden iſt. Das äußere Bekenntniß des Glaubens hat nur einen Werth, wenn ihm die innere Glaubensübung zu Grunde liegt. Vorzüglich ſoll man auch in der Todesſtunde den Glauben üben. Denn das Krankenbett iſt die Zeit der größten Gefahren und heftigſten Anfechtungen, wo der Satan die ſtärkſten Anfälle wagt. Wir müſſen uns alſo da mit dem Schild des Glaubens bewaffnen, in welchem ſeine feurigen Pfeile ſtecken bleiben, ohne daß ſie uns verwunden. Man ſoll überhaupts ſeinen Glauben öfters üben; einige Theologen ſind der Meinung, es ſoll alle Sonn- und Feiertage geſchehen. In der That gibt die Kirche Gelegenheit dazu; denn gewöhnlich pflegen nach geendigter Predigt an dieſen Tagen unter Andern die theologiſchen Tugenden erweckt zu werden.

38. Von der Verbindlichkeit des äußern Bekenntniſſes ſeines Glaubens, von der Art und Weiſe, wie ſolches, und von der Zeit, wann es zu geſchehen hat.

Jeder Chriſt hat die Pflicht auf ſich, ſeinen innerlichen Glauben auch äußerlich und öffentlich an den Tag zu legen. Der Glaube iſt ja ein Licht. Was ſagt aber Jeſus vom Lichte? Niemand zündet ein Licht an, und ſtellt es unter den Schäffel, ſondern man ſtellt es auf den Leuchter, damit es Allen leuchte, die im Hauſe ſind. Matth. 5, 15. So hat auch Gott das Glaubenslicht in uns nicht angezündet, um es unter den Schäffel zu ſtellen. Er will nicht, daß wir dieſes Glaubenslicht in uns verbergen, ſondern daß wir es nach Außen leuchten laſſen. Jeſus verlangt deutlich das äußere Bekenntniß; denn er ſagt: Wer mich bekennen wird vor den Menſchen, den will ich auch bekennen vor meinem Vater, der im Himmel iſt. Matth. 10, 32. Enthalten dieſe Worte nicht einen klaren Befehl Jeſu Chriſti zum äußern Bekenntniſſe des Glaubens? Wiederum ſagt Jeſus: Wer ſich meiner und meiner Reden ſchämen wird, deſſen wird ſich auch der Sohn des Menſchen ſchämen, wenn er in ſeiner Herrlichkeit kommen wird. Luk. 9, 26. Wenn ſich nun Jeſus derjenigen ſchämt, die ſich ſeiner und ſeiner Worte ſchämen, oder was dasſelbe iſt, die ihren Glauben nicht öffentlich bekennen: was wollte er damit anders ſagen, als daß er Solche aus ſeinem

Reiche ausstoſſen werde? Auch der Apoſtel ſagt: Mit dem Herzen glaubt man zur Gerechtigkeit, und mit dem Munde geſchieht das Bekenntniß zur Seligkeit. Röm. 10.

Man kann ſeinen Glauben auf verſchiedene Weiſe äußerlich bekennen, nämlich durch Worte, Zeichen und Handlungen. Die Worte ſind die nächſten und deutlichſten Erklärungen von der innern Geſinnung, und folglich das angemeſſenſte und eigentlichſte Bekenntniß des Glaubens. Man darf dabei keine zweifelhafte Worte gebrauchen. So war das Bekenntniß des heiligen Petrus klar und deutlich: „Du biſt Chriſtus, der Sohn des lebendigen Gottes.“ Man darf alſo Niemanden bezüglich deſſen, was man glaubt, in Ungewißheit laſſen, wenn man ein ächtes Glaubensbekenntniß ablegen will. So wäre es nicht genug, bloß zu ſagen, man ſei ein Chriſt, wenn man aus Menſchenſcheu oder Furcht dabei das „Katholik“ ausließe. Um ſeinen Glauben klar und umſtändlich auszuſprechen, beſtehen beſondere Glaubensbekenntniſſe, und vorzüglich wird das tridentiniſche dazu gebraucht, welches man denn auch bei verſchiedenen Gelegenheiten ablegt. — Es gibt auch beſondere Zeichen, durch deren Gebrauch man ſeinen Glauben bekennt. Solche Zeichen ſind für den Katholiken das heilige Kreuzzeichen, das Weihwaſſer, der Roſenkranz u. ſ. w. Sich dieſer und ähnlicher Zeichen ſchämen, heißt ſich der Kirche ſchämen, die ſie billiget und gut heißt; heißt die Schwachen ärgern und ſich ſelbſt der Gefahr ausſetzen, allmählig gegen andere, viel wichtigere Dinge des Glaubens gleichgiltig zu werden. Uebrigens folgt aber aus dem Gebrauche dieſer Zeichen gerade nicht mit Nothwendigkeit, daß man ein Katholik ſei; denn man kann ſich derſelben auch aus eigennützigen und andern Abſichten bloß zum Scheine bedienen. — Endlich kann man ſeinen Glauben auch noch durch Handlungen bekennen. Solche Handlungen ſind: Die Beiwohnung des öffentlichen Gottesdienſtes, der Empfang der heiligen Sakramente, die Anhörung der heiligen Meſſe, die Beobachtung des Faſtens u. ſ. w. Wer ſich weigern würde, dieſe Religionshandlungen auszuüben, oder ſie auch nur unterlaſſen würde, ein Solcher würde billig bezüglich ſeines Glaubens verdächtig, ja eine gänzliche, freiwillige Unterlaſſung aller religiöſen Handlungen käme einem Abfall von Glauben gleich.

Wir kommen zur Frage: Wann man ſeinen Glauben bekennen muß. Dazu iſt man verpflichtet:

a) Wenn es die Ehre Gottes fordert. Die Ehre Gottes erfordert das äußere Bekenntniß, wenn man von der Obrigkeit, die das Recht hiezu hat, um ſeinen Glauben gefragt wird. Jeſus geht uns hierin ſelbſt mit ſeinem Beiſpiele voraus; denn er bekannte ſich vor Kaiphas und Pilatus als den Sohn Gottes. Die Apoſtel thaten dasſelbe, und nach ihnen zunächſt ganze Schaaren heiliger Märtyrer. Daher hat auch Papſt Innocenz XI. den Satz verdammt: Wenn Einer von der weltlichen Obrigkeit ſeines Glaubens wegen zu Rede geſtellt wird, könne er, ohne zu ſündigen, ſchweigen. Die Ehre Gottes verlangt auch noch bei andern Gelegenheiten das äußere Bekenntniß des Glaubens. Dieß iſt der Fall, wenn man ihm dadurch vielleicht neue Bekenner gewinnt, oder einem ihm zur Unehre gereichenden Gerede ein Ende macht. Wenn alſo Feinde der Religion über dieſelbe ſpotten, ſo iſt es um ſo mehr Pflicht, ſich ihnen zu widerſetzen, als vielleicht, wenn wir ſchweigen, Andere in ihrem Glauben irre gemacht werden können. Dieſe Pflicht, den Religionsſpöttereien entgegen zu treten, haben vorzüglich Obrigkeiten, Eltern, Hausväter u. ſ. w.

Es darf ſich Niemand durch Furcht, oder durch was immer für eine zeitliche Rückſicht von dem ſchuldigen Bekenntniß ſeines Glaubens abhalten laſſen. Indeß iſt man bei einer Verfolgung nicht verbunden, ſich freiwillig den Tyrannen zu ſtellen, um ihnen ſeinen Glauben zu bekennen. Denn wer ſich ſelbſt darſtellt, den bezeichnet mit Recht Clemens von Alexandrien als kühn und vermeſſen, und ſagt von ihm, daß er unvorſichtig handelt, indem er ſich in augenſcheinliche Gefahr begibt. Wird Jemand perſönlich aufgeſucht, ſo darf er ſich verbergen oder fliehen, wenn nicht ein beſonderer Umſtand es nothwendig macht, ſich zu offenbaren. Ein ſolcher Fall wäre, ſchwache Gläubige zu ſtärken. So verbarg ſich Chriſtus ſelbſt. Joh. 12, 36. Dazu bemerkt der heilige Chryſoſtomus: Da der Herr floh, ſo iſt dem Knechte das Fliehen nicht unanſtändig.

Der heilige Alphons von Liguori wirft die Frage auf, ob man ſich der Kleider oder anderer Merkmale und Zeichen der Ungläubigen bedienen dürfe. Er verneint es in dem Fall, wo das

Tragen oder der Gebrauch solcher Zeichen, weil sie eine ausschließlich gottesdienstliche Bestimmung haben, einem Abfall zum Unglauben gleich käme. Aus diesem Grunde war es den ersten Christen nicht erlaubt, den Götzen Weihrauch zu streuen. Wenn indeß solche Kleider oder Zeichen nicht eine ausschließliche Beziehung auf die heidnische Religion haben, wie z. B. die bürgerlichen Kleider der Türken, so darf man sich derselben nach Umständen wohl bedienen.

Ferners ist es Pflicht, seinen Glauben äußerlich zu bekennen:

b) Wenn es unser Seelenheil, oder das unseres Nächsten erfordert. Das eigene Seelenheil macht Solches nothwendig, wenn man durch Unterlassung des Bekenntnisses Gefahr laufen würde, es zu verlieren. Denn gewiß, wenn Jemand, statt seinen Glauben zu bekennen, stillschweigt und selben verhehlt, so geräth er in Gefahr, ihn selbst zu verläugnen; ja dieses Stillschweigen schon kann unter gewissen Verhältnissen für eine Verleugnung angesehen werden. Wäre aber auch dieses nicht, so muß doch der, welcher seinen Glauben verhehlt, Manches thun, das wider sein Gewissen und Gottes Gesetz streitet. Wenn z. B. ein katholischer Dienstbote bei einer protestantischen Herrschaft seinen Glauben verhehlt, so setzt er sich augenscheinlicher Gefahr aus, ketzerischen Predigten beiwohnen, ihr Abendmahl empfangen zu müssen u. s. w. Um sich daher keiner solchen Gefahr auszusetzen, muß er seinen Glauben bekennen, oder wenn dieses nichts nützte, einen solchen Dienst aufgeben. Setzen wir einen andern Fall: es wäre in einem unkatholischen Lande eine gewisse Summe Geldes unter der Bedingniß zum Almosen bestimmt, daß nur Protestanten daran Theil nehmen sollen, so dürfte kein katholischer Arme die Behörden täuschen, und in der Absicht, etwas davon zu erhalten, sich als Protestant darstellen, weil er dadurch offenbar seinen Glauben verleugnete, und das Heil seiner Seele der größten Gefahr aussetzte.

Die Rücksicht auf das fremde Seelenheil verbindet uns zum äußerlichen Bekenntnisse unsers Glaubens, wenn durch Unterlassung desselben die Seligkeit des Nächsten gefährdet wäre; wenn dadurch ihm ein Aergernlß gegeben, und er davon Geiegenheit nehmen würde, vorkommenden Falles das gegebene Beispiel nachzuahmen,

oder wenn davon Jemand nur Veranlaſſung nehmen würde, über die Religion und ihre Bekenner zu ſpotten. Nicht minder verbindet uns das fremde Seelenheil zum äußerlichen Bekenntniſſe, wenn dadurch Andere erbauet, wenn Schwache und Wankende geſtärkt, Verfolgte getröſtet, oder Ungläubige ſelbſt bekehrt werden.

c) Wenn es der Nutzen der Religion überhaupts oder ein Gebot der Kirche erfordert. Es kann Fälle geben, wo man durch äußerliches Bekenntniß ſeines Glaubens dem Beßten der Religion Vorſchub leiſtet. Es wird z. B. durch Freigeiſter oder Ungläubige die Kirche ſchriftlich oder mündlich angegriffen und verdächtiget. Wer ſich nun dazu tauglich findet, nützt offenbar der guten Sache, wenn er ſolchen Schmähungen entgegen tritt und die Kirche vertheidiget. Ferners kann uns auch ein Kirchengebot verpflichten, unſern Glauben zu bekennen. Dahin gehört z. B. die Enthaltſamkeit von Fleiſchſpeiſen an Freitagen. Wer in Gaſthäuſern, wo dieſes Gebot faſt allgemein außer Acht gelaſſen wird, an ſolchen Tagen der Fleiſchſpeiſen ſich enthält, bekennt offenbar ſeinen Glauben äußerlich, und dieſes Bekenntniß iſt in unſern Zeiten um ſo nothwendiger, je allgemeiner man dagegen handelt.

Als Anhang noch ein paar Beiſpiele von Solchen, die unerſchrocken ihren Glauben bekannten. Der König Nabuchodonoſor befahl, den jüdiſchen Jünglingen Daniel, Ananias, Azaria und Miſael von ſeiner Tafel zu eſſen zu geben. Allein auf des Königs Tafel kamen Speiſen, welche nach der jüdiſchen Religion zu eſſen nicht erlaubt waren. Davon zu genießen war ſo viel, als ſeinen Glauben verleugnen. Daniel ging daher zum königlichen Kämmerer und ſagte ihm offen, ſein Glaube geſtatte ihm nicht, von dieſen Speiſen zu eſſen; er möchte ihm gewöhnliche geben. Damit ſtimmten auch die übrigen der genannten Jünglinge ein. Dan. 1. Dieſelben drei Jünglinge Ananias, Azaria und Miſael ließen ſich auch lieber in einen glühenden Feuerofen werfen, als daß ſie auf ein gegebenes Zeichen niedergefallen wären, und die Bildſäule, welche der König hat errichten laſſen, angebetet hätten. — Der alte, neunzigjährige Eleazar ließ ſich lieber tödten, als daß er gegen das Geſetz Schweinfleiſch gegeſſen hätte. Dasſelbe heldenmüthige Bekenntniß für ihren Glauben legten die ſieben machabäiſchen Brüder mit ihrer Mutter

ab. — Im neuen Teſtamente haben wir an den unzählbaren Schaaren der heiligen Märtyrer heldenmüthige Bekenner ihres Glaubens. Auf ſie kann man anwenden, was der heilige Roman von ſich ſagte: Ich danke dir, ſprach er zum Tyrannen, der ihn martern ließ, daß du mir nun mehre Zungen gibſt, durch welche ich den Glauben an Chriſtus bekenne; denn ſieh, ſo viel ich Wunden habe, eben ſo viel Zungen bekennen auch den Glauben. — Aber auch andere Chriſten, die eben keine Martyrer waren, gaben herrliche Beiſpiele, wie man ſeinen Glauben äußerlich bekennen müſſe. Ein ſolcher war unter Andern der Graf Eleazar von Ariano und deſſen Gemahlin Delphina. Die Hausordnung, wie das ganze Leben dieſer frommen Eheleute war ein fortwährendes Bekenntniß ihres Glaubens. Sie empfingen öfters in der Woche die heilige Kommunion, wohnten täglich der heiligen Meſſe bei, faſteten oft und viel. Ihre Dienſtboten mußten ebenfalls täglich die heilige Meſſe hören und an Feſttagen beichten und kommuniziren. Der Graf ſelbſt verrichtete täglich mit den Seinigen Morgen- und Abendgebet. Hörte er von einem ſeiner Untergebenen ein zweideutiges Wort, ſo beredete er ihn ſogleich darüber; insbeſonders einen, der gerne fluchte, oder deſſen Mund Unfläthereien ausgoß, duldete er nicht in ſeinem Dienſte. — Welch ein ſchönes Beiſpiel, wie ein Chriſt, beſonders ein Hausvater, ſeinen Glauben an den Tag legen und Andere dadurch erbauen ſoll!

39. Wie ſoll der katholiſche Chriſt ſeinen Glauben zeigen.

Jeſus Chriſtus verlangt, daß wir unſern Glauben auch äußerlich zeigen ſollen. Darum ſagt er: Laßt euer Licht vor den Menſchen leuchten, daß ſie euere guten Werke ſehen. Man zeigt aber ſeinen Glauben dann am Beßten, wenn man nach demſelben lebt, und ſo handelt, wie er es uns vorſchreibt. Wer ſeinen Glauben zeigen will, der alſo iſt vorzüglich:

a) Eifrig in der Erfüllung ſeiner Religionspflichten. Nichts, was dahin gehört, iſt ihm gleichgiltig; nie iſt er hierin ſaumſelig; nie erlaubt er ſich willkürliche Ausnahmen und Milderungen; nie läßt er ſich Vernachläſſigungen zu Schulden kommen. Mit einem herzlichen Gebete beginnt er jeden Morgen, und eben

ſo ſchließt er auch jeden Abend; und weil es ihm nicht genügt, Gott nur einige Augenblicke des Tages zu weihen, ſo blickt er auch im Laufe desſelben während ſeiner Arbeit öfters zu ihm empor. Ganz beſonders heilig iſt ihm die Gewohnheit, jeden Tag dem Opfer der heiligen Meſſe beizuwohnen. O es iſt ungemein rührend, zu ſehen, wie ſelbſt Menſchen vom Arbeiterſtande, die ſich ihr Brod im Schweiße ihres Angeſichtes verdienen müſſen, am früheſten Morgen der Kirche zueilen, um den Altar ſich voll Andacht verſammeln, und ſo den Glauben ausſprechen, an dem Opfer ihres göttlichen Erlöſers ſei ihnen Alles gelegen, und nur in Verbindung mit demſelben hoffen ſie, ihre eigenen, wenn auch noch ſo geringen Werke dem Vater im Himmel angenehm zu machen. Gewiß, Solche kehren jederzeit mit der Kraft Gottes geſtärkt in ihr Haus zurück; ihre Arbeiten gehen jetzt viel beſſer von Statten; ihr Tagwerk ſelbſt wird jetzt eigentlich ein ununterbrochener Gottesdienſt. — Hält ſich der wahre Chriſt ſo genau an die Werke der Gottſeligkeit ſogar an den gemeinen Wochentagen, ſo thut er dasſelbe noch ungleich mehr an den Gott beſonders geweihten Tagen, wie an Sonn- und Feiertagen. Da legt er ſeine zeitlichen Geſchäfte bei Seite, um ſich allein mit dem zu befaſſen, was des Herrn iſt. Er wohnt zur feſtgeſetzten Zeit mit Andacht dem öffentlichen Gottesdienſte bei, und hat er dieſer Pflicht genügt, ſo übt er noch andere Gott wohlgefällige Werke aus; er benützt dieſe Tage auch öfters, um zum Tiſch des Herrn zu gehen und das Brod des Lebens zu empfangen.

b) Er erfüllt mit Genauigkeit die Pflichten ſeines Standes. Demnach hält er als Diener des Staates, als Richter oder ſonſtiger Beamte Ordnung in ſeinen Geſchäften; ſieht nicht auf die Perſon, ſondern auf die Sache, und erlaubt ſich weder aus Eigennutz noch aus Bequemlichkeit etwas, das dem Staate, welchem er dient, oder dem Nächſten, für welchen er ſorgen ſoll, nachtheilig ſein könnte. Als Arzt wird er bedacht ſein, ſeine Kranken gut zu beſorgen, und wird in ſeinem Dienſte weder Nachdenken noch ſonſtige Mühe ſcheuen, und immer bereit ſein, zu Hilfe zu kommen, ſei es bei Tag oder Nacht. Als Prieſter iſt er jeder Zeit bereit, Allen ein Rathgeber, Lehrer, Tröſter und Helfer in jeder Noth zu ſein, und nur daran findet er ſeine Freude, Seelen

zu gewinnen, und ſie zu Chriſtus zu führen. Als Handelsmann hat er auf ſeine Untergebenen ein wachſames Auge, daß die Waaren gut erhalten, Maaß und Gewicht redlich gegeben und die Käufer in Allem befriediget werden. Als Arbeiter kömmt er jedem Geſchäfte mit Fleiß nach, flieht den Müſſiggang, verabſcheuet jede Untreue und trägt willig die Laſt ſeines Standes. Iſt er verheirathet, ſo lebt er mit ſeinem Ehetheile in Friede und Eintracht, und beide wirken mit Eifer zuſammen, um die Kinder chriſtlich zu erziehen, das Geſinde in Ordnung zu erhalten und den übrigen Pflichten nachzukommen. Iſt er noch ledig, ſo hütet er ſich vor jeder zweideutigen Verbindung, und befleißt ſich, ein ſittenreines, nüchternes Leben zu führen.

c) Der Chriſt wird ſeinen Glauben ferners vorzüglich durch die Liebe offenbaren, und zwar durch eine allgemeine, aufrichtige, thätige Liebe zu den Menſchen. Chriſtus ſelbſt ſagt: Daran wird man erkennen, daß ihr meine Jünger ſeid, wenn ihr euch einander liebet. Joh. 13, 35. Dieſe Liebe hatten auch die erſten Chriſten. Dafür legt unter Anderm Tertullian Zeugniß ab, wenn er zu den Heiden ſagt: Wollt ihr wiſſen, wer wir ſind, und was wir glauben, ſo gebt nur auf das Acht, was wir thun. Wir ſind Alle, wie ein Volk von Brüdern. Wir hüten uns, auch nur einen einzigen Menſchen zu haſſen; denn es iſt uns geboten, ſogar unſere Verfolger zu lieben. Die Güter ſind unter uns gemein. Was Einer in ſeinem Vermögen nicht hat, das findet er in dem des Bruders, der ihm beiſpringt. Ein Jeder iſt mit den Armen arm, mit den Reichen reich. In der Noth findet ein Jeder ſeinen Troſt. Niemand beklagt ſich unter uns, Niemand rächt ſich, Niemand ſagt oder thut Böſes. Das iſt unſer Glaube, den wir in der Taufe empfangen haben. — Möchte auch unſer Wandel ſo beſchaffen ſein! Denn beſſer, als durch die Liebe können wir nirgends unſern Glauben offenbaren. Hingegen wo die Liebe fehlt, wo Zank und Streit, Hartherzigkeit und Ungerechtigkeit herrſchen, da mangelt es auch am Glauben.

d) Ein vorzügliches Merkmal des wahren Glaubens iſt endlich auch dieſes, daß der Chriſt alles Widrige, das ihm begegnet, willig annehme und geduldig trage. Gerade hierin erkennt man den wahren Chriſten, hierin offenbart ſich die Kraft des Glaubens,

daß man in Leiden mit aller Geduld ausharre. Dazu ermahnt der Heiland ſelbſt mit den Worten: Wer mein Jünger ſein will, nehme ſein Kreuz auf ſich und folge mir nach.

40. Was der todte Glaube ſei.

Der todte Glaube iſt derjenige, welchem die Werke fehlen. Daher ſagt der heilige Jakobus: Gleichwie der Leib ohne Geiſt todt iſt, ſo iſt auch der Glaube ohne Werke todt. Jak. 2, 26. Wenn aus einem Leibe die Seele entflohen iſt, ſo liegt dieſer ſtarr und leblos da; man beeilt ſich, ihn der Erde zu übergeben, wo er in Fäulniß übergeht und eine Speiſe der Würmer wird. Gerade ſo verhält es ſich mit einem Glauben ohne Werke. Auch er iſt ein todter Leib, der in Verweſung übergehen, d. h. in Sünden und Laſter ſich auflöſen wird. Ohne gute Werke wird ſich der Menſch nicht lange im wahren Glauben erhalten; denn er wird ſich ſeinen Leidenſchaften hingeben, und ſo wird es geſchehen, daß ihm der Glaube in dem Maße abhanden kömmt, als die Sünde bei ihm wächst. Wir können noch ein anderes Bild wählen. Der todte Glaube gleicht einem verdorrten Baum, der weder Früchte, noch Blätter mehr treibt. Einen ſolchen Baum wird der Gärtner nicht lange im Garten ſtehen laſſen, weil er ja dem Garten ſelbſt nicht mehr zur Zierde, ſondern vielmehr zur Unehre gereicht. Der Gärtner wird einen ſolchen Baum umhauen, und in's Feuer werfen. Sieh hier wieder das Loos eines Glaubens, welcher der Werke entbehrt.

41. Der Glaube ohne Werke nützt nichts.

Der einfachſte Menſchenverſtand ſieht es ein, daß die weiſeſten und ſchönſten Vorſchriften keinen Vortheil bringen, wenn ſie nicht erfüllt werden. Wenn wir es auch noch ſo feſt glauben, es ſei ein göttliches Gebot, daß wir unſern nothleidenden Brüdern zu Hilfe kommen ſollen, ſo werden doch die Elenden bei all unſerm Glauben hilflos an unſerer Seite verſchmachten, wenn wir das Gebot der Liebe nicht wirklich erfüllen. Und ſo verhält es ſich auch mit allen übrigen Geboten: ſie helfen nichts, wenn man ſie nicht erfüllet. Darum hat uns Jeſus Chriſtus nicht bloß den Glauben an ſeine Lehre, ſondern auch eine genaue Befolgung ſeiner Gebote

vorgeschrieben. Nicht ein Jeder, spricht der Heiland, der zu mir sagt: Herr, Herr, wird in das Himmelreich eingehen, sondern nur derjenige, welcher den Willen meines himmlischen Vaters vollzieht. Wer meine Gebote hat und sie hält, sagt er bei einer andern Gelegenheit, der ist es, welcher mich liebt. Der ganze Brief des heiligen Apostel Jakobus ist voll von dieser Wahrheit. Irret euch nicht, meine Brüder, sagt er, seid nicht bloß Hörer, sondern auch Thäter des Wortes, Vollzieher des Gesetzes. Was hilft es denn, wenn Jemand sagt, er habe den Glauben, aber hat die Werke nicht? Gleichwie der Leib ohne die Seele todt ist, so ist auch der Glaube todt ohne die Werke.

Damit wir von dieser Wahrheit recht überzeugt werden, daß der Glaube ohne die Werke nichts nütze, so hat Jesus Christus alle seine Lehren mit seinem eigenen Beispiele bestätiget. Wer über das thatenreiche Leben Jesu und seinen liebenswürdigen Charakter nur ein einziges Mal im Ernste nachgedacht hat, der weiß es, daß sein ganzer Wandel ein lebendiges Evangelium war, und daß er nie etwas lehrte, was er nicht selbst erfüllte. Seine Thaten predigten noch lauter, als sein Mund. Wenn wir daher gar kein Evangelium hätten, sondern nur die Lebensgeschichte Jesu wüßten, so wäre es uns auch schon bekannt, wie wir uns gegen Gott, gegen die Eltern, gegen Obrigkeiten und Untergebene, gegen Jedermann verhalten sollen. Eben so muß aber auch unser Glaube beschaffen sein, wenn er ein seligmachender sein soll; durch unsere Handlungen, durch unser ganzes Leben müssen wir die Lehre Jesu verkündigen; aus unsern Werken muß schon Jedermann erkennen, daß wir Schüler Jesu sind. Ist unser Glaube nicht also beschaffen, so ist er ein todter Glaube, welchen wir bei der ersten Gelegenheit ganz hinwegwerfen werden. Denn es ist nicht möglich, daß unser Glaube die Probe halte, daß er der Versuchung widerstehe, wenn er nicht in Werken thätig ist. Durch die wirkliche Ausübung der Werke, die er uns vorschreibt, müssen wir seinen Werth erst kennen lernen; dadurch muß er unserm Herzen so theuer werden, daß ihn uns nichts mehr entreißen, und uns keine Versuchung des Zeitalters wankend machen kann. Davon versichert uns Jesus Christus selbst; denn er sagt: Haltet meine Lehre, und ihr werdet erfahren, daß sie aus Gott sei. Und für wahr, wer es noch

nicht durch die Erfahrung gelernt hat, wie ſehr uns Jeſu Lehre zur Ruhe und zur wahren Zufriedenheit führt, dem predigt man umſonſt, daß der Glaube uns beglücke; umſonſt wiederholt man ihm die Worte des Herrn: Süß iſt mein Joch, und leicht meine Bürde. Umſonſt verſichert man den Unbarmherzigen, der noch keinem Nothleidenden geholfen hat, es ſei eine ſelige Freude, einem Elenden zu helfen. Er hat keinen Sinn für dieſe evangeliſche Wahrheit; er ſtaunt den, der ihm Solches ſagt, an und ſpricht: Ich weiß nicht, was dieſer redet. Nein, wer die Gebote des Evangeliums nicht befolgt, der lernt auch niemals ihren Werth und ihre Göttlichkeit kennen; ſein ganzer Glaube iſt ſchwach und wankend, bei der erſten Verſuchung wirft er ihn ganz hinweg. Dieſes iſt eine Haupturſache, warum in unſern Tagen ſo Viele den Glauben an Jeſum verlieren. Unſer Glaube iſt nicht thätig, und darum kann er dem Verderben des Zeitalters nicht widerſtehen. Nehmen wir einen Augenblick an, daß wir kein Evangelium hätten, und daß man die Lehre Jeſu bloß aus unſern Handlungen entwerfen ſollte: würde dieſes neue Evangelium wohl dem alten gleichen? Würde es nicht in den meiſten Stücken gerade das Gegentheil von dem ſagen, was einſtens Jeſus gelehrt und durch ſeine Werke beſtätiget hat?

Ach, was nützt es uns, meine Brüder, wenn wir ſagen, Glauben zu haben, uns aber die Werke fehlen! Jeſus hat uns unſer Schickſal voraus geſagt, wenn wir uns mit einem todten Glauben begnügen: Ein jeder Baum, der keine guten Früchte bringt, wird umgehauen und in das Feuer geworfen. Umſonſt werden wir ihm am Tage des Gerichtes zurufen: Herr, wir haben an dich, und an deinen Namen geglaubt. Der Heiland wird uns mit dem unwiderruflichen Urtheile zu Boden ſchmettern: Weichet von mir, ihr Uebelthäter, ich kenne euch nicht! — Darum täuſchen wir uns nicht ſelbſt. Der Glaube ohne Werke iſt ein morſcher Stab; wenn wir uns darauf lehnen wollen, zerbricht er, und wir ſtürzen in den Abgrund des Verderbens. Aber wenn wir den Glauben mit Werken verbinden, dann iſt er eine feſte Brücke, auf welcher wir von dieſer Zeitlichkeit ſicher in die Ewigkeit hinübergehen.

42. Welch ein Widerſpruch zwiſchen unſerm Glauben und unſern Handlungen beſteht.

Nur zu oft iſt es der Fall, daß unſer Wandel gerade das Gegentheil von dem iſt, was der Glaube von uns verlangt. Der Heiland lehrt: Hütet euch, daß ihr Niemanden ärgert; denn wehe dem Menſchen, durch welchem Aergerniß kömmt. Was predigen aber unſere Werke? Gerade das Gegentheil; denn wir reden in Gegenwart der Kleinen nicht minder als der Großen Alles ungeſcheut heraus, was das Herz uns auf die Zunge legt. Unſer Grundſatz ſcheint zu lauten: Aergere deine Mitmenſchen, ſo lange es dich freut; trage deine Aergerniſſe öffentlich zur Schau, trage ſie unverſchämt bis in Gottes Tempel hinein. Der Glaube ſagt uns: Suchet zuerſt das Reich Gottes und ſeine Gerechtigkeit. — Was nützt es dem Menſchen, wenn er die ganze Welt gewint, aber an ſeiner Seele Schaden leidet? — Was du nicht willſt, daß Andere dir thun, das thue auch du ihnen nicht. — Wie laut predigen auch hier wieder unſere Werke das Gegentheil! Unſere Grundſätze, nach denen wir handeln, heißen: Suche dein Glück durch ein jedes, wenn auch noch ſo ſchlechtes Mittel; gib deine Tugend, deine unſterbliche Seele hin, wenn du dadurch einen Vortheil erringen kannſt; baue dein Glück auf fremde Ruinen, verleumde den Schuldloſen, ſtürze ihn durch Ränke, wenn du durch ſeinen Sturz dich in die Höhe ſchwingen kannſt; greif nach Betrug und Falſchheit, drücke Wittwen, erwürg die Waiſen, wenn du mit ihrem Raube dich bereichern kannſt; täuſche deine Freunde, verkauf dein Amt, wenn du dabei einen Vortheil findeſt. — Im Evangelium Jeſu ſtehen die Worte: Weichlinge und Wollüſtige werden das Reich Gottes nicht ſehen. Aber aus unſerm Wandel ſind dieſe Worte verſchwunden; laut ſagen wir durch unſere Werke: Folge den reizenden Trieben deiner Natur, ſtrebe nach ſinnlichen Freuden; dürſte, ringe nach Wolluſt; ſei nicht grauſam gegen deine angenehmſten Neigungen; ſcheue nicht mehr die veralteten Geſetze der ehelichen Treue; Schamhaftigkeit taugt nicht mehr; wirf dein Vermögen freudig von dir, um dir dafür Genüße zu kaufen; richte deine eigene Familie raſch zu Grunde, damit du keinen deiner Triebe zu beſchränken brauchſt. Ja in der That, wenn man das Evangelium nach unſerm Wandel

einrichtete, müßten faſt alle Vorſchriften Jeſu Chriſti abgeſchafft, alle ſeine Gebote außer Kraft geſetzt werden. Abgeſchafft müßte werden die Achtung gegen Gott und die Ehrfurcht gegen ſein heiliges Wort; der Gehorſam gegen die Kirche und die Unterwürfigkeit gegen die Obrigkeit; die Treue der Eheleute und die Geſetze der Schamhaftigkeit, die Pflichten der Eltern gegen ihre Kinder, und umgekehrt die Obliegenheiten dieſer gegen jene; deßgleichen auch die Treue der Dienſtboten, und die Aufrichtigkeit und Gerechtigkeit im Handel und Wandel. Was bleibt uns überhaupts von der ganzen Lehre Jeſu noch übrig, das wir nicht durch unſere Werke verleugnen?

43. Welch eine Thorheit es iſt, anders zu leben, als der Glaube es vorſchreibt.

Nichts iſt thörichter, als anders zu leben, als man glaubt. Der heilige Chryſoſtomus nennt dieſes einen freiwilligen Unſinn. Der heilige Paulus ſelbſt nennt es eine Thorheit; denn er heißt die Galater Unſinnige, weil ſie zwar den Glauben der Chriſten hätten, aber im Wandel den Heiden glichen. Gal. 3, 1. In der That, was iſt es für eine ſonderbare Verblendung, glauben, daß dieſes Leben nur eine Wanderſchaft, dieſe Welt nur ein Schauplatz ſei; daß ihre Güter falſch, ihre Ehren vergänglich, ihre Ergötzlichkeiten hinfällig ſeien; — dieſes glauben, und dennoch ſein Herz ſo ſehr an dieſe Dinge hängen, daß man ſein Gewiſſen und ſeine Seele darüber verliert? Was iſt es für eine Thorheit, einen allmächtigen Gott glauben, und ihn nicht ehren; einen unendlich gütigen Gott glauben, und ihn dennoch nicht lieben; einen unendlich gerechten Gott glauben, und ihn nicht fürchten; einen Gott glauben, der überall zugegen iſt, und Alles ſieht und weiß, und dennoch nicht aufhören, ihn zu beleidigen und ſeinen Zorn zu reizen? Was würde man von einem Miſſethäter ſagen, dem man noch Zeit ließe, ſeinen Richter um Gnade zu bitten; der aber ſtatt deſſen ihn mit Schmähungen und Läſterungen überhäufte? Gerade ſo unſinnig handeln wir, die wir das Gegentheil von dem thun, was wir glauben. Wende man nicht ein, unſer Fehler beſtünde nur darin, weil wir an die Glaubenswahrheiten zu wenig dächten. Denn kann es eine größere Thorheit geben, als daß wir an eine ſo wichtige Sache, wie die Seligkeit iſt, nicht denken? Mit Recht

nennt der berühmte Kanzelredner Vieira Menſchen, die anders leben als ſie glauben, Wahnſinnige, und ſagt von ihnen, daß man ſie in das Narrenhaus ſperren ſoll. Denn es läßt ſich kein größerer Widerſpruch denken, als wenn man anders handelt, als man glaubt. Solche machen ſich einer fortgeſetzten Lüge ſchuldig; denn ihre Werke ſtrafen das Bekenntniß ihres Mundes Lüge. Mit dem Munde ſagen ſie: Es gibt eine gerechte Vergeltung nach dieſem Leben; ihre Werke aber heben dieſe Wahrheit auf und ſagen: Die Ewigkeit iſt nur ein Traum und die Hölle ein Spiel der Phantaſie; denn mit dieſem Leben hat Alles ein Ende. O ſchämen wir uns dieſes unſinnigen Widerſpruches! Stellen wir zwiſchen unſerm Glauben und unſerm Wandel Einheit her. Was hilft uns der Glaube der Chriſten, wenn wir ein Leben wie Heiden führen? Unſere Strafbarkeit wird nur um ſo größer, weil auch unſere Schuld um ſo unverzeihlicher.

44. Von den dem Glauben entgegengeſetzten Sünden.

Von der gläubigen Geſinnung kann man auf doppelte Weiſe abweichen: Man kann zu viel und zu wenig glauben. Das Erſtere geſchieht:

1) Durch Leichtgläubigkeit. Dieſe beſteht darin, daß man Alles ohne Prüfung annimmt, was unter dem Scheine der Religion angeboten wird. Ein Solcher betrügt eben ſo oft ſich ſelbſt, als er von Andern betrogen wird; er miſcht die ſonderbarſten Albernheiten unter die Religion, und läßt dabei die wichtigſten Dinge außer Acht; er beunruhiget ſich manchmal da nicht, wo Urſache vorhanden wäre, unzufrieden zu ſein, ein anderes Mal aber ſtört er ſeine Ruhe ohne Grund. Daraus erhellet, wie ſchädlich die Leichtgläubigkeit iſt.

Der Chriſt darf nicht den Ungläubigen ſpielen; er darf dem, was Gott geoffenbart hat und die Kirche lehrt, ſeinen Beifall nicht verſagen, auch wenn es über ſein Begriffsvermögen geht. Aber er ſoll auch nicht leichtgläubig werden; er ſoll nicht Alles, was Unverſtand oder Bosheit ihm als eine Offenbarung darſtellt, ſogleich als ſolche annehmen. In dieſer Beziehung hat das Wort des Apoſtels volle Geltung: Prüfet Alles, und nur das Gute behaltet. 1. Theſſal. 5, 21. Wir ſollen nicht leichtſinnige Kinder ſein, welche von einem jeden Winde der Lehre herumgetrieben werden,

und ſich durch Liſt in Irrthum führen laſſen. Epheſ. 4, 14. Wir ſollen nicht einem jeden Geiſte trauen, ſondern prüfen, ob er aus Gott iſt, weil auch falſche Propheten in der Welt herumziehen; und vor dieſen warnt uns der Heiland, ſprechend: Hütet euch vor den falſchen Propheten. Matth. 7, 15.

2) Durch Aberglauben. Hievon haben wir ausführlich gehandelt B. I. S. 1—26.

Indem man zu wenig glaubt, ſündiget man wider den Glauben:

1) Durch Zweifelſucht. Sie beſteht darin, daß man mit den einer Wahrheit angemeſſenen Gründen nicht zufrieden ſein mag, ſondern dieſe auf alle Weiſe bekämpft und umzuſtoſſen ſucht, damit die Sache ſelbſt als ungewiß und zweifelhaft erſcheine. Die Zweifelſucht hat oft im Stolze ihren Grund, vermöge deſſen man nichts Unbegreifliches zugeben will; oft aber auch in der Sinnlichkeit, welche die geſetzlichen Einſchränkungen nicht ertragen kann, und ſich eben deßwegen bemüht, ſolche Lehren zweifelhaft zu machen. In beiden Fällen iſt eine böſe Geſinnung vorhanden. Dieß war auch der Fehler der Schriftgelehrten und Phariſäer, worüber ſie von Jeſus ſo oft getadelt wurden. Weil ſie mit ſeiner Lehre nicht zufrieden waren, genügten ihnen alle Wunder nicht, die der Heiland wirkte, und wodurch ſich bisher alle Propheten als göttliche Geſandte ausgewieſen hatten; ſie bemühten ſich, ſeine Wunder, ſeine Lehre, ſeinen ganzen Charakter zu verdächtigen, und der Erfolg war ein wirklicher Unglaube. Daraus iſt erſichtlich, wohin die Zweifelſucht in ihrem Ausgange führt. Daher iſt die Zweifelſucht als verderblich, und als eine Sünde wider den Glauben zu bezeichnen.

Es können allerdings auch bei einem Menſchen, bei dem die eigentliche Zweifelſucht nicht vorhanden iſt, manche Bedenklichkeiten und Zweifel bezüglich gewiſſer Religionspunkte entſtehen, die etwa in mangelhaftem Unterichte, in einer ſchädlichen Lektüre oder in einem gefährlichen Umgange ihren Grund haben. Es iſt Pflicht, dieſe Quellen nach Möglichkeit zu entfernen und dadurch die Zweifel ſelbſt abzulegen; denn ſolche verſchuldete Zweifel werden ſehr leicht eine Vorbereitung zur eigentlichen Zweifelſucht. Solche Zweifel hingegen, welche dem Menſchen unwillkürlich einfallen, und die er nach Maßgabe ſeiner Kräfte zu berichtigen ſucht, verſtoſſen nicht gegen die gläubige Geſinnung.

2) Durch Indifferentismus und Unglaube. Der Indifferentist hat für die Religion kein Interesse; er hält daher eine jede für gleich gut, und kümmert sich eigentlich um keine. Hier liegt immer eine böse Gesinnung zum Grunde; denn man hat gegen Gott, gegen Wahrheit und Tugend, gegen seine eigene Bestimmung keine Achtung. Trägheit und Vorliebe zur Sinnlichkeit sind die gewöhnlichen Quellen des Indifferentismus in der Religion.

Der Unglaube besteht in der Nichtannahme der Religionswahrheiten. Wir haben oben einen negativen, privativen und widersetzlichen Unglauben unterschieden, und die nöthige Erklärung davon gegeben. Je nachdem er einer Richtung folgt, wird der Unglaube ferners genannt: a) Atheismus, wenn man gar keinen Gott anerkennt; b) Deismus oder Naturalismus, wenn man zwar eine Gottheit anerkennt, aber keine Offenbarung, sondern nur eine Vernunftreligion zugibt. c) Nimmt man zwar eine Offenbarung an, aber nicht die christliche, so ist der Unglaube: Judaismus, Muhamedanismus oder Heidenthum. Bezüglich der Zurechnung dieser verschiedenen Arten des Unglaubens, so wird der Atheismus bei einem Menschen, dessen Vernunft sich entwickelt hat, nie unverschuldet sein; denn die natürliche Einrichtung der Vernunft und unsere Verbindung mit der Sinnenwelt führt einen jeden Menschen zu einiger Erkenntniß eines höhern Wesens. Hinsichtlich der Nichtannahme der Offenbarung kann es allerdings eine unüberwindliche Unwissenheit geben, wie z. B. bei den nichtchristlichen Völkern, zu denen keine Glaubensprediger kommen. Sehr oft aber, und insbesonders in unsern Ländern beruht die Nichtannahme der christlichen Offenbarung nur auf Leichtsinn, auf Nichtachtung der sich darbietenden Gelegenheiten, auf Stolz und Sinnlichkeit, und ist daher immer eine Sünde wider den Glauben.

3) Durch Abfall vom Glauben (apostasia). Hat Jemand die wahre Offenbarung wirklich schon ihrem Inhalte und ihren Gründen nach kennen gelernt und auch angenommen, verläßt er sie aber in der Folge wieder, so nennt man dieses einen Abfall vom Glauben. Eine solche Handlungsweise ist immer höchst sündhaft; denn man hat entweder die Gründe, auf welchen die christliche Offenbarung beruht, nicht unparteiisch genug geprüft und ihre Vorschriften auf das Leben nicht genug angewendet; oder man

iſt in ſeinen Forderungen ungenügſam und verlangt andere Beweiſe, als bei dieſem Gegenſtande möglich ſind, welches von Stolz und Anmaſſung zeugt; oder endlich man opfert ſeine beſſere Ueberzeugung der Sinnlichkeit und einem irdiſchen Intereſſe auf. In all dieſen Fällen liegt eine böſe Geſinnung zu Grunde. Daher ſagt auch der Apoſtel, daß ein Solcher, der vom Glauben wieder abfällt, viel ſchlimmer daran iſt, als wenn er die Wahrheit nie erkannt hätte.

4) Religionsſpötterei, wenn man nämlich nicht nur den religiöſen Lehren und Vorſchriften für ſeine Perſon entſagt, ſondern ſie auch noch in's Lächerliche zieht und mit Spott belegt. Dieſes iſt wohl die höchſte Abweichung von der gläubigen Geſinnung und verräth ein in hohem Grade bösartiges Herz. Dieſen Weg gingen jene Meiſter des Unglaubens in Frankreich, und viele Andere ſind in ihre Fußſtapfen eingetreten. Sie haben ſich aber ſelbſt gerichtet. Wer immer mit ſolchen Waffen kämpft, hat von vornherein verlornes Spiel. Daher mag ſich der wahrheitsliebende Mann nicht einmal zur Bekämpfung des Irrthums der Spötterei bedienen, weil er weiß, daß man damit gewöhnlich nur erbittert, aber nicht gewinnt. Um ſo unverantwortlicher aber iſt der Spott, welcher die Wahrheit trifft.

5) Ketzerei. Wer einen von der Kirche vorgetragenen Glaubensſatz, er mag nun aus der Schrift oder aus der mündlichen Ueberlieferung geſchöpft ſein, entweder gar nicht, oder doch nicht in dem von der Kirche angegebenen Sinne anerkennt, heißt ein Ketzer, und wenn er dieſe Geſinnung auch weiter zu verbreiten ſucht, ein Irrlehrer. Man muß hier die formelle und materielle Ketzerei von einander unterſcheiden. Wer zwar einen Lehrſatz der Kirche verwirft; aber aus unüberwindlicher Unwiſſenheit, weil er es nämlich nicht beſſer zu erkennen im Stande iſt, aber dabei den redlichen Willen hat, Alles zu glauben, was Gottes Offenbarung iſt, irrt nur materiell. Ein ſolcher Irrthum wird nicht zur Sünde angerechnet, weil keine böſe Geſinnung vorhanden iſt. Wenn aber Jemand die von Jeſus getroffene Einrichtung und die Reinerhaltung ſeiner Lehre kennt oder wenigſtens in der Lage iſt, daß er ſie kennen könnte, und dennoch eine von der Kirche als geoffenbart vorgetragene und zu ſeiner Kenntniß gebrachte Lehre nicht an-

nimmt, es geſchehe nun aus Eigenſinn, Stolz, Liebe zur Freiheit im Denken oder aus andern Gründen, — ſo iſt er ein formeller Ketzer. Und dieſe Abweichung von der gläubigen Geſinnung iſt Sünde, weil ſie aus böſer Geſinnung geſchieht.

45. Quellen des Unglaubens.

Vielfältig und mancherlei ſind die Quellen des Unglaubens; als ſolche müſſen wir vorzüglich bezeichnen:

I. Unwiſſenheit. So aufgeklärt und erfinderiſch unſere Zeit in weltlichen Dingen iſt, ſo unwiſſend ſind viele Menſchen hinſichtlich ihres Glaubens, ſo daß man ſelbſt mit dem Propheten klagen muß: Es iſt keine Erkenntniß Gottes auf Erden. Oſea 4, 1. O welch traurige Erfahrungen machen hierin die Seelſorger oft bei einem vorzunehmenden Brauteramen! Wie ſollte es aber auch anders kommen? Viele erlernen ja ſchon in ihrer Jugend den Religionsunterricht höchſt nachläſſig; ja es gibt Eltern, vorzüglich in den ſogenannten beſſern Ständen, die ihre Kinder faſt ohne einen Religionsunterricht aufwachſen laſſen. Ihre Kinder hatten Beſſeres zu lernen, und konnten die koſtbare Zeit nicht mit ſolchen Albernheiten verlieren. Was die Erwachſenen betrifft, ſo legen es viele darauf an, freiwillig in Unwiſſenheit zu bleiben; denn ſie können die Wahrheit nicht ertragen, wenn ſie davon getroffen werden. Sie wollen in vielen Religionswahrheiten abſichtlich nicht ins Klare kommen, um ſich leichter von der Verbindlichkeit derſelben freiſprechen zu können. Gerade die Unwiſſenden neigen am meiſten ihr Ohr zur Sprache der Ungläubigen; denn da ſie keinen Grund für ihren Glauben haben, ja die Wahrheiten desſelben oft gar nicht kennen, ſo bekennen ſie ſich um ſo leichter zu den Grundſätzen der Ungläubigen, als ſie ihrem verdorbenen Herzen mehr zuſagen. Dieſes ſpricht ſchon der Prophet Iſaias aus, wenn er ſagt: Darum iſt mein Volk gefangen hinweggeführt worden, weil es keine Kenntniß hatte. Iſ. 5, 13.

II. Halbwiſſerei. Es gibt für die Religion nichts Gefährlicheres, als die in unſern Tagen ſo häufig vorkommende Halbwiſſerei. Solche Leute, die nur bis zur Schwelle der Wiſſenſchaften gekommen, nicht aber in das Heiligthum derſelben hineingegangen ſind, und die nur einzelne, abgeriſſene Grundſätze auffaßten,

dabei aber doch ſich für große Gelehrte halten, kommen gerade ſo weit, daß ſie Zweifel gegen die Wahrheit erheben, ſich dieſelben aber weder ſelbſt auflöſen, noch auch eine fremde Auflöſung hinreichend faſſen können. Vorzüglich werden jene Sprachen und Alterthümer, welche zur gediegenen Beurtheilung der Religion unentbehrlich ſind, von den Wenigſten gründlich ſtudirt; und dennoch wagen es ſolche Halbwiſſer, Alles zu bekritteln. Aber wie der unwiſſende Steuermann aus der rechten Richtung auf dem Meere kömmt, ſo verlieren auch Solche den Pfad der Wahrheit; ſie werden unheilbare Zweifler und verfallen in völligen Unglauben. Daher iſt es ein richtiger Grundſatz: **Philosophia obiter libata abducit a Deo, pleno ore hausta reducit ad eum. Baco de Verul.**

III. Stolz der menſchlichen Vernunft. Der menſchliche Verſtand iſt zu gleicher Zeit ein Wunder der Schwachheit und der Verwegenheit; nichts iſt in ſeiner Einſicht eingeſchränkter und zugleich in ſeinen Unterſuchungen ungebundener, als er. Obſchon er das, was er ſieht und fühlt, nicht begreifen kann, ſo ſchmeichelt er ſich dennoch, ſich bis zum Throne Gottes hinaufzuſchwingen im Stande zu ſein. Gott hat nichts ſo Verborgenes, das er nicht entdecken; nichts ſo Geheimnißvolles, das er nicht ergründen; nichts ſo Unendliches, das er nicht ausmeſſen wollte. Bald ſetzt er der Macht Gottes Maß und Ziel; bald ſchränkt er ſeine Güte ein; ja er geht ſo weit, daß er ſogar an ſeiner Natur und an ſeinem Daſein zweifelt. Iſt ein Gott? fragt er. Regiert er die Menſchen? Redet er durch ſeine Diener? Iſt er auf dieſem Altare? Iſt er in dieſer Hoſtie? Wirkt er durch die Gnade, und wie wirkt er durch ſie? Was für Fragen, was für Verwirrungen! Es gibt Solche, die Alles einſehen, Alles leſen, Alles ergründen wollen. Es gibt Solche, welche Richter der heiligen Schrift, der Kirchenlehrer und der Kirchenverſammlungen ſind. Ein Jeder macht ſich zum Schiedsrichter und Urheber ſeines Glaubens. Man unterſucht die Geheimniſſe, die Sakramente, ja das Evangelium ſelbſt. Man will von Allem reden, über Alles ſtreiten und Alles entſcheiden. Anfangs glaubt man ſich unſchuldigen Forſchungen hinzugeben; aber bald wird man von ſeiner Wiſſenſchaft berauſcht, man verliert ſich in ſeine Vorſtellungen und beharrt auf ſeinen Meinungen. Man ſollte zurückgehen, aber man ſchämt ſich, es zu

thun; man verachtet bald Alles, man verwirft Alles, man widersetzt ſich Allem. Und laſſet es uns geſtehen, geſchieht dieſes nicht täglich? iſt es nicht zu allen Zeiten denen begegnet, die nur ihren eigenen Einſichten gefolgt ſind? Arius war gelehrt, Eutyches wohl unterrichtet, Neſtorius erleuchtet, Pelagius tief einſehend und Manes ſpitzfindig. Aber was für abgeſchmackte, fabelhafte und verkehrte Dinge haben dieſe eingebildeten Männer deſſenungeachtet angenommen? Arius leugnete die Gottheit Jeſu Chriſti; Eutyches vermengte die beiden Naturen, Neſtorius hebt die Menſchwerdung auf; Pelagius ſchreibt der Gnade nichts, und Manes dem Schickſale Alles zu; der Eine leugnet die Gnade, der Andere die Vorſehung. Die einzige Frucht alſo, die ſie von ihren Unterſuchungen gehabt, iſt der Unglaube. Sie haben, wie einſt die Bethſamiter, frech die Bundeslade angeſehen, verwegen ſich in das Heiligthum gewagt, und ſind darüber umgekommen. Aber werdet ihr fragen, iſt es denn ein Verbrechen, zu unterſuchen; iſt es ein Verbrechen zu zweifeln? iſt es ein Verbrechen, ſich zu unterrichten? ein Verbrechen, von Glaubensdingen zu reden? Welcher Ausflüchte bedient man ſich doch, um ſich nicht unterwerfen zu dürfen! Ihr fragt, ob es ein Verbrechen iſt, zu zweifeln, und ich muß antworten: Ja, es iſt eines, wenn ihr an dem zweifelt, was von Jeſus Chriſtus iſt geoffenbart worden; es iſt eines, wenn ihr an dem zweifelt, was von den Apoſteln iſt gelehrt worden; es iſt eines, wenn ihr an dem zweifelt, was euch von der Braut Jeſu Chriſti, der katholiſchen Kirche, vorgelegt worden iſt zu glauben. — Iſt es ein Verbrechen, zu unterſuchen, fragt ihr, und ich antworte: Ja es iſt eines, wenn ihr mit vorgefaßter Meinung und auf boshafte Weiſe unterſuchet; es iſt eines, wenn ihr dasjenige unterſuchet, was ihr in Demuth und Ehrfurcht anbeten und glauben ſollet, was ihr aber nimmermehr begreifen könnet. — Iſt es ein Verbrechen, fraget ihr, ſich zu unterrichten; und ich antworte wiederum: Ja, es iſt eines, wenn es euch an Demuth und Ehrerbietigkeit dabei fehlt; es iſt eines, wenn ihr, anſtatt euch von der Kirche unterrichten zu laſſen, die Kirche ſelbſt unterrichten wollet, wie es die gottloſen Ketzer und Irrlehrer noch zu allen Zeiten gethan; wenn ihr euch nicht von der Kirche, ſondern von denen, die draußen ſind, belehren laſſet; wenn ihr weniger dem von der Kanzel

gepredigten Wort, als den in lügenhaften Schriften enthaltenen Grundſätzen beipflichtet. Meine Theuern, es gibt eine lehrende Kirche, und dieſe ſind die Hirten und Vorſteher, und zu ihnen ſprach der göttliche Heiland das Wort: Lehret alle Völker! Matth. 28, 19. Es gibt aber auch eine hörende Kirche, und dieſe ſind die Gläubigen, und von ihnen ſagt der heilige Geiſt: Die, welche hören, werden leben. Joh. 5, 25. Die Vereinigung der Hirten und Lehrer kann ſich nicht irren, wenn ſie die Gläubigen lehrt, denn aus ihrem Munde ſpricht Gottes Geiſt; und die Gläubigen können ſich nicht irren, wenn ſie den Hirten und Prieſtern der Kirche glauben; denn ſie hören von ihnen Gottes Wort. Wenn hingegen die, welche lehren, keinen Glauben finden, und die, welche hören ſollten, ſelbſt lehren wollen, wie es in den von der wahren Kirche getrennten Genoſſenſchaften zu geſchehen pflegt, — wenn es ſo kömmt, dann wird wohl in einer ſolchen Gemeinde ein zweites Babel ſein, Einer wird den Andern nicht mehr verſtehen, die Auflöſung wird nahe ſein. Iſt es ein Verbrechen, frägt ihr, vom Glauben zu reden? Und ich antworte abermals: Ja, es iſt eines, wenn ihr mit Hitze und Hartnäckigkeit euch gegen ausgemachte Glaubenswahrheiten ſträubet; es iſt eines, wenn ihr gegen die Aufbewahrer des Glaubens ſtreitet; es iſt eines, wenn ihr euch mit den Feinden der heiligen Kirche in Geſpräche einlaſſet und dadurch euch der Gefahr ausſetzet, an euerm Glauben Schiffbruch zu leiden. — Glaubet ihr wohl, ſagte der heilige Bernard zu einen abgefallenen Ordensmann, daß ihr nach euerm Gefallen von einer Sekte zu einer andern, von einer Meinung zu einer andern und von einer Lehre zu einer andern übergehen könnet? Nein, der Glaube verdammt ſolche Abwege, ſolche Streitigkeiten, ſolche Herumſchweifungen; der Glaube iſt nicht ein Gewand, das ſich ändert wie die Mode; er iſt nicht eine wandelbare Meinung, nicht ein leeres Wortgezänk, nicht etwas, welches erſt durch eigenes Forſchen in Büchern, und ſei es ſelbſt die heilige Schrift, geſucht werden muß; er iſt etwas Gegebenes und ſeit achtzehn Jahrhunderten in der Kirche Vorhandenes. Die einzige Partei alſo, welche ein Chriſt ergreifen kann, beſteht darin, daß er ſich gefangen gibt, daß er gehorcht und glaubt. Und wer ſind denn die, deren Glauben Jeſus Chriſtus bewundert und gelobt hat? Sind es etwa Solche, die da die heilige Schrift in allen

Sprachen geleſen, die alle Leſearten derſelben geſammelt und alle Varianten verglichen haben? Sind es überhaupts die Richter, die Lehrer und Meiſter des Geſetzes? Nein, ſondern es iſt ein Hauptmann ohne Gelehrſamkeit; es iſt ein kananäiſches Weib ohne Wiſſenſchaft; es iſt ein blutflüſſiges Weib ohne Spitzfindigkeit; — es ſind mit einem Worte diejenigen, welche die Einfalt und Anſpruchloſigkeit der Kinder bewahrt haben, — die ſind es, deren Glauben der Herr rühmt und lobt. Und warum ſollen wir uns auch noch nach Wegweiſern, nach Regeln und nach Gewißheit umſehen, ſagt Tertullian. Wozu bedürfen wir noch der Wegweiſer, da wir Jeſum Chriſtum haben? Wozu bedürfen wir noch Regeln und Vorſchriften, da wir das Evangelium haben? Wozu haben wir noch Gewißheit nöthig, da wir in der Kirche ſind? Ja, handelt in allen übrigen Dingen nach eigenen Grundſätzen, erfindet Lehrgebäude, machet Entdeckungen, urtheilet, entſcheidet, meſſet Alles nach der Vernunft ab; ſobald aber der Glaube redet, da muß Witz, muß der Verſtand und die Vernunft des Menſchen, da muß Alles nachgeben und ſich demüthigen und unterwerfen.

IV. Die Bosheit und die ungezügelte Leidenſchaft. Daß die Sünde das Glaubenslicht auslöſcht und alſo Bosheit und Glaube nicht zuſammenwohnen können, hat Jeſus Chriſtus ſelbſt im Evangelium deutlich ausgeſprochen; denn in der Bosheit ſeiner Zeitgenoſſen erblickte er den Grund, warum ſo viele aus ihnen nicht zum Glauben an ihn gelangten; ſie liebten die Finſterniß, ſagt der göttliche Heiland; denn ihre Werke waren böſe. Wenn der heilige Petrus von Menſchen redet, welche allerlei Irrthümer einführen, welche das Ende der Welt leugnen, welche die zukünftige Auferſtehung verwerfen und die zweite Ankunft Jeſu Chriſti auf Erden leugnen; wenn der Apoſtel von ſolchen Menſchen redet, ſo bezeichnet er ſie als Leute voll von Fleiſchesluſt, voll von Begierlichkeit, voll von Sünde und Laſter. Auch der heilige Paulus bezeichnet die Ungläubigen immer als Solche, welche zuvor die Wege der Tugend verlaſſen haben. Es iſt natürlich, daß der Glaube und die Leidenſchaft ſich mit einander nicht vertragen; denn eines greift das andere an, und eines hebt das andere auf. Wenn die Leidenſchaft ſiegt, muß der Glaube weichen, und wenn der Glaube die Oberhand bekömmt, muß die Sünde erliegen. Der Widerſpruch

iſt hier augenſcheinlich. Der Glaube ſpricht: Gott iſt unſer letztes Ziel und Ende, die Tugend unſere Beſtimmung und der Himmel unſer Vorbild. Die Leidenſchaft aber ſagt: Die Erde iſt unſere Heimat und das Vergnügen unſere Seligkeit. Der Glaube ſpricht: Das Leben iſt nur ein Traum, das zeitliche Glück nur ein Schatten, die Ehre nur ein Rauch; die Leidenſchaft hingegen prediget: Man muß die Zeit benützen, man muß ſich ſeine Güter zu Nutzen machen, man muß es mit der Welt halten und ſich durch das Andenken an die Ewigkeit nicht ſelbſt die Gegenwart trüben. Der Glaube ſpricht: Es gibt ein ewiges Leben und eine Hölle, die Böſen zu beſtrafen; die Leidenſchaft ſagt: Die Seele folgt dem Leibe, die Hölle beunruhiget nur die ſchwachen Geiſter, und die Religion gründet ſich bloß auf Staatskunſt. — Es iſt natürlich, daß der Glaube mit der Bosheit nicht beſtehen kann; denn die chriſtliche Lehre iſt heilig; ſie fordert von ihren Bekennern aufrichtige Herzen, edle Geſinnungen, reine Abſichten und einen tugendhaften Wandel. Sie will, daß ſich ihre Bekenner von allen Befleckungen des Fleiſches und des Geiſtes reinigen und ihre Heiligung in der Furcht des Herrn vollenden; daß ſie der Sünde abſterben und der Gerechtigkeit leben; daß ſie mit dem Glauben die Tugend, mit der Tugend die Beſcheidenheit, mit der Beſcheidenheit die Mäſſigkeit, mit der Mäſſigkeit die Geduld, mit der Geduld die Gottſeligkeit, und mit der Gottſeligkeit die brüderliche Liebe verbinden; ſie will, daß ſie die vergängliche Luſt der Welt fliehen; ſie will, daß ſie dem, was der Wahrheit gemäß, was wohlanſtändig, was gerecht, und ehrbar, was züchtig und billig iſt, nachſtreben und als helle Lichter mitten unter dem verkehrten Geſchlechte dieſer Welt leuchten. Aber gerade das iſt es, was die verderbten Menſchen an der chriſtlichen Lehre auszuſetzen haben, und wodurch ſie ſich von ihren betrügeriſchen Herzen verleiten laſſen, an ihrer Wahrheit zu zweifeln und ſie ungläubig zu verwerfen. Wenn das Evangelium ſich mit bloß äußerlichen Gebräuchen und Ceremonien begnügte; wenn es die Menſchen ruhig der Sünde dienen ließe; und deſſenungeachtet mit der Hoffnung der ewigen Seligkeit ſchmeichelte; wenn es ihnen wenigſtens erlaubte, ihre Lieblingsneigungen beizubehalten; — wie willig würden ſie dann jene Lehrſätze, wenn ſie auch noch ſo ſchwer, noch ſo geheimnißvoll und unbegreiflich wären, glauben? Allein die Sache

verhält sich ganz anders. Wer mein Jünger sein will, sagt Jesus Christus, der verleugne sich selbst, nehme sein Kreuz auf sich und folge mir nach. Diese Forderung gefällt dem Sünder nicht. Diese Selbstverleugnung ist nicht nach seinem Geschmacke. Er kann sich nicht entschließen, sich selbst Gewalt anzuthun, und ein gegenwärtiges, flüchtiges Vergnügen einem zukünftigen, weit größerem aufzuopfern. Er will lieber kein Christ sein, als die damit verbundenen Vorrechte so theuer erkaufen. Er verwirft die christliche Lehre, nicht weil er aus Gründen von ihrer Falschheit überzeugt ist, sondern weil sie seinen herrschenden Leidenschaften widerspricht. Er kann die Gebote des Evangeliums nicht erfüllen, ohne daß er seine Lieblingsneigungen aufgäbe, darum spricht er ohne weitere Prüfung: Das ist eine harte Rede, wer kann sie hören? Und in der That, ist ein Mensch dem Geiz ergeben, wie hart muß ihm nicht die Lehre vorkommen, welche die Armen selig preist; die dem Reichen, welcher sein Herz an das Irdische hängt, ein schauerliches Wehe zuruft; die dem Christen verbietet, mit ängstlicher Unruhe Schätze auf Erden zu sammeln; die Wohlthätigkeitssinn und Milde ihren Bekennern zur Pflicht macht und die in gewissen Fällen Alles zu verlassen befiehlt, um Gott desto ungehinderter nachzufolgen. — Läßt sich der Mensch von Stolz beherrschen, wie verächtlich muß in seinen Augen eine Lehre sein, die von uns haben will, daß wir nicht das eitle Lob der Sterblichen, nicht die betrügliche Gunst der Großen dieser Welt, sondern den Beifall und die Gnade Gottes suchen und seine Ehre zum letzten Endzwecke aller unserer Handlungen machen; daß wir einander mit Ehrerbietungen zuvorkommen, und die edelsten Thaten, die uns am meisten Ruhm erwerben könnten, im Verborgenen verrichten sollen; eine Lehre, die der Demuth den größten Lohn verheißt, dem aber, der sich selbst erhöhet, mit aller Strafe drohet; eine Lehre endlich, deren Bekenntniß und Ausübung uns nicht selten der Verachtung und dem Spott der Welt bloß setzt. — Führen Zorn und Rachsucht die Herrschaft über den Menschen, wie seltsam und beschwerlich müssen ihm nicht die Gebote des Christenthums vorkommen, wenn es befiehlt: Liebet euere Feinde, segnet die, welche euch fluchen, thut denen Gutes, die euch beleidigen, bittet für die, welche euch hassen und verfolgen; — rächet euch selbst nicht, vergeltet

nicht Böſes mit Böſem, noch Scheltworte mit Scheltworten. Wie ſehr ſind nicht dieſe Vorſchriften der Denkungsart und den Grundſätzen des Zornigen und Rachſüchtigen zuwider! Iſt der Menſch ein Sklave der ſinnlichen Wolluſt, wie ſehr wird er ſich nicht gegen eine Lehre empören, die alle Unkeuſchheit verdammt, die den Hurer und Ehebrecher vom Himmelreiche ausſchließt, die uns befiehlt, unſer Fleiſch ſammt ſeinen Lüſten zu kreuzigen, unſern Leib zu bezwingen, ihn in Ehren und Heiligung zu halten und uns bei dem Verluſte der ewigen Seligkeit der fleiſchlichen Lüſte zu enthalten, die wider die Seele ſtreiten? Iſt es denn alſo, iſt die Sittenlehre Chriſti und ſeiner Apoſtel ſo rein und heilig, wie kann es anders ſein, als daß der Menſch, der die Sünde thut und dieſelbe nicht fahren laſſen will, feindſelig gegen das Evangelium geſinnt iſt, und daß er zum Unglauben ſeine Zuflucht nimmt? —

Es iſt natürlich, daß der Sünder den Glauben ablegt; denn ein Menſch, welcher anfängt, Gott, das Geſetz und das Gewiſſen auf die Seite zu ſetzen, der ſeine Begierden zur Richtſchnur ſeines Wandels macht, der dahin läuft, nicht wohin ihn das Gewiſſen führt, ſondern wohin ihn ſeine Leidenſchaften reißen; ein ſolcher Menſch will ſeine ſündhaften Freuden, will ſein verbotenes Vergnügen mit Ruhe, ohne Furcht und ungeſtört genießen. So lange er aber einen Gott glaubt, der Alles ſieht; eine Hölle, die das Laſter züchtiget; ein Gericht, welches dem Sünder bevorſteht; eine zukünftige Ewigkeit, die gewiß erfolgen wird; die Schuldigkeit zu beichten, die der Eigenliebe ſo beſchwerlich fällt: — ſo lange er alles Dieſes glaubt, kann er die Freude und das Vergnügen der Sünde nicht mit Ruhe und in Frieden genießen; denn dieſe Glaubenswahrheiten ſind ein läſtiger Wurm des Herzens, welcher in Mitte ſeiner Freuden an ihm naget und beißt, der ihm innerlich das Gemüth zerfrißt und überall ihn mit ſchmerzlichen Gewiſſensbiſſen verfolgt. Der Sünder genießt alſo die Früchte ſeiner zügelloſen Freuden nur halb, ſo lange er Wahrheiten glaubt, die ihn wegen des Zukünftigen fürchten und zittern machen. Ein ſolcher Menſch ſieht alſo, wenn er anders ſein wollüſtiges Leben fortſetzen und dennoch dabei ruhig ſein will, ſich gezwungen, jene ſchreckbaren Wahrheiten nicht mehr zu glauben, die ihn mitten in ſeinen Freuden beunruhigen und ſtören. Deßwegen ſagt auch der göttliche

Heiland: Ein Jeder, der übel handelt, haßt das Licht, d. h. er ſucht die Glaubenswahrheiten in ſeinem Herzen zu beſtreiten, damit ihm der Glaube ſeine boshaften Werke und ſeine ſträfliche Aufführung nicht immer vorhalte. O man nehme die Sünde hinweg und laſſe die Leidenſchaft ſchweigen, ſo wird die Wahrheit an das Licht kommen und das Evangelium gebieten; man nehme die Sünde hinweg und laſſe die Leidenſchaften ſchweigen, ſo wird man ſich der Kirche nicht mehr widerſetzen, man wird die Freiheit nicht mehr mißbrauchen, man wird den Geboten Gottes nicht mehr widerſprechen; man nehme die Sünde hinweg und laſſe ſeine Leidenſchaften ſchweigen, ſo wird man ſich nicht mehr in ſpitzfindigen Zänkereien erfreuen, in verwegenen Unterſuchungen ſich augenſcheinlicher Gefahr ausſetzen, ſeinen Glauben gänzlich zu verlieren.

Es wird auch von der Erfahrung in allen Jahrhunderten beſtätiget, daß die Bosheit des Herzens den Weg zum Abfall vom Glauben bahnt. Denn was hat ſo viele Spaltungen, ſo viele Trennungen, ſo viele Ketzereien und Irrlehren in der Kirche Gottes hervorgebracht? Einige vom Stachel des Fleiſches getriebene und vom Hochmuthe angeſpornte Menſchen waren es, welche die Bahn dazu brachen. Was verleitet manche Unglückliche, daß ſie den lebenskräftigen Baum der Kirche verlaſſen, und ſich an zerbrechliche Aeſte halten, die ſchon abzuſterben anfangen und vom Stamme weggeriſſen ſind? Die Leidenſchaft, oder der Eigennutz iſt es. Was ſind es aber auch für Glaubenswahrheiten, die man gewöhnlich verwirft? Diejenigen werden meiſtens verworfen, welche die Leidenſchaften bekämpfen, welche dem boshaften Herzen wehe thun, welche den Sünden und Laſtern Schranken ſetzen. So heißt es ſchon von den Leuten des alten Bundes, daß ſie geblendet von der Bosheit ihres Herzens vom Glauben abfielen. Aber was für Glaubenswahrheiten ſtellten ſie in Abrede? Sie leugneten nicht die Wunderwerke, welche Gott in der Wüſte zum Beſten des Volkes Iſrael gewirkt, ſie zweifelten auch nicht, daß Gott einen Meſſias verheißen habe. Alles dieſes glaubten ſie: aber die Auferſtehung der Todten, die Unſterblichkeit der Seele, die Gewißheit der hölliſchen Peinen griffen ſie an. Der Menſch, ſagten ſie, ſtirbt wie das Vieh, die Seele wird ſich nach dem Tode wie ein ſanfter Wind verlieren: wir wollen uns alſo wegen der Ewigkeit nicht

beunruhigen, ſondern die Gegenwart genießen. Dieß waren ihre Zweifel. Auch die Irrlehrer der letzten Jahrhunderte griffen meiſtens nur ſolche Glaubensſätze an, welche ſich mit einem freien Leben nicht zuſammenreimen laſſen, nämlich die geiſtlichen Ordensgelübde, die Gewalt der Kirche, das Faſten, das Fegfeuer, die Ohrenbeicht und Aehnliches, was das Gewiſſen beläſtiget. Und auf welche Glaubenswahrheiten laufen die Zweifel unſerer heutigen Namenchriſten hinaus? Ob die Ohrenbeicht eine Pflicht und nicht etwa eine menſchliche Erfindung ſei; ob die Peinen der Hölle eine Wirklichkeit und nicht etwa ein bloßes Schreckbild für den gemeinen Haufen ſeien; ob Gott in Wahrheit die Sünde ſo hoch anrechne, daß er auch einen ſündhaften Gedanken beſtrafe und von einem unnützen Worte ſtrenge Rechenſchaft fordere, — dieſe und ähnliche Wahrheiten ſind es, die man für verdächtig und unglaublich hält, aber nur deßwegen, weil ſie den Leidenſchaften einen Zügel anlegen, weil ſie uns den Gelüſten nachzulaufen nicht geſtatten, weil ſie der Bosheit Strafen und Peinen ankündigen.

V. Die Verführung von Seite der Welt und des Teufels. In der Welt findet man nichts als Laſter und trifft weiter nichts als Fallſtricke an. Wie könnte wohl das Saamenkorn des Glaubens in dieſem undankbaren Lande gedeihen. O wie viel thun die Welt und der Teufel, um die Chriſten in ihrem Glauben irre zu machen! Sie benützen jedes Mittel, und ſuchen durch Rede und Schrift ihre verderblichen Grundſätze zu verbreiten und den Glauben zu untergraben. Da heißt es: es ſei gleichviel, ob man dieſes oder jenes glaube, ob man Katholik, Proteſtant oder gar Türke ſei. Sie greifen die Einrichtungen der Kirche an, gießen Spott und Hohn über ihre Gebräuche aus; machen ihre Diener verächtlich. Sie ſuchen vorzüglich der Jugend einen Hang nach Unabhängigkeit und Vergnügungen beizubringen; ſie nennen eine jede Art von Sittenloſigkeit erlaubte Freuden, die Frechheit heißen ſie Humanität. Rührt ſich noch ein Funken von Furcht vor der Ewigkeit oder vor der Hölle in euch, ſo ſagen ſie entweder: Gott hat die Menſchen nicht erſchaffen, um ſie ewig unglücklich zu machen, oder ſie nennen die Hölle geradezu eine Erdichtung, und laſſen die Seele ſammt dem Leibe ſterben. Dieſe Verführer haben verſchiedene Kunſtgriffe, das Unkraut auszuſäen; bald ſchützen

ſie ihr eigenes Anſehen, ihre Einſichten und Kenntniſſe vor; bald brüſten ſie ſich, daß nun die Zeit gekommen ſei, wo man die Vorurtheile finſterer Jahrhunderte überwunden und das Joch des Pfaffenthums glücklich abgeworfen hätte. Was ihre Reden nicht ausrichten, das bewirken dann ihre ſchlechten Beiſpiele, und am allermeiſten die verführeriſchen Bücher, welche ſie zahllos in die Hände der Jugend und der Erwachſenen zu bringen ſuchen. Selbſt die heilige Schrift muß ihnen Dienſte leiſten, indem ſie dieſelbe verfälſcht und entſtellt unter dem Volke vertheilen. —

46. Nähere Charakteriſirung der Ungläubigen.

Man rechnet ſich es oft zur Ehre an, keinen Glauben zu haben, und Manche meinen, ſelbſt vornehm zu werden, wenn ſie die letzten Reſte ihres Glaubens hinwegwerfen. Aber es findet gerade das Gegentheil ſtatt. Den Ungläubigen anzugehören gereicht vielmehr zur Schmach als zur Ehre; denn die Ungläubigen ſind:

I. Geiſtesbeſchränkte Leute, welche nicht fähig ſind, ſelbſt zu denken, ſondern Alles blindlings nachglauben, was ſie von Andern hören. — Wenn man all die Wunder erwägt, welche der chriſtliche Glaube im Laufe der Jahrhunderte gewirkt hat, und wenn man insbeſonders ſich die vielen großen Männer, alle die ſcharfſinnigen Denker und jene weltberühmten Gelehrten aller Zeiten vorſtellt, die, nachdem ſie alle Kraft ihres Geiſtes und eine ganze Lebenszeit auf die Betrachtung und Unterſuchung des Glaubens verwendet hatten, am Ende mit Demuth und zugleich voller Ueberzeugung ſich den Lehren unterwarfen, welche der Glaube verkündet: ſo ſollte man meinen, im Falle Jemand trotz all dem dieſen Glauben noch bezweifeln und beſtreiten wolle, ſo könne er kein gewöhnlicher Menſch ſein, er müſſe mit einem ganz außerordentlichen Scharfſinne begabt in das Dunkel der Glaubensgeheimniſſe ſo tief, wie noch keiner vor ihm, eingedrungen ſein, und an denſelben ganz neue Schwächen und noch nie enthüllte Widerſprüche entdeckt haben. Sind nun die Ungläubigen wirklich ſo hell leuchtende Lichter, ſo große Geiſter und ſcharfſinnige Denker? O wer ſie genau kennt, der wird voll Mitleiden über ſie mit dem Apoſtel ausrufen: Sie läſtern, was ſie nicht verſtehen. 2. Petr. 2, 12. Sie wiſſen oft nicht einmal die

Anfangsgründe des Glaubens, gegen deſſen erhabenſte Lehren ſie ſprechen. Sie werfen der Kirche Irrthümer vor, und wenn ihr ſie fragt, was die Kirche über dieſe Dinge eigentlich lehrt, ſo wiſſen ſie es euch nicht zu ſagen. Ihr werdet Mühe haben, ihrem beſchränkten Denkvermögen die einfachſten Lehren faßlich zu machen; viel weniger ſind ſie fähig, ihren ſchwachen Geiſt in die Tiefen der göttlichen Geheimniſſe forſchend zu verſenken. Ja, ſie haben noch gar nicht daran gedacht, mit dieſen Dingen ſich ernſtlich zu beſchäftigen. Ihr findet bei ihnen keine feſten Grundſätze, nach denen ſie urtheilen; ihr entdeckt keinen vernünftigen Zuſammenhang in dem, was ſie vorbringen. Ihre ganze Wiſſenſchaft beſteht in einigen oberflächlichen Einwendungen, welche ſie ſchon tauſendmal vorgebracht haben, und worin ſie bereits eben ſo oft widerlegt worden ſind. Ihre Einwürfe ſind nichts, als gewiſſe, alltägliche Redensarten. Ihre Sprache iſt die kecker Unwiſſenheit. Dieſe haben ſie von Andern gehört, und ſie hat ihnen gefallen. Sie haben ſie blindlings angenommen, und wiederholen ſie jetzt unermüdet. Ihre Reden ſind wie das Echo im Walde; es iſt eine menſchliche Stimme, aber bei der Stimme iſt kein denkendes Weſen: es iſt nur ein leerer Wiederhall. Solche beſchränkte Leute laſſen ſich durch die Redefertigkeit und das kecke Auftreten irgend eines Großſprechers ſo gewaltig einnehmen, daß ſie deſſen irreligiöſe Reden, die weder er ſelbſt im Herzen glaubt, noch ſie verſtehen, für die höchſte Weisheit achten und gedankenlos nachplaudern. Solches ſinnloſe Gerede gegen die Religion gilt ihnen mehr, als die Zeugniſſe aller Jahrhunderte für den Glauben.

Es gibt aber noch Andere, die zwar nicht von Natur aus ſo geiſtesbeſchränkt, aber durch ihre eigene Schuld geiſtesarm ſind. O wie viele Chriſten ſind zu finden, deren ganze Religionskenntniß ſich auf das beſchränkt, was ihnen der nothdürftige Unterricht in der Kindheit gebracht hat! Sie ſind nie über die Anfangsgründe der Glaubenslehre hinausgekommen, weil ſie es verſäumt haben, in ſpätern Jahren und bei reiferm Verſtande dieſe Kenntniſſe zu erweitern, ihren Glauben zu begründen und ſo zu einer feſten Ueberzeugung zu gelangen. Sie hören niemals das Wort Gottes an, ſie nehmen an keinem chriſtlichen Unterrichte Theil, ſie ſuchen bei Niemanden ernſtliche Aufklärung ihrer Zweifel oder Bedenken:

ſie leſen kein religiöſes Buch, ſondern vielmehr mit großer Vorliebe glaubensfeindliche Schriften. So verwiſcht ſich nach und nach auch das, was ſie früher gelernt haben, aus ihrem Gedächtniſſe; die Religionswahrheiten ſchweben ihrem Geiſte nur noch wie ungewiſſe, matte Schatten vor. Was der Glaube wirklich lehrt, wiſſen ſie nicht, und was ſie vom Glauben wiſſen, ſind nur Entſtellungen und Läſterungen des Glaubens. Sie können alſo nicht Rechenſchaft geben von ihrem Glauben. Eine jede nur etwas verfängliche Frage in Glaubensſachen bringt ſie in Verlegenheit, der oberflächlichſte Einwurf iſt für ſie ein unauflösbares Räthſel, die lächerlichſten Entſtellungen der Wahrheit wiſſen ſie nicht zu berichtigen. So ſtimmen ſie denn, um aller Verlegenheit enthoben zu ſein, lieber auch mit ein in die Sprache des Unglaubens. Es ſind Kinder, die wie Meereswellen hin- und herfluthen und von einem jeden Winde der Lehre hin- und wieder getrieben werden. Eph. 4, 14. Die Ungläubigen ſind ferners

II. eitle, hoffärtige Menſchen, die gerne auch etwas beſonders in der Welt ſein möchten und darum die Ungläubigen ſpielen. — Es gibt eitle, hochmüthige Menſchen, die gerne eine Rolle in der Welt ſpielen möchten, und weil ſie entweder die Mittel nicht beſitzen, um Aufſehen zu erregen, oder die Fähigkeit nicht haben, ſich hervorzuthun, ſo verfallen ſie auf den Unglauben, als das wohlfeilſte Mittel, um groß zu thun in der Welt. Denn die Welt iſt einmal eine Feindin des Glaubens, und man darf ihres Beifalls verſichert ſein, ſobald man, und wenn auch nur äußerlich, dem Unglauben huldiget. Die Eitelkeit kann auf dieſe Weiſe, ohne beſondern Verſtand und wirkliche Verdienſte nöthig zu haben, einen gewiſſen Ruhm erhaſchen. Die Ehre, als ein aufgeklärter Katholik und großer Geiſt zu erſcheinen, iſt ungemein verführeriſch. So tragen ſie denn dieſen äußerlich angenommenen Unglauben zur Schau, und meinen Wunder was zu ſein, wenn ſie über den ſogenannten Aberglauben des gemeinen Volkes losziehen, die erhabenen Glaubenswahrheiten zur Zielſcheibe ihres Witzes machen und über die religiöſen Gebräuche ihren Spott ausgießen. Im Grunde gibt es für ſie nichts Gleichgiltigeres, als die Religion. Wähnt ja nicht, daß es ihnen bei dem, was ſie am Glauben auszuſetzen haben, um die Erforſchung

der Wahrheit zu thun iſt. Ihr möget alle ihre Zweifel noch ſo gründlich löſen und alle ihre Einwürfe noch ſo ſchlagend widerlegen, ihr möget ſie dahin bringen, daß ſie auf euere Gegenbeweiſe nicht mehr zu antworten wiſſen; ſo habt ihr doch mit all dieſem nichts gewonnen. Sie werden eine gewiſſe, geheimnißvolle Miene annehmen, und thun, als ob ſie noch weit wichtigere Gründe hätten, welche ſie aber nicht anführen wollen. — Es gibt aber noch Andere, die zwar nicht von ſolch närriſchem Hochmuthe beſeſſen, aber doch noch zu eitel oder ehrgeizig ſind, als daß ſie auf den Ruhm der Aufklärung verzichten, und hochherzig ſich hinwegſetzen wollten über den Spott, welchen die leichtfertige Welt ſo gerne und ſo reichlich über den Gläubigen ausgießt. Leider iſt es in unſern Tagen dahin gekommen, daß gebildet ſein und ungläubig ſein faſt für gleichbedeutend genommen wird, und gar Viele meinen, um für gebildet zu gelten, brauche man nur über die Religion zu ſpotten. Insbeſonders in unſern vornehmen Geſellſchaften darf man von Allem reden, nur nicht von der Religion, wenn man nicht die Zielſcheibe alles Spottes werden will. Dadurch werden Viele zu einer recht traurigen Heuchelei verleitet. Man iſt zu zerſtreuungsſüchtig, um ſich zurückzuziehen; man iſt zu eitel, um auf den armſeligen Ruhm der Aufklärung zu verzichten; man beſitzt nicht den Muth, um den Spöttern zum Trotze als einen gläubigen Chriſten ſich zu beweiſen, und iſt feige genug, äußerlich die Religion zu verachten, die man im Herzen bekennt; man iſt thöricht genug, im Widerſpruche mit ſeiner beſſern Ueberzeugung die Maske des Unglaubens vor das Geſicht zu nehmen, und die Sprache der Irreligiöſität zu reden, um nur nicht anzuſtoſſen. Dazu geſellt ſich oft noch das zeitliche Intereſſe, die Gewinnſucht. Man fürchtet bei manchen hochgeſtellten Perſonen, welche dem Glauben gram ſind, in Mißkredit zu kommen; man will es mit manchen unentbehrlichen Gönnern nicht verderben, welche auf die Religion nichts halten; man will gewiſſe Kundſchaften nicht verlieren, welche das Frommthun nicht leiden können. So nimmt man den Schein des Unglaubens an; im Herzen kann man ja doch glauben, was man will. Auf dieſe Weiſe glaubt man, Gott und der Welt zugleich zu dienen, betrügt aber in der That Gott und die Welt zugleich.

III. Es sind sittenlose Leute, welche die Schande ihres unordentlichen Lebens mit dem erborgten Mantel des Unglaubens zudecken wollen. Es läßt sich nicht leugnen, daß bei vielen Menschen der Widerspruch, welchen sie gegen den Glauben erheben, nur von ihrem unordentlichen Lebenswandel herrührt. Keiner von diesen sogenannten Ungläubigen hat damit angefangen, daß er an den Glaubenswahrheiten gezweifelt hätte, und aus diesen Zweifeln in das Lasterleben gefallen wäre, sondern sie Alle fingen mit den von der Religion geächteten Leidenschaften an, und daraus entstunden die Zweifel, oder vielmehr der Widerwille gegen die Religion. Je mehr Anhänglichkeit man an das Laster hat, desto weniger Neigung hat man zum Glauben; der Glaube wird in der Regel nicht eher verdächtig, als bis seine Wahrheiten anfangen, uns beschwerlich zu fallen. Ist man nämlich auf dem Wege der Sünde eine Zeit lang dahin gelaufen und hat man das Laster bereits lieb gewonnen, dann möchte man ihm auch in Ruhe fröhnen. Dieß ist aber nicht möglich, so lange noch der Glaube im Herzen lebt, und die Religion mit ihren ernsten Wahrheiten das Gewissen weckt. Man sucht also dieses Plaggeistes los zu werden. Daher suchen sich diese Menschen zu überreden, die Wahrheiten, wodurch sie beunruhiget werden, seien leere Erfindungen und die Furcht davor sei bloße Einbildung. Ihr angeblicher Unglaube ist also nichts Anders, als der Wunsch, daß gewisse Glaubenswahrheiten, wodurch sie bei ihrem unordentlichen Lebenswandel beunruhigt werden, nicht existiren möchten. Der Unglaube soll ihnen gleichsam zum Mantel dienen, womit sie ihre Laster zudecken möchten. Die Welt soll glauben, daß sie nicht aus Schwäche und von niederer Begierde beherrscht dem Laster sich ergeben, sondern aus Grundsatz. Vergl. oben S. 398—403.

IV. Es sind verwegene Menschen, die, weil sie zu ihren Zwecken nur Leute ohne Religion brauchen können, die Religion bei Andern durch ihr Beispiel zu vertilgen trachten. — Es besteht unleugbar eine Partei, welche um jeden Preis die Religion aus dem Herzen des Volkes zu vertilgen trachtet, und man arbeitet an diesem höllischen Werke nach einem wohldurchdachten und geordneten Plan. Ihr wißt, mit welchem Eifer, mit welcher List und mit welchem Aufwande

man irreligiöſe Schriften und ſchlechte Tagblätter in die Wirthshäuſer, in die Bürgerswohnungen und Handwerksſtätten, ſelbſt in die Hütten der Landleute einzuführen ſucht. Es iſt euch nicht unbekannt, wie emſig man die natürliche Eitelkeit und Genußſucht der Jugend und ihren Hang zur Ungebundenheit benützt, um derſelben eine Abneigung und einen Widerwillen gegen die Religion, welche ihren Leidenſchaften einen heilſamen Zügel anlegt, einzuflößen. Es iſt Niemanden ein Geheimniß, wie man Alles aufbietet, diejenigen zu gewinnen, denen der Jugendunterricht anvertraut iſt, um durch dieſe den Keim der Irreligiöſität und Gewiſſensloſigkeit in die zarten Herzen zu pflanzen, und ſo eine gottentfremdete Generation heranzubilden. Man kann es alle Tage erfahren, mit welcher Geſchäftigkeit man Alles aufgreift, ausmalt, entſtellt und veröffentlicht, was nur immer der Religion in den Augen des gemeinen Mannes ſchaden könnte. Man verdächtiget das katholiſche Prieſterthum, die ſtärkſte Waffe gegen den Unglauben; dichtet den Prieſtern falſche Verbrechen an; ſchreit über ihre Willkür und Tyrannei, mit welcher ſie die Gewiſſen drücken. Man wirbt Anhänger für neue Sekten, deren Glaubensbekenntniß in nichts Anderm, als im völligen Unglauben, in der Verachtung des Chriſtenthums und im Haße gegen die Wahrheit beſteht.

Woher dieſer unverſöhnliche Zorn, dieſer unermüdete Kampf gegen die Religion? Sollte man in der That überzeugt ſein, daß unſer Glaube falſch ſei, und die Menſchheit ohne denſelben glücklicher ſein würde? Nein, ſondern gar Viele arbeiten an dieſem Werke der Hölle mit, ohne zu wiſſen, was ſie thun, und ohne es zu wollen; ſie meinen vielleicht in ihrer Bethörung wirklich etwas Gutes zu thun. Denn ſie durchſchauen die wahren Pläne ihrer Meiſter nicht, welchen ſie dienen; man hat ſie durch falſche Vorſpiegelungen gefangen. Diejenigen aber, die wiſſen, was ſie wollen, und wohl berechnen, was ſie thun, ſind der Religion darum feind, weil ſie in derſelben ein unüberſteigliches Hinderniß in der Durchführung ihrer ruchloſen Pläne ſehen. Der wahre Glaube macht nämlich den Menſchen gewiſſenhaft; er lehrt ihn den Willen des Allerhöchſten zur Richtſchnur ſeines Thuns und Laſſens zu nehmen, und bei Allem, was er beginnt, an das Ende zu denken. Die Pläne aber, welche jene Menſchen verfolgen, ſind ganz gottlos,

widerſtreiten geradezu dem göttlichen Geſetze; der Gewiſſenhafte ſchaudert vor denſelben zurück; der Gläubige wird um keinen Preis zu deren Durchführung ſeine Hände darbieten. — Der Gläubige erkennt nur Einen Herrn über ſich, den Herrn der ganzen Welt, Gott; ihm gehorcht er unbedingt. Er gehorcht zwar auch den Menſchen, aber nicht aus Furcht, ſondern um des Gewiſſens willen; er gehorcht ihnen als Stellvertretern Gottes, und gehorcht ihnen nur in ſo weit, als ſie nichts gebieten, was dem göttlichen Geſetze zuwider läuft. Aber jene Leute brauchen zur Durchführung ihrer Entwürfe blinde, willens- und gewiſſensloſe Werkzeuge, die das, was man von ihnen verlangt, nicht erſt an dem Prüfſteine des Gewiſſens unterſuchen, auf der Wage des Glaubens wägen und nach dem Geſetzbuche Gottes prüfen. Es muß alſo vor Allem der Glaube ausgerottet, das Volk muß gewiſſenlos gemacht werden. Man macht auch daraus gar kein Hehl mehr; man ſpricht es ohne Scheu in Wort und Schrift aus; laut ertönt das Feldgeſchrei der Hölle: „So lange das Volk noch an einen Gott glaubt und eine Ewigkeit fürchtet, können wir unſere Abſichten nicht durchſetzen, die Tyrannenſtühle nicht zerſchlagen und Europa nicht frei machen; vor Allem muß daher der Glaube ausgerottet werden.“

Dieß ſind alſo die Gründe, warum ſo Viele zur Fahne des Unglaubens ſchwören. Man iſt ungläubig aus Unwiſſenheit, aus Stolz, aus Schlechtigkeit und um Schlechtes zu erreichen. Sagt jetzt ſelbſt: Gereicht es zur Ehre, ungläubig zu ſein? Liegt darin nicht vielmehr für einen Jeden eine große Schmach? cf. Himmelſteins Predigten B. 3.

47. Woher kömmt es, daß der Ungläubige bei jeder Gelegenheit ſeine Grundſätze auskramt und Andern mittheilt.

Man kann die Bemerkung machen, daß wahrhaft gläubige Chriſten in der Regel wenig Lärm machen mit ihrer Gläubigkeit, und daß ſie ſich nur ungerne in Glaubensſtreitigkeiten mit Andern einlaſſen und ſelten Jemanden mit der Auseinanderſetzung ihrer religiöſen Ueberzeugung läſtig fallen. Die Ungläubigen dagegen kommen bei einer jeden Gelegenheit mit ihren Zweifeln, und ſtreiten unermüdet gegen den Glauben. Was iſt wohl der Grund

hiefür? Man kann ſagen, die Abſicht des Ungläubigen, auch Anderen ſeine Grundſätze einzuimpfen. Allein es iſt damit noch nicht Alles geſagt. Dieſer auffallende Unterſchied, zwiſchen dem Gläubigen und Ungläubigen hat noch eine andere Urſache. Der Gläubige iſt in ſeinem Glauben ſicher. Seine Ueberzeugung ruht auf einem unerſchütterlichen Fundament, auf Gott, der ewigen, untrüglichen Wahrheit. Er bedarf alſo nicht erſt der Zuſtimmung und des Beifalles irrthumsfähiger Menſchen, um ſeine religiöſe Ueberzeugung zu ſtützen. Er ſpricht mit dem Apoſtel: Ich weiß, wem ich glaube, und bin ſicher. Er iſt zufrieden und getröſtet bei ſeinem Glauben, und ſieht mit freudiger Hoffnung der Ewigkeit entgegen, die ihm das bringen ſoll, was der Glaube ihm verheißt. Ganz anders aber verhält es ſich mit dem Ungläubigen. Es herrſcht ein unerträglicher Zwieſpalt in ſeinem Weſen, ſeine innere Ueberzeugung widerſpricht dem Unglauben, den er äußerlich zur Schau trägt, und während ſein Mund gewiſſe Glaubenswahrheiten verſpottet, zittert ſein Herz aus Furcht und Angſt vor denſelben. Darum ſuchen ſich Solche durch die Zuſtimmung Anderer zu beruhigen und durch menſchlichen Beifall ihren gleichſam in die Luft gebäuten Unglauben zu ſtützen. Es ergeht ihnen, wie gewiſſen furchtſamen Menſchen, die, wenn ſie einſam einen Gang durch die ſchauerliche Nacht machen müſſen, durch lautes Singen und Lärmen ihre Furcht zu beſchwichtigen ſuchen. Auf gleiche Weiſe ſuchen jene durch fortwährendes Streiten und Toben gegen den Glauben ihre heimliche Glaubensfurcht niederzuſchreien und ſich ſelbſt Muth zu machen. Und gleichwie die Hand immer wieder und unwillkürlich nach dem kranken Körpertheile greift, wo der heimliche Schmerz brennt, ſo berührt die Zunge ſolcher Ungläubigen immer und immer wieder die Glaubenswahrheiten, durch welche ſie im Innern beunruhiget werden, weil ſie ein böſes Gewiſſen haben.

48. Von der Thorheit des Unglaubens.

Der Unglaube wird häufig als Aufklärung bezeichnet, und gar Manche ſpielen die Rolle von Ungläubigen, weil ſie meinen, dadurch ſich das Anſehen von Gelehrſamkeit zu geben. In der That aber gibt es keine größere Thorheit, als der Unglaube iſt.

Ungläubig iſt derjenige, welcher das Chriſtenthum verwirft,

entweder weil er zweifelt, daß es wahr ist, oder weil er sich überredet, daß es falsch ist; Beides aber ist Thorheit. Denn kann es einen größeren Wahnsinn geben, als deßwegen, weil man zweifelt, ob die Religion wahr ist, sie zu verwerfen? Ist damit nicht Alles auf das Spiel gesetzt? Denn ist sie dennoch wahr, so gibt es einen gerechten Gott, in dessen Hände der Ungläubige fallen wird; es gibt einen Erlöser Jesus Christus, der sein Blut von dem Ungläubigen zurückfordern wird; es gibt eine Hölle, in dessen Abgrund er ewig brennen wird. Und wie, du, der du diesen ernsten Wahrheiten nichts als deinen Zweifel, nichts als ein ungewisses Vielleicht entgegensetzen kannst, trotzest diesem Gotte, verwirfst deinen Erlöser und fürchtest dich nicht vor der Hölle? Gibt es eine unbegreiflichere Verirrung? Was würdest du denn von einem Menschen sagen, der in viel geringfügigeren Dingen ein ähnliches Verfahren beobachtete? Was würdest du sagen von einem Menschen, der in einem Prozesse, wo sein Vermögen, seine Ehre oder sein Leben auf dem Spiele stünde, einen Ruhm darein setzen würde, keine Vorsicht anzuwenden und Alles dem Zufalle zu überlassen; der des Unglückes, das ihm droht, nur lachen, und mit Verachtung alle Mittel zurückweisen würde, welche man ihm zu seiner Rettung anbietet? Würdest du von einem Solchen nicht sagen, er habe den Verstand verloren? Noch unsinniger handelt der Ungläubige, weil er einem ungewissen Vielleicht viel höhere Güter zum Opfer bringt. Du zweifelst daran, ob es eine Hölle gibt, und lebst im Voraus schon, als ob es keine gäbe, und verschmähest alle Mittel, welche dich davon retten könnten: sage, was kann es noch für eine größere Thorheit geben?

Aber es gibt Ungläubige, die über den Zweifel hinaus sind, bei denen es eine Ueberzeugung ist, daß die Religion nur ein Mährchen ist. Wird man auch einen solchen Unglauben Thorheit nennen können? Gewiß; denn woher hat der Ungläubige diese seine sogenannte Ueberzeugung geschöpft? Ist sie die Frucht eines reifen Nachdenkens, oder verwirft er den Glauben seiner Väter, ohne sich die Mühe gegeben zu haben, ihn zu prüfen und kennen zu lernen? Im letztern Falle wäre sein Wahnsinn offenbar; denn was ist der Vernunft mehr entgegen, als sich über das, was man nicht weiß, so bestimmt auszusprechen, und in einer so wichtigen

Sache, ſich zu rühmen, Gewißheit erlangt zu haben, ungeachtet man noch kaum einmal ernſtlich darüber nachgedacht hat? Und in dieſer Lage befinden ſich die meiſten Ungläubigen. Denn ſo gelehrt auch einige unter ihnen ſein mögen, in Beziehung auf die Religion wiſſen ſie nichts; ſie haben oft die Anfangsgründe, welche man ſie in ihrer Jugend lehrte, wieder vergeſſen; der Koran und die Träumereien des Heidenthums ſind ihnen oft beſſer bekannt, als die Glaubenslehren des Evangeliums. Sie bauen auf ihre vermeintliche Ueberzeugung, und läſtern, was ſie nicht verſtehen, weil es die Mode der Zeit ſo mit ſich bringt. O wenn mancher Ungläubige aufrichtig ſein wollte, ſo müßte er geſtehen, daß er kaum einen Begriff von den Ehrfurcht gebietenden Geheimniſſen des Chriſtenthums hat, welche er doch jeden Augenblick zu verſpotten wagt.

Wir wollen nicht in Abrede ſtellen, daß es noch eine andere Klaſſe von Ungläubigen gibt, die wirklich nicht ohne vorausgegangene Prüfung das Joch des Glaubens abgeworfen haben; allein auch dieſer Unglaube iſt nichts weniger als ein Zeichen von Weisheit. Denn wer die Gründe des Glaubens einerſeits, und die Gründe des Unglaubens andern Theils zuſammen ſtellt, und beide vorurtheilslos prüft und gegenſeitig abwägt, der muß ſich, wenn er nicht wahnſinnig iſt, auf die Seite der Religion ſtellen; denn die Zeugniſſe, welche den Glauben ſtützen, ſind eben ſo unverbrüchlich und überzeugend, als die, welche man ihr entgegenſtellt, leichtfertig und verächtlich ſind; nicht minder ſind die Beweiſe für die Religion eben ſo gründlich und unumſtößlich, als die vermeintlichen Beweiſe, auf welche der Ungläubige ſich fußt, nichts Anders ſind, als leere Spitzfindigkeiten und bloße Trugſchlüſſe.

Das erſte Zeugniß zu Gunſten der Religion iſt das ihrer heiligen Bücher. Welch ein Zeugniß für den Glauben iſt das alte Teſtament, jenes Buch, welches um viele Jahrhunderte älter iſt, als ein jedes andere. Welche tiefe Weisheit findet man in dieſem Buche; welche Schätze der Erkenntniß und Wiſſenſchaft! Dort iſt der Urſprung der Welt und des menſchlichen Geſchlechtes, der Anfang aller Völker, der Grund aller Geſchichte; dort ſind alle menſchlichen und göttlichen Wiſſenſchaften gleichſam in ihrer Quelle. Und dieſes Buch, das faſt von allen Dingen handelt, und ſeit Jahrtauſenden dem Widerſpruche der Menſchen ausgeſetzt iſt,

konnte man nicht in Einem Punkte eines Irrthums oder eines Verstoſſes überführen; denn was auch die Ungläubigen dagegen vorbrachten, — ihre Behauptungen erſchienen nach vorgenommener Prüfung als unſtichhaltig. Was ſoll ich erſt vom neuen Teſtamente ſagen, da ſelbſt die berüchtigſten Ungläubigen darin eine Majeſtät erkennen, welche ſie in Staunen ſetzt, und eine Heiligkeit, welche wider ihren Willen zu ihrem Herzen ſpricht; und da ſie genöthiget ſind, zu geſtehen, daß ein ſolches Buch nicht ein Werk der Menſchen ſein könne? — Das zweite Zeugniß zu Gunſten der Religion iſt das ihrer heiligen, großen Männer. Suchet in der Profangeſchichte einen Gerechten und einen Weiſen, welcher mit einem Abraham, Iſaak und Jakob verglichen werden könnte; einen Helden, welcher einem Joſue, einem Gedeon, einem Judas Machabäus gleich wäre; einen Geſetzgeber, der einem Moſes; einen Richter, der einem Samuel ähnlich wäre; kriegeriſche oder friedliebende Könige, welche man mit einem David und einem Salomon in Vergleich bringen; Prieſter, welche man neben einen Aaron ſtellen könnte; Botſchafter Gottes, wie ein Elias, Jeremias und Daniel! Wo iſt aber erſt ein bewunderungswürdigerer Mann, als der Stifter unſers heiligen Glaubens, von dem ſelbſt die Gottloſigkeit bekennen muß, daß er der heiligſte, erleuchtetſte und weiſeſte aller Menſchen geweſen, und von dem eines der Häupter der Ungläubigen ſchreibt: Wenn das Leben und der Tod des Sokrates das Leben und der Tod eines Weiſen iſt, ſo iſt das Leben und der Tod Jeſu das Leben und der Tod eines Gottes. — Das dritte Zeugniß für den Glauben iſt das ſeiner erſten Prediger, nämlich der Apoſtel, jener Männer, die eben ſo durch ihre Einfachheit und Aufrichtigkeit, als durch die Unerſchrockenheit ihres Muthes, durch die Erhabenheit ihrer Lehre, durch die Heiligkeit ihres Wandels, durch ihre Wunder und ihren Sieg über die ganze Welt, die von dem ſchrecklichſten Aberglauben zum Dienſte des allein wahren Gottes zurückgeführt worden iſt, Staunen erregen. — Das vierte Zeugniß für die Religion iſt das ihrer Lehrer in den folgenden Jahrhunderten: eines Ambroſius, eines Auguſtinus, eines Baſilius eines Chryſoſtomus und jener faſt unzählbaren Menge von großen Schriftſtellern, bewunderten Rednern, Gelehrten und Heiligen, welche, durch Zeit und Ort von einander getrennt, überall mit einer ſtau-

nenswerthen Gleichförmigkeit denſelben Glauben gelehrt, mit allen Waffen der Vernunft, der Wiſſenſchaft und des Talents vertheidigt, und nicht weniger durch die Heiligkeit ihres Lebens, als durch ihre tiefe Gelehrſamkeit ihm zur Zierde gereicht haben. — Fernere Zeugniſſe für die Religion ſind die Millionen von Martyrern, welche in allen Theilen der Erde ihr Blut vergoſſen und den grauſamſten Tod geſtorben ſind, um die Wahrheit unſeres Glaubens zu bezeugen; die ganze civiliſirte Welt, welche, nach einem dreihundertjährigen Widerſtande endlich beſiegt, ſelbſt jenen Glauben annahm, der durch die Strenge ſeiner Sittenlehre erſchreckt und durch die Unbegreiflichkeit ſeiner Geheimniſſe in Staunen ſetzt; die Kirche, jene Meiſterin der Wahrheit, welche im Urſprunge ſo unanſehnlich, in ihrer Ausbreitung ſo arm an Mitteln, wodurch man ſonſt unter Menſchen Einfluß zu bekommen pflegt, von ſo vielen Feinden im Laufe der Jahrhunderte ſo blutig verfolgt, dennoch in allen Stürmen ſich erhalten und heut zu Tage in rieſenhafter Größe und von ihren Feinden ſelbſt gefürchtet daſteht.

Wie ſind den Zeugniſſen für die Religion gegenüber die Zeugniſſe beſchaffen, worauf der Unglaube ſich ſtützt? Tretet hervor, ihr Helden des Unglaubens, und ſtellt euch den Apoſteln und übrigen Lehrern der Kirche gegenüber; laßt ſehen, ob ihr einen Vergleich mit ihnen aushalten könnet! O nie iſt der Unglaube verächtlicher, als wenn er ſeines Urſprunges gedenkt, und jener, die ihn in das Daſein gerufen haben. Was waren jene Orakel anders, als muthwillige, leichtfertige und verwegene Geiſter? Was waren ſie anders, als überſpannte Schwätzer, unverſchämte Sophiſten, unerträgliche Poſſenreißer, deren gewöhnlichſte Waffen Spott und boshafter Witz geweſen ſind, und welche ihren Ruhm darein geſetzt haben, ſich über Alles luſtig zu machen, und Alles, was dem Menſchen heilig und ehrwürdig iſt, in's Lächerliche zu ziehen? Iſt es eine Ehre, ſolcher Meiſter Schüler zu ſein? Was iſt überdieß ſchändlicher, als Betrug und Heuchelei? Nun hierin haben ſich jene ſogenannten großen Geiſter ausgezeichnet. Leſet die Menge jener ruchloſen Werke, womit ſie Europa überſchwemmt haben, ſo werdet ihr die Lüge faſt auf einer jeden Seite finden. Wie kann man ſich auch darüber wundern, da ſich der Patriarch dieſer vermeintlichen Philoſophen nicht ſcheute, öffentlich zu ſagen und zu ſchreiben: „Die

Lüge iſt eine ſehr gute Sache, wenn ſie Gutes bewirkt; man muß lügen, nicht verzagt, nicht nur zu einer gewiſſen Zeit, ſondern dreiſt und immer; lüget, meine Freunde, lüget!“ Dieſe Lehre iſt denn gewiß ein herrliches Evangelium, und würdig derjenigen, die ſie vortragen! Und welch ein Auseinandergehen der Meinungen, und welche Zerriſſenheit der Lehre herrſcht im Lager der Ungläubigen! Ich zweifle, ob man auch nur zwei unter dieſen Menſchen findet, welche miteinander übereinſtimmen, ja ich zweifle, ob es nur Einen gibt, der mit ſich ſelbſt immer übereinſtimmt, und nicht ſpäter ſelbſt das verwirft, was er früher mit dem glühendſten Feuereifer vertheidigte. Es iſt nichts richtiger, als was ein großer Redner ſagt: Dieſe Philoſophen (die Ungläubigen) ſind wankelmüthige Menſchen, und ihre Werke ein Chaos von Widerſprüchen.

Wir gehen zu den Beweiſen über. Der Glaube hat vorzüglich vier einleuchtende Beweiſe, wodurch er ſeine Göttlichkeit darthut. Der erſte dieſer Beweiſe ſind die Weiſſagungen. Die ganze Geſchichte des Chriſtenthums iſt in ſeinen Hauptmomenten, und insbeſonders die Lebensverhältniſſe ſeines göttlichen Stifters ſind lange vor ſeiner Ankunft auf Erden umſtändlich und auf das genaueſte vorausgeſagt; denn die Zeit und der Ort ſeiner Geburt von einer Jungfrau, das Geſchlecht, von welchem er abſtammen ſoll; die Einzelnheiten ſeines Lebens; die Schmerzen und das Schimpfliche ſeines Todes, der Triumph ſeiner glorreichen Auferſtehung, die Zerſtreuung des jüdiſchen Volkes und ſeine wunderbare Erhaltung mitten unter den übrigen Völkern; die Bekehrung der Welt, die Gründung der chriſtlichen Kirche und ihre Ausbreitung in alle Länder der Erde; — dieß und noch viel Anderes iſt klar vorausgeſagt, und Alles, was vorausgeſagt worden iſt, hat ſich auch erfüllet. Vergl. Bd. 1. S. 162—189. Wie es nun gewiß iſt, daß Gott allein aus ſo weiter Ferne in der Zukunft leſen, und Jahrhunderte die tiefen Abſichten, die ſich eines Tages verwirklichen ſollen, vorausverkünden kann, ſo ſchließen wir auch mit Recht, daß eine alſo vorausverkündete Religion göttlich ſein müſſe. — Der zweite Beweis ſind die Wunder. Jeſus Chriſtus bezeichnete faſt einen jeden ſeiner Schritte mit Wundern; denn er gibt Blinden das Geſicht, Tauben das Gehör, Gichtbrüchigen und Lahmen den Gebrauch ihrer Glieder; Todten, ſelbſt wenn ſie ſchon

mehrere Tage im Grabe lagen, das Leben wieder zurück. Seine eingefleiſchten Feinde ſind Zeugen dieſer Wunder, und können ſie nicht anfechten. Seine Apoſtel wirken ähnliche Wunder in allen Gegenden der Erde. Rom und Athen ſtaunen, wie Judäa, die Akademie und der Portikus ſind beſtürzt, wie die Synagoge. Die Heiden bekehren ſich in Maſſe, und laſſen ſich für eine Religion martern, welche ihren Dienern ſolche Kraft verleiht. Selbſt die Gottloſen und Verfolger, die Prieſter und Philoſophen des Heidenthums geſtehen, gleich den hartnäckigen Juden, einmüthig die Wahrheit der Wunder zu, und denken auf keine andere Erwiderung, als daß ſie dieſelben thörichter Weiſe der Zauberei zuſchreiben. Wie es aber nur Gott zuſteht, der Natur zu gebieten, und nach Willkür ihre Geſetze zu ändern, ſo muß auch eine Religion, deren Urheber ſich als Herr der Natur bewieſen hat, göttlich ſein. — Der dritte Beweis iſt die Erhabenheit der Lehre. Während alle Nationen der Welt in die dichteſte Finſterniß verſenkt ſind, und ihre Religion nichts Anders iſt, als ein Gemeng von abgeſchmackten Fabeln und unreinen Geheimniſſen, und die größten Weiſen ſich eben ſo wie der gemeine Haufen verirrt haben; was iſt das für eine Religion, welche plötzlich Licht in der Welt verbreitet, welche alle Wahrheiten ohne irgend eine Beimiſchung von Irrthum lehrt; alle jene Götter von Thon, Holz und Metall, die das menſchliche Geſchlecht anbetete, von ihren Altären ſtürzt, und die Einheit eines unkörperlichen, unendlichen, ewigen, allmächtigen Gottes verkündet, der Alles, was iſt, aus dem Nichts geſchaffen, welcher den Menſchen nach ſeinem Bilde gemacht, ihn in das Paradies geſetzt; die ihm, nachdem er durch die Sünde ſeine Glückſeligkeit verloren, einen Erlöſer geſandt, auf daß er ihn von ſeinem Falle aufrichtete und wieder zu Gnaden brächte! Wenn wir nun einerſeits ſehen, daß alle aus dem Geiſte des Menſchen hervorgegangenen Lehren ſo unzuſammenhängend, ſo falſch und ſchlecht ſind; anderſeits aber, daß eine Lehre ſo wahr, in all ihren Theilen ſo genau verbunden, über die Vernunft ſo erhaben, und zu gleicher Zeit mit ihren reinſten Begriffen ſo übereinſtimmend iſt; ſo ſchließen wir vertrauensvoll, daß eine ſolche Lehre nur vom Himmel hat kommen können. — Der vierte Beweis iſt endlich die Reinheit der Sittenlehre. Es gibt keinen Verleumder des Chriſtenthums,

welcher nicht damit übereinstimmte, daß die einzige vollkommene und in jedem Punkte untadelhafte Sittenlehre die des Evangeliums ist, dieses bewunderungswürdigen Gesetzbuches, welches nicht bloß den Mord verbietet, sondern auch die Quelle dazu verstopft, indem sie auf Entfernung allen Hasses dringt und selbst Liebe zum Feinde einschärft; welches nicht bloß den Ehebruch verdammt, sondern jeder Ausschweifung in der Quelle zuvorkömmt, indem es jeden unzüchtigen Gedanken verbietet; welches nicht bloß befiehlt, das Eigenthum des Andern zu ehren, sondern sein eigenes Gut mit dem Armen zu theilen, zur Pflicht macht. Wie sollte man nun nicht schließen, daß die einzige Religion, deren Sittenlehre Gottes würdig ist, auch die einzige ist, welche Gott zum Urheber hat.

Nun mag der Unglaube kommen, und auch seinerseits, nicht seine Beweise, denn solche hat er nicht, sondern nur seine Einwendungen und Bedenklichkeiten vorbringen. Bezüglich der Weissagungen sind eigentlich nur zwei Einwendungen möglich: man muß darthun, daß sie entweder nicht in Erfüllung gegangen, oder daß sie erst nach dem Ereignisse gemacht worden sind. Diese zwei Einwürfe kann man aber vernünftiger Weise nicht einmal aufstellen, geschweige denn geltend machen. Sagen, die Prophezeiungen sind nicht in Erfüllung gegangen, wäre eine allzu handgreifliche Lüge, weil man sie nur nachschlagen darf, um zu sehen, daß Moses, David und die Propheten von Christus geredet haben, wie die Evangelisten. Sagen, sie sind erst nach den Ereignissen gemacht worden, wäre ein allzu abgeschmackter Vorwand, weil wir sie in den Händen der Juden, unserer Feinde, sehen, welche unverwerfliche Zeugen für das Alterthum dieser Bücher sind, die sie von ihren Vätern erhalten haben. Da also diese beiden Einwürfe unmöglich sind, so bleiben den Ungläubigen nur noch erbärmliche Ausflüchte übrig, wodurch sie mehr sich lächerlich machen, als das Fundament der Weissagungen selbst erschüttern. Und wie verfahren sie mit den Wundern? Um diesen Beweis in seiner Richtigkeit darzustellen, müßte man bezüglich jener Wunder, welche die heiligen Bücher berichten, beweisen, daß sie falsch sind; aber dieses kann man nicht einmal von einem einzigen darthun; denn wie ließen sich solche mit allen Merkmalen der Gewißheit ausgerüstete Thatsachen in Abrede stellen? Man nimmt also auch hier zu leeren

Einreden ſeine Zuflucht; man ſagt: Gott könne keine Wunder wirken, weil er nichts gegen die Geſetze der Natur thun dürfe. Iſt es möglich, daß ſich der geſunde Menſchenverſtand bis zu einer ſolch unſinnigen Behauptung verlieren kann? — Was entgegnen unſere Ungläubigen auf den dritten Beweis, welcher aus der Erhabenheit der Lehre hergenommen iſt? Sie können die Vortrefflichkeit des Chriſtenthums nicht in Abrede ſtellen: ſie müſſen zugeben, daß unter allen Religionen dieſe Lehre allein eben ſo Gottes würdig iſt, als es den Menſchen über die wichtigſten Fragen die lichtvollſten Aufklärungen gibt. Aber dieſe Lehre, ſagen ſie, enthält Geheimniſſe, und ein Philoſoph kann nur das annehmen, was er begreift. O der grenzenloſen Thorheit! Man will in der Religion keine Geheimniſſe zugeben, und ſtößt in der Natur mit jedem Schritt auf ſolche. — Was haben endlich die Ungläubigen gegen die Sittenlehre einzuwenden? Iſt ſie nicht heilig genug? O der Schande! ihre Heiligkeit ſelbſt machen ſie ihr zum Vorwurf. Sie iſt zu ſtreng, ſagen ſie; eine zu heftige Feindin der natürlichen Neigungen; indem ſie die Leidenſchaften unterdrückt, erſtickt ſie den Keim zu großen Gefühlen und zerbricht die Triebfeder großer Handlungen. Alſo wie, die Leidenſchaft ſoll die Mutter großer Thaten und edler Handlungen ſein? die Leidenſchaft ſoll das Wohl des Vaterlandes und das Beſte der Menſchheit befördern? O wir kennen die Werke der Leidenſchaften; wir haben ſie noch friſch im Andenken. Wir wiſſen aber auch, daß man zur Religion wieder greifen und die Völker wieder gläubig machen mußte, um die Welt vor einer chaotiſchen Verwirrung zu bewahren.

Aus allen dem erhellet zur Genüge, daß im Unglauben keine Weisheit iſt, ſondern vielmehr Thorheit. Die heil. Schrift ſelbſt legt dafür Zeugniß ab; ſie nennt den Unglauben eine Thorheit: Der Thor ſagt: Es gibt keinen Gott. Pſ. 13, 1. Deßwegen haben ſich auch die wahrhaft Aufgeklärten in allen Jahrhunderten dem Glauben zugewendet; die erleuchtetſten Weiſen unter den Völkern ſind immer auch die frömmſten Gläubigen geweſen. Vergl. Mac Carthy's Predigten.

49. Wie unglücklich der Ungläubige ist.

Niemand ist unglücklicher, als der Ungläubige. Es erfüllt sich an ihm der Ausspruch der heiligen Schrift: Die Gottlosen haben keinen Frieden. Is. 48, 22. Der Ungläubige wagt in seiner Verblendung, zu sagen, das Mittel, hienieden glücklich zu sein, sei das, ohne Gott zu leben. Gott erfüllt ihm seinen thörichten Wunsch; er zieht sich von ihm zurück, und überläßt ihn sich selbst. Weil aber Gott die einzige Quelle alles Glückes ist, so gibt es von nun an keines mehr für den Ungläubigen. Laßt uns diesen Gedanken weiter ausführen.

Gebt dem Ungläubigen Alles, was den Reiz des Lebens erhöht; versetzt ihn unter den schönsten Himmel, in eine Gegend, wo die Natur alle ihre Schätze verschwendet; umgebt ihn mit der glänzendsten Gesellschaft; gebt ihm Jugend, Gesundheit, Reichthum, Ehre, Vergnügen, so viel als nur möglich; füget Alles hinzu, was euch schön dünkt: ohne Religion ist es Alles nichtig und eitel. Denn ohne Religion ist die ganze Natur wie ohne Leben für ihn; die Gesellschaft ohne Reiz und Annehmlichkeit; die Welt mit all ihren Vergnügungen nur eine schauderhafte Leere. Was könnten die schönsten Schauspiele, welche die Natur ihm bietet, die kostbarsten Geschenke, die sie an ihm verschwendet, seinem Geiste und seinem Herzen sagen, wenn er nirgends Verstand, nirgends Plan oder Liebe merkt; wenn er nur empfindungslose Materie, zufällige Gestaltung und blindes Ungefähr sieht? Gedankenlos schaut er Wirkungen ohne Ursache, einen herrlichen Zusammenhang ohne Ordner. Bald wird er ermüden, den eitlen Schmuck einer unbeseelten Scene und alle jene unerklärlichen Spiele des Zufalls zu betrachten, die ihn in Verwunderung setzen, ohne sein Herz zu rühren. Dem Ungläubigen ist Alles räthselhaft, Alles unklar im großen Reiche der Natur; daher fühlt er nirgends eine wahre Freude. Das Schönste ekelt ihn bald an; er vertrocknet, wie eine Blume, auf welche der Thau des Himmels nicht mehr fällt. — Eben so wenig Reiz hat für den Ungläubigen die Gesellschaft und das Zusammenleben mit seines Gleichen. Wie sollte bei den niedrigen Begriffen, welche er vom Menschen hat, die Gesellschaft für ihn eine Annehmlichkeit haben. Er sieht ja im Menschen nur eine Hand voll Lehm,

welchen der Zufall gebildet hat, und der bald wieder durch eine andere Laune zerbrochen, in ſein Nichts zurück fällt; ein Weſen das nur dem zufälligen Zuſammentreffen einiger glücklichen Umſtände es verdankt, ein wenig über die Thierwelt erhaben zu ſein, das übrigens eben ſowohl wie das Thier ſeinen Trieben und Neigungen folgt, im Grunde eben ſo unfrei wie dasſelbe iſt, deſſen ſogenannte Tugenden nichts als die Folge einer beſſern Erziehung ſind, und das kein höheres Ziel hat, als ſeinem Nutzen und Vergnügen nachzuhängen. Sagt, was kann bei ſolchen Begriffen von dem Menſchen das Zuſammenleben mit ſeines Gleichen Angenehmes haben? — Wo ſollte alſo der Ungläubige ſein Vergnügen finden? Vielleicht in den Freuden der Sinne, in den Talenten des Geiſtes, in den Reichthümern und Ehrenſtellen? Laßt ihn Alles beſitzen, und er wird doch unglücklich ſein; denn alle Güter und alle Freuden dieſer Welt können das Bedürfniß ſeines Herzens nicht befriedigen. Nichts iſt in dieſer Welt ſo groß, als das Herz des Menſchen; Gott hat dem menſchlichen Herzen als vorzüglichſtes Merkmal ſeiner Aehnlichkeit mit ihm das Siegel der Unermeßlichkeit aufgedrückt. Nichts Irdiſches, ſondern nur Gott allein kann dieſes Herz ſättigen. Daher iſt es immer leer, bis Gott kömmt und es erfüllt; immer hungert es, bis Gott es ſättiget. Gerade dieſen Troſt raubt der Ungläubige ſeiner Seele. Er verurtheilt ſie, die eine Tochter des Himmels und eine Erbin der Unſterblichkeit iſt, dazu, im Staube der Erde zu kriechen, von ihm ſich zu nähren und ſich ſelbſt nur für Staub und Aſche zu halten. Sei glücklich, ſpricht der Ungläubige zu ſeiner Seele. Aber was gibt er ihr denn, um es ſein zu können? Sinnliche Vergnügungen? Ach, ſie gibt ſich Mühe, ſich daran zu ſättigen, ſie verſenkt ſich in die Lüſte; aber bald ruft ſie aus: Das iſt Koth; ich kann die Spende dieſer ehrloſen Freuden nicht länger ertragen; je mehr ich ſuche, mich daran zu ſättigen, deſto mehr Ekel verurſachen ſie mir. Was gibt der Ungläubige ſeiner Seele? Reichthümer? Ach, ſie ſchichtet Haufen glänzenden Metalls auf, ſie vergrößert ihre Ländereien, ihre Paläſte und Vergnügungshäuſer; was hat ſie aber gewonnen? O der Täuſchung! ruft ſie aus. Ich habe meine Unruhen mehr vergrößert, als meine Beſitzungen; ich habe meine Kiſten gefüllt, ich ſelbſt aber bleibe leer; ich habe Plagen, die der Arme nicht kennt,

und doch habe ich nicht den Frieden, der ihn häufig in seinem Elende tröstet. Wohlan, da sind Titel, Würden, Orden, Ehrenstellen! Vielleicht findet die Seele des Ungläubigen an diesen Dingen ihren Trost. Ach, ruft sie, dieß sind Kinderpuppen. Ich habe mich einige Zeit lang daran ergötzt, aber ich bin ihrer müde geworden. So lange ich nach ihnen strebte, sind sie mir als etwas Großes erschienen; seitdem ich sie aber besitze, finde ich an ihnen nur mehr einen eitlen Glanz. Nun so gib deiner Seele, Ungläubiger, Ruhm, der aus großen Talenten, aus der Wissenschaft und der Kunst erwächst, oder gib ihr die Lorbeeren des Krieges, gib ihr die Scepter und Kronen eroberter Reiche. Was erwidert sie hierauf? Ach, spricht sie, der große Name ist nur ein Rauch; er hat mein Herz aufgeblähet, aber nicht gesättiget; er macht mich unruhiger, aber nicht zufriedener. Und die Eroberungen? Ach, indem ich die Erde verheerte, habe ich zwar viel für das Unglück Anderer gethan, aber nichts für mein eigenes Glück. Weit entfernt, die Untiefe, welche in meinem Herzen ist, durch eroberte Länder ausgefüllt zu haben, habe ich sie vielmehr tiefer gegraben und mich überzeugt, daß sie bodenlos ist. Und in der That kennen wir nicht mächtige Männer und berühmte Eroberer aus der Geschichte, welche, nachdem sie aus dem Staube hervorgegangen, sich auf Throne gesetzt, über Völker und Könige geherrscht, die Welt mit dem Ruf und dem Schrecken ihres Namens erfüllt haben? Wer hat sie aber in ihrem glänzendsten Glücke ruhig gesehen? Wer hat sie für glücklich halten können? Hatte nicht schwerer Verdruß gleichsam seinen Sitz auf ihrer Stirne aufgeschlagen? Hat ihr unruhiger Ehrgeiz ihnen nur einen Augenblick erlaubt, sich zu erheben und sich zu freuen? Hat ihre gefürchtete Macht und ihr eitler Ruhm sie nicht gleich einem bohrenden Stachel wie verwirrt und wüthend von Unternehmen zu Unternehmen ohne Aufhören bis in den Abgrund getrieben, von welchem sie plötzlich mit ihren großen Plänen verschlungen worden sind? Sehet hier das Unglück des Ungläubigen, wenn er auch Alles besitzt, was das Menschenherz sich wünschen mag!

Wie sollte der Ungläubige auch glücklich sein können, da er sein Herz fortwährend seinen grausamsten Feinden und unbarmherzigsten Henkern, nämlich seinen Leidenschaften und seinen Gewissensbissen hingibt. Der Mensch hat keine gefährlichern Feinde,

als ſeine Leidenſchaften; wenn er ſie nicht unterjocht, wird er der Spielball derſelben. Der Stolz, der Neid, der Zorn, der Haß, die Rachſucht, der Geiz, die Ehrſucht, die thieriſche Sinnlichkeit führen unausgeſetzt Krieg in ſeinem Herzen und laſſen ihm niemals eine Ruhe. Da folgen einander ununterbrochen Wünſche, Abneigungen, Furcht, Hoffnung, thörichte Freude, bitterer Verdruß, Laune, Widerwille, welche, wie ſtürmiſche Wogen das Meer, es erregen, es peitſchen, es niederdrücken, es an tauſend Klippen brechen und ihm tauſend Abgründe öffnen. Als Gott jene hochmüthigen Philoſophen des Heidenthums züchtigen wollte, welche mit Verleugnung ihrer Vernunft und ihres Gewiſſens ihn nicht mehr als Gott erkennen und verehren wollten, übergab er ſie, wie der heilige Paulus ſagt, nicht der Grauſamkeit der Tyrannen, nicht dem Grimme wilder Thiere, nicht der Wuth der Elemente, ſondern weit ſchrecklichern Feinden, ſich ſelbſt, nämlich ihren Leidenſchaften, den Gelüſten ihres eigenen Herzens. Röm. 1. Fortgeriſſen durch die Gewalt ihrer unordentlichen Neigungen, ſtürzten ſie ſich in ſo ſeltſame Verirrungen, befleckten ſich mit ſo großen Ausſchweifungen und bedeckten ſich mit ſo viel Schmach und Schande, daß Gott hinreichend an ihnen durch ſie ſelbſt gerächt ward. So pflegt Gott immer zu handeln; er ſtraft die Menſchen durch ſich ſelbſt, indem er ſie ihren Leidenſchaften überliefert. Dieß haben insbeſonders auch die Häupter der Schule des Unglaubens im vorigen Jahrhundert erfahren. Wie groß war der Aufruhr ihres Herzens, welche Raſerei hatte ſie befallen, als ſie in ihrem Wahnwitze den Himmel zu ſtürmen drohten, weder Ordnung, noch Wohlſtand ertragen konnten, die Kriege, die Empörungen und Morde hervorriefen und laut es geſtunden, daß es für ſie keine andere Freude gebe, als den Umſturz der Dinge! Und ſind die Ungläubigen unſerer Tage glücklicher? O wie können Menſchen glücklich ſein, die mit entehrenden Ausſchweifungen die Tage ihres Lebens verkürzen; die durch alle Laſter ihre Seele erniedrigen, ihren Körper entnerven, ihr Blut in allen Adern verderben; wie können Menſchen glücklich ſein, welche aus Leidenſchaft erworbene Geldſummen in den Rachen des Spieles oder des Wuchers werfen; die alle Treue und Redlichkeit abgelegt und denen jedes Mittel gut genug iſt, welches ihnen in der Erreichung irgend eines Wunſches förderlich

ist. Nein, für den Ungläubigen, der ein Spielball seiner Leidenschaften ist, gibt es kein Glück auf Erden. Hört nur ihre eigenen Bekenntnisse! Der Eine nennt sein ganzes Leben einen drückenden Alp, der nie sein Herz frei aufathmen läßt; der Andere sagt, daß Gram und Schwermuth seine Seele verzehrt; ein Dritter verflucht sich selbst und greift in der Verzweiflung zum Gifte, um sein elendes Dasein zu enden.

Wie sollte der Ungläubige durch Befriedigung seiner Leidenschaften ein Glück finden, da den Genüssen die Gewissensangst folgt, jener Schmerz, den die heidnischen Dichter selbst so trefflich mit einem Geier vergleichen, der sich in die Eingeweide des Schuldigen eingehackt hat, um sie zu verzehren, oder mit einer mit Fackeln und blutigen Geißeln bewaffneten Furie, welche überallhin ihr Schlachtopfer verfolgt. Für einen andern Sünder ist die Gewissensangst oft eine Gnade, weil ein Mittel zur Rettung; aber für den verhärteten Ungläubigen ist sie jener Wurm, der nicht mehr stirbt; denn um diesen Wurm zu tödten, gäbe es nur ein einziges Mittel, nämlich zum Glauben zurückzukehren. Dieses aber will er nicht, folglich ist seine Wunde unheilbar, und damit hat seine Hölle begonnen. Was hilft es ihm, sogenannte Vernunftgründe gegen das Uebel vorzubringen, das ihn verzehrt, und seinen wirklichen Martern Scheingründe entgegen zu stellen? Was nützt es ihm, so viel als nur immer möglich ist, die Begegnung der Gegenstände zu vermeiden, welche geeignet sind, seine Gewissensangst zu erwecken; den Anblick der Tempel und der Altäre zu fliehen: wird er wohl Gott entfliehen können, der seinen Richterstuhl in seinem Gewissen aufgeschlagen hat?

Sprich nicht, Gottloser, es sei vergeblich, dir von der Hölle und der ewigen Pein zu sagen, weil du nicht an solche Dinge glaubst und sie verachtest. Es ist dieses eine Lüge deines Stolzes; denn wahrhaftig, der Schrecken dieser Hölle verfolgt dich, und es ist Niemand in der Welt, der mehr davon gequält wird, als der Ungläubige. Sonderbares Vorhaben, uns glauben machen zu wollen, um in der schrecklichsten Gefahr ohne Furcht zu sein, reiche es hin, zu sagen: Ich will mich nicht fürchten! Seit wann kann denn das vernünftige Wesen, das vom furchtbarsten Unglück bedroht ist, Ruhe finden, ohne einen festen Grund, der sie ihm sichert? Wo

iſt denn aber der deinige? Iſt es denn für dich bewieſen, daß es keinen Gott gebe, oder daß dieſem Gotte Tugend und Laſter gleich ſei, oder daß es ihm an Macht fehle, ſich an denen zu rächen, die ihn bekriegen, oder daß er, wenn er geduldig ihre Verwegenheit die ganze Zeit ihres irdiſchen Lebens erträgt, nicht die Strafe in der Ewigkeit vorbehalte? Wenn der Gläubige vor Gott ſich nicht fürchtet, ſo iſt es erklärlich, er betet ja Gott an, er dient ihm, er erkennt in ihm ſeinen Vater. Aber wenn der Ungläubige, der dem Allmächtigen trotzt, und ihn zum Kampfe herausfordert, zu ſagen wagt: „Ich fürchte nichts“ — ſo iſt es ein wahnwitziger Uebermuth. Gerade dein Haß gegen die Religion iſt auch der Beweis deiner Furcht vor ihr. Einen ſchwachen Feind verachtet man; aber einem gefürchteten ſucht man auf alle mögliche Weiſe Abbruch zu thun. Der Ungläubige fürchtet die Religion, darum haßt und verfolgt er ſie; er möchte ſie ausgerottet wiſſen, um ſie nicht mehr fürchten zu müſſen. Aber ein neues Unglück für den Ungläubigen: er iſt ohne Troſt in den gewöhnlichen und unvermeidlichen Trübſalen, ohne Hilfe gegen die Verzweiflung in den außerordentlichen Uebeln des Lebens. Der Gottloſe iſt wie der Gläubige mancherlei Prüfungen und Heimſuchungen hienieden unterworfen. Aber welch ein Unterſchied zwiſchen beiden! Dem Gläubigen ſind durch die Salbung der Gnade und der lebendigen Hoffnung auf die zukünftigen Güter die empfindlichſten Leiden oft ſüſſer, als alle Freuden und betrügeriſchen Reize des Lebens. Aber der Ungläubige, welcher jenſeits dieſer vergänglichen Welt nichts mehr erwartet, und kein anderes Glück kennt, als der Reichthum, die Ehre und das Vergnügen bieten: was wird aus ihm, wenn ihm dieſes auf einmal mangelt; wenn ein plötzliches Mißgeſchick ihn ſeines Vermögens beraubt; wenn er in ſeinem Streben nach Ruhm Erniedrigung und Schande gefunden; wenn er auf das Schmerzensbett hingeworfen, ſeinen Körper nur noch in den Qualen, die er ihm verurſacht, empfindet, und ſtatt der Freuden und Vergnügungen nur noch grauſame Entbehrungen und bis zum letzten Stöhnen immer wachſende Leiden zu erwarten hat? Der Unglückliche hat Alles verloren, was er zu ſeinen Gütern zählte; alle ſeine Hoffnungen haben ſich in Täuſchungen verwandelt; all ſein Glück iſt wie ein Traum verſchwunden. Welch einen Troſt wird ihm dann der Gedanke geben können, der Spiel-

ball eines blinden Ohngefährs oder das Opfer eines unerbittlichen Zufalls zu ſein! O man wird ihn in ſeiner Verzweiflung den Tag, wo er das Licht der Welt erblickt hat, verfluchen oder in Verwünſchungen und Läſterungen gegen Gott ausbrechen hören, deſſen Macht er endlich, aber zu ſpät, aus den Schlägen erkennt, unter denen er verzweifelt.

Es ereignen ſich aber gar oft auch außerordentliche Unglücksfälle; es geſchieht manchmal, daß die Großen und Mächtigen bis zur Tiefe des Kerkers herabfallen; es kömmt vor, daß Einer das Schaffot unſchuldig mit ſeinem Blute röthet, oder andere, nicht minder ſchwer zu tragende Ungerechtigkeiten ihm widerfahren. Wir haben es erſt in den jüngſten Jahren erlebt, was in Zeiten der Gewalt Alles möglich iſt. Der gläubige Chriſt findet in der demüthigen Unterwerfung unter die ſtets anbetungswürdigen Fügungen Gottes und im Hinblick auf die Alles ausgleichende Ewigkeit Troſt und Beruhigung. Aber der Schüler des Unglaubens, der Jünger des Skepticismus, womit kann er ſich tröſten? Wo wird er eine Zuflucht für ſeine Verzweiflung finden? Wird er den Zufall, das blinde Nichts, wovon er früher ſo viel fabelte, anrufen? Wird er von jener lügneriſchen Philoſophie, die ihn ſo ſchrecklich betrogen hat, Hilfe erhalten? Ach, dieſe Meiſterin des Irrthums, der ihm früher ein ſo träumeriſches Glück verſprochen, hat ihm nun nichts mehr zu ſagen; ſie hat ihre Abſicht erreicht, ſie hat ihn zu Grunde gerichtet, und verläßt ihn jetzt. Doch nein, ſie hat ihm noch eine ihrer würdige Hilfsquelle anzubieten. Sie nähert ſich ihm, in einer Hand den Dolch, in der andern Gift haltend, und ſpricht zu ihm mit höhniſchem Lächeln: Wähle, es iſt keine Hoffnung mehr für dich; du ſtehſt am Abgrunde; gib dir den Tod; ich erlaube es dir. Dieſes iſt alſo der letzte Troſt, welchen der Unglaube gewährt: wenn ſeine Schüler durch dieſe ruchloſe Lehre zur Verzweiflung gekommen ſind, dann theilt ſie ihnen ihr letztes Geheimniß mit, und zeigt ihnen, wie ſie dadurch den Uebeln des Lebens entrinnen können, daß ſie ſich durch einen Selbſtmord in die Hölle hinabſtürzen. O wahrhaft teufliſche Lehre des Unglaubens, die du deine Schüler unter ſo heuchleriſchen Verſprechungen zur Schlachtbank führeſt! Sagt, kann es ein größeres Unglück, ein ſchauervolleres Elend geben, als der Unglaube iſt? cf. Mac Carthy's Predigten.

50. Der Unglaube iſt eine ganz beſonders große und ſchwere Sünde wider Gott.

Mehr als durch eine jede andere Sünde wird Gott durch den Unglauben beleidiget; denn die andern Verirrungen laſſen ſich, ſo ſchwer und ſtrafbar ſie auch ſein mögen, mehr oder weniger der Schwachheit oder der Uebereilung von irgend einer Leidenſchaft zuſchreiben, wodurch die Vernunft getrübt worden iſt. Sie laſſen im Herzen noch eine Achtung für die Tugend, und eine Furcht vor Gott, auch eine Neigung zur frühern oder ſpätern Rückkehr zu ihm zurück. Der Unglaube aber iſt ein förmlicher Bruch mit dem Himmel, eine offenbare Empörung und Kriegserklärung wider Gott. Denn der Ungläubige ſpricht: Ich will nicht mehr unter der Hand Gottes ſein; ich will nicht mehr zitternd das Böſe thun: dieſe Furcht iſt für mich erniedrigend; ich behaupte, das Böſe iſt das Gute, die Begierden ſind die Pflicht und ihre Befriedigung iſt die Tugend. Hier habt ihr den großen Widerſpruch, in welchen ſich der Ungläubige mit Gott ſetzt; er behauptet von allem dem, was Gott ſagt, das Gegentheil, und verwirft von Vornherein Alles, was ihn von ſeiner Krankheit heilen könnte. Denn droheſt du ihm mit Gott, ſo erwidert er dir: „Es gibt keinen Gott;“ — oder wenn er ſein Daſein gelten läßt, ſo ſpricht er ihm doch das Recht ab, ſich um ſeine Handlungsweiſe zu bekümmern. Denn er ſagt: Ich bin frei und unabhängig; ich gehöre mir ſelbſt an, und bediene mich meines Geiſtes und meines Willens wie es mir beliebt; auch bin ich mit allein Rechenſchaft von meinen Handlungen ſchuldig.

Was wird es noch geben, das den Ungläubigen rühren könnte, da er das Daſein Gottes ſelbſt kaum zugibt? Willſt du ihn auf die Offenbarung hinweiſen? Aber er wird dir ſagen: „Ich bin nicht ſchuldig, darauf zu achten;“ — oder gar: „Es gibt keine Offenbarung; was ihr Offenbarung nennt, iſt nur eine Erfindung der Pfaffen.“ Willſt du ihn mit den Strafen einſchüchtern, womit Gott den Ungläubigen in der Ewigkeit droht? Aber er verlacht dich; denn er nennt die Hölle nur ein Schreckbild aus der Kindsſtube. Willſt du ihn mit den Belohnungen rühren, welche Gott ſeinen treuen Dienern verheißt? Aber der Ungläubige erwidert dir: Ich will von

Gott nichts; er vergesse mich, damit ich ungestraft auch seiner vergessen kann, er möge seine Ewigkeit für sich behalten, und mir die Zeitlichkeit lassen. — Ist es möglich, daß die Hölle selbst eine ruchlosere Sprache führen kann?

Laßt es uns offen heraussagen: Der Ungläubige ist der eigentliche Feind Gottes; denn er empört sich gegen alle seine Gesetze, versagt ihm allein im ganzen Weltall den Dienst, welchen alle Kreaturen ihm erweisen; er glaubt weder, was Gott ihn lehrt, noch thut er, was er ihm befiehlt, noch kennt er irgend ein anderes seiner Rechte an, welches er auf den Menschen hat. Er haßt seine Gerechtigkeit, deren Strenge ihm droht; er will nichts wissen von seiner unveränderlichen Wahrheit, welche keinen Vergleich mit der Lüge zuläßt; er trotzt seiner grenzenlosen Macht, die früher oder später ihn zermalmt. Er möchte gerne, um sich im ruchlosen Kriege, den er wider Gott führt, noch mehr zu ermannen, die ganze Welt gegen ihn verschworen sehen. Daher entfaltet er die Fahne des Aufruhrs; er greift den Allmächtigen mit den Waffen des Spottes und der Lästerung an; er sucht überall ihm Feinde zu wecken, und versäumt nichts, ihre Zahl zu vermehren. Daher rührt in einem ungläubigen Zeitalter jene Sündfluth verwegener Schriften, welche man Pasquille auf Gott nennen kann; daher beliebt man, um den wahren Gott um so sicherer auszuschließen, alles Uebrige zu vergöttern: die Natur, der Zufall, das blinde Ungefähr, die empfindungslose Materie, die Gesammtheit der Wesen, das große All, das Nichts, — das sind die Götter jener Menschen, welche keinen Gott wollen, den der Erdkreis anbetet. Daher rührt es, daß in einer ungläubigen Welt die kindliche Liebe zu Gott bald verachtet, und unter dem Namen Aberglauben dem bittersten Spott preisgegeben, bald gelästert und verleumdet, und unter dem verhaßten Namen Fanatismus mit den schwärzesten Farben gemalt wird; daher rühren, wenn die ungläubige Partei sich vergrößert und verstärkt hat, jene unermeßlichen Verbrüderungen, welche sich durch furchtbare Eide mit der Hölle verbinden, und von einem Ende der Welt bis zum andern sich die Hand reichend, gleichsam einen ungeheuern Hebel bilden, um die Erde gegen den Himmel zu erheben; daher rührt es, daß, wenn die glaubenslose Partei das Ruder des Staates ergreift, der Name Gottes aus den Ge-

ſetzbüchern, aus den öffentlichen Akten und Denkmälern gelöſcht, ſeine Verehrung abgeſchafft, Alles, was an ihn erinnern könnte, der Vernichtung preisgegeben wird. Und ſoll ich noch mehr ſagen? Daher iſt es gekommen, daß man in Frankreich zu Ende des vorigen Jahrhunderts die Tempel, in welchen man das Lob Gottes ſang, zerſtörte; die Altäre, auf welchen er unſern Weihrauch empfing, abbrach; ſeine Prieſter und treuen Diener ächtete; die Feier des Tags des Herrn, die einfachſte Erfüllung der Religionspflichten als die größten Verbrechen beſtrafte; ſelbſt die Namen der Tage, Monate und Jahreszeiten, damit die Feſte, welche man ihm zu Ehren feierte, bis auf die letzte Spur verſchwänden, abänderte; alle Dinge überhaupts umkehrte, in der Hoffnung, die Welt werde mitten unter dieſer allgemeinen Verwirrung und in dieſem ſchrecklichen Chaos endlich das Andenken an ihren Urheber vergeſſen. Kann der Haß gegen Gott ſich noch deutlicher beurkunden, kann er noch weiter gehen? —

Jeder Ungläubige, der entſchieden iſt, bis an ſein Ende zu leben, als ob es keinen Gott gäbe, iſt bemüht, ſich glauben zu machen, es ſei wirklich kein Gott. Von welcher Laſt würde er ſich befreit fühlen, wenn er die gewiſſe Ueberzeugung bekommen könnte, daß jene unſichtbare und gefürchtete Macht weiter nichts, als ein Hirngeſpinnſt wäre! Der Unglückliche wünſcht alſo die Vernichtung des Alles beherrſchenden Weſens; deſſen der ihm das Daſein und alle Güter gegeben hat. Er vertilgt ihn, ſo viel ihm nur möglich iſt, durch ſeinen Wunſch. Thut er es nicht auf eine wirkſamere Weiſe, ſo geſchieht es nur, weil ihm die Mittel dazu fehlen; es mangelt ihm nicht an Willen, ſondern nur an Macht. Sein Haß gegen Gott iſt alſo, ich zittere, es zu ſagen, ein Haß bis auf den Tod; er iſt ein Gottesmörder in ſeinem Herzen.

51. Nichts iſt dem Wohle der Staaten gefährlicher, als der Unglaube.

In ihrer Verblendung ſchützen die Regierungen oft den Unglauben und leiſten ihm auf alle mögliche Weiſe Vorſchub; aber dadurch wühlen ſie in ihren eigenen Eingeweiden. Denn nichts iſt den Staaten ſchädlicher und gefährlicher, als gerade der Un-

glaube. Die Religion ſchützt die Throne; denn ſie erklärt die Fürſten als Stellvertreter Gottes und ſieht in ihrer Gewalt einen Ausfluß der göttlichen Macht; ſie erleichtert den Regierungen ihr Amt, denn ſie verpflichtet die Völker zum Gehorſam; ſie ſieht in der Widerſpenſtigkeit gegen die Obrigkeit einen Aufruhr wider Gott ſelbſt. Wie ganz anders aber lauten die Grundſätze des Unglaubens. Dieſer ſpricht zum gemeinen Volke: Du biſt dein eigener, unumſchränkter Herr; dein Wille iſt das Geſetz; deine Befehle ſind die Obrigkeit; diejenigen, welche dir befehlen, ſind nur deine Abgeordneten und deine Untergebenen; wenn ſie ſich die Oberhoheit beilegen, welche dir allein gebührt, ſind ſie Uſurpatoren; wenn ſie dir etwas Anders gebieten, als was dir gefällt, ſind ſie Tyrannen; wenn ſie ihre Gewalt nicht in dem Augenblick, wo du ſie wieder zurücknehmen willſt, niederlegen, ſind ſie Empörer; du biſt ihr Richter und entſcheideſt über ihr Geſchick; du verfügſt nach deinem Gutdünken über das öffentliche Vermögen, über das Leben und die Güter jedes Einzelnen. Dieß ſind deine unveräußerlichen Rechte, und um in dieſe wieder einzutreten, iſt die Empörung eine heilige Pflicht, und müßten auch, um wieder zu ihrem Beſitze zu gelangen, Millionen Menſchen geopfert werden, ſo wäre ein ſolches Gut nicht zu theuer erkauft. — Welches Elend hat dieſes neue Evangelium den Völkern gebracht! Die raſendſten Stürme, welche den Grund der Meere aufwühlen, ſchleudern die gebrechlichen Fahrzeuge nicht gewaltſamer umher, als dieſe Lehre die Staaten und Reiche in den Abgrund des Verderbens brachte. Dieſe Lehre hat die Säulen der ſittlichen Welt erſchüttert, die ganze menſchliche Geſellſchaft in ihren Grundfeſten wankend gemacht, mit Strömen von Blut die Erde bedeckt; die Gebräuche, die Geſetze, die Sitten, die Künſte, die ganze Civiliſation mit einander in den Abgrund der Alles verſchlingenden Anarchie verſenkt. O wenn nicht derſelbe Gott, welcher dem Ozean ſeine Grenzen beſtimmt hat, ſie auch der Ueberſchwemmung jener fluchwürdigen Lehre geſetzt hätte, ſo würde es zur Vernichtung des menſchlichen Geſchlechtes gekommen ſein.

52. Der Ungläubige bekennt eine Lehre, welche alle Verbrechen begünſtiget, alle Ordnung umſtößt, und das Verderben des menſchlichen Geſchlechts beabſichtigt.

In einen tiefen Abgrund der Laſterhaftigkeit iſt die Menſchheit verſunken, ſeitdem ein großer Theil von ihr ungläubig geworden iſt. Die Verbrechen unſerer Tage ſind nicht mehr bloße Verletzungen der ehelichen Treue, nicht mehr gewöhnliche Diebſtähle und Betrügereien, nicht einmal mehr einfache Werke, ſondern Frevelthaten, daß man nicht meinen ſollte, es wäre möglich, unter Chriſten ſolche zu finden. In unſern Tagen wird das Hochzeitbett oft durch die eigene Hand des Gatten oder der Gattin mit Blut befudelt; die Kinder zerfleiſchen das Herz der Urheber ihres Lebens; ſie finden aber oft auch in dem nämlichen Schooße, der ſie geboren hat, ihr Grab. Wer hat denn ſolche unerhörte Miſſethaten, wovor die wilden Horden ſich entſetzten, und wovor Tiger und Hyänen erſchaudern könnten, Chriſten gelehrt? Wer hat die Dolche jener zahlreichen Meuchelmörder gewetzt, welche es für Nichts achten, ob ſie ſich ein wenig früher oder ſpäter in das Nichts verſenken, kaltblütig auf Meuchelmord ſinnen, und entſchloſſen ſind, auf der Leiche ihres Schlachtopfers ſelbſt dem Tode ſich zu weihen? Wer hat denn die unterſten Volksklaſſen unterrichtet, daß ſie mit den ſchwärzeſten Verbrechen belaſtet und derſelben überwieſen, ſtolz vor ihren Richtern erſcheinen; ſich rühmen, ihren Grundſätzen getreu gehandelt zu haben; mit ihrem Haſſe gegen den Fürſten, gegen die öffentliche Ordnung, gegen die Religion, gegen Gott ſelbſt ſich brüſten; an Lüge und Meineid, wodurch ſie die Richter in Verlegenheit ſetzen, ſich zu beluſtigen ſcheinen; an ihren Mitſchuldigen bis an das Ende eine verabſcheuungswürdige Treue beweiſen; das Geheimniß der Verſchwörungen mit einem unbeſiegbaren Schweigen bedecken, und durch die hochmüthige Gefühlloſigkeit, mit welcher ſie endlich unter Läſterungen ſterben, die Hinrichtung ſelbſt, welche den Genoſſen ihrer Verbrechen zur Beſſerung gereichen ſoll, in ein Aergerniß verwandeln? Wer anders hat dieſe Ungeheuer hervorgebracht, als jene fluchwürdige Lehre, welche alle Sittlichkeit verachtet, die reinſten und zarteſten Gefühle der Natur ſelbſt erſtickt; jene hölliſche Lehre, welche im Menſchen keine andere Würde anerkennt,

als die, welche dem gemeinſten Thiere zukömmt; keine andere Pflicht für ihn zugibt, als dem Triebe der Begierden und der Leidenſchaft zu gehorchen, und ihm keine andere Zukunft erwarten läßt, als die ewige Vernichtung. Wer anders verkündet dieſe ruchloſe Lehre, als der Unglaube? Sehet alſo, wie an den Brüſten des Unglaubens die Verbrechen groß wachſen!

Der Ungläubige iſt daher recht wahrhaft der allgemeine Feind des menſchlichen Geſchlechtes, weil er nichts Anders, als das Verderben desſelben beabſichtet. Es hat einen Tyrannen gegeben, welcher wünſchte, es möchte ein ganzes, großes Volk nur Einen Kopf haben, damit er ihm denſelben mit einem Streiche abſchlagen könnte. Der Ungläubige iſt ein noch größerer Barbar; denn er wünſchte, daß das ganze menſchliche Geſchlecht nur Eine Seele haben möchte, und daß es in ſeiner Gewalt ſtünde, ſie mit einem Male zu vernichten.

53. Mittel gegen den Unglauben.

Je nachdem die Quellen mannigfaltig ſind, aus denen der Unglaube entſpringt, ſind auch die Mittel gegen denſelben verſchieden.

Weil Viele aus Unwiſſenheit oder Halbwiſſerei ungläubig ſind, ſo ſorge man für einen guten und zweckmäßigen Religionsunterricht für alle Menſchengattungen nach der Verſchiedenheit ihrer Bedürfniſſe. Man beginne ihn ſchon bei der zarteſten Jugend und flöße dem Kinde Liebe zu ſeinem Glauben ein. Mit dem zunehmenden Alter und der ſteigenden Faſſungskraft muß auch der Religionsunterricht vorwärts ſchreiten. Wer gegen den Unglauben geſichert ſein will, der darf überhaupts das Studium der Religion nie ganz bei Seite ſetzen, ſondern vielmehr in dem Maße, als man in andern Kenntniſſen zunimmt, muß ſich auch das Wiſſen in der Religion erweitern und vervollkommnen. Wenn man die Gründe für die Religion nicht von Zeit zu Zeit überdenkt, ſo entſchwinden ſie allmählig dem Gedächtniſſe, und man wird um ſo leichter in ſeinem Glauben wankend werden, da ohnehin die Sinnlichkeit immer entgegenwirkt.

Viele ſind ungläubig aus Stolz; dieſe lernen ſich demüthigen, denn der Glaube iſt eine Gabe Gottes, und nur durch demüthige

Unterwerfung unter ſeine Geheimniſſe können wir ihn erlangen und ihn uns bewahren. Jenen, welche mit ihrem Verſtande zu tief in die Geheimniſſe des Glaubens eindringen wollen, entzieht Gott dieſe Gnade. Denn wer die Majeſtät erforſcht, wird von der Herrlichkeit erdrückt. Sprüchw. 25, 27. Man muß der Mahnung des Apoſtels nachkommen, welcher ſchreibt: Ich ſage euch Allen, daß ihr nicht höher denket, als es ſich zu denken geziemt, ſondern beſcheiden von euch denket. Röm. 12, 3. In Glaubensſachen muß man nicht mehr wiſſen, nicht tiefer denken und nicht weiſer ſein wollen, als es ſich für einen gut unterrichteten Chriſten geziemt. Er muß zwar wiſſen, warum er glaubt; denn unſer Glaube, ſagt der Apoſtel, muß vernünftig ſein. Der Chriſt ſoll alſo ſeinen Gott und ſeinen Glauben wohl kennen; aber er iſt nicht unbeſcheiden in ſeinen Forſchungen. Er weiß, daß die wahre Religion Geheimniſſe hat, und daß er dieſe mit ſeiner ſchwachen Vernunft nicht zu begreifen im Stande iſt.

In ſo ferne das laſterhafte Herz Quelle des Unglaubens iſt, muß man es beſſern. Der Glaube verliert ſich in dem Grade, als die Laſter über Hand nehmen; umgekehrt pflegt er aber auch wieder in dem Maße zurückzukehren, als man ſeinen Leidenſchaften Gewalt anthut. Darum zerbrecht die Sklavenketten euerer Leidenſchaften, dann wird euerm Geiſte ein Licht aufgehen; ihr werdet die Erhabenheit der göttlichen Lehren einſehen, und ehrfurchtsvoll ſich zu dem bekennen, was ihr früher wegen der Verdorbenheit euers Herzens verworfen habt. Chriſtus, der Herr, ſelbſt ſagt: Wer nach meiner Lehre thut, der wird einſehen, daß ſie aus Gott iſt.

Weil nicht Wenige durch Verführung ungläubig werden, ſo muß man ſorgfältig von den Feinden des Glaubens ſich in Acht nehmen. Wem ſeine Religion heilig iſt, der muß den vertrauten Umgang mit Ungläubigen meiden. Empfindet man gleichwohl anfangs einen Abſcheu gegen die Aeußerungen, welche ſie vorbringen, ſo gewöhnt man ſich doch allmählig daran, man wird in ſeinem Glauben immer kälter und zuletzt völlig gleichgiltig gegen denſelben. Nicht minder muß man ſich vor irreligiöſen Schriften hüten, die das Gift oft auf eine ſo verborgene und angenehme Art beibringen.

54. Von der Vernunft und ihrem Geschäfte im Glaubensgebiete.

Die Vernunft ist eines der edelsten Vermögen des menschlichen Geistes. Durch dieselbe, so wie durch den freien Willen, unterscheidet er sich wesentlich von den Thieren. Und in diesen beiden Vermögen besteht vorzüglich die Ebenbildlichkeit der Seele mit Gott. Durch die Vernunft erkennt der Mensch, und wird sich seiner Würde und seiner hohen Bestimmung bewußt. Er hat daher auch die Pflicht, dieses kostbare Vermögen, welches nur keimartig gegeben wird, auszubilden; denn ohne Entwicklung verkümmert diese Himmelspflanze. Die Ausbildung dieses Vermögens geschieht durch die intellektuelle Erziehung. Es sollen daher Eltern, Lehrer und all diejenigen, welche mit dem wichtigen Geschäfte der Erziehung betraut sind, oder darauf einzuwirken haben, die Vernunft ihrer Zöglinge möglichst zu entwickeln suchen; später aber hat jeder Einzelne, welcher der Schule entwachsen ist, für sich selbst die Pflicht, seine geistigen Kräfte mehr und mehr auszubilden. Es kömmt dabei allerdings viel auf die Anlage des Einzelnen und seine Stellung an, die er einnimmt; denn die höher Stehenden und Gelehrten haben hierin ein weiteres Gebiet zu durchlaufen und ein höheres Ziel zu erreichen: aber in einem gewissen Grade ist diese Pflicht allgemein; denn wer seine geistigen Kräfte nicht gehörig entwickelt, thut sich nicht bloß im bürgerlichen Leben hart, sondern erschwert sich auch die Erreichung seiner höhern Bestimmung.

So hoch aber auch die Vernunft zu schätzen ist, so muß man sich doch wohl in Acht nehmen, daß man sie nicht überschätzt. Die Vernunft ist das Organ, die Wahrheit zu vernehmen; aber nicht die Kraft, sie aus sich selbst hervorzubringen. Die Wahrheit muß ihr also gegeben werden. Dieß geschieht hinsichtlich der Religion durch die Offenbarung. Das Gegebene nimmt die Vernunft durch den Glauben in sich auf und verarbeitet es; dadurch bringt sie sich dasselbe zum Verständniß. Sie zergliedert die geoffenbarte Lehre; weiset die Uebereinstimmung derselben mit dem menschlichen Geiste nach; betrachtet die Wirkungen, welche die Annahme dieser Schlüsse nach sich gezogen, und sucht auf andere Weise Licht in die Dunkel-

heiten zu bringen, und dadurch die Einwendungen, welche Zweifelſucht oder Unglaube vorbringen, zu entkräften. Der geiſtreiche Maret erklärt ſich über das Geſchäft der Vernunft auf theologiſchem Gebiete alſo: „Die geoffenbarten Wahrheiten werden von der menſchlichen Vernunft in ein Syſtem gebracht. Sie bringt alle Theile der heiligen Lehre in einen Zuſammenhang und in eine Ordnung, welche ſehr einfach und der Wahrheit und der Natur der Sache angemeſſen iſt. Man ſieht, wie die allgemeinen Wahrheiten die beſondern enthalten, wie die Grundſätze die Folgerungen einſchließen. So entſteht ein harmoniſches Ganze, welches Gott, den Menſchen und die Welt nach den höchſten und geheimſten Wechſelbeziehungen in ſich faßt. Aber der Verſtand begnügt ſich damit noch nicht, auf dieſe Weiſe die ihm übergebenen Wahrheiten anzuordnen. Er entwickelt ſie, zieht alle Folgerungen daraus und zeigt ihre Anwendung. Werden die Lehren angegriffen, ſo vertheidiget ſie der Theologe wider die Gegner; auf gleiche Weiſe zeigt er dem Irrgläubigen, daß die von der Irrlehre angegriffenen Dogmen in der heil. Schrift und Tradition enthalten ſind, und immer von der Kirche gelehrt wurden. Wenn der Unglaube ſich gegen ein Myſterium erhebt, und es beſchuldiget, daß es der Vernunft widerſpreche, ſo beweist ihm der Theolog, daß zwiſchen der Vernunft und dem Glauben kein wirklicher Widerſpruch beſteht; daß die Wahrheiten dieſer zwei Gebiete, die von derſelben Quelle, nämlich von Gott, kommen, ſich einander nicht widerſprechen können. Das theologiſche Denken geht noch weiter: es ſucht, entdeckt und beweist die Uebereinſtimmung der Myſterien mit der Natur Gottes und des Menſchen; es entlehnt Aehnlichkeiten aus der phyſiſchen Welt und der Natur, Beweiſe aus dem Bewußtſein und dem Herzen des Menſchen; es beſchreibt die wunderbaren Wirkungen der göttlichen Lehren auf den Menſchen und die Geſellſchaft; es zeigt die allmählige und unaufhörliche Vervollkommnung, deren wohlthätige Quelle ſie ſind.“

Die Vernunft will alſo nicht die Principien der Heilswiſſenſchaft oder die Glaubensartikel ſelbſt nachweiſen, ſondern ſie geht von ihnen aus, und ſtützt ſich darauf. Die Vernunft hat nicht tabula rasa, wenn ſie ihre Arbeit des Forſchens im theologiſchen Gebiete beginnt. Sie ſucht die Wahrheit nicht erſt, ſie hat ſie

ſchon; ſondern ſie bemüht ſich, im Beſitze derſelben ſich zu befeſtigen, und auch Andere zur Annahme derſelben zu bewegen. Die Vernunft wird dadurch nicht in läſtigen Feſſeln gehalten, wie auch der, welchem ein Wegweiſer beigegeben iſt, daß er ſich nicht verirrt, in Wahrheit nicht über Beſchränkung ſeiner Freiheit klagen kann. Im Grund genommen ſtehet hier die Theologie mit einer jeden andern Wiſſenſchaft auf gleichem Gebiete; denn in einer jeden Wiſſenſchaft werden die Principien als gewiß vorausgeſetzt, und wird von ihnen ausgegangen, um Anderes nachzuweiſen. Wir können aber noch zugeben, daß die Vernunft auf die Principien ſelbſt, wie es in der Apologetik geſchieht, auch eingeht, ohne jedoch einen eigentlichen Beweis für ſie zu führen. Deutlich bezeichnet den Standpunkt der Vernunft Kuhn in ſeiner Schrift vom Glauben und Wiſſen. Er ſchreibt: „Wie die Metaphyſik gegen denjenigen argumentiren kann, der ihre Principien leugnet, dabei aber etwas zugibt und in einem Punkte wenigſtens mit ihr übereinſtimmt, mit demjenigen aber, der nichts zugibt, nicht ſtreiten, ſondern nur ſeine Argumente widerlegen und ſeine Zweifel auflöſen kann: alſo kann auch die Theologie von einem Artikel des Glaubens, wenn er zugegeben wird, auf den andern und ſo auf alle übrigen argumentiren; wenn aber nichts zugegeben wird von dem, was die Offenbarung für den Glauben erweist, d. h. wenn überall kein Glaube vorhanden iſt, ſo kann ſie nur die Einwendungen, welche dagegen etwa vorgebracht werden, auflöſen.“

Aus allem erhellet: Die Vernunft, oder was uns hier dasſelbe iſt, die wiſſenſchaftliche Behandlung des Glaubens kann nie den Glauben ſelbſt geben, ſondern nur den ſchon vorhandenen Glauben beleuchten, und wo er noch nicht iſt, der Gnade, die ihn vermittelt, durch Auflöſung der Zweifel und Beſeitigung ſonſtiger Bedenklichkeiten den Weg bahnen. Indeß muß man doch unterſcheiden: der rechtfertigende Glaube, welcher gerecht macht und für das ewige Leben verdienſtlich iſt, kann auf bloß natürlichem Wege, alſo durch Forſchen, Erklären, Unterſuchen u. ſ. w. nicht gewonnen werden. Dieß iſt Dogma. Der Kirchenrath von Orange vom Jahre 529 hat ſich hierüber klar ausgeſprochen. Dieſe Kirchenverſammlung ſagt im fünften Kapitel: „Wenn Jemand wie das Wachsthum, ſo auch den Anfang des Glaubens und das innere Verlangen nach dem Glauben

aus der Natur ableitet, und nicht vielmehr als ein Geſchenk der Gnade betrachtet, das heißt als eine Eingebung des heiligen Geiſtes, durch welche unſer Wille vom ungläubigen zum gläubigen, vom unfrommen zum frommen Sinne verbeſſert wird, ſo iſt er den apoſtoliſchen Lehren entgegen." Wiederum ſagt die Synode: „Wenn Jemand behauptet, durch die Kraft der Natur etwas Gutes, das zum Heile des ewigen Lebens gehört, denken oder wählen zu können, wie es zuträglich iſt, oder der zum Heile führenden, das heißt der evangeliſchen Predigt ſeine Zuſtimmung geben zu können, ohne Eingebung und Erleuchtung des heiligen Geiſtes, welcher Allen die freudige Zuſtimmung zur Wahrheit und den Glauben an ſie gibt, der wird von einem häretiſchen Geiſte betrogen, indem er das Wort Gottes nicht verſteht, der im Evangelium ſagt: Ohne mich könnet ihr nichts thun." Eben ſo erklärt ſich auch die Synode von Trient in der ſechsten Sitzung, wo ſie über jenen das Anathem ausſpricht, der behauptet, man könne ohne zuvorkommende Eingebung des heiligen Geiſtes, glauben, hoffen, lieben u. ſ. w., wie man ſoll.

Es iſt ſomit klar, daß man den rechtfertigenden Glauben, wie er zur Seligkeit nothwendig iſt, nicht in den Abgründen der Spekulation findet, und überhaupts durch bloß natürliche Mittel nicht dahin gelangt. Daß aber der Menſch durch ſeine bloße Vernunft es in einigen Wahrheiten nicht zu einem Naturglauben bringen könne, iſt damit nicht in Abrede geſtellt; im Gegentheile beſtätiget es der Apoſtel, indem er die Erkennbarkeit Gottes aus der Offenbarung in der Natur ausſpricht. Röm. 1, 18—21. Aber ſelbſt dieſe der menſchlichen Vernunft zugänglichen Wahrheiten werden nicht von der Erkenntniß des Einzelnen abhängig gemacht, ſondern ſind zugleich auch wieder als poſitive Glaubensſätze aufgeſtellt. Als Gründe hiefür gibt der heilige Thomas von Aquin an: weil dieſe Wahrheiten auf dem Wege des Vernunftbeweiſes aufzufinden ſelbſt denjenigen ſchwer falle, welche dieſen Weg zu verfolgen hinlänglich Zeit und Fähigkeiten beſitzen. Ueberdieß iſt dieſer Weg, der in einem augenſcheinlichen Mißverhältniſſe auf der Bildungsſtufe der meiſten Menſchen ſteht, an ſich ſelbſt wenig gewiß, und bewahrt nicht leicht den Geiſt von den ſchwerſten Irrthümern in den wichtigſten Punkten, wie die Erfahrung lehrt. Darum wollte Gott, daß ſelbſt die beweisbaren, der menſchlichen Vernunft zugänglichen

Wahrheiten durch den Glauben aufgestellt würden. So wird z. B. das Daſein Gottes unter die beweisbaren, von der natürlichen Vernunft erkennbarer Wahrheiten gerechnet; allein in welche Verirrungen verlor man ſich, und welche, der Gottheit unwürdige Vorſtellungen machte man ſich vom höchſten Weſen? Schön bemerkt der geiſtreiche Möhler, nachdem er die Möglichkeit und Wirklichkeit, zur Erkenntniß von Gottes Daſein ohne beſondere Offenbarung zu gelangen ausgeſprochen: „Die Art, in welcher ſich der gefallene und dem Zweifel preisgegebene Menſch die Erkenntniß des Daſeins Gottes zur Gewißheit bringt, iſt die Beweisführung. Gott aber beweiſen müſſen, iſt der auffallendſte Beweis, vom Falle des Menſchengeſchlechtes in Adam, und an ſich eine furchtbare Erſcheinung. Der Nichtgefallene würde Gott unmittelbar und auf die leichteſte Weiſe in ſich finden, oder vielmehr der lebendige Gedanke an Gott würde ihm ſtets gegenwärtig ſein, und alle Geſchöpfe würden ihm Gottes Bild in lauten Jubeltönen entgegen bringen. Durch den Fall aber iſt die unmittelbare und von ſelbſt ſich darbietende Gewißheit verſchwunden; mühſelig und jammervoll muß der Menſch ſein Inneres beobachten, und genau aufmerken, ob der ihm von außen entgegentönende Name „Gott“ einen Anklang in ihm finde, und nicht ein leerer Schall ſei. Dieſer Name, den der urſprüngliche Menſch auch mit den deutlichſten Buchſtaben in der ganzen äußern Schöpfung eingeſchrieben fand, iſt für den aus dem Paradies verſtoßenen kaum noch leſerlich, und nur mit der kläglichſten Anſtrengung aller ſeiner Geiſteskräfte vermag er ſich dieſe Buchſtaben ſo zuſammenzuſtellen, daß ſie ihm noch einen Sinn geben; und der Sinn, den er errungen, iſt eine abgezogene, leere Vorſtellung, ohne eingreifende, durchwärmende, durchleuchtende Kraft. In ſolcher Weiſe das Wort von Gott beſtätigen, das in der Sprache aller Völker aus uralter Ueberlieferung das erſte iſt, und jedem menſchlichen Ohre zugebracht wird, heißt Gottes Daſein und unendliche Eigenſchaften beweiſen. Dieſes Daſein beweiſen müſſen, iſt das Zeichen, daß das göttliche Ebenbild in uns unausſprechlich verdunkelt; ihn aber doch noch beweiſen können, das Zeichen, daß es nicht völlig unterdrückt oder gar ausgelöſcht ſei.“ Daraus iſt klar, wie die Vernunft ſelbſt in jenen Wahrheiten, die ihr noch erkennbar ſind, dem Zweifel und ſelbſt dem Irrthume preisgegeben

iſt, und wie nothwendig ihr das Licht des Glaubens oder der poſitiven Offenbarung iſt, um hell zu ſehen und feſte Ueberzeugung zu gewinnen.

55. Verhältniß zwiſchen Glauben und Wiſſen.

Alle Verirrungen der Neuzeit beruhen darauf, daß man ſich das Verhältniß der Vernunft zum Glauben nicht klar machte. Man überſchätzt gewöhnlich die Vernunft. Statt in ihr das Erkenntnißvermögen zu erblicken, hält man ſie für die Erkenntniß ſelbſt, oder doch für die einzige Lehrmeiſterin nicht bloß der ſinnlichen, ſondern auch der überſinnlichen Wahrheiten. Darnach fällt die Offenbarung als etwas Ueberflüſſiges hinweg; es gibt auch keinen Glauben, ſondern nur ein Wiſſen, weil die Vernunft nur das annimmt, was ſie begreift. Allein das ſind arge Täuſchungen. Die Vernunft iſt nur das Vermögen, zu erkennen; daß der Menſch durch dieſes Vermögen wirklich zur Erkenntniß gelangt, bedarf er ſelbſt in ſinnlichen Dingen des Glaubens als ſeines Lehrmeiſters. Dieß erkannten ſchon die heidniſchen Weltweiſen. Daher haben einige von ihnen von ihren Schülern das ſtrengſte Stillſchweigen und die unterwürfigſte Gelehrigkeit verlangt, und das Glauben als erſte Bedingniß zum Lernen an die Spitze geſtellt. Wir erinnern nur an Pythagoras, deſſen Schülern die Berufung auf die Autorität ihres Lehrers die Mutter aller Gewißheit war; das: „Er ſelbſt hat es geſagt“ — endete unter ihnen allen Streit und beſeitigte einen jeden Zweifel. Kann es einen unbedingtern Glauben geben, als er hier gefordert wurde? Und hierauf beruht eigentlich alle Erziehung, ja eine ſolche iſt gar nicht möglich, wenn der Glaube aufgehoben wird. Die Vernunft iſt ihrer Anlage nach nur ein Keim zum Erkennen. Dieſer Keim muß entwickelt werden. Dieß geſchieht durch das Wort, welches gläubig angenommen wird. Wer das Wort nicht hört, ſei es das wirkliche oder das bildliche und unvollkommene durch Zeichen, wird nie, beſitzt er auch alle Fähigkeiten zur Erkenntniß, auf eine vernünftige Weiſe ſich entwickeln; er verwildert. Dasſelbe iſt der Fall, wenn Einer das Wort zwar hört, es aber nicht gläubig in ſich aufnimmt. Setzen wir den Fall: Jemand hat einen Knaben in den erſten Anfangsgründen der Sprache zu unterrichten; dieſer aber widerſpricht in

Allem seinem Lehrmeister, und ein Zeichen, welches er A nennt, heißt jener B. Wird wohl der eigensinnige Knabe je einmal es zum Lesen bringen. Er nimmt das Wort, welches er hört, nicht an; er glaubt nicht, darum lernt er auch nichts. Wer aber nichts lernt, wird auch nichts wissen. Das Wissen ist also durch den Glauben bedingt, und der Glaube ist der Vater des Wissens. Darum sagt auch der heilige Augustin: Ich glaube, damit ich erkenne.

Der Glaube ist also überall die Grundbedingung, um vernünftig zu werden und es zum Erkennen und Wissen zu bringen, insbesonders in der Religion gilt dieses. Wer nicht glaubt, wird es nie zur Erkenntniß der übersinnlichen Wahrheiten bringen. Durch den Glauben hält die Vernunft zuerst den Inhalt der göttlichen Offenbarung fest; der Glaube bindet gleichsam die Vernunft an die Wahrheit als an ihren Gegenstand. Dabei bleibt man nicht stehen, sondern die Vernunft sucht sich des aufgenommenen Glaubensinhaltes bewußt zu werden; sie strebt, sich denselben deutlich zu machen, indem sie die einzelnen Wahrheiten auseinanderlegt und in ihren innern Zusammenhang einzudringen sich bemüht; sie forscht auch nach dem Grunde, warum sie glaubt; sie vertheidigt den Glauben gegen feindliche Angriffe; entkräftet die Einwendungen der Ungläubigen, und stützt den Glauben selbst durch Auffindung der für ihn sprechenden Zeugnisse und Beweisgründe. So wird der Glaube zu einer Art Wissenschaft; denn ich weiß jetzt nicht bloß, was ich glaube, sondern auch, warum ich glaube; vermag auch lichtvolle Darstellungen von meinem Glauben zu geben. Allein dieses Wissen hebt den Glauben nicht auf, weil mein Erkennen nicht auf geistigen Anschauungen beruht, so daß ich die Sache selbst in ihrer innern Klarheit durchdringe, sondern weil mir nur die Glaubwürdigkeit derselben in's Licht gestellt ist. Ist daher Einer auch noch so gelehrt und unterrichtet, so ist er doch von der Pflicht des Glaubens nicht enthoben; ja all sein Wissen, wenn es ein wahres ist, muß den Glauben als Unterlage haben. Daher sehen wir auch, daß die erleuchtesten Männer in der Gotteswissenschaft immer auch die frömmsten Gläubigen sind. Der Glaube ist und bleibt immer der Fackelträger der Vernunft. Diese erkennt um so deutlicher und sieht um so klarer, je größer das

Glaubenslicht iſt, und je heller es brennt. Wer hingegen, nachdem er mit Hilfe des Glaubens zur Erkenntniß der göttlichen Dinge gelangt iſt, dieſen jetzt als überflüſſig über Bord werfen wollte, und meinte, er brauche jetzt nicht mehr zu glauben, weil er ja ſchon erkenne, wird ſein Wiſſen in göttlichen Dingen wieder verlieren und in gräuliche Irrthümer ſich verwickeln. Denn der Glaube verſchafft uns nicht bloß die Erkenntniß der göttlichen Dinge, ſondern erhält uns auch dieſelbe. Daher darf man niemals vom Glauben laſſen, will man nicht die Wahrheit verlieren. Unſere Vernunft ſieht in göttlichen Dingen nur ſo lange richtig, als das Licht des Glaubens in ihr leuchtet. Es gibt daher hienieden keine Lage und kein Verhältniß, in welchem Einer aufhören dürfte, zu glauben; erſt jenſeits, wo das Schauen eingetreten iſt, fällt der Glaube hinweg.

56. Wie die katholiſche Kirche immer lehrte, daß der Glaube zum Erkennen führe.

Der heilige Auguſtin ſagt: Es iſt etwas Anders zu wiſſen, was man glauben muß, dieſes lehrt nämlich der Glaube; und etwas Anders zu wiſſen, wie dieſes ſelbſt den Frommen nützt, und wie es gegen die Gottloſen vertheidiget wird, was der Apoſtel mit eigenthümlichem Worte Wiſſenſchaft zu nennen ſcheint. De trinit. libr. XIV. c. 1. Hier iſt ein doppeltes Wiſſen oder Erkennen angegeben: das Erſtere beſteht bloß im Wiſſen der Glaubensartikel, und iſt das Wiſſen der gemeinen Leute. Dieſes Wiſſen bringt offenbar der Glaube; daher ſagt auch der heilige Auguſtin: „Daß es der Glaube lehrt.“ Es liegt auf der Hand, daß in dieſem Sinne der Glaube zum Erkennen führt. Das zweite Wiſſen iſt das eigentlich wiſſenſchaftliche Bewußtſein vom Glauben, und hat einen gewiſſen Vorzug vom einfachen Glauben; ein Solcher weiß ſich Rechenſchaft von ſeinem Glauben zu geben, und verſteht es, ihn auch gegen feindſelige Angriffe zu vertheidigen. Auch hier geht der Glaube voraus, und die Erkenntniß folgt dieſem. Dieß wurde in der katholiſchen Kirche immer feſtgehalten; der Satz aber, man müſſe zuvor erkennen, um glauben zu können, ward jederzeit als ketzeriſch verworfen. So ſchreibt ſchon der heilige Auguſtin: dieß ſei der Unterſchied geweſen zwiſchen den Manichäern und

Katholiken, daß dieſe glauben, um zu wiſſen; jene aber zuvor erkennen wollten, um nachher, wenn es beliebte, zu glauben.

Die katholiſchen Theologen gingen immer von dem Grundſatze aus, daß der Glaube die tiefſte Wurzel des Wiſſens ſei, daher ſtrebten ſie auch vom Glauben zur Erkenntniß. Deßwegen bekämpften ſie mit Nachdruck die Behauptung, daß man, um zum Glauben zu kommen, durch das Wiſſen hindurchgehen müſſe. Unter die, welche den Glauben vom Wiſſen abhängig machen wollten, gehören nicht bloß ungläubige Philoſophen, ſondern auch manche Theologen. So war es ein Grundſatz des Roscelin: „Per intellectum ad fidem.“ Noch weiter ging Abälard, indem er behauptete: Nihil credi posse, nisi prius intellectum. Unter den Neuern gehört Hermes hieher, der ebenfalls vom Wiſſen zum Glauben kommen wollte.

Hugo von St. Viktor ſtellt den Satz auf: „Das Glauben iſt mehr, als das Dafürhalten; weniger aber iſt das Glauben, als das Wiſſen: wir glauben aber, um es einmal auch zum Erkennen zu bringen.“ Mit den letzten Worten iſt offenbar das wiſſenſchaftliche Bewußtſein, die Spekulation, gemeint, wozu der Glaube den Weg bahnt. Dieſes Wiſſen ſteht alſo nicht dem Glauben gegenüber, ſondern hat vielmehr den Glauben in ſich aufgenommen. Daher ſagt der heilige Anſelm: So fordert es die rechte Ordnung, daß wir zuvor die Geheimniſſe des Chriſtenthums glauben, ehe wir uns anmaſſen, ſie mit der Vernunft zu unterſuchen; darum ſcheint es mir Nachläſſigkeit zu ſein, wenn wir uns, nachdem wir im Glauben befeſtiget ſind, uns nicht Mühe geben, zu verſtehen, was wir glauben.“ In der Schrift: Cur Deus homo? cap. 2. — Indem nun die katholiſchen Theologen hiebei ausgingen von der Wirklichkeit des Glaubens, und in ununterbrochenem Zuſammenhange und ſtetigem Fortſchritte des Wiſſens auf die unerforſchliche und ſchlechthin unmittelbare Grundwurzel des Glaubens ſich hingeleitet ſahen, mußte er ihnen nicht nur als mögliche, ſondern auch als nothwendige Wahrheit erſcheinen, womit die wiſſenſchaftliche Unterſuchung ſelbſt ihr Ende erreicht hatte. In dieſem Sinne ſagt der heilige Anſelm: Ich will, daß du mich dahin führſt, daß ich mit vernünftiger Nothwendigkeit einſehe, es müſſe all dasjenige ſein, was uns der katholiſche Glaube von Chriſtus zu glauben vorſchreibt. Cur Deus homo. c. 25. Hier iſt zugleich die Aufgabe der Ver-

nunft im Glaubensgebiete, und ihre Grenzlinie bezeichnet: ſie hat offenbar mehr zu thun, als den Glauben bloß durch Aneinanderreihung von Zeugniſſen aus der heiligen Schrift und den heiligen Vätern zu ſtützen; ſie darf aber auch nicht über den Glauben hinausgehen, und neue Sätze aufſtellen, auch nicht die Annahme einer Glaubenswahrheit vom Begreifen abhängig machen; Letzteres um ſo weniger, da ja, wenn die Vernunft ihr Geſchäft beginnt, der Glaube ſchon da iſt, und ſie von dieſem ausgeht, und auf ihn ſich ſtützt, widrigen Falles müßte ſie vom Zweifel ausgehen, was Hermeſianiſcher Irrthum iſt.

57. Wie ſich Glaube und Zweifel verhalten.

Zu verſchiedenen Zeiten hat es Solche gegeben, die den Zweifel gleichſam zu ihrem Lebensgefährten machten, und ihn als Princip aufſtellten, von dem man ausgehen müſſe, um zur Erkenntniß der Wahrheit zu gelangen. Allein Alles bezweifeln, heißt Alles verwerfen. Der Zweifler geht eigentlich von Nichts aus, und weil der Menſch aus Nichts nicht etwas machen kann, ſo kömmt der konſequente Zweifler auch zu Nichts, zu keiner Erkenntniß der Wahrheit. Wer den poſitiven Zweifel als den Anfang der Glaubenswiſſenſchaft hinſtellt, kommt nicht nur nie zu einem Glauben und der ihm eigenthümlichen Wahrheit und Gewißheit, ſondern er hat ſchon von vorneherein verletzend in das Weſen des Glaubens eingegriffen, weil er ihn nicht mehr für ein Geſchenk der Gnade, ſondern für eine Frucht der menſchlichen Vernunft hält. Der Zweifler zerſtört zuerſt das Werk Gottes, und will es ſich dann durch die Bemühungen ſeiner Vernunft wieder aufbauen, was unmöglich iſt. Der Zweifel kann daher nicht zum Glauben führen, ſondern denſelben nur zerſtören. Beide bekämpfen ſich gegenſeitig; wo wahrer Glaube iſt, da muß der Zweifel weichen, und umgekehrt, ſo lange der Zweifel nicht weicht, kann der Glaube ſich nicht feſtſetzen. Du kannſt ſo lange nicht glauben, als du zweifelſt.

58. Nichts iſt des Menſchen unwürdiger, als der freiwillige Zweifel.

Es hat Philoſophen gegeben, die aus blindem Mißtrauen gegen die Vernunft alle Gewißheit in Abrede ſtellten und im freiwilligen Zweifel ihr Heil ſuchen zu müſſen meinten. Dieſe Philoſophie iſt bekannt unter dem Namen des Skepticismus, auch Pyrrhonismus. Die letztere Benennung erhielt dieſe Schule von Pyrrhon, der drei hundert vierzig Jahre vor Chriſtus lebte, und dieſem Syſteme ſeinen beſtimmtern Ausdruck gab. Er erklärte das Wiſſen für unmöglich und auch für unnütz; ſein Schüler Timon führte den Skepticismus noch weiter fort, indem er den Weiſen Unentſchiedenheit des Urtheils und unerſchütterliche Gemüthsruhe vorſchrieb. Auch in der chriſtlichen Zeit fand dieſes Syſtem ſeine Anhänger, und namentlich hat am Ende des zweiten Jahrhunderts der chriſtlichen Zeitrechnung Sextus Empirikus den Skepticismus bis zur Spitze getrieben. Ebenſo fand es in der neuern Zeit mehr oder weniger ſeine Anhänger, wie Argens, Bayle, Montaigne u. ſ. w. Aus ſeinen Windungen und Irrgängen trat die Kant'ſche Philoſophie hervor.

Um auf die Sache ſelbſt einzugehen, ſo muß man ſagen, daß unter allen Verirrungen, in welche die menſchliche Vernunft gerathen, kaum eine ſei, deren ſie ſich mehr zu ſchämen hat, als die Meinung der Pyrrhoniſten (vollendeter Zweifler); denn behaupten, daß nichts Gewiſſes in unſerer Erkenntniß ſei, heißt dieſe ſelbſt vom Grunde aus untergraben, und den Menſchen zum Zuſtande des Thieres erniedrigen. Denn wenn die Frucht all unſerer Nachtwachen und all unſers Studirens nur darauf hinausläuft, daß wir von dieſer traurigen Wahrheit überzeugt werden, daß es nichts Gewiſſes gibt, und man an Allem zweifeln müſſe, — ſo iſt es nicht der Mühe werth, ſich dieſelbe mit ſo großem Aufwande zu erwerben. Man geht einen weit kürzern Weg, wenn man ruhig in der Unwiſſenheit bleibt und einem Gute entſagt, deſſen Beſitz unmöglich iſt.

Die ſtrengen Skeptiker wurden mit Recht als eine Sekte von Lügnern betrachtet, welche den Grundſätzen, die ſie in ihren Schulen lehrten, beſtändig im Leben widerſprachen. Schon Carneades legt einen deutlichen Beweis hiefür ab; denn als er einmal ſeinen

Schüler Mentor auf einem ſchlechten Streich ertappte, zweifelte er nicht lange, ob es Wirklichkeit oder Täuſchung ſei; ſondern er hielt für gewiß, was er ſah, und jagte den treuloſen Schüler fort. Wahrlich, nirgends iſt der Widerſpruch größer als bei den Pyrrhoniſten, weil ſie für ſich ſelbſt in Anſpruch nehmen, was ſie bezüglich aller Uebrigen leugnen, die nicht ihre Anſicht theilen. Sie behaupten, es gebe nichts Gewiſſes, und ſtellen doch ihre eigene Behauptung, daß es nichts Gewiſſes gebe, für eine gewiſſe Wahrheit hin. Iſt dieß nicht handgreiflicher Widerſpruch? Welch ein Heil läßt ſich von einer ſolchen Lehre erwarten? Die Häupter derſelben geſtehen ſelbſt, daß ihre Allgemeinheit den Untergang des menſchlichen Geſchlechtes nach ſich zöge. So ſchreibt David Hume: „Wenn die Grundſätze des Skepticismus ſo ſehr über Hand nähmen, daß ſie allgemein in der Welt würden, ſo würden ſie den Untergang des menſchlichen Lebens nach ſich ziehen; denn ein jeder Umgang, eine jede Handlung müßte aufhören.“

Faſſen wir den Skepticismus als völlige Unentſchiedenheit, in welcher Beziehung er mit der Gleichgiltigkeit zuſammenfällt, ſo iſt er nicht weniger des menſchlichen Geiſtes unwürdig, vorzüglich in Sachen der Religion. Es gibt offenbar nichts Wichtigeres, als die Religion iſt. Hierin ſich in einen ſtolzen Skepticismus verſchanzen, und es ſo lange mit keiner Partei halten, bis alle Streitigkeiten beendet ſind, heißt einen entſchiedenen Geſchmack am Unglauben haben. Was würde man von einem Bürger denken, der in einem Staatsverbande lebte, und ſich um die Geſetze desſelben nicht bekümmerte?

Ein Skeptiker, der auf die Beweisgründe von dem Daſein Gottes, von ſeiner Vorſehung, von der Unſterblichkeit der Seele und dem zukünftigen Leben keine Aufmerkſamkeit richtet, und dieſe Fragen etwa mit der Quatratur des Zirkels in gleichen Rang ſetzt, hat eben ſo wenig Religion, als ein entſchiedener Atheiſt. Wenn es einen Gott gibt, ſo legt er gewiß dem Menſchen die Verbindlichkeit auf, ihn zu erkennen, ihm zu huldigen und die Geſetze, die er ihm vorſchreibt, zu halten. Hier kann es alſo keine ſogenannte Neutralität oder Parteiloſigkeit geben. In Fragen, welche das zeitliche Glück, das Leben oder auch nur das Vermögen betreffen, bleibt Niemand gleichgiltig; in Ermangelung augen-

ſcheinlicher Beweiſe erklärt man ſich für die Wahrſcheinlichkeit. Soll man in der wichtigſten Sache, in der Heilsangelegenheit anders handeln dürfen?

Der Skeptiker hat für ſein Betragen gegen die Religion keinen andern Grund, als der Ungläubige, nämlich Stolz und Abneigung vor ihren unbequemen Geſetzen. Zwar nimmt er gerne den Schein der Wiſſenſchaftlichkeit an, und gibt ſich das Anſehen, als habe ihn unermüdetes Forſchen und reife Ueberlegung zum Zweifler gemacht. So ſagt Einer aus dieſer Schule, daß die wahre Skepſis eine tiefe und parteiloſe Unterſuchung vorausſetzt; allein dieß iſt Täuſchung; denn wer ſucht, verliert nichts, ſondern findet eher etwas. Das wahre Suchen führt alſo nicht zum Verluſt des Glaubens, nicht zur Zweifelſucht. Der Grund aber, warum ſolche Prüfer und Forſcher doch zu Nichts kommen, iſt, weil ſie gewöhnlich zuvor ſchon Nichts haben, und in der Abſicht ſuchen, Nichts zu finden. Daß übrigens die Forſchungsluſt bei ſolchen Leuten nicht ſehr groß ſei, folgt aus ihrem eigenen Geſtändniſſe. So nennt Einer von ihnen die Unwiſſenheit und den Mangel an Neugierde zur Anſtellung einer ernſten Unterſuchung zwei ſanfte Kopfkiſſen. Menſchen, die ſich in der Unwiſſenheit bezüglich religiöſer Dinge glücklich fühlen, können unmöglich ein großes Verlangen haben, dieſelben kennen zu lernen.

Wenn man den Skeptiker fragt: „Wie kann man glücklich leben, wenn man nicht weiß, wer man ſei, woher man komme, wohin man gehe, und warum man in die Welt geſetzt wurde?“ — ſo antwortet er ganz kaltblütig: Ich ſchäme mich nicht zu geſtehen, daß ich dieß Alles nicht weiß, und bin darum nicht unglücklich; denn warum ſollte ich mich über den Mangel an Kenntniſſen betrüben, die ich mir nicht verſchaffen konnte. Leuchtet aus dieſer Antwort nicht der größte Stolz hervor? Der Zweifler ſchämt ſich nicht, zu geſtehen, daß er in den wichtigſten Angelegenheiten nichts weiß, und zu dieſer Unwiſſenheit wünſcht er ſich noch obendrein Glück. Trotz all dem nimmt er die Wiſſenſchaftlichkeit für ſich allein in Anſpruch; er iſt allein der Verſtändige, der Aufgeklärte. Er verachtet daher auch alle Uebrigen, die ſeine Meinung nicht theilen, insbeſonders jene, die noch etwas für wahr halten; er nennt ſie Leute, die noch nichts unterſucht haben. Denn er hält die Unter-

ſuchung nur dann für hinlänglich, wenn ſie zum Zweifel, zum Nichtwiſſen geführt hat. Welche Verblendung! Welch unbegreifliche Gleichgiltigkeit, in einem ſolchen, des Menſchen ſo unwürdigen Zuſtande ſich glücklich zu fühlen! Man wird dabei unwillkürlich an das erinnert, was von Pyrrho, dem Vater dieſer Schule, erzählt wird. Als dieſer einſtens in einem vom Sturme zerſchlagenen und dem Untergange nahen Schiffe nicht die mindeſte Unruhe zeigte, und die Uebrigen ſich darüber wunderten, zeigte er auf ein Schwein hin, welches auch in dieſer Gefahr ruhig fortfraß, und ſagte dabei: So muß die Unempfindlichkeit des Weiſen beſchaffen ſein. Alſo das iſt das Ideal, welches der Skeptiker zu erreichen hat, einem Schweine muß er gleich werden. Dieß iſt eine würdige Lehre derjenigen, welche ſie predigen, und wer ihnen ähnlich werden will, mag ihnen nachfolgen.

59. Der Zweifel raubt alle Ruhe des Herzens und Feſtigkeit des Geiſtes.

Der Zweifler gleicht einem Schiff, das auf ſtürmiſchem Meere ohne Steuermann umher getrieben wird, und nirgends einen Halt findet. Sein Geiſt iſt verwirrt, ſein Herz voll Unruhe. Frage auf Frage drängt ſich ihm auf; aber nirgends findet er eine Antwort. Er ſchwebt immer zwiſchen Abgründen, und iſt voll Furcht in einen derſelben hinabzufallen und jämmerlich zu Grunde zu gehen. Nicht ſelten geſchieht es auch; denn wie oft führt der Zweifel bis zur Verzweiflung, ein Zuſtand, in welchem der Menſch ſich ſelbſt den Tod gibt. Kömmt es aber auch nicht dahin, ſo iſt doch das Leben eines ſolchen Menſchen troſtlos. Wo ſoll denn der Zweifler einen Troſt finden, da er nirgends einen Stützpunkt hat? Um die Qual der Zweifelſucht zu fühlen, iſt es nicht nöthig, daß der Menſch in jenen ſchreckvollen Augenblicken ſich befinde, wo ſein Blick verwirrt und erſchreckt wird durch die Finſterniſſe einer ungewiſſen Zukunft; auch im gewöhnlichen Verlauf des Lebens, in Mitte der alltäglichen Ereigniſſe fühlt man tauſend Mal, welche Folter die Zweifelſucht iſt. Es gibt Stunden, wo die Vergnügungen ermüden, wo die Welt mit Ekel erfüllt, wo das Leben läſtig wird; ein tiefer Ueberdruß bemächtiget ſich der Seele, ein unbeſchreibliches Unbehagen ängſtiget und quält ſie. Es ſind nicht Widerwärtig-

keiten, welche am Herzen nagen; nicht äußere Schmerzen, welche der Seele Seufzer entlocken: nein, es ist eine innere Unzufriedenheit mit Allem, was uns umgibt; eine peinliche Erstarrung aller Kräfte, wodurch das Leben in seiner innersten Tiefe verbittert wird. Da drängt sich unwillkürlich die Frage auf: Wozu bin ich in der Welt? Welchen Nutzen hat es mir gebracht, aus dem Nichts hervorgegangen zu sein? Was verliere ich, wenn ich von dem Anblick dieser Erde mich entferne, die für mich gleichgiltig geworden ist? Der heutige Tag ist für mich unbefriedigend, wie der gestrige, und der morgige wird es sein, wie der heutige; meine Seele dürstet nach Genuß, und genießt dennoch nicht; sie verlangt nach Glückseligkeit, und erhält sie nicht; sie verzehrt sich wie eine Kerze, die aus Mangel an Nahrungsstoff ausgeht. Diese Fragen und Erwägungen fallen wie Gifttropfen auf die Seele, und martern und quälen sie. Worin haben sie aber ihren Grund? In nichts Anderem, als in der Zweifelsucht, in jener schrecklichen Abwesenheit alles Glaubens und aller Hoffnung, in jener Ungewißheit über Gott, über die Natur, über den Ursprung und die Bestimmung des Menschen. Und diese Geistesleere wird um so fühlbarer, wenn sie Seelen befällt, die im Denken geübt sind durch Studium und Wissenschaft.

Ein berühmter Theologe unserer Zeit, der gelehrte Döllinger, läßt sich in seiner Rede an die Studirenden der Ludwigs-Maximilians-Universität im Jahre 1845 über den Zweifel also vernehmen: „Nichts ist mehr geeignet, den Geist zu entnerven und alle frische lebendige Thätigkeit an ihm zu lähmen, als das leere, zu Nichts führende, aushöhlende Zweifeln, jener Zustand des Schwankens, in welchem der Mensch auf die wichtigsten, ihn und seine ganze Thätigkeit unmittelbar ergreifenden und bestimmenden Fragen keine Antwort hat, oder nur mit einem Vielleicht zu antworten weiß, und daran knüpft sich dann unvermeidlich ein strafendes Mißbehagen, eine nicht zu verdrängende Unruhe, ein immer wiederkehrender Vorwurf, der aus seinem Innersten hervortönt, und sich durch kein beschwichtigendes Gerede zum Schweigen bringen läßt."

Daß der Zweifel eine Qual ist, gibt nicht undeutlich jene Schule selbst zu, welche doch denselben zu ihrem obersten Princip gemacht. Jener alte Philosoph, Sextus Empirikus, welcher den

Skepticismus bis zur äußerſten Spitze trieb, wollte, wohlwiſſend, daß der Zweifel den Menſchen beunruhiget, dieſen ausgeſchloſſen wiſſen, und Alles völlig unentſchieden ſein laſſen.

Hat der Zweifler ſchon im Leben keinen Frieden: was ſoll man erſt von ſeinem Zuſtande ſagen, wenn er an die Schwelle des Todes kömmt? Der bekannte franzöſiſche Arzt Lauvergne erzählt in ſeiner Schrift: „Der Todeskampf und der Tod in allen Klaſſen der Geſellſchaften“ von einem franzöſiſchen Mathematiker, Namens Gaſſendi, daß er, im Begriffe zu ſterben, zu einem nebenſtehenden Freunde geſprochen: „Ich kam auf die Welt, ohne zu wiſſen, warum; ich lebte, ohne zu wiſſen, wie, und ich ſterbe, ohne zu wiſſen, wie und warum.“ Ich frage, welchen Gemüthszuſtand verräth eine ſolche Sprache? Kann in einer ſolchen Seele eine Ruhe wohnen? In was unterſcheidet ſich der vollendete Zweifler noch von dem Ungläubigen? Denn wenn er Alles bezweifelt, und insbeſonders die überſinnlichen Wahrheiten; wenn er nirgends zu einer Gewißheit gelangt, ſo kann er auch nichts als wahr annehmen, weder einen Gott, noch eine Unſterblichkeit der Seele, weder einen Himmel, noch eine Hölle. Kann es aber etwas Unglücklicheres und Troſtloſeres geben, als einen ſolchen Menſchen?

60. Von der Quelle der Religionszweifel.

Nichts iſt in unſern Tagen häufiger, als gegen gewiſſe Religionswahrheiten Zweifel und Bedenken zu äußern. Dieß iſt gleichſam der Deckmantel, womit man ſeinen Unglauben und ſein ärgerliches Leben zu verhüllen ſucht. Viele treffen in unſern Geheimniſſen Schwierigkeiten an, die ihnen Niemand gehörig beantwortet; ſie bringen ferners vor: „Vielleicht iſt mit dieſem Leben ohnehin Alles aus, warum ſoll man ſich daher bekehren?“ Nach ihrer Meinung ſcheint überhaupts Alles ſehr ungewiß zu ſein, und ehe man ſich zur Beobachtung der ſtrengen Lehren des Evangeliums entſchließen könne, ſagen ſie, müſſe man zuvor verſichert ſein, daß die Mühe und Arbeit nicht vergeblich ſei. Dieſe Bedenklichkeiten haben aber alle in ſehr unlautern Quellen ihren Grund, und zwar wie der Unglaube ſelbſt, zu welchem der fortgeſetzte Zweifel führt, vorzüglich

a) in einem unordentlichen Lebenswandel,

b) in der Unwiſſenheit, und

c) in der Eitelkeit.

Bei Vielen rühren die Zweifel von ihrem unordentlichen Lebenswandel her. Gewiß, es hat noch keine Solche gegeben, die damit den Anfang gemacht, daß ſie an den Glaubenswahrheiten gezweifelt hätten, und die in Folge dieſer Zweifel in ein laſterhaftes Leben verfallen wären, ſondern man fängt von den Leidenſchaften an und hieraus entſtehen Zweifel. Man läßt ſich anfangs von den Ausſchweifungen hinreißen, und wenn man auf dieſem Wege einige Zeit fortgewandelt iſt, und es ſcheint, als ob man nicht mehr umkehren könnte, ſo ſagt man, um ſich zu beruhigen, es wäre mit dieſem Leben Alles gar. Es wird alſo der Glaube nicht eher verdächtig, als wenn er anfängt, uns beſchwerlich zu werden. Es iſt nicht die Stärke der Vernunft, welche Zweifel erregt, ſondern die Schwachheit eines verdorbenen Herzens, welches ſeine ſchändlichen Vergnügungen nicht mehr überwinden zu können meint. Ein ſolcher Menſch gleicht, wie wir ſchon bemerkten, Einem, der ſich in der Nacht fürchtet, und der, indem er ganz allein im Finſtern geht, ſingt oder ein anderes Geräuſch erregt, um ſich ſelbſt Muth einzuflößen. Die Ausſchweifungen machen gewöhnlich feige und jagen Furcht ein. Der Wollüſtling kann den Anblick ſeiner Laſter und das Andenken an die Strafen, welche auf ſie warten, nicht zu gleicher Zeit ertragen; darum ſucht er gegen die letztern Zweifel zu erregen. Es iſt auch gar kein Wunder, daß ein unordentlicher Lebenswandel zu Religionszweifeln verleitet. Man muß ja den Unglauben bei den Leidenſchaften zu Hilfe rufen; denn dieſe ſind viel zu ſchwach, als daß ſie ſich ganz allein erhalten könnten, da Alles, unſere Einſicht, unſer Gewiſſen ſie beſtreitet. Man muß nach einer Stütze ſeiner Leidenſchaften umſehen, und dieſe findet man in ſeiner Zweifelſucht. Es iſt für den Wüſtling viel zu demüthigend, wenn er ſich ſagen ſollte: Ich bin noch zu ſchwach und den Ergötzlichkeiten noch zu ſehr ergeben, als daß ich denſelben entſagen und ein ordentliches Leben führen könnte. Bei dieſer Sprache behält er noch alle ſeine Gewiſſensbiſſe; viel leichter kömmt er aber davon, wenn er zu ſich ſelbſt ſpricht: Es iſt nicht nöthig, beſſer zu werden, weil ja mit dem Tode ohnehin Alles gar iſt. Dadurch erlangt der Böſewicht eine gewiſſe Ruhe.

Die Religionszweifel haben nicht ſelten ihren Grund in der Unwiſſenheit. Man könnte Vielen derjenigen, welche ſich einbilden, es ſei in Glaubensſachen alles voll Widerſprüche, eben dasjenige antworten, was ehemals Tertullian den Heiden auf die Vorwürfe, die ſie wider die Geheimniſſe und die Lehre Jeſu vorbrachten, zur Antwort gab. Sie verwerfen, ſagt dieſer Kirchenlehrer, was ſie nicht verſtehen; ſie tadeln, was ſie niemals unterſucht haben, und ſie wollen es nicht wiſſen, weil ſie es zuvor ſchon haſſen. Nun iſt aber nichts thörichter, als wenn man von dem, was man nicht verſteht, auf ſtolze Weiſe urtheilt. Sehet, in welchem Zuſtande ſich diejenigen befinden, welche faſt gegen alle Wahrheiten der Religion ihre Bedenken und Zweifel vorbringen. Sie haben niemals weder die Schwierigkeiten, noch die Beweiſe der Religion unterſucht, ja ſie wiſſen nicht einmal ſo viel davon, als ſie wiſſen ſollten, um daran zweifeln zu können. Sie haſſen die Religionswahrheiten, und dieſer Haß iſt oft die Quelle, aus welcher ihre Zweifel entſtehen. In der That, wenn man betrachtet, daß die größten Männer, die erhabenſten Geiſter und ſcharfſinnigſten Gelehrten ſich den Geheimniſſen des Glaubens, nachdem ſie ihr ganzes Leben mit Unterſuchen derſelben hingebracht, in aller Demuth unterworfen haben, ſo ſollte man meinen, daß, wenn man gegen die ſo vielfach geprüften und ſeit ſo langer Zeit angenommenen Glaubenswahrheiten abermals Bedenken vorbringen wolle, ſo müſſe man dazu wichtige Gründe haben; man müſſe neue Entdeckungen gemacht oder ſonſt auf etwas gerathen ſein, was bedenklicher Natur iſt. Schauet man indeß Jenen, welche vorgeblich ihrer Zweifel wegen nicht glauben können, näher in's Auge, ſo findet man, daß ſie weiter nichts vorbringen, als worauf Leute ihres Gleichen ſich noch immer beriefen, und was ſchon hundert Mal widerlegt worden iſt. Sie haben alſo ihre Zweifel eigentlich nur gelernt; ſie haben ſie nicht ſelbſt erſonnen. Sie wiederholen nur, was ſie gehört haben, und überliefern ihren Nachfolgern die von ihren Vorgängern ererbte Sprache der Zweifel. Daß dem ſo ſei, erhellet daraus, weil ſolche Leute nicht das mindeſte Verlangen darnach haben, von ihrem Zuſtande befreit zu werden. Der Zweifel iſt ſonſt läſtig; man ſucht daher Belehrung, um davon los zu werden. Dieß iſt aber bei ſolchen Menſchen, von welchen wir reden,

nicht der Fall. Sie wollen von ihren Zweifeln nicht erlöst werden; sie lieben sie vielmehr, und sträuben sich dagegen, wenn man ihnen dieselben nehmen will.

Endlich die letzte Quelle der Zweifelsucht wider die Wahrheiten der Religion ist

die Eitelkeit. In unsern Tagen gehört es zum vornehmen Ton, Einwürfe und Zweifel wider die Religionswahrheiten vorzubringen. Menschen, welche Solches thun, stehen in der Achtung, und haben den Ruf der Gelehrsamkeit. Man bildet sich ein, ihnen an Ehre gleich zu werden, wenn man in ihre Sprache einstimmt. Aber welch eine Erbärmlichkeit! Bloß um mit dem großen Haufen zu schwimmen, und in der Welt nicht verachtet zu werden, zweifelt man! Verräth dieses einen starken Geist, als welche man solche so häufig bezeichnet? Kann hierin eine Ehre bestehen, wenn man in der wichtigsten Angelegenheit, wie sie die Religion ist, bloß aus Eitelkeit einer fremden Meinung sich anbequemt? Ist dieß nicht Charakterlosigkeit, und gereicht es daher nicht vielmehr zur Schmach, als zur Ehre?

61. Neueste Bestrebungen, den positiven Zweifel in das Gebiet des Glaubens einzuführen, und Verirrungen in der entgegengesetzten Richtung.

In neuester Zeit haben Hermes und seine Schüler den positiven Zweifel gleichsam zur Grundlage der Theologie machen wollen. Hermes spricht sein oberstes Princip, von welchem er ausging, und auf welches er Alles baute, klar in seinen Schriften aus. Bei all meinen Arbeiten, schreibt er, habe ich den Vorsatz auf das gewissenhafteste erfüllt, überall so lange als möglich zu zweifeln, und da erst definitiv zu entscheiden, wo ich eine absolute Nöthigung der Vernunft zu solcher Entscheidung vorweisen konnte.... Ich fürchtete auch niemals durch diesen Weg etwas zu verlieren; denn ich hatte eingesehen, daß in jedem weniger strengen Alles, wornach ich suchte, mit gleichem Grunde mehr verworfen, als angenommen werden könnte. Ueberdieß hatte ich auch eingesehen, daß es für Menschen kein sicheres Kriterium der Wahrheit gebe, außer die Nothwendigkeit allein" u. s. w. (Philos. Einleitg.)

Dieses System des Hermes ist eben so sehr der katholischen,

als der proteſtantiſchen Kirche, in ſo ferne letztere auf alten, poſitiven Glauben fußt, entgegen. So ſagt z. B. der proteſtantiſche Theologe Twesten: „Wenn Einige die Sache ſo anſehen, als könne man aus bloßen Gründen der Erkenntniß beweiſen, daß Gott ſich geoffenbart habe, und daß dieſe Offenbarung in der Schrift niedergelegt ſei, ſo daß dieſer Beweis und die darauf gebaute Lehre nicht nur unabhängig vom chriſtlichen Glauben wäre, ſondern dieſen ſelbſt begründete, ſo verkennen ſie ſowohl die Natur des Glaubens, der auf dieſe Weiſe nicht entſtehen kann, als auch die Beſtimmung der Dogmatik, welche nicht iſt, auf dem Wege der Demonſtration ein Gebäude von rein theoretiſchen Lehrſätzen aufzurichten, welches den Glauben allenfalls vertreten könnte, ſondern dieſen nach ſeinem Zuſammenhange wiſſenſchaftlich darzuſtellen.“ (Vorleſungen über die Dogmatik der evangeliſch-lutheriſchen Kirche.)

Ein Syſtem, wie Hermes es aufſtellte, und ſeine Schüler verfolgten, konnte in der katholiſchen Kirche nicht geduldet werden. Nachdem es in Zeitſchriften und Broſchüren bereits vielfältig bekämpft worden war, wurde die Sache vor den Römiſchen Stuhl gebracht. Der Papſt unterwarf die Angelegenheit der ſorgfältigſten Prüfung, und es erfolgte unter dem 26. September 1835 von Seite des apoſtoliſchen Stuhles ein verdammendes Urtheil wider mehrere Schriften des Hermes. Dieſem Breve folgte am 7. Jänner 1836 ein Nachtrag, in welchem Hermes beſchuldiget wird, in der Erklärung der Glaubenswahrheiten den königlichen Weg der Tradition und der heiligen Väter verlaſſen, ja hoffärtig verachtet und verworfen, und dagegen einen Weg betreten zu haben, der zu mannigfaltigen Irrthümern führe, indem er den poſitiven Zweifel als die Grundlage aller theologiſchen Unterſuchung annehme, und ein Princip feſtſetze, wornach die menſchliche Vernunft die entſcheidende Richtſchnur und das einzige Mittel wäre, wodurch der Menſch zur Erkenntniß der übernatürlichen Wahrheiten gelangen könne; er wird beſchuldiget, Lehren vorgetragen zu haben, welche zum Skepticismus und Indifferentismus führen, gegen die katholiſchen Schulen ungerecht ſeien und den himmliſchen Glauben zerſtören.

Es iſt hier nicht der Ort, den Hermeſianismus in ſeinem weitern Verlaufe zu verfolgen und von den Bemühungen zu reden, welche die Schüler des Hermes, beſonders Braun und Elvenich,

anwandten, um das Syſtem ihres Lehrers zu halten; aber einer Verirrung in der entgegengeſetzten Richtung müſſen wir gedenken. Dadurch werden wir auf Bautain geführt, der, um die Unzulänglichkeit der menſchlichen Vernunft gegenüber der göttlichen Offenbarung zu zeigen, und dadurch den Materialismus und Atheismus, beſonders der franzöſiſchen Philoſophie des vorigen und gegenwärtigen Jahrhunderts, zu bekämpfen, behauptete, die Vernunft vermöge aus ſich ſelbſt weder an Gott zu glauben, noch das Daſein Gottes zu beweiſen. Bautain gerieth durch ſeine Behauptungen zuerſt mit ſeinem Biſchofe, dem Herrn von Trevern, in Colliſion und wurde von ihm ſuspendirt. Auch Rom ſprach ſich gegen ihn aus, einem Urtheile, welchem er ſich ohne Vorbehalt unterwarf.

Bautain ſteht in einem gewiſſen Gegenſatz zu Hermes, indem er den Glauben und die Kraft der Gnade auf Koſten der Vernunft erhebt. Daher pflegten auch manche Gegner der Kirche zu ſagen, der Papſt habe in Straßburg gebilliget, was er in Bonn verdammt. Allein dem iſt nicht ſo. Allerdings mußte auch die Lehre Bautain's verworfen werden; denn ſeine Behauptung über die Vernunft in dem ſich ſelbſt überlaſſenen Menſchen neigt weit mehr zu dem altproteſtantiſchen, der Vernunft und Freiheit feindſeligen Standpunkte, als daß ſie im Einklange ſtände mit der katholiſchen Anſicht. Die Kirche hat ſich keineswegs auf den Standpunkt des Hermes geſtellt, wenn ſie Bautain's Lehre verwirft, oder auf den des Bautain, wenn ſie die des Hermeſianismus verdammt, ſondern gegen Hermes nimmt ſie den Glauben und gegen Bautain die Vernunft in Schutz, tritt alſo überall, ohne Rückſicht auf Perſönlichkeit, für die Wahrheit ein.

Glückſeligkeit, ewige, ſieh den Artikel Himmel.

Artikel LXXXIX.

Gnade (Ungnade).

1. Von den verschiedenen Bedeutungen, welche das Wort Gnade hat.

Das Wort Gnade (gratia) hat in der heiligen Schrift verschiedene Bedeutungen. Man versteht nämlich darunter im weitesten Sinne eine jede Wohlthat Gottes. In dieser Auffassung kann auch Alles, was uns Gott dem Leibe nach gibt, eine Gnade genannt werden, namentlich heißt von diesem Standpunkte aus der heilige Augustin unsere Erschaffung eine Gnade. Er sagt: Sie ist mit Recht eine Gnade, weil wir sie nicht durch vorausgehende Verdienste uns erworben haben. Indeß ist hier die Gnade sehr allgemein genommen, und in diesem Sinne geben sie auch die Pelagianer zu.

In einer andern Beziehung versteht man unter Gnade jene Wohlthaten Gottes, welche über die natürlichen Gaben verliehen werden, und weder zum Begriffe der Natur, noch zu ihrer Erhaltung nothwendig sind, daher auch weder von ihr herrühren, noch ihr zukommen. Man begreift also hier unter Gnade übernatürliche Gaben im Allgemeinen, worunter jene begriffen sind, die nicht im Verdienste Christi, sondern nur in der Freigebigkeit Gottes ihren Grund haben. Eine solche Gnade war z. B. die ursprüngliche Gerechtigkeit des ersten Menschen.

Im eigentlichen Sinne aber versteht man unter Gnade nur jene Wohlthaten Gottes, welche nicht bloß übernatürlich sind, sondern uns auch unverdienter Weise und nur in Folge der Verdienste Jesu Christi gegeben werden. Daher sagt der Apostel: Alle werden gerechtfertiget ohne Verdienst durch seine Gnade, durch die Erlösung, die in Christo Jesu ist. Röm. 3, 24. Hier ist es dem Apostel nicht genug, zu sagen: „Sie werden ohne Verdienst gerechtfertiget," sondern er setzt noch hinzu: „Durch seine Gnade und durch die Erlösung, die in Christo Jesu ist," um anzuzeigen, daß die Rechtfertigung nach dem Falle Adams nicht nur unver-

dienter Weise, sondern auch Unwürdigen und Sündern gegeben werde, die, würden sie nicht durch den zweiten Adam erlöset, ewig Knechte des Satans bleiben würden.

2. Eintheilung der Gnade.

Man theilt die Gnade verschieden ein. Bellarmin unterscheidet

a) eine ewige und

b) eine zeitliche Gnade.

Unter jener versteht er die Liebe, mit welcher uns Gott vor Gründung der Welt von Ewigkeit her liebte, in Folge dessen er uns zur Verherrlichung seines Namens zu seinen Kindern prädestinirte. Zeitliche Gnade werden dann die Wohlthaten der Berufung und der Rechtfertigung genannt. Daraus ist klar, daß die zeitliche Gnade aus der ewigen hervorgehet, wie die Wirkung aus seiner Ursache.

Die Theologen kennen ferners:

a) eine natürliche, und

b) eine übernatürliche Gnade.

Unter natürlicher Gnade versteht man Alles, was sich auf die Ordnung der Natur und auf die natürliche Vollkommenheit des Menschen bezieht. Hieher gehört die Gnade der Erschaffung, der Erhaltung u. s. w. In diesem Sinne ist auch das Brod, welches wir essen, die Gesundheit, deren wir uns erfreuen u. s. w. eine Gnade. Unter der übernatürlichen Gnade aber versteht man solche Wohlthaten, welche die übernatürliche Vollkommenheit und Glückseligkeit zum Zwecke haben, und auf die Seele sich beziehen. Hier ist nur im letztern Sinne von der Gnade die Rede.

Eine andere Eintheilung der übernatürlichen Gnade ist:

a) die Gnade des Schöpfers;

b) die des Erlösers.

Gott gab nämlich dem Menschen schon ursprünglich eine übernatürliche Bestimmung, und zur Erreichung derselben auch übernatürliche Hilfsmittel. Er offenbarte sich ihm durch unmittelbare Belehrung, er wirkte durch einen vertrauten Umgang auf sein Erkenntniß- und Willensvermögen u. s. w. Durch diese Hilfsmittel war der erste Mensch in den Stand gesetzt, seine übernatürliche Bestimmung zu erreichen. Eben diese dem ersten Menschen zur

Erreichung ſeiner Beſtimmung verliehenen Hilfsmittel nennt man die übernatürlichen Gnaden des Schöpfers. Durch die Sünde aber trat der Menſch aus ſeinem glückſeligen Zuſtande heraus; er verlor nebſt vielem Andern auch die übernatürliche Habilität zur Erreichung ſeiner ewigen Beſtimmung. Dieſer Verluſt ging auf alle Menſchen über, und ſetzte das ganze Menſchengeſchlecht in das größte Elend. Aus dieſem Elende rettete uns der Sohn Gottes, indem er uns durch das große Werk der Erlöſung wieder rehabilitirte und uns jene Gnaden erwarb, die zur Erreichung unſerer ewigen Beſtimmung nothwendig ſind. Dieſe übernatürlichen Gnaden nun heißen die Gnaden des Erlöſers. Daraus erklärt ſich, warum man die Gnade des Schöpfers auch gratia sanitatis, und die des Erlöſers gratia medicinalis nennt. So oft im eigentlichen und engern Sinne von der Gnade in der Theologie die Rede iſt, hat man nur an die letztere, nämlich an die durch Jeſus uns erworbene zu denken.

Es gibt

a) eine gratia gratis data, und

b) eine gratia gratum faciens.

Unter der erſten verſteht man eine ſolche übernatürliche Gnade Gottes, die dem Menſchen gegeben iſt, um das Heil Anderer zu befördern. Hieher gehören jene Gaben, die der Apoſtel 1. Corinth. 12, 7—10. erwähnt, wie die Gabe der Weisheit, der Wiſſenſchaft, der Weisſagung u. ſ. w. Die letztere hingegen iſt jene übernatürliche Gabe, die dem Menſchen zur Beförderung ſeiner eigenen Vollkommenheit und ſeines Heiles gegeben iſt.

Eine andere Eintheilung iſt in

a) gratia actualis, und

b) gratia habitualis.

Jene iſt eine vorübergehende Gnade, daher heißt ſie auch die Gnade einer beſondern Hilfe (gratia auxilii specialis). Sie iſt eine Anregung Gottes, wodurch der Menſch zu Handlungen, die ſeine Natur gewiſſermaſſen übertreffen, unterſtützt wird. Die habituelle Gnade iſt eine bleibende Wohlthat Gottes im Menſchen, und wird daher auch bleibende Gnade (gratia permanens) genannt. So iſt der Glaube, der eine eingegoſſene Gabe Gottes iſt, eine gratia habitualis.

Die aktuelle Gnade wird wieder eingetheilt in

a) gratia operans, und

b) gratia cooperans.

Jene, — die wirkende Gnade — iſt es, die in uns das Wollen, den erſten guten Willen hervorbringt. Darum nennt man ſie auch die gratia excitans, die erweckende Gnade. Dahin gehören die innern Einſprechungen und Anregungen, wodurch Gott unſer Herz beſtimmt, daß es vom Schlaf der Sünde aufwacht und zu guten Werken angefacht wird. Man kann dieß auch die gratia praeveniens, die zuvorkommende Gnade heißen. — Die gratia cooperans oder mitwirkende Gnade iſt jene, die das gute Werk vollbringen hilft; ſie macht alſo, daß wir das, was wir ſchon gewollt haben, auch vollbringen. Sie heißt auch die gratia subsequens, die nachfolgende Gnade oder auch die gratia adjuvans, die helfende Gnade. Darauf bezüglich ſagt der heilige Auguſtin: Ipse ut velimus operatur incipiens, qui volentibus cooperatur perficiens. Und der heilige Paulus: Gott gibt uns das Wollen und das Vollbringen. Phil. 2, 13.

Eine andere wichtige Eintheilung iſt in

a) gratia sufficiens, und

b) gratia efficax.

Jene, die hinlängliche Gnade, beſteht darin, daß ſie den Menſchen in den Stand ſetzt, das Gute zu wollen und zu thun, obgleich er es nicht will und nicht thut; dieſe, die wirkſame Gnade, iſt jene, welche das Gute unfehlbar hervorbringt.

Noch unterſcheidet man

a) gratia externa, und

b) gratia interna.

Unter gratia externa verſteht man jene Gnade, die den Menſchen von Außen anſpricht, wie die Verkündigung des göttlichen Wortes; die gratia interna iſt jene, welche innerlich gegeben wird.

3. Schriftſtellen.

Ich bin der Weinſtock, ihr ſeid die Reben; wer in mir bleibt und ich in ihm, der wird viele Frucht bringen; denn ohne mich könnet ihr nichts thun. Joh. 15, 5.

Wie denn das Zeugniß von Chriſto in euch beſtätiget worden iſt, ſo daß es euch an keiner Gnade mangelt. 1. Corinth. 1, 7.

Gott ist es, der in euch sowohl das Wollen als Vollbringen wirket nach Wohlgefallen. Phil. 2, 12.

Der Gott aller Gnaden, der durch Jesus Christus uns berufen hat zu seiner ewigen Herrlichkeit nach kurzem Leiden, der wolle euch vervollkommnen, stärken, kräftigen und gründen. 1. Petr. 5, 10.

Durch die Gnade Gottes bin ich das, was ich bin, und seine Gnade ist an mir nicht vergeblich gewesen. 1. Corinth. 15, 10.

Laß dir meine Gnade genügen. 2. Corinth. 6, 1.

Aus Gnaden seid ihr selig geworden durch den Glauben, und das nicht aus euch; denn es ist Gottes Gabe. Eph. 2, 8.

4. Väterstellen.

Die Gnade Jesu Christi, ohne welche weder Kinder noch Greise zum Heile gelangen können, wird uns ohne unser Verdienst ertheilt. Der heil. Augustin de natur. et grat.

Der Mensch vermag ohne Gnade Gottes nichts Gutes auszuüben. Der heil. Hieronymus.

Durch die Gnade werden wir gerettet, aber nicht ohne gute Werke. Clemens Alex. Stromat. l. 5. c. 1.

Von Gott wird es verliehen, nicht damit es keinen Kampf zu geben scheine, sondern damit wir die Versuchungen auszuhalten im Stande seien. Wir gebrauchen aber dieselbe Kraft, welche uns verliehen worden ist, um siegen zu können, dem freien Willensvermögen nach entweder emsig oder läßig. Origen. de princip. lib. 3. c. 8.

Von Gott ist Alles, was wir vermögen. Der heil. Cyprian de grat. Dei ad Donat.

Wir müssen durch Gottes Gnade unterstützt und gelenkt werden, um die Ordnung der vorgeschriebenen Rechtfertigung zu verfolgen. St. Hilar. tract. in Ps. 118.

Weder in der Macht noch in der Weisheit eines Menschen, sondern in der Gnade Gottes ist das Heil. Der heil. Basilius Hom. in Ps. 33.

Weil es Einige gibt, welche sich wegen dessen, was sie auf die rechte Weise gethan haben, so im Geiste erheben, daß sie dieses ganz sich selbst zuschreiben, und von dem, was sie empfangen haben,

gar nichts dem Schöpfer und dem Urheber ihrer Weisheit und dem Spender aller Güter bringen, so belehrt Paulus dieselben, daß man auch, um das Rechte zu wollen, der göttlichen Hilfe bedürfe; ja um richtiger zu sprechen, auch der Wille und die Wahl dessen, was recht und mit der Pflicht verbunden ist, ist eine Gabe Gottes und fließt aus seiner Güte. Deßhalb sagt der Apostel: Es liegt nicht an Jemandes Wollen und Laufen, sondern am Erbarmen Gottes. Gregor. v. Naz. Orat. 31.

Du siehst, daß überall die Kraft des Herrn mit den menschlichen Bestrebungen mitwirkt, so daß Niemand ohne den Herrn bauen, Niemand ohne den Herrn wachen, Niemand ohne den Herrn etwas anfangen kann. Der heil. Ambrosius libr. 2. Comment. in Luc.

Hilfe von Oben und himmlische Belehrung ist nothwendig, auf daß wir wandeln können auf dem Wege, welcher zur Tugend führt. Der heil. Chrysost. Hom. 12. ad Hebr.

Wir bedürfen nothwendig der Gnade Gottes, welche das Schwere leicht macht und den steilen Weg der Gerechtigkeit zu einem ebenen bahnt; denn unsere Kraft, wenn sie nicht von Gott aufrecht gehalten wird, besteht in Nichts. Cyrill. Alex. Comment. in Joh.

Der heilige Paulus zeigt mit wenigen Worten an, daß Alle schuldig seien und der Gnade bedürfen. Theodoret in epist. ad Rom. c. 3.

5. Geschichtliches.

Die heilige Katharina von Siena pflegte zu sagen, die Schönheit einer Seele im Gnadenstande sei so groß, daß ein Jeder, der sie sehen würde, für die Erhaltung dieses Zustandes gerne sein Leben hinopfern würde. Daher küßte sie auch die Fußstapfen derjenigen, die auf Bekehrung der Seelen ihre Mühe verwandten.

Wunderbar sucht oft die Gnade den Menschen, um ihn zu retten. So finden wir es beim heiligen Augustin. Seine Mutter Monika hatte lange für seine Bekehrung gebeten; endlich wurde sie erhört. Ihr Sohn kam von Rom, wo er lange ein lasterhaftes Leben geführt hatte, nach Mailand. Hier hörte er die Predigten des heiligen Ambrosius, damaligen Bischofs der Stadt,

außerordentlich rühmen. Neugierig wohnte er einigen derselben bei; ward aber durch ihren Inhalt merkwürdig im Innern ergriffen. Lange hatte er mit sich selbst zu kämpfen; doch die Gnade siegte zuletzt. Eines Tages wirft er sich im Garten unter einen Feigenbaum nieder und weint bitterlich über seine innern Kämpfe und seine Unentschlossenheit. Da hört er eine Stimme rufen: Nimm und lies. Betroffen erhebt er sich, und greift nach dem Buche, das er neben sich liegen hatte. Es waren die Briefe des heiligen Paulus. Er öffnet das Buch, und es kommen ihm gerade die Worte unter die Augen: Wie am Tage laßt uns wandeln, nicht in Schmausereien und Trinkgelagen, nicht in Schlafkammern und Unkeuschheit, nicht in Zank und Neid, sondern ziehet den Herrn Jesum Christum an. Wie Schuppen fällt es ihm nun von den Augen, er sieht klar den Weg, den er zu wandeln habe, um jenen Frieden zu erlangen, den die Welt nicht geben kann, und sein Herz war, durch die Gnade gestärkt, auch bereit, diesen Weg muthig zu wandeln.

Mehler erzählt in seiner Beispielsammlung nachstehende Geschichte, in welcher anschaulich gezeigt wird, warum so oft eine verliehene Gnade nichts nützt. „Zwei Einsiedler gruben in der Wüste gute, schwarze Erde aus, und trugen, da es ihnen an Fuhrwerk und Lastthieren fehlte, die Erde sackweise in ihren Garten, um den Boden desselben zu verbessern. Der Jüngere dieser beiden Brüder ward über die Sonnenhitze und die beschwerlichen Fliegen so unwillig, daß er fast bei einem jeden Schaufelstich murrte. Lieber Bruder, sprach der Aeltere, bitt doch Gott um Geduld. Ich habe schon oft genug gebeten, erwiderte der Jüngere; aber seine Gnade hilft mir dennoch nicht. Der Aeltere grub stille fort, bis er wieder einen Sack gefüllt hatte, und sprach dann: Hilf mir den Sack auf die Schulter nehmen; der Jüngere schob ihm den Sack mit angestrengter Kraft rückwärts auf die Schulter. Der Aeltere zog ihn aber vorwärts wieder herab, so daß der Sack zur Erde fiel. Was soll das heißen? rief der Jüngere. Meine Hilfe kann dir nichts nützen, wenn du sie vorsätzlich wieder vereitelst. Sieh, sagte der Alte, so ist es auch mit der Gnade des Himmels. Gott ist immer bereit, uns beizustehen. Wenn wir aber mit der gött-

lichen Gnade nicht mitwirken, sondern ihr vielmehr widerstreben: was kann sie uns dann helfen?

Mehrere Beispiele, welch außerordentliche Gnaden Gott vielen seiner Heiligen verliehen, kommen unten vor bei dem Absatze: Von den außerordentlichen Gnadengaben.

6. Bilder und Gleichnisse.

Wie das gesündeste und beste Auge nicht sieht, wenn es nicht von den Strahlen des Lichtes erleuchtet wird; so vermag auch der Gerechteste ohne zuvorkommende Gnade Gottes nichts Verdienstliches für das ewige Leben.

Wie die Sonne die Finsterniß verscheucht, so vertreibt die rechtfertigende Gnade die Sünde aus der Seele.

Wie ein Schiff, in dessen Segel ein günstiger Wind bläst, unaufhaltsam auf der Meeresfläche fortgetrieben wird; so wandelt auch eine Seele, der die Gnade des heiligen Geistes beisteht, unermüdet auf dem Pfade des Heiles vorwärts.

Wie ein Schiff, wenn es das Steuerruder verloren hat, dorthin getrieben wird, wohin es zu treiben dem Sturme gefällt; so ist auch der Mensch, wenn er die Gnade verloren hat, ein Spiel des bösen Feindes und geht jämmerlich zu Grunde.

Wie die Sonne ihre Strahlen überallhin sendet, und Alles erleuchtet; so verleiht auch Gott die nothwendige Gnade einem jeden Menschen, um ihm zum Heile zu verhelfen.

7. Von dem Natürlichen und Uebernatürlichen überhaupts.

Natürlich nennt man Alles, was durch die bloßen Kräfte der Natur zu Stande gebracht wird. So sind dem Menschen nicht nur jene Kräfte und Eigenschaften, ohne die er nicht Mensch sein würde, sondern auch alle jene Anlagen und Fähigkeiten, die in ihnen wurzeln, natürlich. Wie nun die Geschöpfe ohne Gott nicht sein können, so können sie auch ohne ihn nicht wirken. Aber das Mitwirken, wodurch Gott in den Geschöpfen selbst liegende Kräfte in Bewegung setzt, und dieselben, mit ihnen thätig seiend, entwickelt und vervollkommnet, gehört, wie diese Vervollkommnung selbst, der natürlichen Ordnung an. Gewiße Wirkungen bringt

indeß Gott in den Geschöpfen nicht durch die in ihnen liegenden Kräfte, sondern durch seine unmittelbare Thätigkeit hervor, und dieß sind übernatürliche Wirkungen Gottes. Dabei muß man aber unterscheiden: Wenn das, was Gott in einem gegebenen Falle zwar ohne die Kräfte der Geschöpfe hervorbringt, so beschaffen ist, daß es in andern Umständen auch durch die Kräfte der Geschöpfe unter jener seiner gewöhnlichen Wirkung hervorgebracht werden könnte, so nennt man es übernatürlich der Art nach. So wäre die Kenntniß einer Sprache, die Gott dem Menschen, ohne daß dieser sie erlernte, verliehe, der Art nach, in der sie entstand, übernatürlich. Hingegen die Kenntniß der fernsten Zukunft, die Gott den Propheten gab, war in sich selbst, ihrem Wesen nach übernatürlich, und heißt daher auch übernatürlich der Substanz oder dem Wesen nach.

Natürlich ist daher in Bezug auf den Menschen Alles, was im Wesen des Menschen enthalten, und folglich entweder unzertrennlich von demselben ist, oder doch durch die Entwicklung der ihm eigenen Kräfte erlangt werden kann und erlangt werden muß, wenn der Mensch nicht unvollkommen sein soll; übernatürlich hingegen ist, was mit seinem Wesen nicht nothwendig verbunden ist, über alle seine Kräfte hinausliegt, und ihm eine nicht schuldige (indebita) Vollkommenheit mittheilt.

Hiemit ist zugleich ausgesprochen, daß ein jedes übernatürliches Gut ein donum gratuitum et indebitum ist, während die natürlichen Güter dona debita genannt werden können. Dieß bedarf aber noch einer Erklärung. Der heilige Thomas sagt: Es kann auf doppelte Weise einem Geschöpfe etwas gebühren, nämlich entweder wegen seines persönlichen Verdienstes, oder wegen der Beschaffenheit seiner Natur. Auch die natürlichen Güter gebühren also dem Menschen nicht auf die erste Weise; denn er konnte sie nicht verdienen, ehe er war; aber sie gebühren ihm seiner Natur wegen. Denn da Gott dem Menschen eine gewisse Bestimmung gegeben hat, so läßt sich von seiner Güte und Weisheit erwarten, daß er ihm auch jene Güter nicht versagen werde, die zur Erreichung derselben ihm nöthig sind. In so ferne gebühren also dem Menschen die natürlichen Güter; sie sind für ihn ein debitum. Die über-

natürlichen Güter aber gebühren ihm weder vermöge seines Verdienstes, noch wegen der Beschaffenheit seiner Natur.

Schließen wir hier mit einem Zeugniß des heiligen Thomas, der mit gewohnter Schärfe und Klarheit die Grenzlinie zieht zwischen dem, was der Mensch mit seinen natürlichen Kräften vermag, und wozu er eines übernatürlichen Einflusses bedarf. „Alle Geschöpfe hängen in ihrer Thätigkeit auf doppelte Weise von Gott ab: erstlich weil sie von ihm die Eigenschaften und Kräfte haben, durch welche sie thätig sind; zweitens weil sie von ihm den Impuls zur Thätigkeit empfangen. Wie also in der Körperwelt keine Bewegung und Wirksamkeit wäre, wenn Gott nicht auf dieselbe einwirkte, so wäre auch in den Geistern kein Denken und Wollen, wenn Gott sie nicht anregte. Es hat aber jede Anlage oder Kraft der Geschöpfe eine bestimmte, d. h. begränzte Wirksamkeit. In der Sphäre dieser bedarf das Geschöpf keiner andern Hilfe Gottes, als jener Erhaltung und Anregung der ihm eigenen Kräfte; über dieselbe hinaus aber vermag er nichts, es sei denn, daß ihm eine eigene, höhere Kraft beigelegt werde. Soll also der Geist Wahres erkennen, das über seiner Sphäre liegt, so bedarf er außer dem ihm eigenen Lichte der Vernunft ein höheres, das wir das Licht der Gnade nennen; und soll er Gutes üben, das höherer Art, als die ihm natürliche Sittlichkeit ist, so muß er auch dazu eine andere, nicht in ihm liegende Fähigkeit erhalten. Nun aber sind im Menschen nach dem Sündenfalle auch die natürlichen Kräfte geschwächt, so daß er durch sie allein nicht mehr alles Gute, das seiner Natur entspricht, üben, d. h. Gott nicht über Alles lieben, und nicht das ganze Sittengesetz beobachten kann. Vor dem Sündenfalle also bedurfte der Mensch außer jener Hilfe, der alle Geschöpfe in ihrer Thätigkeit bedürfen, jener höhern Kraft der Gnade, welche den Kräften der Natur beigelegt wird, nur um die Wahrheiten einer höhern Ordnung zu erkennen, und das übernatürliche für das ewige Leben verdienstliche Gute zu üben; jetzt aber bedarf er der Gnade, erstlich damit seine natürlichen Kräfte geheilt, und überdieß, damit er in den Stand gesetzt werde, zu dem Guten, das über seiner Natur liegt, zu gelangen.

8. Von dem Unterschiede zwischen natürlicher und übernatürlicher Sittlichkeit.

Wenn der Mensch vermöge der ihm natürlichen Anlage zur Sittlichkeit, und nur von der gewöhnlichen und allgemeinen Mitwirkung Gottes unterstützt das natürliche Sittengesetz beobachtet, so ist seine Sittlichkeit eine natürliche; wenn aber Gott durch außerordentliche Einwirkung der Seele eine höhere Kraft des Erkennens und Wollens ertheilt, und sie dadurch auch zum Handeln gemäß der geschöpften Erkenntniß befähiget, so ist die Sittlichkeit eine übernatürliche. Hierauf gründet sich jene in der Theologie sehr gewöhnliche Unterscheidung zwischen der Beobachtung des göttlichen Gesetzes der Substanz und der Art nach. Der Substanz nach wird das Gesetz schon dadurch beobachtet, daß unser Wollen und Handeln ihm gleichförmig ist; damit es aber in der Art, die allein zum ewigen Heile ersprießlich ist, beobachtet werde, muß jenes Wollen und Handeln aus dem Glauben, der Hoffnung und Liebe hervorgehen, und setzt somit die Gnade voraus. Man braucht sich nun freilich diesen Unterschied zwischen der natürlichen und übernatürlichen Sittlichkeit in der Wirklichkeit nicht so zu denken, daß unsere sittlichen Handlungen bald der natürlichen, bald der übernatürlichen Ordnung angehörten; es ist vielmehr anzunehmen, daß die Gnade des Erlösers all unser (der Gläubigen) Wirken, welches der sittlichen Ordnung angehört, begleitet. Aber in der Theorie wirft diese Unterscheidung nicht nur ein großes Licht auf die Lehre von dem Verdienste und den guten Werken, sondern es ist ohne sie gar nicht möglich, das katholische Dogma über das Verhältniß der Gnade zur Natur fest zu halten. Denn wir müssen dem katholischen Dogma zu Folge gegen den Pelagianismus die absolute Nothwendigkeit der Gnade zu jeder, auch der geringsten Handlung, die auf unser Heil Einfluß hat, behaupten, und dürfen nichts desto weniger im gefallenen Menschen die in seiner Natur wurzelnde Anlage zur sittlichen Ordnung nur als geschwächt, und nicht als zerstört betrachten. Dieß ist aber ohne jene Unterscheidung gar nicht möglich. Wenn jenes sittliche Wirken, das mit unserm ewigen Heile in Verbindung steht, nicht höherer Art wäre, als dasjenige, wozu wir als vernünftige Wesen Anlage haben, so

müßten wir vermöge dieſer nicht zerſtörten, ſondern nur geſchwächten Anlage wenigſtens etwas, ſei es auch noch ſo gering für unſer Heil wirken können. Jene abſolute Nothwendigkeit der Gnade ließe ſich alſo nur dadurch feſthalten, daß man im gefallenen Menſchen jeglichen Ueberreſt des Guten, in deſſen Beſitz er vor dem Falle war, leugnete. Daher haben denn auch die neuern Theologen, welche den Unterſchied zwiſchen der natürlichen und übernatürlichen Sittlichkeit verwarfen oder überſahen, entweder wie Hermes, mit den Semipelagianern die Nothwendigkeit der Gnade zu einem jeden, auch dem geringſten Heilswerke, geleugnet, oder mit Luther und Bajus die völlige Verderbtheit der menſchlichen Natur behauptet.

Dieſen Unterſchied zwiſchen der eigentlich chriſtlichen Tugend und der natürlichen Sittlichkeit hielten ſchon die früheſten Kirchenväter feſt. So ſagt der heilige Auguſtin, daß die uns noch nach dem Falle gebliebene Anlage zur Sittlichkeit in der vernünftigen Natur unſerer Seele wurzle, vermöge welcher jeder Menſch das Sittengeſetz zum Theil noch erkennen und beobachten könne; aber dieſe Kraft der Natur genüge nicht zu jener Frömmigkeit, die zum ſeligen und ewigen Leben führe. Die einzelnen guten Werke, die ein Ungerechter verrichte, könnten ihm nur dazu frommen, daß er minder geſtraft werde. De spirit. et lit. c. 28. — Der heilige Prosper ſagt: Auch nach dem Sündenfalle bleibt von der menſchlichen Natur, deren Schöpfer Gott iſt, die Subſtanz, es bleibt die Form, es bleibt das Leben und der Sinn und die Vernunft nebſt den übrigen Gütern des Leibes und der Seele, welche auch dem Böſen und Laſterhaften nicht abgehen; jedoch vermöge dieſer Gaben, welche ſein ſterbliches Leben ehrbar machen, gelangt er noch nicht zur Erfaſſung des wahren Guten; dieß Alles kann nicht das ewige Leben geben... Wir erlangen daher Alles, was zum (ewigen) Leben und der (chriſtlichen) Frömmigkeit gehört, nicht durch die Natur, welche verſchlechtert iſt, ſondern durch die Gnade, wodurch die Natur erneuert wird. Wir dürfen aber nicht meinen, die Keime zu den Tugenden liegen in der Natur, weil auch bei den Gottloſen ſich manches Löbliche findet, was zwar aus der Natur entſteht, aber weil es vom Schöpfer der Natur entfernt iſt, kann es keine (wahre) Tugend ſein. — Fulgentius ſchreibt, daß es, wie es

eine Kenntniß Gottes gebe, die nicht zum Heile führe, so auch eine Sittlichkeit gebe, die nicht rechtfertige, weil sie nämlich nicht aus dem Glauben und der Liebe hervorgehe. „Aliqua quidem bona, quae ad societatis humanae pertinent aequitatem (iis) inesse possunt; sed quia non fide et charitate fiunt, prodesse non possunt.“ — Schließen wir mit einer Stelle des Peter Diakonus. Dieser sagt: „Damit die falsche Freiheit wahre Freiheit werde, d. h. damit die menschliche Freiheit christliche Freiheit werde, bedurfte eben diese Freiheit des Befreiers, auf daß sie vermöge seiner Gnade von menschlichen Beschäftigungen abgewendet, denken und begehren könnte, was zum ewigen Leben führt. Ohne die Gnade kann sie zwar das Menschliche denken und begehren, aber das Göttliche kann sie (ohne dieselbe) nicht denken, noch wollen oder begehren.

9. Von der Gnade des ersten Menschen.

Der ursprüngliche Mensch war nicht beschaffen, wie der ist, welcher heut zu Tage geboren wird. Denn er befand sich vor der Sünde im Zustande der Heiligkeit und Gerechtigkeit; er erfreute sich der Kindschaft Gottes, daher des vertrautesten Umganges mit ihm; seine Seele genoß eines innigen Friedens, keine ungeordnete Begierde regte sich in derselben; auch sein Leib war frei von jedem Ungemach und insbesonders vom Tode.

Die ursprüngliche Heiligkeit und Gerechtigkeit des ersten Menschen war aber Gnade im eigentlichen Sinne, und nicht des Menschen natürlicher Zustand. Schon Luther und Calvin behaupteten, die ursprüngliche Gerechtigkeit sei den ersten Menschen natürlich gewesen. Bajus aber und Jansenius bildeten diesen Irrthum noch mehr aus. Nach ihrer Lehre sei es Aberwitz, zu behaupten, der Mensch sei ursprünglich durch eine übernatürliche Gnade über den Zustand seiner Natur erhoben worden, damit er auf übernatürliche Weise Gott durch Glaube, Hoffnung und Liebe verehre. Auch habe der noch unversehrten Natur die Erhebung zur Gemeinschaft mit Gott natürlich gebührt, und hätte ihr daher nicht versagt werden können; selbst die Unsterblichkeit sei kein Geschenk der Gnade, sondern als die natürliche Beschaffenheit des noch unverdorbenen Menschen zu betrachten. Allein anders lautet die auf die heilige

Schrift und die Aussprüche der Väter sich stützende Lehre der Kirche. Die heiligen Väter unterscheiden genau zwischen dem, was dem ersten Menschen der Natur nach gebührte, und was er aus Gnaden erhielt. Sie beziehen die Worte: „Gott der Herr bildete den Menschen aus Lehm der Erde" — auf die natürliche Schöpfung, und jene Worte: „Er hauchte in sein Angesicht den Keim des Lebens" — auf die Heiligung. Der heilige Basilius pflegt daher diesen ursprünglichen Hauch des Schöpfers jenem zu vergleichen, wodurch der Erlöser nach seiner Auferstehung den heiligen Geist verlieh. Der heilige Basilius sagt: „Mit dem lebendigen Wort zum Schaffen bestellt, eine lebendige Kraft und eine göttliche Wesenheit ging der Geist unaussprechlich aus dem unaussprechlichen Munde hervor und wurde auf unaussprechliche Weise dem Menschen durch die Anhauchung mitgetheilt; von Christus aber durch ein körperliches Zeichen versinnbildlicht, als er ihn vermittelst der Anhauchung zurückstellte. Denn mit jener Neuheit, die vom Anfange war, muß die Erneuerung, die jetzt geschah, übereinstimmen. Der also, indem er anhauchte, versinnbildlichte, war kein Anderer, als jener, der vom Anfang anhauchte, sondern derselbe, durch den Gott die Hauchung verlieh, einst mit der Seele, jetzt in der Seele. Basil. contr. Eunom. libr. 5. Auf dieselbe Weise erklärt sich der heilige Cyrillus von Alexandrien: „Sobald durch die unaussprechlichen Winke des Schöpfers die menschliche Natur in's Dasein gesetzt war, wurde ihr auch die Verbindung mit dem Geiste geschenkt. Denn er hauchte ihm in's Angesicht den Geist des Lebens, weil er, denke ich, jenen leuchtenden Vorzug der Heiligkeit und Verwandtschaft mit Gott nur dadurch erhalten konnte, daß er mit der Gemeinschaft des heiligen Geistes geschmückt wurde. Als daher der Eingeborne Mensch geworden war, und die menschliche Natur jenes ursprünglichen Gutes beraubt fand, drängte es ihn, sie in den Besitz desselben wieder einzusetzen, und aus seiner Fülle, wie aus der Quelle schöpfend, sprach er: Empfanget den heiligen Geist, — die Natur des Geistes durch die leibliche und sinnliche Hauchung treffend ausdrückend. Cyrill. Alex. dial. IV. de trinit.

Der erste Mensch war demnach allerdings, nachdem er eine vernünftige Seele empfangen, vor allen übrigen Geschöpfen der Erde ausgezeichnet, und dieses war ihm natürlich; seine eigentliche

Vollendung aber erhielt er erſt, nachdem er geiſtig gemacht wurde, und dieſes war Gnade. Daher ſagt der heilige Auguſtin: Man muß den zu einem lebenden Weſen gemachten Menſchen noch nicht für den geiſtigen, ſondern erſt für den thieriſchen halten. Geiſtig wurde er erſt, als er in das Paradies, d. h. in das glückſelige Leben iſt verſetzt worden. De genes. contr. Manich. l. 2. c. 8. Dasſelbe ſagt der heilige Cyrillus von Alexandrien in den Worten: Nachdem dieſes Geſchöpf (der Menſch) ſeiner eigenen Natur nach in jeder Hinſicht vom göttlichen Schöpfer vollendet war, empfing er alſobald auch die Aehnlichkeit mit ihm. Denn es ward ihm der heilige Geiſt eingehaucht, und dadurch das Bild der göttlichen Natur eingeprägt. De adorat. in spirit. l. 1. Auch die übrigen Väter bezeichnen den glücklichen Zuſtand des erſten Menſchen als eine Gnade. So ſagt der heilige Auguſtin: „Was bedeutet es, daß nach dem Genuße der verbotenen Speiſe die Nacktheit ihnen kund ward, wenn nicht, daß die Sünde entblößt hatte, was die Gnade bedeckte? Eine große Gnade Gottes war nämlich dort, wo der irdiſche und thieriſche Leib kein thieriſches Gelüſt hatte.“ Aug. in Julian. l. 4. c. ult. Der heilige Ambroſius ſchreibt: Adam war, ehe er ſündigte, mit dem Schleier der Tugenden bedeckt; aber durch die Sünde gleichſam entkleidet, ſah er, daß er nackt war. Ambros. de Elia et jej. c. 4. Daß aber der erſte Menſch dieſe Tugenden aus Gnade beſaß, ſpricht er bei einer andern Gelegenheit aus, wo er ſagt, daß die Engel der Finſterniß wie Räuber ſchon den erſten Menſchen des Anzuges der geiſtigen Gnade beraubten. Ambros. in Luc. l. 7. c. 10. Daß auch die Unſterblichkeit dem erſten Menſchen in ſeinem unſterblichen Zuſtande nicht als natürliches Gut gebührte, ſondern nur in Folge der Gnade gegeben ward, ſprechen nicht minder die heiligen Väter klar aus. So ſchreibt der heilige Cyrillus von Alexandrien: Weil der von Gott geſchaffene Menſch in Folge ſeiner eigenen Natur nicht unſterblich und unvergänglich war; ſo wurde er mit dem Geiſte des Lebens beſiegelt, und empfing durch ſeine Verbindung mit Gott ein über ſeine Natur erhabenes Gut. Und der heilige Auguſtin ſagt: Wenn Gott den Kleidern und Schuhen der Iſraeliten es verlieh, daß ſie ſo viele Jahre hindurch nicht zerriſſen; was iſt es für ein Wunder, wenn er dem Menſchen, ſo lange er im Ge-

horsam verharrte, die Macht verlieh, daß er, obschon er einen thierischen und sterblichen Leib hatte, ohne zu altern, zur Zeit, wann es Gott gefallen hätte, von der Sterblichkeit zur Unsterblichkeit ohne Tod gelangt wäre. Denn so wie der Leib, den wir jetzt haben, nicht aufhört, verwundbar zu sein, obschon es nicht nöthig ist, daß er verwundet werde; so hörte auch jener Leib Adams deßhalb nicht auf, sterblich zu sein, weil es nicht nothwendig war, daß er stürbe. De peccat. mer. et remiss. l. 1. c. 4. — Damit stimmen auch die spätern Kirchenlehrer überein. Der heilige Bonaventura sagt: Der Mensch war im Stande der Unschuld zuerst mit den Gaben der Natur begabt, nachher aber mit jenen der Gnade geschmückt. In l. 2. sent. dist. 29. art. 2. Noch umständlicher spricht sich unser Heiliger in folgenden Worten aus: „Es geschieht weder die Heiligung noch die Annahme an Kindesstatt, noch die Vereinigung der Seele mit Gott durch irgend eine Eigenschaft der Natur, sondern vielmehr durch eine den natürlichen Gaben beigefügte Gabe der Gnade, welche die Seele heiliget, damit sie ein Tempel; welche sie Gott ähnlich macht, damit sie ein Kind, und welche ihr Schönheit verleiht, damit sie eine Braut Gottes werde.... Daraus erhellet, daß der Mensch auch im Zustande der Unschuld der heiligmachenden Gnade bedurfte, um Gott wohlgefällig zu sein.“ Auf ähnliche Weise erklärt sich der heilige Thomas von Aquin.

Gott hätte aber allerdings den ersten Menschen im Zustande der reinen Natur (in statu naturae purae) erschaffen können, in welchem er sich keiner jener Vorzüge würde erfreut haben, welche er bloß in Folge der Gnade hatte, sondern nur das besäßen haben würde, was seiner Natur gemäß war. Denn es kann mit Gott in keinem Widerspruche stehen, den Geschöpfen keine höhern Gaben zu verleihen, als welche ihrer Natur entsprechen. Weil man in den alten Zeiten diese Wahrheit nicht bestritt, hatten die heiligen Väter auch keine Gelegenheit, sich hierüber zu äußern. Doch sagt schon der heilige Augustin: Wenn auch der Mensch im Zustande der Unwissenheit und Begierlichkeit erschaffen wäre, würde Gott nicht beschuldiget werden können. Retract. l. 1. c. 9. Dieses sagt aber der heilige Lehrer bezüglich eines andern Ausspruches, der sich in einer seiner Schriften findet, und wo er schreibt:

Wenn eine andere Seele nicht nur vor aller Sünde, sondern auch vor allem Leben so zu sein anfängt, wie die andere (Adams nämlich) nach sündhaftem Leben geworden ist, so hat sie doch dem Schöpfer nicht für ein geringes Gut zu danken, weil ihr Ursprung und Anfang selber besser ist, als jedes vollendete Werk. Denn es sind keine geringen Güter nicht nur, daß sie Seele, und als solche ihrem Wesen nach vor jedem Körper ausgezeichnet ist, sondern auch, daß sie die Fähigkeit besitzt, mit Hilfe des Schöpfers sich auszubilden und mit frommem Bestreben alle Tugenden zu erwerben.... Es ist nichts Geringes, vor allem Verdienste guter Werke ein natürliches Urtheil empfangen zu haben, durch welches sie die Weisheit dem Irrthum, und die Ruhe der Mühseligkeit vorziehen kann, damit sie hiezu nicht von ihrer Entstehung an, sondern durch ihr Bestreben gelange. De libr. arb. l. III. c. 20. — Der heilige Thomas von Aquin schreibt: Gott konnte zu Anfang, als er den Menschen schuf, auch einen andern Menschen aus dem Lehm der Erde bilden, und ihn in seiner natürlichen Beschaffenheit lassen, daß er nämlich dem Tode und den Leiden unterworfen wäre, und den Kampf des Fleisches wider den Geist erführe; worin der Natur des Menschen nichts genommen würde, da dieses vielmehr aus den Principien der Natur folgt. Dist. 31. q. 1. a. 2. Damit stimmen die spätern Theologen überein, namentlich auch Bellarmin. Dieß ist auch Lehre der Kirche; denn sie verwarf unter Andern jenen Satz des Bajus: „Deus non potuisset ab initio talem creare hominem, qualis nunc nascitur.“ cf. Kleutgen, die Theologie der Vorzeit. B. 2.

10. Ueber die Natur der Gnade.

(Nach Fenelon's Erklärung.)

Auf die Frage, worin die Gnade besteht, ist zu antworten: Die Gnade ist Gott, der in der Seele wirkt. Die Gnade gibt aber dem Verstande eine Erleuchtung; dem Willen eine zuvorkommende Anziehung, ein süsses und annehmliches Gefühl, das in ihm ist ohne ihn; sie vermehrt die Kraft des Willens, daß er wirklich in diesem Augenblicke das Gute wollen könne; sie ermuthiget ihn, dieser neu verliehenen Stärke sich zu bedienen. Die Gnade macht also, daß der Mensch das Gute wollen könne; aber sie nöthiget

ihn nicht dazu. Darum sagt der heilige Augustin: „Gott macht (mittelst der Gnade), daß wir wollen;“ er setzt aber noch hinzu: „Indem er unterstützt (adjuvando). Und in der That, da die Sünde eine Ohnmacht des Willens nach sich zog, dagegen das gute Wollen eine Stärke des Willens ist, der sich zum Guten wendet, heißt es den Willen so wirksam zum Guten wenden und so kräftig gegen das Böse unterstützen, als es möglich ist, ohne ihn zu nöthigen; es heißt das gute Wollen in ihm und mit ihm wirken. Bis hieher ist die Gnade eine zuvorkommende, die in uns ist ohne uns, eine Gnade der Hilfe und Anziehung, der Stärke und Einladung; sie gibt die Stärke zum Wollen, und regt zum Wollen selbst an.

Wir kommen nun auf die Gnade der Mitwirkung. Hat uns nämlich Gott gestärkt und angeregt, so wirkt er mit uns; er bringt mit uns unsern guten Akt hervor. Alles aber, was nur Hilfe, nur neue Stärke, nur Mitwirkung ist, kann nimmermehr nöthigen. Ich nöthige einen von der Gicht Gelähmten nicht zu gehen, wenn ich ihn nur stütze, ihm nur helfe, daß ihm das Gehen möglich wird: nur wenn ich ihn fort zöge, wäre Nöthigung da. Man hat also unter den Worten des Apostels: „Gott wirkt in uns das Wollen und das Vollbringen,“ bloß den übernatürlichen Beitritt der mitwirkenden und begleitenden Gnade zu verstehen. Gott wirkt das Wollen, aber nur helfend. Doch richtet er für seine Auserwählten die zuvorkommende und stärkende Gnade nach dem Bedürfnisse des Willens so ein, daß er der Mitwirkung desselben versichert ist. „Ita suadetur, ut persuadeatur.“ Er thut dieses, weil er eine Vorliebe für seine Auserwählten und einen besondern Willen für ihr Heil hat, den er nicht für das Heil der Uebrigen hat, die nur berufen sind, wiewohl er auch ihre Rettung aufrichtig will, indem er ihnen die genügenden Mittel zum Heile gibt, und sie wirklich selig macht, wenn sie mitwirken, wie sie können. Von diesem besondern Willen Gottes für das Heil der Auserwählten sagt der heilige Augustin, daß er unüberwindlich und allmächtig sei. Die Gnade selbst aber ist durch ihre Natur oder Wesenheit nicht unausweichlich; denn sonst könnte man ihr nicht widerstehen, was falsch ist. Der Gnade kann man allerdings widerstehen, aber den Rathschluß oder Willen Gottes kann man nicht vereiteln. Es

ist nämlich nicht möglich, daß das, was ist, zugleich auch nicht sei. Nun ist aber das gute Wollen des Menschen bereits gegenwärtig vor Gott. Denn Gott sieht, was wir bedingt künftig nennen, als etwas, das gegenwärtig schon geschehen ist. Er hat das gute Wollen bereits gemacht, das in Beziehung auf den Menschen noch künftig ist, und ist folglich desselben wohl versichert. Darf man sich demnach wundern, daß der Mensch einem Willen nicht widerstehen könne, wenn es bereits wahr ist, daß er ihm nicht widersteht? In dieser Auffassung erscheint die Gnade nicht als unwiderstehlich oder nöthigend, sondern es thut der Mensch nur mit Hilfe der Gnade, was Gott will, und wozu er den menschlichen Willen bestimmt, und sich der Uebereinstimmung desselben mit dem seinigen versichert. Hier kann man fragen, wie versichert sich Gott dieses guten Wollens des Menschen? Dieß erklärt der heilige Augustin nicht, und es wäre Vermessenheit weiter zu gehen, als er selbst es thut. Er sagt aber: Es wird auf eine wunderbare und unaussprechliche Weise in uns bewirkt. Wer wollte auch leugnen, daß Gott die Macht hat, die Herzen der Menschen dahin zu neigen, wohin es ihm wohlgefällig ist? Er hat in den Schätzen seiner Allmacht und Weisheit unerschöpfliche Mittel, die Herzen der Menschen zu gewinnen, zu neigen und zu machen, daß sie wollen, was er will. Nicht durch Ursachen, die ihrer eigenen Natur nach nöthigend sind, versichert sich Gott unsers Wollens, sondern wie erwähnt, auf eine geheimnißvolle, wunderbare Weise, wobei eben so wenig der Freiheit des menschlichen Willens Eintrag, als seiner höchsten Allmacht Abbruch geschieht. Was ist überhaupts die Sünde anders, als ein Irrthum und eine Unvernunft? Was ist sie anders, als ein Fall, eine Schwäche, eine Ohnmacht des Willens? Je mehr nun Gott den Menschen erleuchtet und stärkt, desto mehr entfernt er ihn von der Ohnmacht, vom Irrthume und Laster, und eben dadurch auch vom Widerstande gegen seinen höchsten Willen. Gott versichert sich also des Verstandes und des Willens des Menschen dadurch, daß er ihn überzeugt, und dann dadurch, daß er ihn wider seine Schwäche kräftiget.

11. Von der heiligmachenden oder rechtfertigenden Gnade (gratia habitualis) und ihrem Verhältnisse zur wirklichen Gnade (gratia actualis).

Die heiligmachende Gnade begründet in dem Menschen einen bleibenden Zustand, und unterscheidet sich von der wirklichen Gnade (gratia actualis) dadurch, daß letztere, welche uns in den Stand setzt, auf Gottes wohlgefällige Weise zu handeln, mit der Handlung wieder vorübergehet. Jener Zustand nun, welchen die in uns bleibende Gnade hervorbringt, ist die christliche Heiligkeit und Gerechtigkeit, und darum heißt diese Gnade auch die heiligmachende oder rechtfertigende.

Das Concilium von Trient sagt über die Rechtfertigung, daß sie sei „die Versetzung des Menschen aus dem Zustande, in welchem er als Sohn des ersten Adam geboren wird, in den Zustand der Gnade und Kindschaft Gottes durch den zweiten Adam, Jesum Christum, unsern Heiland, und daß diese Versetzung seit der Verkündigung des Evangeliums ohne das Bad der Wiedergeburt oder das Verlangen nach demselben nicht geschehen könne." Hier ist deutlich ausgesprochen, daß die heiligmachende Gnade in uns einen Zustand hervorbringt, und der Seele eine bleibende Eigenschaft verleiht. Dasselbe bestätiget das Tridentinum im Nachfolgenden, wo es sagt, daß die Rechtfertigung eine Umwandlung des ganzen innern Menschen sei, so daß man dadurch aus einem Ungerechten ein Gerechter, aus einem Feinde ein Freund Gottes werde, und daß man in der Rechtfertigung zugleich mit der Vergebung der Sünden die Gaben des Glaubens, der Hoffnung und der Liebe empfange.

Nun kann sich zwar, ja soll sich der Mensch auf die Rechtfertigung vorbereiten, nämlich indem er mit Hilfe der zuvorkommenden und unterstützenden Gnade glaubt, fürchtet, hofft, bereut u. s. w. Allein man darf sich die heiligmachende Gnade oder die Versetzung in den Zustand der Kindschaft Gottes nicht so erklären, daß sowohl jene zuvorkommende und unterstützende Gnade immer häufiger und stärker auf ihn einwirkte, als auch seine Mitwirkung immer getreuer werde, und so allmählig die fromme Gesinnung des Glaubens, der Hoffnung und der Liebe in ihm vorherrschend

und ſein Verkehr mit Gott ein faſt ununterbrochener werde. Denn in dieſem Falle wäre die heiligmachende Gnade nichts Anders, als eine ſehr häufig ertheilte wirkliche Gnade, da ſie doch eine von dieſer ganz verſchiedene Gabe Gottes iſt. Auch würden bei ſolcher Sachlage die der Rechtfertigung vorhergehenden Tugenden jene nicht bloß vorbereiten, ſondern wahrhaft hervorbringen, was falſch iſt; denn durch Nichts, ſagt der Kirchenrath von Trient, was der Rechtfertigung vorhergeht, ſei es der Glaube oder ſeien es die Werke, wird die Gnade der Rechtfertigung ſelbſt verdient. Ferners hängt die Rechtfertigung nicht von einer vollkommenen Uebung der chriſtlichen Tugenden und einem durch ſie vermittelten Umgang mit Gott ab; denn ſie iſt die erſte Begründung und der eigentliche Anfang der chriſtlichen Heiligkeit. Mit der Annahme, daß durch fortgeſetzte Gnadenverleihungen von Seite Gottes und durch wiederholte Tugendübungen von Seite des Menſchen die Rechtfertigung herbeigeführt wird, ließe ſich nimmermehr die Lehre vereinigen, daß auch unmündige Kinder, die einer eigentlichen Tugendübung noch nicht fähig ſind, dennoch durch den Empfang des heiligen Sakramentes der Taufe die heiligmachende Gnade erhalten.

Man darf alſo die heiligmachende Gnade nicht von unſerm Streben nach Heiligkeit abhängig machen, ſondern man muß ſich dieſelbe als Wirkung Gottes vermittelſt des Sakraments denken. Selbſt in jenem Falle, wo Jemand ohne Empfang des Sakraments in Folge einer vollkommenen Liebe gerechtfertiget wird, iſt die Rechtfertigung nicht als durch ſeine Tugendübung erzeugte, ſondern als durch den allmächtigen Einfluß Gottes hervorgebrachte Umwandlung aufzufaſſen. Daher verlangt auch die Kirche, wie es das Tridentinum klar ausgeſprochen hat (sess. 6. c. 4.), die Begierde nach dem Sakrament.

Aus dem bisher Geſagten geht hervor, daß man ſich die heiligmachende Gnade als etwas denken muß, das Gott in unſerer Seele hervorbringt, und das in ihr bleibend die Urſache ihrer Heiligkeit iſt. Dieſes ſpricht ganz klar der heilige Thomas von Aquin aus, indem er ſchreibt: Wenn man ſagt, daß Jemand die Gnade Gottes habe, ſo wird damit irgend eine Wirkung des gnädigen Willens Gottes in ihm bezeichnet. Nun wird aber der Menſch durch den gnädigen Willen Gottes auf doppelte Weiſe unterſtützt:

erſtlich, indem die Seele des Menſchen von Gott angeregt wird, etwas zu erkennen, zu wollen oder zu thun, und in dieſer Weiſe iſt die Wirkung der Gnade keine Eigenſchaft, ſondern eine Bewegung der Seele. Zweitens aber wird der Menſch durch den gnädigen Willen Gottes unterſtützt, in ſo ferne ſeiner Seele eine habituelle Gabe von Gott eingegoſſen wird. Und dieſes darum, weil es nicht annehmbar iſt, daß Gott denen, welche ſeine Liebe zum übernatürlichen Gute beſtimmt, weniger vorſehe, als jenen Geſchöpfen, denen ſeine Liebe nur das natürliche Gute verleiht. Dieſen Geſchöpfen aber ſieht er dergeſtalt vor, daß er ſie nicht nur zu der ihnen natürlichen Thätigkeit anregt, ſondern ihnen auch gewiſſe gute Eigenſchaften, welche die Principien ihrer Thätigkeit ſind, verleiht, damit ſie nämlich von ſich ſelbſt zu jenen Bewegungen geneigt ſeien. So werden ihnen die Bewegungen, zu welchen ſie von Gott angetrieben werden, natürlich und leicht. Darum heißt es von der göttlichen Weisheit: Sie ordnet Alles lieblich an (Weish. 8, 1.). Um ſo viel mehr alſo theilt er jenen, die er zur Erlangung des ewigen, übernatürlichen Gutes anregt, gewiſſe übernatürliche Formen oder Eigenſchaften mit, vermöge derer ſie von ihm zur Erreichung jenes Gutes ſanft und leicht bewegt werden. Und ſo iſt die Gabe der Gnade eine gewiſſe Eigenſchaft der Seele. Summa p. 1. q. 2. —

Daß dem ſo ſei, und der Menſch durch die Rechtfertigung in einen neuen, bleibenden Zuſtand verſetzt werde, deutet ſchon das Wort ſelbſt an. Die Rechtfertigung wird in der heiligen Schrift eine Wiedergeburt, eine neue Schöpfung genannt. Wie nun durch die Geburt oder Schöpfung nicht eine etwa bloß vorübergehende Stärkung zu einzelnen Handlungen, ſondern ein bleibendes Sein verliehen wird, ſo muß man auch die Wiedergeburt oder die Umſchaffung des Menſchen als eine Umwandlung auffaſſen, durch welche ihm zwar kein anderes Sein, d. h. keine neue Subſtanz, aber doch eine andere Weiſe zu ſein gegeben wird.

Vernehmen wir hierüber noch Ausſprüche älterer Väter. Der heilige Cyprian ſagt über die Wirkungen der Taufe: „Irdiſch war der Menſch, da er, aus dem Fleiſche geboren, der Sünde unterthan lebte; Gottes zu ſein fing er an, als ihn bereits der heilige Geiſt belebte.“ Epist. ad Donat. 2. Gewiß hat ſich hier der heilige Cy-

prian das Leben, welches die Gnade uns ſchenkt, als eine in uns fortdauernde Quelle himmliſcher Kräfte gedacht. Als ſolche wird ſie vom Herrn ſelbſt in den Worten bezeichnet: Das Waſſer das ich ihm geben werde, wird in ihm zur Waſſerquelle werden, die in's ewige Leben ſtrömt. Joh. 4, 14. — In der heiligen Schrift wird die heilig machende Gnade mit einem Spiegel, mit einem Unterpfande verglichen; lauter Ausdrücke, die uns dieſelbe als etwas von Gott in uns Hervorgebrachtes und Bleibendes darſtellen. Hierauf bezüglich ſchreibt der heilige Auguſtin: „Die unſichtbare Salbung iſt jene Liebe, welche in einem jeden, in dem ſie iſt, wie eine Wurzel iſt, die nicht verdörrt, wie ſehr auch die Sonne brennen mag.“ Tract. 3. in 1. Joan. 2. — Der heilige Ambroſius ſagt: Wir ſind alſo von Gott mit dem Geiſte beſiegelt. Denn wie wir in Chriſtus ſterben, damit wir neu geboren werden, ſo werden wir auch mit dem Geiſte beſiegelt, damit wir ſein glänzendes Bild und ſeine Gnade bewahren können, was eben das geiſtige Siegel iſt. Denn obgleich wir dem äußern Zeichen nach am Leibe beſiegelt werden, ſo werden wir doch der That nach im Herzen beſiegelt, damit der heilige Geiſt uns das Abbild des himmliſchen Bildes eindrücke. De spirit. sanct. l. 1. c. 6. — Beſonders kräftig drückt ſich der heilige Baſilius aus. Ihm zu Folge iſt die Gnade des Geiſtes in uns, wie die Form im Stoffe, wie die Kraft in dem Kräftigen, wie die Anlage und Fertigkeit in dem, der ſie beſitzt. Sie iſt wie die Form, weil ſie dem vernünftigen Geſchöpfe die letzte Vollendung gibt und eben dadurch es geiſtig macht; ſie iſt in der reinen Seele, wie die Sehkraft im geſunden Auge; ſie iſt endlich in uns, wie die Kunſt im Künſtler, immer zwar gegenwärtig, aber nicht ohne Unterlaß thätig. De Spirit. s. c. 25.

Hiemit ſtimmen auch die Ausſprüche des Conciliums von Trient überein; denn die Synode ſagt: Die Liebe Gottes wird bei der Rechtfertigung in unſere Herzen ausgegoſſen und hängt ihnen an (cap. 7. et can. 11.). Und wiederum: „Welche Gerechtigkeit die unſere genannt wird, weil wir durch ſie, indem ſie uns anhängt, gerechtfertiget werden; eben dieſelbe iſt aber auch Gottes, weil ſie uns von Gott durch das Verdienſt Chriſti eingegoſſen wird (cap. 16.). Vorzüglich durch das Wort „anhängen“ (inhaerere) iſt etwas in uns Bleibendes ausgedrückt. Dafür zeugt

auch Palaviccini in ſeiner Geſchichte des Conciliums von Trient; denn er berichtet: Als auf dem Concilium der Wunſch ausgeſprochen worden, daß das habituelle Sein der Gnade in uns beſtimmt erklärt würde, hätten die Väter erwidert, daß dieſes bereits hinlänglich, beſonders durch das Wort „inhaerere“ geſchehen ſei.

Die heiligmachende Gnade iſt alſo ein Habitus der Seele, darum wird ſie auch gratia habitualis genannt. Dabei kömmt aber wieder in Betracht, daß die Beſchaffenheit der Seele, wodurch wir zu einer gewiſſen Thätigkeit tauglich und geſchickt ſind, eine durch Uebung erworbene (habitus acquisitus), und eine uns von oben verliehene ſein kann (habitus infusus). Es verleiht aber Gott manchmal auch das auf übernatürlichem Wege, wozu man auch auf natürlichem Wege gelangen könnte, ſo z. B. verlieh er den Apoſteln und andern frommen Dienern die Gabe der Sprachen. Eine ſolche Beſchaffenheit des Geiſtes heißt ein habitus per accidens infusus. Wird hingegen der Seele eine Beſchaffenheit verliehen, wozu keine Uebung führen, und wozu es in unſern natürlichen Kräften gar keine Anlage gibt, ſo heißt dieß ein habitus infusus per se. Es iſt von ſelbſt verſtändlich, daß die Gerechtigkeit, welche uns durch die heiligmachende Gnade geſchenkt wird, ein habitus per se infusus ſei. Es iſt daher die Gerechtigkeit eine fortdauernde, von der Gnade verliehene Beſchaffenheit, wodurch die Seele in den Stand geſetzt wird, für das ewige Leben zu wirken. Wie nun der Habitus nicht bloß die Fähigkeit ertheilt, etwas zu thun, ſondern auch die Kraft mit ſich bringt, es mit Leichtigkeit zu thun, ſo dürfen wir auch dieſes auf die heiligmachende Gnade anwenden, ungeachtet gewöhnlich das Gegentheil ſtatt findet, und man nur mit vieler Mühe ſein Heil wirken kann. Dieß Letztere kommt nämlich von den vielen Hinderniſſen her, welche ſie in uns vorfindet, indem ſie von unſerer Sinnlichkeit, von unſern böſen Neigungen und Gewohnheiten in ihrer Wirkſamkeit gehemmt wird. Wir ſollen aber dieſe Hinderniſſe unter dem Beiſtande der aktuellen Gnade mehr und mehr zu beſeitigen ſuchen, wodurch uns die Tugend auch immer leichter würde, womit aber nicht geſagt iſt, daß je Einer es dahin bringe, daß er zu irgend einem verdienſtlichen Akt die aktuelle Gnade nicht mehr bedürfe.

Man darf ſich aber die heiligmachende Gnade oder die Rechtfertigung nicht als etwas Aeußeres denken, ſondern wie ſchon das

Wort: „Wiedergeburt und neue Schöpfung" andeutet, muß man sich dabei eine innere Erneuerung vorstellen, also etwas, welches das innere Wesen der Seele durchdringt, und ihr einen neuen Adel verleiht. — Um das ganze Verhältniß im Zusammenhange klar vor Augen zu stellen, sagen wir mit Kleutgen: Der Mensch soll zu einer Seligkeit gelangen, die nur Gott natürlich ist. Damit er dieses Ziel erreichen könne, muß ihm, was nicht in seiner Natur liegt, von Gott geschenkt und zugelegt werden. Und zwar erstlich muß er in sein innerstes Wesen selbst die göttliche Gabe empfangen, die dasselbe adelt und ihm eine Würde verleiht, durch die es einem solchen Ziele entspricht. Er muß aber auch Eigenschaften und Anlagen erhalten, durch die er zu einer Thätigkeit, wie sie dieses Ziel verlangt, ausgerüstet sei, und in dieser Thätigkeit von Gott unterstützt werden. Jene Gabe, durch welche seine Natur geadelt und in eine höhere Ordnung versetzt wird, ist die heiligmachende Gnade; denn durch diese wird er zu einer übernatürlichen Würde, zu einem Sein nach Art Gottes erhoben, und erhält Beruf und Anspruch auf das ewige Leben. Es werden ihm aber mit der heiligmachenden Gnade zugleich jene Anlagen und Kräfte gegeben, durch welche er seinem nunmehrigen Stande gemäß wirken und nach jenem übernatürlichen Ziele streben kann; denn er erhält die Tugenden des Glaubens, der Hoffnung und der Liebe. Nun ist es Pflicht des also Gerechtfertigten, sich die Leichtigkeit, den Glauben, die Hoffnung und die Liebe zu üben, zu erwerben, diese Tugenden in sich zu vermehren und durch sie seine ganze innere und äußere Thätigkeit zu heiligen. Dieß geschieht aber durch die Uebung jener sittlichen Tugenden, wozu wir allerdings in unserer Natur schon einige Anlagen haben; aber diese Anlagen sind durch die Gnade in die übernatürliche Ordnung erhoben, und der Geist wird in der Würdigung und Uebung jener Tugenden nicht mehr bloß durch das Licht der Vernunft, sondern durch jenes des Glaubens geleitet, durch die Hoffnung der übernatürlichen Seligkeit, die der Glaube verheißt, gestärkt, und die eigentliche Triebfeder all seines tugendhaften Wirkens ist die Liebe zu Gott, mit dem er in höherer Gemeinschaft steht. Die aus den göttlichen Tugenden hervorgehende Uebung der sogenannten sittlichen Tugenden ist also jene Thätigkeit, durch die er zu seinem

übernatürlichen Ziele strebt, und gleichsam sich hinbewegt. Aber in all diesem Streben in dieser Uebung der Tugenden bedarf er außer jener übernatürlichen Anlage, die Gott in ihm schuf, einer beständigen, übernatürlichen Mitwirkung Gottes, jener, die seinen Werken zuvorkömmt, sie begleitet und vollendet, d. h. der wirklichen oder aktuellen Gnade. Demnach erhält die menschliche Natur durch die heiligmachende Gnade jenen Adel, durch welchen sie zu dem übernatürlichen Ziele im Verhältniß steht; durch die Tugendgaben, welche zugleich mit der heiligmachenden Gnade eingegossen werden, die Fähigkeit und Leichtigkeit diesem Ziele gemäß zu wirken, durch die Uebung der Tugenden, zu welcher sie die wirkliche Gnade in den Stand setzt, strebt und gelangt sie zum Ziele. (cf. Die Theologie der Vorzeit von Kleutgen, B. II.)

12. Durch die Gnade wird der Mensch in die innigste Vereinigung mit Gott gesetzt.

Der heilige Johannes sagt: Sehet, welche Liebe uns der Vater erwiesen hat, daß wir Kinder Gottes heißen und sind. Darum erkennt uns die Welt nicht, weil sie ihn nicht kennt. Geliebteste, jetzt sind wir Kinder Gottes, und es ist noch nicht offenbar, was wir sein werden. Wir wissen, daß wir, wenn es offenbar sein wird, ihm ähnlich sein werden, weil wir ihn sehen werden, wie er ist. 1. Joh. 3, 1. 2. — Hier ist klar ausgesprochen, daß das Verhältniß, in welches wir durch Jesus Christus zu Gott gesetzt worden sind, das der Kindschaft, d. h. einer innigen Gemeinschaft und Aehnlichkeit mit Gott ist. Nur dem Eingebornen des Vaters ist dieses Verhältniß natürlich; uns aber ist es durch das geheimnißvolle Wirken des Geistes Gottes der Gnade nach mitgetheilt. Und diese Kindschaft ist auch der Grund, weßhalb wir einstens zur Anschauung der göttlichen Wesenheit gelangen, die wiederum nur den göttlichen Personen ihrer Natur nach gebührt; uns aber durch eine unbegreifliche Wirkung der Güte und Allmacht Gottes aus Gnaden zu Theil werden soll, und die dann unser ganzes Wesen verklären, und uns an Herrlichkeit und Seligkeit ihm ähnlich machen wird.

Dieses Verhältniß der Kindschaft zu Gott ist eine gänzliche Umwandlung, und geschieht dadurch, daß Gott in geheimnißvoller Weise sich mit unserer Seele verbindet, und ihr, wenn ich so sagen

darf, ſeine Geſinnung einflößend der Urheber eines ganz neuen, mehr göttlichen als menſchlichen Lebens in ihr wird. Dafür zeugen die Stellen: Der Geiſt Gottes iſt ihnen geſchenkt Röm. 5, 5.; er wohnt in ihnen Röm. 8, 26.; er betet in ihnen Ebendaſ.; er wirkt in ihnen das Wollen und das Vollbringen. Phil. 2, 13. In Folge deſſen werden die alſo Umgewandelten in Geſinnung und That Chriſto ähnlich, und tragen ſein Bild 1. Corinth. 15, 49.; ſie ziehen den neuen Menſchen an, der nach Gottes Bild geſchaffen iſt. Röm. 13, 14. Es wirkt aber derſelbe Geiſt in uns auch die innigſte Vereinigung mit dem Herrn, in deſſen Bild er uns verklärt, ſo daß Chriſtus in uns wohnt und in uns wirkt, beſonders durch das Geheimniß ſeines Fleiſches und Blutes. Daher ſagt Chriſtus ſelbſt: Wer mein Fleiſch ißt, und mein Blut trinkt, der bleibt in mir und ich in ihm. Gleichwie mich der lebendige Vater geſandt hat, und ich durch den Vater lebe, ſo wird auch der, welcher mich ißt, durch mich leben. Joh. 6, 58. Der Herr wird ſo in uns das Princip des Lebens, indem er unſer ganzes Denken, Empfinden, Wollen und Thun durchdringt, und ſo groß iſt die Wirkung, die er auf eine Seele, welche ſich ihm mit freier Liebe ganz ergeben hat, ausübt, daß es nicht ſowohl ſie, als er iſt, der in ihr denkt, empfindet, begehrt und wirkt. Daher ſagt der Apoſtel: Ich lebe, doch nicht ich, ſondern Chriſtus lebt in mir. Gal. 2, 20. Dieſes Wirken Gottes in uns darf aber nicht ſo verſtanden werden, daß die Seele aufhöre, ſelbſtthätig zu ſein, und Gott in ihr ohne ſie lebe und wirke, noch auch ſo, daß ſie aufhöre, frei zu ſein, und Gott ſie ohne ihre Wahl beſtimme; ſondern ſo, daß Gott mit ihr in einen beſonders innigen Verkehr tritt, ſich ihr auf eine Weiſe offenbart, wie ſie ihn durch ihre natürlichen Kräfte nicht erkennen könnte, und zugleich alſo eine höhere Kraft mittheilt, durch welche ſie angetrieben und geſtärkt wird, ſich den Eindrücken, die ſie von ihm empfängt, zu überlaſſen, und ſomit ihn und durch ihn und in ihm zu lieben und zu wirken. Und dieſe Kraft iſt die Liebe, die nicht aus der Natur ſtammt, ſondern vom heiligen Geiſte in unſere Herzen ausgegoſſen wird, und durch die wir Gottes Kinder ſind.

Die heiligen Väter erklären dieſes Verhältniß auf höchſt geiſtreiche Weiſe. So ſagt der heilige Cyrillus von Alexandrien: Der

Sohn verleiht denen, die ihn aufnehmen, daß sie der Macht nach das seien, was ihm allein der Natur nach eigen ist, es gemeinsam machend zum Beweise seiner Liebe... Durch Christus also steigen wir zur übernatürlichen Würde empor; doch sind wir nicht ganz auf dieselbe Weise wie er Gottes Kinder, sondern durch die Aehnlichkeit mit ihm, welche die Gnade in uns hervorbringt. Denn er ist der wahre Sohn, der vom Vater das Dasein hat; wir aber sind aus Güte an Kindesstatt angenommen, und hören aus Gnade: Ich habe gesagt: Ihr seid Götter. Das Geschöpf nämlich, das da gemacht und Knecht ist, wird zu dem, was über der Natur ist, nur durch den Wink und den Willen des Vaters gerufen. Der Sohn aber, der Gott und Herr ist, hat es nicht durch den bloßen Wink und Willen Gottes des Vaters, daß er Gott ist, sondern da er aus dem Wesen des Vaters ergänzt, empfängt er kraft seiner Natur das dem Vater eigene Gut. Comment. in Joan. libr. 1. c. 1. — Der heilige Irenäus spricht dieselbe Wahrheit ganz kurz in den Worten aus, indem er vom Sohne sagt: Der nach seiner unermeßlichen Liebe geworden ist, was wir sind, um uns zu dem zu machen, was er ist. Advers. haeret. in praef. ad lib. V. Und der heilige Chrysostomus sagt: Der anfangslose und natürliche Sohn Gottes wollte Sohn Davids genannt werden, damit er dich zum Sohne Gottes mache; er wollte den Knecht zum Vater haben, damit er dir, dem Knecht, den Herrn zum Vater mache. Hom. in Matth. 2. — Und der heilige Athanasius: Obgleich er selbst (der Sohn Gottes) allein der Natur nach wahrer und eingeborner Sohn ist, so werden doch auch wir zu Kindern gemacht, nicht zwar wie er der Natur und Wahrheit nach, sondern durch die Gnade des uns Berufenden, so daß wir, obgleich irdische Menschen, nichts desto weniger Götter heißen, nicht zwar, wie der wahre Gott und sein Wort, sondern nach dem Willen dessen, der uns begnadiget. Orat. 3. adv. Arian. — Die griechischen Väter pflegen daraus die Gottheit des heiligen Geistes zu beweisen, daß wir durch ihn mit Gott in Gemeinschaft gesetzt werden. So sagt der heilige Cyrillus: Ich frage, zu Göttern machen zu können, die nicht Götter sind, kommt das einer erschaffenen und gemachten Wesenheit zu? Ich dächte nicht. Gott allein muß dieses zugeschrieben werden, indem er die Seelen der Heiligen an seiner

Eigenheit durch den Geiſt theilnehmen läßt, durch welchen wir auch dem natürlichen Sohne gleichförmig, und deßhalb, wie er, Götter und Kinder Gottes genannt werden. Denn wie geſchrieben ſteht, weil wir Kinder ſind, ſo ſandte Gott den Geiſt ſeines Sohnes in unſere Herzen, der da ruft: Abba. Wenn es alſo über alle geſchaffene Natur erhaben iſt, aus eigener Kraft Andere zu Göttern machen zu können: wer kann dann den heiligen Geiſt den Geſchöpfen beizählen?

Hören wir noch ein Zeugniß über die Art und Weiſe dieſer Vergötterung. Johannes Damascenus ſagt: Der Menſch wurde von Gott geſchaffen, damit er, was des Geheimniſſes Ende iſt, durch Annäherung zu ihm vergöttlichet würde, jedoch vergöttlichet würde durch Theilnahme an dem göttlichen Lichte, und nicht durch Verwandlung in Gottes Weſenheit. De fide orth. l. 2. c. 12.

13. Von der unerſchaffenen Gnade oder von der wirklichen Vereinigung des heiligen Geiſtes mit den Seelen der Gerechten.

Die alten Theologen pflegten zwiſchen der erſchaffenen und unerſchaffenen Gnade zu unterſcheiden; unter der letztern verſtunden ſie die Mittheilung des heiligen Geiſtes ſelbſt. Sie lehrten nämlich, daß uns Gott nicht bloß ſeine Gaben, ſondern ſich ſelbſt ſchenke, und der heilige Geiſt nicht bloß durch ſeine Wirkungen, ſondern auch in und mit der Gnade ſeinem Weſen nach in uns gegenwärtig ſei. Die Neologen wiſſen zwar von dieſer troſtreichen Wahrheit nichts oder bekämpfen ſie geradezu; aber alle bewährten Theologen des Alterthums ſtellen die Lehre von der wirklichen und weſenhaften Gegenwart des heiligen Geiſtes in den Gerechten als eine durch die Offenbarung ganz gewiſſe Wahrheit dar, ja der heilige Thomas nennt die entgegengeſetzte Behauptung geradezu einen Irrthum.

In der That läßt ſich beweiſen, daß der heilige Geiſt nicht bloß als Urheber der Gnaden, ſondern ſelbſt als Gnade in den Seelen der Gerechten zugegen ſei; daß er alſo nicht bloß Heiligkeit hervorbringe, ſondern ſelbſt als Princip aller Heiligkeit in den Gerechten zugegen, und mit ihnen ſeinem Weſen, und nicht bloß ſeiner Wirkſamkeit nach vereiniget iſt. Zuerſt erinnern wir zu die-

ſem Behuf an die vielen Stellen der heiligen Schrift, worin geſagt wird, daß der heilige Geiſt den Gläubigen gegeben ſei, daß ſie ihn empfangen haben und beſitzen. Nun bedeutet allerdings das Wort Geiſt in der heiligen Schrift ſowohl die Wirkungen des heiligen Geiſtes, als auch ihn ſelbſt; aber dieſes läßt ſich nicht, wie es auch der heilige Athanaſius und andere Väter bemerken, vom Ausdrucke: „Der heilige Geiſt“ — ſagen. Dieſes iſt vielmehr in den göttlichen Büchern der eigentliche Name der dritten Perſon in der Gottheit, und bedeutet nie etwas Anders. Wir leſen aber nicht bloß, daß der Geiſt, ſondern auch, und vielleicht noch öfter, daß der heilige Geiſt uns gegeben ſei und wir ihn empfangen haben. Nicht alſo von ſeinen Wirkungen, ſondern von ihm ſelbſt, von ſeiner allerheiligſten Perſon, wird dieſes ausgeſagt. Aus der Tradition läßt ſich zeigen, daß auch die heiligen Väter dieſe Stellen in unſerm Sinne verſtunden. So ſagt der heilige Auguſtin: Allerdings iſt der heilige Geiſt eine Gabe Gottes, und zwar eine ſolche, die nicht geringer, als der Geber iſt. Enchir. c. 37. Und wiederum: Gnade Gottes iſt ſo viel als Gabe Gottes; die größte Gabe aber iſt der heilige Geiſt ſelbſt, und daher wird er Gnade genannt. De verb. Domini serm. 61. c. 1. nunc serm. 144. Vorzüglich klar iſt folgender Ausſpruch desſelben Heiligen: Ueber den heiligen Geiſt iſt zwar noch nicht ſo ausführlich und ſorgfältig von gelehrten und großen Schriftauslegern gehandelt worden, ſo daß ſeine Eigenthümlichkeit ſo leicht nicht erkannt werden kann, wodurch es geſchieht, daß wir ihn weder Sohn noch Vater nennen können, ſondern nur heiligen Geiſt; aber dieſes verkündigen ſie laut, daß er eine Gabe Gottes ſei, damit wir nämlich glauben, Gott gebe uns keine geringere Gabe, als ſich ſelbſt. De fide et symbol. c. 9. Chriſtus ſagt Joh. 14, 16 u. 17.: „Ich will den Vater bitten, und er wird euch einen andern Tröſter geben, damit er in Ewigkeit bei euch bleibe, den Geiſt der Wahrheit, welchen die Welt nicht empfangen kann; denn ſie ſieht ihn nicht und kennt ihn nicht. Ihr aber werdet ihn erkennen; denn er wird bei euch bleiben und in euch ſein.“ Daß hier nicht von den Wirkungen des heiligen Geiſtes, ſondern von ihm ſelber die Rede ſei, iſt zu offenbar, als daß es eines Beweiſes bedürfte. Hiemit ſtimmen auch die heiligen Väter überein. So ſagt der heilige Gregor von

Nazianz: Auf verschiedene Weise sei der heilige Geist mitgetheilt worden, seit der feierlichen Sendung aber am Pfingstfeste auf vollkommene Art: weil er jetzt nicht mehr bloß wie früher seiner Wirksamkeit, sondern so zu sagen seiner Wesenheit nach mit uns ist und mit uns verkehrt. Orat. 34. in Pentec. Und der heilige Augustin schreibt: An diesem Tage war er also mit seinen Gläubigen nicht mehr bloß durch die Gnade der Heimsuchung und Wirksamkeit, sondern durch die selbsteigene Gegenwart seiner Majestät, und es ergoß sich in die Gefäße nicht mehr bloß der Duft des Balsams, sondern die Substanz der heiligen Salbung selbst. Serm. de temp. 185.

In der heiligen Schrift wird oft gesagt, daß der heilige Geist in uns wohne. Diese Wahrheit ist vorzüglich ausgesprochen in der Stelle: Wisset ihr nicht, daß ihr ein Tempel Gottes seid, und der Geist Gottes in euch wohnet? 1. Corinth. 3, 16. Und wiederum: Wisset ihr nicht, daß euere Glieder ein Tempel des heiligen Geistes sind, der in euch ist, den ihr von Gott habet, und daß ihr nicht euch selbst gehört? Denn ihr seid um theuern Preis erkauft. Verherrlichet und traget Gott in euerm Leibe! 1. Corinth. 6, 19 u. 20. Daß hier vom heiligen Geiste selbst, und nicht von der uns eingeflößten heiligen Gesinnung die Rede sei, ist klar. Vernehmen wir hiezu die Erklärungen der heiligen Väter. Der heilige Cyrillus von Alexandrien sagt: Wir sind Tempel des wirklichen und persönlichen Geistes, und werden deßhalb Götter genannt, weil wir durch die Verbindung mit ihm der göttlichen und unaussprechlichen Wesenheit theilhaftig geworden sind. Wenn aber der uns durch sich vergöttlichende Geist anderer Natur und von der göttlichen Wesenheit verschieden ist, so sind wir unserer Hoffnung verlustig worden, und mit Vorzügen, die zu nichts frommen, ich weiß nicht, wie geschmückt. Denn wie sind wir dann noch der Schrift gemäß wegen des Geistes, der in uns ist, göttlich und Tempel Gottes? Dialog. de trinit. Und Paschasius sagt: Die heiligen Bücher erklären, daß der Bewohner des menschlichen Herzens eigentlich der Geist sei. Der Vater, sagt Christus, wird euch einen andern Tröster geben, daß er bei euch bleibe in Ewigkeit. Und im Briefe an die Römer lieseſt du: Er wird auch euere sterblichen Leiber beleben wegen des Geistes, der in euch wohnt. Und deßwegen verstehen wir jenes Wort der Schrift: „Das Reich Gottes ist inner

euch" — vom heiligen Geiſte. Gottes Reich ſind ohne Zweifel jene, die gewürdiget werden, Gottes und nicht eines Geſchöpfes Tempel zu ſein. Höre beim Apoſtel die Stimme deſſen, der in uns wohnt. Ihr ſeid, ſpricht er, Tempel Gottes, und Gottes Geiſt wohnt in euch; und anderswo: Wie Gott ſpricht: Ich will in ihnen wohnen, und in ihnen umherwandeln und ihr Gott ſein. Sieh doch, er ſelbſt, der den Tempel des menſchlichen Herzens bewohnt, betheuert, daß er Gott ſei. De Spirit. sanct. l. 2. c. 8. Aehnlich reden Ambroſius, Epiphanius, Athanaſius und andere Väter. (cf. Kleutgen's Theologie der Vorzeit.)

14. Der Menſch kann durch ſeine natürlichen Kräfte gewiſſe, göttliche Wahrheiten erkennen, ohne einer beſondern Gnade zu bedürfen.

Nach Luthers Lehre gäbe es im gefallenen Menſchen keine Fähigkeit mehr, die göttlichen Dinge zu erkennen. Es iſt auffallend, mit welcher Geringſchätzung dieſer Reformator, der doch von andern Seiten als der muthigſte Streiter für die Rechte der Vernunft dargeſtellt wird, von dem menſchlichen Erkenntnißvermögen ſpricht. Er nennt die Vernunft die gewaltigſte Feindin des Glaubens, eine Braut des Teufels, welche nichts kann, denn ſchänden und läſtern, was Gott redet und thut. Deßhalb ſagt er, man müſſe ſie, um zum Glauben zu gelangen, gleich einem Ungethüm erwürgen. Ihm zu Folge iſt ein Menſch ohne das Licht der Gnade nichts als Finſterniß, und alle Lehren der Philoſophen ſeien eitler Tand und Lügengeſchwätz. Denn die Vernunft kann nichts als Böſes erdichten, um der göttlichen Wahrheit zu widerſtreben.

Dieſem gegenüber behaupten wir mit Bellarmin und den übrigen katholiſchen Theologen, im Zuſtande der gefallenen Natur ſei das Licht der praktiſchen Vernunft nicht ſo erloſchen, daß der Menſch nicht mittelſt bloß allgemeiner Hilfe Gottes gewiſſe moraliſche Wahrheiten erkennen kann, obwohl er ſich in vielen andern Dingen oft irrt, wenn ihn Gott nicht beſonderer Erleuchtung würdiget.

Der Nachſatz iſt von ſelbſt klar und durch die Erfahrung beſtätiget; aber auch der Vorderſatz iſt richtig und läßt ſich erweiſen:

a) Aus der heiligen Schrift. So heißt es in den Pſalmen: Viele ſagen: Wer zeigt uns das Gute? Es iſt, o Herr,

das Licht deines Angesichtes über uns gezeichnet. Ps. 4, 6. 7. Hier ist gesagt, daß die Menschen nicht durch Unwissenheit entschuldiget werden können, wenn sie die Moral-Vorschriften nicht halten, da ihren Herzen von Natur aus ein gewisses Licht der Erkenntniß eingegossen ist. — Der Apostel sagt: Da sie Gott hatten erkannt, haben sie ihn nicht wie Gott verehrt. Röm. 1. Der heilige Paulus zeigt nämlich, daß die Heiden aus der Natur Gott hätten erkennen und von der Abgötterei sich enthalten können. Noch deutlicher ist folgender Ausspruch: Wenn die Heiden, welche das Gesetz nicht haben, von Natur aus das thun, was zum Gesetze gehört, so sind sie, die so ein Gesetz nicht haben, sich selbst Gesetz, und zeigen, daß das Werk des Gesetzes in ihre Herzen geschrieben sei, indem ihr Gewissen ihnen davon Zeugniß gibt. Röm. 2, 14—16. Hier sagt der Apostel, daß die Heiden, die das Gesetz nicht haben, durch das Licht ihrer Vernunft einige Wahrheiten erkennen, die zu einem anständigen Leben gehören; denn dieses bedeuten die Worte: Sie zeigen, daß das Werk des Gesetzes in ihre Herzen geschrieben sei, d. h. es ist ihren Herzen eingeprägt, was man thun müsse, um ehrbar zu leben.

b) Aus der Lehre der heiligen Väter. Der heilige Chrysostomus sagt: Niemand wende ein, daß er aus Unwissenheit die Tugend vernachlässige, oder daß es ihm an einem Führer fehle. Unser Gewissen ist ein hinlänglicher Lehrmeister, und es ist unmöglich, daß Jemand dieser Stütze beraubt wird; denn schon mit der Erschaffung ist dem Menschen das Wissen dessen, was zu thun und zu meiden ist, eingepflanzt. — Der heilige Hieronymus: Das Gesetz, welches in die Herzen eingeschrieben wird, bezieht sich auf alle Völker, und Niemand ist, der dieses Gesetz nicht wüßte. — Der heilige Augustin: Durch die Hand des Schöpfers ist den Herzen selbst die Wahrheit eingeschrieben worden: „Was du nicht willst, daß man dir thue, thue auch dem Andern nicht.“ Ehe noch das Gesetz gegeben worden, war Niemanden diese Wahrheit unbekannt, damit es an dem Maaßstabe nicht fehlte, wornach gerichtet werde.

Besonders klar spricht sich der heilige Johannes Damascenus aus. Aus dem Texte: „Keiner kennt den Vater, als dem es der Sohn offenbaren will,“ — zeigt er zuerst, daß es eine Erkenntniß Gottes gebe, welche keinem Geschöpfe, selbst den Engeln nicht, ohne

Offenbarung möglich sei. Sodann fährt er fort: „Doch hat uns Gott nicht in gänzlicher Unwissenheit gelassen; denn Allen ist die Erkenntniß, daß Gott da ist, von Natur eingepflanzt. Und die Schöpfung selbst, ihre Erhaltung und Regierung verkündigen die Größe des göttlichen Wesens. Endlich aber hat Gott durch das Gesetz und die Propheten, und ganz besonders durch seinen eingebornen Sohn zu uns geredet." De fid. orth. l. 1. c. 1. Damascenus unterscheidet also drei Arten der Erkenntniß Gottes. Die erste ist jene unwillkürliche, durch welche ohne besonders Nachforschen wie von selbst sich der Gedanke uns aufdrängt, daß es einen Gott gibt. Die andere hängt vom guten Gebrauch der Vernunft ab; denn sie entspringt aus der Betrachtung der Schöpfung, Erhaltung und Regierung des Weltalls; wir erkennen jetzt nicht bloß das Dasein, sondern auch etwas von der Größe des göttlichen Wesens. Zu dieser doppelten Quelle der Gotteserkenntniß kommen dann drittens die Offenbarungen sowohl des alten als neuen Bundes. Wie nun diese übernatürlich sind, so kann man auch nicht leugnen, daß jene vorhergehende Erkenntniß Gottes vom heiligen Lehrer als natürlich dargestellt wird.

Hören wir auch noch andere, und zwar ältere Väter. Tertullian schreibt: Niemand leugnet, weil es jeder weiß, und die Natur es von selbst ihm sagt, daß Gott der Schöpfer aller Dinge, daß die Dinge gut und dem Menschen zum Gebrauch übergeben sind. Weil jedoch die Heiden dieses nur durch das natürliche Licht, und wie aus der Ferne, nicht aber durch vertrauten Umgang und aus der Nähe kennen, darum sehen sie auch nicht vollständig ein, welchen Gebrauch dem Geschöpfe Gott vorgeschrieben hat. De spectac. c. 2. — Der heilige Irenäus sagt: Obgleich den Vater Niemand kennt, als der Sohn, und den Sohn Niemand als der Vater, und jene, denen es der Sohn offenbart, so erkennen doch Alle, weil es ihnen die der Seele inwohnende Vernunft offenbart, daß es Einen Gott und Herrn aller Dinge gibt. Advers. haer. l. 2. c. 5. — Der heilige Cyprian ruft aus: Was ist das für ein großes Verbrechen, denjenigen nicht erkennen wollen, welchen zu mißkennen dir nicht möglich ist! Denn auch der große Hause bekennt in vielen Dingen aus natürlichem Antrieb Gott, indem Geist und Seele an ihren Urheber und Schöpfer ermahnt wird. De idol. vanitate. — Gregor von Nyssa

ſagt: In der Noth nehmen wir ſogleich zu Gott unſere Zuflucht und zum Gebete, nicht anders, als wenn die Natur ohne Lehrmeiſter uns ſagte, daß wir bei Gott Hilfe finden. — Der heilige Hilarius ruft aus: Wer ſollte, wenn er die Welt anſchaut, nicht einſehen, daß es einen Gott gibt? In Ps. 52. — Gregor, der Große, ſchreibt: Jeder Menſch muß eben deßwegen, weil er als ein vernünftiges Weſen erſchaffen iſt, auch aus der Vernunft ſchließen, daß der, welcher ihn erſchaffen hat, Gott iſt. Moral. lib. 27. c. 2.

c) Aus der Vernunft. Jede natürliche Kraft kann mittelſt der allgemeinen Hilfe Gottes verhältnißmäßig irgend eine Handlung ausüben, widrigen Falles wäre ſie unthätig und überflüſſig. Nun iſt die menſchliche Erkenntniß eine natürliche Kraft, und ihr verhältnißmäßiges Objekt iſt das moraliſch Gute ſowohl im Allgemeinen als im Beſondern. Daraus folgt, daß das menſchliche Erkenntnißvermögen mittelſt bloß allgemeiner Hilfe Gottes etwas moraliſch Gutes auch im Beſondern zu erkennen im Stande iſt. Wir haben hievon auch Beiſpiele aus der heiligen Schrift. So war der ägyptiſche König Pharao gewiß einer der verworfenſten Menſchen; aber dennoch war er nicht ohne alle Erkenntniß des Guten; denn er rief aus: Ich habe geſündiget, der Herr iſt gerecht, ich und mein Volk aber ſind böſe. Exod. 9. Es kann nicht geſagt werden, daß Pharao dieſe Erkenntniß durch irgend eine ſpecielle Gnade bekam; die Schrift bezeugt vielmehr, es habe ihm dieſe gefehlt, da es heißt: Gott hat das Herz des Pharao verhärtet.

Die Einwendungen, welche man dagegen vorbringt, laſſen ſich leicht widerlegen. Man beruft ſich nämlich:

a) Auf die Stelle des Apoſtels: Wir ſind nicht im Stande, etwas aus uns, als aus uns ſelbſt, zu denken, ſondern unſer Vermögen kommt von Gott. 2. Corinth. 3. — Allein der Apoſtel ſpricht nicht von einem jeden Gedanken, ſondern nur von jenem, der auf die Frömmigkeit und das ewige Leben Bezug hat, alſo verdienſtlich iſt. So verſteht auch der heilige Auguſtin dieſe Stelle. Es iſt aber gewiß, daß man gewiße moraliſche Wahrheiten, wie z. B. daß Gott anzubeten, daß die Eltern zu ehren ſeien u. ſ. w. erkennen kann, ohne deßwegen ein Verdienſt zu haben.

b) Man wendet ein, es ſei dieſe Anſicht gegen die Lehre der

Kirche; denn das Concilium von Milevi ſage: es ſei ein Geſchenk Gottes, zu wiſſen, was wir thun müßten; ferners in den Schriften des heiligen Auguſtin heiße es: Niemand habe die rechte Erkenntniß, wenn er nicht den Geiſt der Weisheit erhalte. — Hierauf iſt zu antworten: Das Concilium von Milevi verſteht unter Wiſſenſchaft die Erkenntniß des göttlichen Geſetzes, wozu allerdings eine beſondere Gnade nothwendig iſt, da ja Niemand zu Chriſtus kömmt, außer der Vater zieht ihn an. In demſelben Sinne iſt auch der Ausſpruch des heiligen Auguſtin zu nehmen.

c) Durch die Sünde des erſten Menſchen wurden wir mit Unwiſſenheit geſchlagen, und nur Chriſtus kann uns davon wieder heilen; daher gibt es ohne Gnade keine Erkenntniß. — Wir ſagen entgegen: Durch die Sünde des erſten Menſchen wurde unſer Erkenntnißvermögen wohl geſchwächt, aber nicht gänzlich zerſtört. Daher hindert nichts, daß es ſowohl in natürlichen als moraliſchen Dingen etwas erkennt. Es verhält ſich hier wie mit dem Auge des Leibes; wenn es auch verletzt und geſchwächt iſt, ſo iſt es doch noch nicht völlig erblindet, es ſieht noch Einiges, wenigſtens in der Nähe. cf. Auch oben den Artikel „Glauben“ an den entſprechenden Stellen, nämlich S. 434 u. folg.

15. Es gibt eine Ordnung der Dinge, wovon der Menſch ohne Offenbarung im engern Sinne des Wortes ganz und gar nichts wiſſen und ohne beſondere Gnade auch nichts verſtehen würde.

Auch dieſe Wahrheit iſt klar in der heiligen Schrift ausgeſprochen. So ſchreibt der heilige Paulus: Meine Rede und meine Predigt beſtand nicht in überredenden Worten menſchlicher Weisheit ſondern in Erweiſung des Geiſtes und der Kraft, damit euer Glaube nicht auf Weisheit der Menſchen, ſondern auf Gottes Kraft beruhe. Indeß lehren wir doch Weisheit unter den Vollkommenen, aber nicht Weisheit dieſer Welt, noch der Fürſten dieſer Welt, die zu nichte werden, ſondern wir lehren Gottes Weisheit, die geheimnißvolle, verborgene, welche Gott vor Beginn der Welt zu unſerer Herrlichkeit beſtimmt hat, die keiner von den Fürſten dieſer Welt erkannt hat; denn wenn ſie dieſelbe erkannt hätten, ſo würden ſie den Herrn der Herrlichkeit nie gekreuziget haben; ſondern wie ge-

ſchrieben ſteht: Was kein Auge geſehen, kein Ohr gehört hat, und in keines Menſchen Herz gekommen iſt, das hat Gott denen bereitet, die ihn lieben; uns aber hat es Gott geoffenbart durch ſeinen Geiſt. 1. Corinth. 2, 4—10. — In dieſer Stelle iſt ein Doppeltes geſagt: Erſtens daß es göttliche Wahrheiten gibt, die der Menſch nur durch die Offenbarung wiſſen, und ferners daß ſie nur in Folge innerer Erleuchtung oder beſonderer Gnade erkannt werden können. — Faſt noch deutlicher beſtätiget der Apoſtel dieſe Wahrheit im Folgenden, wo er ſagt: „Wir haben nicht den Geiſt dieſer Welt empfangen, ſondern den Geiſt, der aus Gott iſt, damit wir wiſſen, was uns von Gott geſchenkt iſt. Und dieſes lehren wir auch nicht mit gelehrten Worten menſchlicher Weisheit, ſondern wie der Geiſt lehrt, indem wir das Geiſtige geiſtig behandeln. Der natürliche Menſch aber faßt nicht, was des Geiſtes Gottes iſt; denn es iſt ihm Thorheit, und er kann es nicht verſtehen, weil es geiſtig beurtheilt werden muß. Der Geiſtige aber beurtheilt Alles. Ebendaſ. V. 12—16. Hier iſt klar ausgeſprochen, daß das Verſtehen oder gläubige Annehmen der geoffenbarten Wahrheiten ein Geſchenk des heiligen Geiſtes iſt; denn es wird die Seele und der Geiſt im Menſchen deutlich unterſchieden; der Geiſt iſt aber ein vom Menſchen verſchiedenes Princip, als der Geiſt Gottes, dargeſtellt. Dieſer heilige Geiſt iſt dadurch im Menſchen, daß er ein Kind Gottes wird.

Dasſelbe iſt in mehreren Stellen der Evangelien ausgeſprochen, wie ſie im nächſten Abſatze angeführt ſind.

Hiemit ſtimmen die Zeugniſſe der heiligen Väter überein. Der heilige Chryſoſtomus ſagt: Die göttliche Weisheit hat uns gelehrt, was auch die Engel nicht wußten, und ſo Großes enthüllt, daß wir, um es zu lernen, den Geiſt, der die Geheimniſſe Gottes weiß, zum Lehrmeiſter haben mußten. Jene Weisheit aber, die draußen iſt, wurde gleich einer verächtlichen Magd nicht hineingelaſſen, die Geheimniſſe des Herrn zu ſchauen.... So wenig die Augen des Leibes ſehen können, was im Himmel iſt, ſo wenig kann die Seele allein, was des Geiſtes iſt, erkennen. In I. ad Corinth. hom. 7. — Der heilige Ambroſius ſagt: Das Geheimniß des Himmels lehre mich Gott, der es ſchuf, nicht der Menſch, der nicht einmal ſich

ſelbſt erkannt hat. Wem ſollte ich in dem, was Gottes iſt, mehr glauben, als Gott? Epist. l. 2. ep. 12. ad Valent.

Cyrillus von Alexandrien ſagt: Wahrhaftig Weisheit, jedoch keineswegs menſchliche, ſondern göttliche Weisheit iſt das Geheimniß Chriſti, in verborgenen und unergründlichen Tiefen gehüllt... Deßhalb ſagen wir, daß das Geheimniß Chriſti keineswegs große Unterſuchungen und eine die menſchliche Vernunft überſteigende Forſchung, ſondern vielmehr einfachen und an unverfälſchter Ueberlieferung feſthaltenden Glauben fordert. — Ein Geheimniß nun, das auch, nachdem es geoffenbart iſt, für den menſchlichen Geiſt in ſolches Dunkel gehüllt bleibt, muß doch wohl über die Grenzen ſeiner natürlichen Erkenntnißkraft hinausliegen.

Der heilige Hieronymus bemerkt zu den Worten des heiligen Paulus: „Mir, dem Geringſten unter allen Heiligen, wurde die Gnade verliehen, unter den Heiden die unerforſchlichen Reichthümer Chriſti zu verkünden u. ſ. w.“ (Eph. 3, 8.), — wenn die Reichthümer Chriſti unerforſchlich ſind, wie werden ſie denn im Volke verkündiget? Und wenn das Geheimniß von Ewigkeit in Gott verborgen iſt, wie wird es denn von Paulus den Heiden kund gethan? Auf doppelte Weiſe kann dieß unerforſchlich und verborgen verſtanden werden: Einmal, daß die Reichthümer vorher unerforſchlich geweſen, und nun nach des Herrn Leiden eröffnet ſind; oder doch, daß ſie ihrer Natur nach dem Menſchen unerforſchlich waren, aber durch die Offenbarung Gottes bekannt geworden ſind. Denn etwas Anders iſt es, durch eigene Neugierde zum Geheimniß zu gelangen, dieß hört, wenn es gefunden iſt, auf, unerforſchlich zu ſein; und etwas Anders iſt es, durch eigene Anſtrengung es nicht erfaſſen zu können, ſondern durch die Gnade Gottes es zu erkennen; dieß fährt fort, obgleich du es nun weißt, und auch Andern kund thuſt, dennoch unerforſchlich zu ſein, weil es dir, ſo viel an dir war, ehe es dir gezeigt wurde, verborgen war. Comment. in Eph. lib. 2. c. 3. Hiemit bezeugt der heilige Hieronymus, daß es uns unmöglich war, das Geheimniß der göttlichen Offenbarung zu erkennen.

Es gibt alſo nach Schrift und Lehre der Kirche eine Ordnung der Dinge, wovon ohne Offenbarung kein geſchaffener Geiſt etwas wiſſen könnte. Dieſe Ordnung der Dinge hat nicht in der Natur der Geſchöpfe und ihrem natürlichen Verhältniſſe zum Schöpfer,

ſondern nur in Gottes freiem Willen ihren Grund. Die Offenbarung dieſer Dinge von Seite Gottes iſt eine Gnade, und auch dieſes, daß der Menſch die geoffenbarten Wahrheiten erkennt und als ſolche annimmt, iſt Sache der Gnade. Freilich muß im letztern Falle auch der Wille des Menſchen mit thätig ſein.

16. Der Menſch kann ohne ſpecielle Erleuchtung Gottes, alſo ohne beſondere Gnade, die Wahrheiten der Religion nicht gläubig annehmen.

Es iſt unter Allen ausgemacht, mit Ausnahme der Rationaliſten, daß drei Dinge nothwendig ſind, um zur gläubigen Annahme der Religionswahrheiten zu gelangen, nämlich:

a) Die Offenbarung von Seite Gottes; denn da es überirdiſche Dinge ſind, würde kein Menſch mit ſeinem natürlichen Verſtande daraufkommen, wenn ſie Gott nicht ſelbſt ihm entdecken würde.

b) Eine gewiſſe Ueberzeugung, ſei es durch Wunder oder eine andere Weiſe; denn es genügt noch nicht, die Menſchen zum Glauben zu verpflichten, daß ihnen die von Gott geoffenbarte Wahrheit vorgelegt werde, ſondern es muß noch etwas hinzukommen, das dieſe Wahrheit glaubwürdig macht.

c) Die Macht des Willens; denn da es keine Ueberzeugung gibt, welche den Menſchen zur Annahme der überirdiſchen Wahrheiten zwingen könnte, und nicht einmal die Wunder dieſes zu bewirken im Stande ſind; ſo wird eine Hinneigung des Willens erfordert, welche den Verſtand zur Annahme deſſen bewegt, was über ſeine Faſſungskraft hinübergehet. Daher ſagt der Apoſtel, man müſſe ſeinen Verſtand unter die Autorität des Glaubens gefangen geben.

Nach dieſen Vorausſetzungen, die außer aller Controverſe ſind, fragt es ſich noch, ob Jemand, der einen Prediger hört oder die göttlich geoffenbarte Wahrheit für ſich lieſt, und eine hinreichende Ueberzeugung durch Wunder oder andere Ueberführungsgründe hat, wodurch die zu glaubende Wahrheit in der That glaubwürdig wird, jene Wahrheit ohne ſpecielle Erleuchtung von Seite Gottes gläubig annehmen kann. Die Pelagianer waren der Anſicht, der Menſch könne auch ohne beſondere Gnade bei ſolchen Vorausſetzungen

glauben. In demſelben Irrthum befanden ſich Caſſian, und einige andere Chriſten in Gallien, die man gleichſam die letzten Ueberreſte des Pelagianismus nennen kann. Es läßt ſich aber leicht beweiſen, daß der Menſch ohne beſondere Gnade Gottes die Religionsgeheimniſſe nicht gläubig annehmen kann. Dieſes folgt:

1) Aus den Ausſprüchen der heiligen Schrift. Chriſtus ſagt: Niemand kann zu mir kommen, wenn ihn nicht der Vater, der mich geſchickt hat, an mich zieht. Joh. 6. Zu Chriſtus kommen, heißt nichts Anders, als an ihn glauben. So erklärt es der Heiland ſelbſt, wenn er ſagt: „Es gibt Einige unter euch, die nicht glauben; aber deßwegen ſagte ich euch, daß Niemand zu mir kommen kann, wenn es ihm nicht von meinem Vater gegeben wird.“ Heißt nun glauben ſo viel, als zu Chriſtus kommen, und kann Niemand zu Chriſtus kommen, außer der Vater zieht ihn, ſo kann offenbar auch Niemand ohne beſondere Gnade Gottes glauben.

Bei Matthäus ſagt Chriſtus: Ich danke dir, Vater, Herr des Himmels und der Erde, daß du dieſes den Weiſen und Klugen verborgen, den Kleinen aber geoffenbart haſt. Ja, Vater, ſo hat es dir gefallen. Und Niemand kennt den Sohn, außer der Vater, und Niemand kennt den Vater, außer der Sohn, und wem es der Sohn offenbaren will. Matth. 11. Hier redet der Herr nicht von einer äußern Offenbarung, ſondern von einer innern Erleuchtung; denn kurz vorher hat er den Städten, in welchen er lange Zeit geprediget und ſehr viele Wunder gewirkt hatte, Vorwürfe gemacht. Und da er ſah, daß nach jener Predigt die Weiſen und Klugen, d. h. die Schriftgelehrten und Phariſäer, nicht bekehrt worden ſeien, ſondern nur die einfältige Menge, wollte er näher darſtellen, daß zwar die, welche nicht glaubten, mit Recht getadelt werden, aber auch daß die, welche zum Glauben gelangten, es nicht ihren Kräften allein zuſchreiben dürften, da es ſeinem himmliſchen Vater gefallen habe, dieſes den Weiſen und Klugen zu verbergen, den Kleinen aber zu offenbaren, indem er dieſe an ſich zog, jene aber nicht. In demſelben Sinne heißt es bei Johannes auch: Deßwegen konnten ſie nicht glauben, weil wiederum Iſaias ſagte: Er verblendete ihre Augen, und verhärtete ihr Herz. Joh. 12. Von Jenen heißt es nämlich, Gott verblende ſie, die er nicht erleuchtet,

da ſie ihn, ohne von ihm Licht empfangen zu haben, nicht ſehen, alſo auch nicht an ihn glauben können.

Dieſelbe Wahrheit ſpricht an vielen Stellen der heilige Paulus aus; ſo, wenn er ſagt: Einem Jeden theilt Gott das Maaß des Glaubens zu, Röm. 12.; wir ſind nicht im Stande, etwas aus uns zu denken, 2. Corinth. 3.; aus Gnaden ſeid ihr durch den Glauben gerettet, und dieſes iſt nicht von euch, ſondern ein Geſchenk Gottes iſt es, Eph. 2.; euch iſt es gegeben, daß ihr nicht bloß an ihn glaubet, ſondern auch für ihn leidet. Phil. 1.

Endlich ſagt der heilige Lukas in der Apoſtelgeſchichte: Es glaubten ſo viele, als ihrer vorherbeſtimmt waren zum ewigen Leben. Kap. 13. Und wiederum: Es öffnete der Herr die Pforte des Glaubens. Kap. 14. cf. Kap. 16. u. ſ. w.

2) Aus der Kirchenlehre. Der heilige Auguſtin ſchreibt: Wenn wir nicht im Stande ſind, etwas aus uns ſelbſt zu denken, ſondern unſer Vermögen aus Gott iſt, ſo ſind wir in der That auch nicht im Stande, etwas aus uns ſelbſt zu glauben, ſondern unſer Vermögen, wodurch wir zu glauben anfangen, iſt aus Gott. Libr. de praedest. Sanct. c. 2. — Der heilige Fulgentius: Unſer Leben nimmt im Glauben ſeinen Anfang, weil der Gerechte aus dem Glauben lebt. Der heilige Paulus aber lehrt, daß der Glaube nicht aus unſerm Willen entſtehe, ſondern durch den heiligen Geiſt einem Jeden verliehen werde. In libr. de incarnat. et gratia Christi c. 20. — Hiemit ſtimmen die Concilien überein. So ſagt das concil. arausican.: Wenn Jemand behauptet, durch die Kraft der Natur könne man der Predigt des Evangeliums beiſtimmen, und man brauche dazu keine Erleuchtung des heiligen Geiſtes, ſo lebt er in der Täuſchung ketzeriſchen Irrthums. Can. 7. Und das Tridentinum: Wenn Jemand ſagt, ohne die zuvorkommende Erleuchtung des heiligen Geiſtes und ohne ſeine Hilfe könne der Menſch glauben, wie er ſoll, ſo ſei er im Bann.

3) Aus Vernunftgründen.

Es iſt bekannt, daß die Kirche für die Bekehrung der Ungläubigen betet. Dieſes Gebet wäre umſonſt, wenn die Ungläubigen ohne zuvorkommende Gnade Gottes glauben könnten; denn in dieſem Falle brauchte es nichts, als ihnen das Evangelium zu predigen.

Die Annahme, daß der Menſch ohne zuvorkommende Gnade Gottes glauben kann, iſt in ſich ſelbſt widerſprechend und unſinnig. Denn daraus würde folgen:

a) Daß die Gnade in Folge unſerer Verdienſte gegeben würde, was den Begriff der Gnade zerſtört; denn wenn der Menſch einmal wahrhaft gläubig iſt, ſo hat er bereits einiges Verdienſt, und namentlich verdient ein Solcher, wie der heilige Auguſtin bemerkt, in ſeinem Gebete erhört zu werden.

b) Daß der Anfang des Heiles von uns ausgeht; denn da der Gerechte aus dem Glauben lebt, ſo folgt, daß, wenn der Glaube von uns iſt, auch der Anfang des Heiles von uns kömmt.

c) Endlich würde dadurch das Fundament der göttlichen Prädeſtination umgekehrt; denn die Menſchen würden nicht ſelig in Folge der göttlichen Gnadenwahl, wie der heilige Paulus lehrt, ſondern gemäß ihres Verdienſtes des Glaubens.

Auch kann man noch ſagen: Der Menſch kann überhaupts ein gutes Werk, das auf die Seligkeit Bezug hat, ohne beſondere Gnade Gottes weder anfangen noch vollenden: der Glaube iſt ein ſolches Werk, oder doch mindeſtens der Anfang dazu; woraus von ſelbſt klar iſt, daß man ohne zuvorkommende Gnade Gottes nicht glauben kann.

Die Einwendungen, welche man gegen dieſe Lehre vorbringt, ſind ſammt und ſonders unſtichhaltig. Man ſagt nämlich:

a) Die Ungläubigen glauben Manches durch bloße Kräfte der Natur, was nicht minder ſchwierig und dunkel iſt, als unſere Glaubenswahrheiten; denn wie ſchwer zu faſſen ſind nicht manche philoſophiſche Grundſätze. Und doch ſind die meiſten Philoſophen von der Wahrheit derſelben überzeugt. Warum ſollten ſie nicht auf dieſelbe Weiſe manche Religionsgeheimniſſe gläubig annehmen können? — Wir ſagen entgegen: Entweder haben die Ungläubigen von der Richtigkeit ihrer philoſophiſchen Grundſätze einen deutlichen Beweis, und dann iſt es gar nicht zu wundern, daß ſie dieſelben als wahr annehmen; oder es fehlt ihnen dieſer Beweis, und in dieſem Falle nehmen ſie dieſelben ohnehin nur bedingt und mit Zweifel an. Ueberdieß mögen ſie dieſen Beweis haben oder nicht, ſo nehmen ſie ihre Wahrheiten nicht mit frommem Sinne und aus Unterwürfigkeit gegen Gott an, ſondern weil ſie von den Beweis-

gründen dazu gezwungen werden, oder weil ſie dem Anſehen derer weichen, welche ſie für gelehrter, als ſich ſelbſt halten. Welch ein großer Unterſchied beſteht aber nicht zwiſchen einer ſolchen Annahme philoſophiſcher Wahrheiten und dem theologiſchen Glauben?

b) Die Heiden und die Ketzer nehmen gar manche Wahrheit unſers Glaubens an. So glauben die Muhamedaner auf das Anſehen ihres Koran, daß Chriſtus von einer Jungfrau geboren ſei; die Lutheraner aber glauben unter Anderm die Trinität u. ſ. w. Es iſt aber nicht anzunehmen, daß ihr Glaube eine Gabe Gottes ſei. — Dieſe Einwendung löſet ſich leicht, wenn man erwägt, daß bei denen, die außer der Kirche ſind, eigentlich nie recht von einem Glauben im theologiſchen Sinne die Rede ſein kann. Es iſt ein weſentliches Merkmal des Glaubens, daß er feſt und unwandelbar ſei. Außer der Kirche aber bringt man es nie zur unwandelbaren Feſtigkeit im Glauben, weil dieſer vom individuellen Urtheile abhängt, welches immer wandelbar iſt. Außer der Kirche befindet man ſich mit ſeinem Glauben in Ermanglung des Autoritätsprincips faſt in derſelben Lage, in welcher die Philoſophen mit ihren Grundſätzen ſind; es hängt Alles vom menſchlichen Forſchungsgeiſte und ſeiner Autorität ab. Dieß iſt aber kein Glaube, ſondern nur eine Meinung oder höchſtens eine Ueberzeugung.

c) Man glaubt ohne göttliche Gnade dasjenige, was Livius, Saluſt und andere Geſchichtsſchreiber erzählen: warum ſollte man nicht auch auf dieſelbe Weiſe glauben können, was die Evangeliſten und übrigen heiligen Schriftſteller berichten; wenigſtens wenn ihre Erzählungen nicht über die natürlichen Faſſungskräfte gehen? — Hiebei überſieht man, daß den Erzählungen der Profangeſchichtſchreiber nur ein menſchlicher Glaube beigemeſſen wird, wobei die Möglichkeit, daß ihre Berichte auch falſch ſein könnten, nicht ausgeſchloſſen iſt. Göttliche Wahrheiten müſſen aber ganz anders geglaubt werden, nämlich mit einer Gewißheit, daß man eher an Himmel und Erde zweifeln würde, als daß man gegen die göttlichen Ausſprüche ein Bedenken bei ſich aufkommen ließe.

d) Die Wahrheiten unſers Glaubens ſind durch ſo viele Wunder und Zeugniſſe bekräftiget, daß man ſie nach allgemeinem Ur-

theile für glaubwürdig halten muß, wie auch der Pſalmiſt ſagt: Deine Zeugniſſe, o Herr! ſind überaus glaubwürdig. Pſ. 92. Was aber an und für ſich glaubwürdig iſt: warum ſollte es ohne ſpecielle Gnade nicht geglaubt werden können? — Wir ſagen hierauf: Glaubwürdige Dinge können allerdings ohne Gnade geglaubt werden, aber nur mit menſchlichem Glauben, nicht mit göttlichem, wie er in der Religion erforderlich iſt; denn die Beweisgründe, welche die Religionswahrheiten glaubwürdig machen, ſind nicht von der Art, daß ſie, wenn nicht die Hilfe der göttlichen Gnade hinzukömmt, allen Zweifel beſeitigen.

e) Wenn Jemand von früheſter Kindheit an unter Chriſten erzogen würde, ſo würde er, wenn er auch die Taufe zufällig nicht empfangen hätte, und ſie auch nicht verlangte, aus Gewohnheit glauben, was Andere glauben. Was nun aus Gewohnheit geſchehen kann, iſt um ſo mehr aus freier Wahl möglich, vorzüglich wenn Jemand die chriſtlichen Glaubenswahrheiten mit den Ausſprüchen der Propheten und den Wundern und Zeichen vergleicht, die zu ihrer Bekräftigung geſchehen ſind. — Unſere Antwort lautet: Entweder hält ſich ein ſolcher unter Chriſten aufgewachſene Knabe, wenn er zu den Unterſcheidungsjahren gekommen iſt, für getauft, oder er weiß, daß er nicht getauft iſt. Im erſten Falle hat er ohne Zweifel den Glauben als eine von Gott eingegoſſene Gnade, weil auch die Begierdtaufe die Waſſertaufe erſetzen kann. Wenn er aber weiß, er ſei nicht getauft, und doch ſich auch nicht taufen läßt, ſo hat er ja offenbar keinen Glauben im theologiſchen Sinne. Wie läßt ſich denn vernünftiger Weiſe annehmen, Jemand, der es verſchmäht, die Taufe ſich ſpenden zu laſſen, ungeachtet man ſie ſo leicht haben kann, glaube im Ernſte, ohne Taufe werde man ewig verdammt?

17. Zu natürlichen und bürgerlichen Handlungen genügt die göttliche Hilfe im Allgemeinen.

Es entſtund die Frage, ob natürliche, politiſche und mechaniſche Werke ohne Rückſicht auf ihre moraliſche Güte von den Menſchen durch die bloßen Kräfte der Natur zu Stande gebracht werden können. Hierüber bildeten ſich zwei irrthümliche Meinungen. Die Einen lehrten, der Menſch könne ſolche Werke ohne allen Beiſtand

Gottes vollbringen. Dieſer Meinung waren unter Andern Origenes, Durandus u. ſ. w. Die Andern aber meinten, Gott ſei es allein, der Alles in dem Menſchen thue und wirke, und zwar ſo, daß ſie ſelbſt nichts thäten. Beide Meinungen ſind falſch.

Daß die Menſchen wahrhaft und eigenthümlich etwas wirken, bezeugt allenthalben die heilige Schrift. So wird ſchon im erſten Hauptſtück der Schöpfungsgeſchichte von den Menſchen geſagt, daß ſie über alle Geſchöpfe herrſchen ſollen, womit ihnen offenbar eine Wirkſamkeit beigelegt iſt. Dasſelbe lehren die heiligen Väter, wie Baſilius, Ambroſius, Chryſoſtomus und Andere. Wozu hätte auch Gott den Menſchen, wie den übrigen Geſchöpfen, Kräfte zum Wirken verliehen, wenn Alles zum Müſſigſein verurtheilt wäre? Bei allem dem aber iſt es verkehrt, zu ſagen, der Menſch könne aus ſich ſelbſt vermöge der erhaltenen Fähigkeit zum Wirken ohne alle Beihilfe Gottes etwas thun. Dieſem widerſpricht die Stelle: In ihm leben wir, werden wir bewegt und ſind wir. Apoſtelg. 17. Würde uns Gott bloß die Natur und die Kräfte zum Wirken geben und ſie erhalten, nicht aber auch zugleich mit uns wirken, ſo wäre es genug, zu ſagen: In ihm leben und ſind wir. Warum iſt alſo noch beigefügt: „In ihm werden wir bewegt"? Deßwegen, daß wir einſehen, daß wir uns ohne göttliche Hilfe nicht bewegen können, ſo wie wir auch nicht ſein und leben könnten, wenn uns nicht Gott das Leben gegeben hätte und es uns erhielte. Wir ſind alſo in Gott, weil er uns gemacht hat; wir leben in Gott, weil er uns durch das Wort ſeiner Kraft trägt; wir werden in Gott bewegt, weil wir ohne ihn nichts thun können. Freilich bringen die Pelagianer und nach ihnen Durandus vor, es heiße von Gott, daß er Alles wirke, weil er die Kraft hiezu ertheilt habe. Aber der heilige Auguſtin entgegnet hierauf, es werde von Gott nicht bloß geſagt, er habe gewirkt und habe Alles gethan, ſondern es wird ihm dieſes in der Gegenwart zugelegt, da es heißt: Er bringt hervor auf den Bergen das Gras; er kleidet die Blumen des Feldes; — mein Vater wirkt noch u. ſ. w. Auch andere heilige Väter erklären ſich dahin. So tadelt der heilige Hieronymus die Pelagianer, weil ſie ſagten, der Menſch könne ohne Hilfe Gottes ſchreiben, leſen oder Anderes. Der heilige

Auguſtin ſagt: Wie werden wir leugnen können, daß Gott auch jetzt noch Alles thut, was geſchieht, da der Heiland ſagt: Mein Vater wirkt noch. — Dieß ſieht auch die Vernunft ein; denn kein Geſchöpf kann einen Augenblick ohne Gott durch ſich ſelbſt beſtehen, ſondern hängt ganz und gar von der göttlichen Erhaltung ab. Geſchähe nun etwas ohne die Hilfe Gottes, ſo würde es wenigſtens in jenem Moment, wo es geſchieht, durch ſich und ohne Gott ſein. Wie demnach das Licht der Sonne im erſten Augenblick von der Sonne ausgeht, und in der ganzen übrigen Zeit von ihr erhalten wird, und es nie ohne Sonne, die es gleich anfangs gegeben hat, beſtehen kann, ſo nimmt eine jede Wirkung, mag ſie von was immer für einer Sekundärurſache herrühren, von Gott ihren Anfang und wird von ihm erhalten, und kann auf keine Weiſe ohne Gott anfangen oder fortbeſtehen.

Nach dieſer Darſtellung muß man alſo ſagen: Es können zwar von den Menſchen viele Dinge ohne ſpecielle Gnade von Gott geſchehen, wie pflügen, ſäen, ſchneiden, ſchreiben u. ſ. w.; aber nichts kann ohne generelle Hilfe Gottes vollbracht werden. Denn wir haben ſchon oben den Satz ausgeſprochen: wie die Geſchöpfe ohne Gott nicht ſein können, ſo können ſie auch ohne ihn nicht wirken. Nur geſchieht dieſe Mitwirkung von Seite Gottes in vielen Fällen in der Weiſe, daß er bloß die im Menſchen bereits liegenden und von der Natur ihm zukommenden Kräfte in Bewegung ſetzt, ohne daß für ſolche Akte die Mittheilung einer beſondern Gnade nothwendig wäre.

18. Was vermag der Wille des Menſchen im Guten ohne beſondere Gnade?

In dieſer Frage gibt es zwei entgegengeſetzte Meinungen der Häretiker; denn während die Pelagianer lehrten, der Menſch könne alles Gute durch ſeine bloßen natürlichen Kräfte vollbringen, und er brauche weder zur Erfüllung eines göttlichen Geſetzes, noch zur Ueberwindung einer Verſuchung einer beſondern Gnade; behaupteten die Reformatoren, ohne göttliche Hilfe vermöge der Menſch gar nichts zu thun, ſondern es ſei Alles, was er thut, Sünde, ja auch die Werke der Gerechten wären Sünden, nur würden ſie des

Glaubens wegen nicht als ſolche angerechnet; was aber die Ungläubigen thun, ſei immer Sünde.

Um dieſe wichtige Frage lichtvoll darzuſtellen, muß man ſie in gewiſſe Theile zerlegen. Wir ſagen daher mit Bellarmin:

I. Mittelſt der bloß natürlichen Kräfte kann man die Vorſchriften der Moral, oder was dasſelbe iſt, das Sittengeſetz nicht erfüllen, nicht einmal der Subſtanz, geſchweige denn der Art nach, d. h. wenn man auch von aller Verdienſtlichkeit abſieht.

Dieſe Wahrheit iſt klar in der heiligen Schrift ausgeſprochen. So ſagt Gott ſchon im alten Bunde: Ich will meinen Geiſt in euere Mitte ſenden, und machen, daß ihr in meinen Geboten wandelt. Ezech. 36. Und der Apoſtel ſchreibt: Was dem Geſetze unmöglich war, weil es durch das Fleiſch geſchwächt ward, das hat Gott bewirkt, indem er ſeinen Sohn in der Geſtalt eines ſündigen Fleiſches ſandte, und wegen der Sünde die Sünde im Fleiſche verdammte, damit die Satzung des Geſetzes in uns erfüllt werde. Röm. 8, 3. 4. Hier ſagt der Apoſtel deutlich, daß die Erfüllung des Geſetzes ohne Gnade Gottes unmöglich geweſen ſei, und zwar wegen der Schwäche des Fleiſches, weil die gefallene Natur geſchwächt worden, und deßwegen ſei der Sohn Gottes geſchickt worden, damit durch ihn möglich wurde, was zuvor unmöglich geweſen. In der heiligen Schrift wird überdieß die Erfüllung des ganzen Geſetzes als ein ſicheres Zeichen der Liebe Gottes angegeben. Chriſtus ſelbſt ſagt: Wer meine Gebote hat und ſie hält, der iſt es, der mich liebt. Joh. 14. Nun wird aber die Liebe Gottes nicht durch die bloßen Kräfte der Natur erlangt, ſondern von Gott eingegoſſen. Eben deßwegen iſt auch die Erfüllung aller Gebote durch bloß natürliche Kräfte nicht möglich. Dafür haben wir auch Entſcheidungen der Kirche. Das Concilium von Milevi ſagt: Wer immer behauptet, deßwegen werde die Gnade der Rechtfertigung gegeben, um das, was wir durch den freien Willen thun ſollen, leichter durch die Gnade zu vollbringen, nicht anders, als könnten wir auch ohne Gnade, zwar nicht ſo leicht, aber doch immerhin noch die göttlichen Gebote erfüllen, der ſei im Bann. Papſt Innocenz I. ſagt in ſeinem Briefe an das Concilium von Milevi: Wenn dem Menſchen die Gnade fehlt, ſo wird

er in den Fallſtricken des Teufels gefangen. Der heilige Auguſtin ſchreibt: Die Gebote der Gerechtigkeit können wir nicht allſeitig erfüllen, wenn wir nicht von Gott unterſtützt werden. — Es iſt aber auch natürlich, daß der Menſch im gefallenen Zuſtande die Gebote Gottes aus ſich ſelbſt nicht halten kann; denn durch die Sünde iſt die menſchliche Natur verdorben; von Geburt aus hat ſie Neigung zum Böſen, Abneigung aber vom Guten. Daher iſt eine außerordentliche Kraft nothwendig, um dieſem Widerſpruche, der in uns ſelbſt iſt, ernſtlich begegnen zu können.

II. Durch die bloßen Kräfte der Natur kann der Menſch keine ernſtliche Verſuchung überwinden.

Wenn wir von einer „ernſtlichen Verſuchung" reden, ſo wollen wir eine wahrhafte Verſuchung darunter verſtehen, nicht aber irgend einen ganz ſchwachen Reiz. Eine wahre Verſuchung kann aber der Menſch ohne Gnade nicht überwinden. Dafür zeugt die heilige Schrift. Niemand, heißt es hier, kann enthaltſam ſein, wenn nicht Gott es ihm verleiht, Weish. 8., d. h. wenn Gott ihm nicht in den Verſuchungen, denen ſeine Enthaltſamkeit ausgeſetzt iſt, beiſteht. Der Apoſtel ſagt: Gott iſt getreu, und wird nicht zugeben, daß ihr mehr verſucht werdet, als ihr widerſtehen könnet. 1. Corinth. 10. Hier iſt deutlich ausgeſprochen, daß mit Zulaſſung Gottes die Verſuchung über unſere Kräfte zunehmen kann. In den Pſalmen leſen wir: Durch dich, o Gott, werde ich von der Verſuchung entriſſen. Pſ. 17. Sei meine Hilfe, verlaß mich nicht. Pſ. 26. Ich ſprach in meinem Ueberfluſſe, ich werde nicht wanken in Ewigkeit; aber du haſt abgewandt dein Angeſicht, und ich bin verwirrt worden. Pſ. 29. Ferners beweiſen die Ausſprüche: „Führe uns nicht in Verſuchung" Matth. 6. und: „Betet, daß ihr nicht in Verſuchung fallet" Matth. 26., — hinlänglich, daß man ohne Hilfe Gottes den Verſuchungen nicht widerſtehen kann. Dieß lehrt auch die Kirche. Papſt Innocenz I. ſagt in ſeinem Briefe an das Concilium zu Karthago: Wenn nicht durch vieles Bitten die Gnade auf uns herabſteigt, können wir auf keinen Fall die irdiſchen Befleckungen und Verirrungen überwinden; denn nicht der freie Wille, ſondern nur allein die göttliche Hilfe macht uns fähig zum Widerſtande. Der heilige Cyprian: Wenn wir beten, daß wir nicht in Verſuchung fallen, werden wir an unſere Schwachheit und

Gebrechlichkeit erinnert; denn wir beten alſo, damit ſich Keiner muthwillig erhebe, und ſich ſelbſt nichts in ſtolzer und anmaſſender Weiſe beilege. Serm. 7. de orat. dom. Der heilige Ambroſius: Wer iſt ſo tapfer, daß er nie einer Verſuchung unterliegt, wenn ihm der Herr nicht als Helfer beiſteht. In Ps. 43. — Der heilige Hieronymus: Unſer Sieg und die Krone unſers Sieges wird durch Gottes Schirm und Schutz errungen. Advers. Pelag. — So reden auch der heilige Auguſtin, der heilige Gregor, Proſper und andere Kirchenlehrer. Eben deßwegen, weil wir uns bewußt ſind, daß wir mit eigenen Kräften die Verſuchungen nicht überwinden können, erflehen wir uns auch ſo oft den göttlichen Beiſtand dazu.

III. Der Menſch kann aber auch ohne Glauben mit der beſondern Hilfe Gottes, und oft auch ohne dieſe manches moraliſch Gute vollbringen, wenn ihm keine Verſuchung zuſetzt.

Dieſer Satz iſt vorzüglich gegen die Reformatoren gerichtet, welche behaupteten, Alles, was die Ungläubigen thun, ſei nothwendig immer Sünde. Daß dem nicht alſo ſei, bezeugt zunächſt die heilige Schrift; denn wir leſen in derſelben, daß Gott manche gute Werke der Heiden belohne. Wären nun dieſe Werke ſtatt gut böſe und ſündhaft, was dem allwiſſenden Gotte nicht entginge, ſo ließe ſich nicht einſehen, wie der gerechte Gott dem Böſen einen Lohn geben könne. Daß aber Gott den Ungläubigen für manche Werke belohnte, läßt ſich mehrfältig aus der heiligen Schrift darthun. So leſen wir: Weil die Hebammen Gott fürchteten, ſo erbaute ihnen der Herr ihre Häuſer. Exod. 1. Der Sinn dieſer Stelle iſt, weil die ägyptiſchen Hebammen dem Befehle des Pharao, der ihnen auftrug, alle männlichen Kinder der Hebräer zu tödten, nicht gehorchten, indem ſie glaubten, es ſei dieſes gegen den göttlichen Willen, ſo gab ihnen der Herr für dieſe Barmherzigkeit, die ſie an den Iſraeliten übten, Segen in ihren Häuſern. Eine andere hieher gehörige Stelle findet ſich beim Propheten Ezechiel. Dort heißt es: Nabuchodonoſor, der König von Babylon, hat ſein Heer einen harten Dienſt thun laſſen wider Tyrus, ſo daß ein jedes Haupt kahl, jede Schulter haarlos geworden, und doch iſt er von Tyrus dafür nicht belohnt worden, noch auch ſein Heer für den Dienſt, den er mir gethan wider ſie. Darum ſpricht ſo Gott, der

Herr: Sieh, ich will Nabuchodonoſor, dem König von Babylon, das Land Aegypten geben; er ſoll all deſſen Volk nehmen, deſſen Beute erbeuten, deſſen Raub errauben, und das ſoll ſeines Heeres Lohn ſein für den Dienſt, welchen es wider Tyrus geleiſtet hat; ich will ihm das Land Aegypten geben, darum weil er für mich gearbeitet hat, ſpricht Gott, der Herr. Ezech. 29, 18—21. Jenes Kriegsheer war ohne Zweifel ungläubig, und dennoch, weil es ſeinem Könige im gerechten Kriege gegen Tyrus treu diente, — eine Stadt, die Gott ſeiner Sünden wegen zerſtören wollte; ſo belohnte es Gott, indem er ihm durch wunderbare Fügung die Beute Aegyptens gab, das ebenfalls durch ſein Unrecht dieſe Strafe verdient hatte. Dazu bemerkt auch der heilige Hieronymus: Daraus, daß Nabuchodonoſor den Lohn eines guten Werkes erhält, ſehen wir, daß auch die Heiden, wenn ſie etwas Gutes thaten, im Gerichte nicht unbelohnt ausgehen werden. — Es fehlt auch nicht an ſolchen Stellen in der heiligen Schrift, die beſtätigen, daß die Heiden gewiſſe gute Werke thun können. Denn Chriſtus ſagt: Wenn ihr nur euere Brüder grüßet, was thut ihr dann? Thun dieſes nicht auch die Heiden? Matth. 5. Hier wird offenbar den Heiden ein gutes Werk zugeſchrieben, das in der Freundlichkeit gegen ihre Freunde beſteht. Dieß wird noch um ſo mehr dadurch beſtätiget, daß Jeſus nicht ſagt, ſeine Jünger ſollen das Gegentheil davon thun, ſondern daß er ſie verpflichtet, ſie ſollten noch Vollkommneres vollbringen, nämlich nicht bloß gegen ihre Freunde dienſtgefällig ſein, ſondern auch ihre Feinde lieben.

Dasſelbe lehren die heiligen Väter. Unter dieſen ſagt der heilige Baſilius: Es gibt einige naturgemäße Tugenden, wozu die Seele nicht in Folge des Unterrichtes, ſondern von Natur aus eine Neigung hat. Denn wie wir von uns ſelbſt, ohne erſt eines Unterrichtes hierin zu bedürfen, gegen das eine Abneigung haben, was uns läſtig iſt, ſo hat auch die Seele, ohne hierin belehrt worden zu ſein, vor gewiſſen Laſtern einen Abſcheu. **Hom. 9. de oper. sex dier.** — Der heilige Chryſoſtomus: Es kann der Böſe nicht durch und durch böſe ſein, ſondern es kömmt vor, daß er einiges Gute an ſich habe. **Hom. 67. ad popul. Antioch.** Unter den Böſen begreift aber Chryſoſtomus hier auch die Ungläubigen. — Der heilige Hieronymus: Viele thun ohne Glauben und ohne

Evangelium Chriſti Einiges mit Weisheit und frommem Sinne, ſo z. B. gehorchen ſie den Eltern, unterſtützen die Armen, unterdrücken nicht die Nachbarn, rauben nicht u. ſ. w. In cap. 1 epist. ad Galat. — Der heilige Auguſtin lehrt, daß einige gute Werke ohne Glauben, aber mit beſonderer Hilfe Gottes, andere aber ohne beſondere Hilfe durch die bloßen Kräfte der Natur vollbracht werden. Für die letztere Behauptung zeugt vorzüglich nachſtehender Ausſpruch: Wenn aber diejenigen, welche naturgemäß das thun, was Sache des Geſetzes iſt, noch nicht in die Zahl derer zu ſetzen ſind, welche die Gnade Chriſti rechtfertiget, ſondern wenn man ſie auch unter die rechnen muß, welche böſe ſind, und die den wahren Gott nicht auf gehörige Weiſe verehren, ſo leſen wir doch, daß ſie Einiges thaten, was wir nach der Regel der Gerechtigkeit nicht nur nicht tadeln können, ſondern mit Recht und Fug loben müſſen, obſchon, wenn man unterſucht, zu welchem Ende es geſchieht, man kaum etwas findet, was ein Lob oder eine Vertheidigung verdient. In libr. de spiritu et vit. c. 27. Hier iſt beſonders der Schluß: Obſchon, wenn man unterſucht, zu welchem Ende es geſchieht, man kaum etwas findet, was ein Lob verdient, — zu erwägen. Der heilige Auguſtin will damit ſagen, daß ein großer Theil der an ſich guten Werke der Ungläubigen durch die Abſicht, mit welcher ſie dieſelben thun, einfach Sünden werden. Derjenige Theil der von den Ungläubigen vollbrachten löblichen Werke aber, welcher nicht in böſer Abſicht geſchieht, muß, mag es auch noch ſo ſelten vorkommen, als gut bezeichnet werden. Hier unterſcheidet der heilige Auguſtin genau, und ſagt, daß nicht Alles, was von den Ungläubigen unter dem Schein eines löblichen Werkes geſchieht, etwas Gutes iſt, aber auch nicht Alles als etwas Böſes bezeichnet werden dürfe; es komme auf die Abſicht der Handelnden an. Auf dieſelbe Weiſe erklären ſich der heilige Proſper, der heilige Fulgentius, der heilige Gregor und Andere. Es iſt demnach deutlich genug erwieſen, daß nicht Alles, was die Ungläubigen thun, Sünde ſei, oder was dasſelbe iſt, daß der Menſch mit bloßen Kräften der Natur manches moraliſch Gute vollbringen kann. Hiemit ſtimmen die Concilien überein. So hat das Tridentinum entſchieden, daß auch diejenigen, welche noch nicht wiedergeboren ſind, keineswegs in allen Handlungen ſündigen. Sess. 6. can. 7.

Dieß ſieht auch die Vernunft ein; denn wären alle Werke der Ungläubigen Sünden, ſo würde es offenbar beſſer ſein, wenn ſie gar nichts thun würden. Man müßte daher den Heiden verbieten, Almoſen zu geben, Feindſchaften zu ſchlichten, die Unwiſſenden zu unterrichten u. ſ. w., und die, welche Solches unterließen, wären offenbar beſſer daran, als die, welche es thäten. Iſt aber eine ſolche Behauptung nicht der größte Unſinn?

Die Einwendungen, welche man dagegen vorbringt, zerfallen bei näherer Betrachtung ſämmtlich in Nichts. Hören wir einige!

a) Kalvin beruft ſich unter Andern auf die Schriftſtelle: Ein ſchlechter Baum kann keine gute Früchte bringen. Matth. 7. — Aber unter dem Baume wird hier, wie der Zuſammenhang zeigt, nicht das menſchliche Herz, ſondern die Lehre verſtanden, welche die Menſchen ausſtreuen. Will man aber auch eine andere Erklärung dieſer Stelle geben, ſo muß man unter den guten Früchten, welche der ſchlechte Baum nicht bringen kann, die zum ewigen Leben verdienſtlichen Werke verſtehen; unter den ſchlechten Früchten aber, welche ein guter Baum nicht bringen kann, die Werke begreifen, welche die ewige Verdammniß nach ſich ziehen. Unter dem guten Baume wird alſo der Gerechte, unter dem ſchlechten der Sünder begriffen. Wie nun der Gerechte, ſo lange er nicht aufhört, gerecht zu ſein, keine Todſünden begehen kann, aber wohl läßliche Sünden; ſo kann der Ungläubige, ſo lange er im Zuſtande des Unglaubens verharrt, keine des ewigen Lebens würdige Werke ausüben; aber er kann gewiſſe moraliſch gute Werke vollbringen, z. B. ein Almoſen geben u. ſ. w. Eben ſo wenig beweiſen die Stellen: Ohne mich könnet ihr nichts thun Joh. 5.; wir ſind nicht vermögend, etwas aus uns ſelbſt zu denken 2. Corinth. 3.; Gott iſt es, der in uns das Wollen und Vollenden wirkt Phil. 2. Denn in allen dieſen Stellen iſt die Rede von guten Werken, die auf die ewige Seligkeit Bezug haben; ſolche können die Ungläubigen allerdings nicht ausüben, weil dazu nothwendig die durch Chriſtus uns erworbene Gnade gehört. Allerdings ſagt der Apoſtel: Alles, was nicht aus dem Glauben iſt, iſt Sünde. Röm. 14. Allein unter Glaube iſt hier nicht jener Glaube zu verſtehen, in Folge deſſen wir an Chriſtus glauben und daher Gläubige heißen, ſondern es iſt hier unter Glaube vielmehr jenes innere Gefühl zu

verſtehen, vermöge deſſen wir etwas für erlaubt oder verboten halten, was man auch Gewiſſen nennen kann. Es iſt demnach der Sinn dieſes Textes: Was immer gegen das Gewiſſen verſtoſſe, das ſei Sünde. So legen auch faſt alle Kirchenväter die genannte Stelle aus, und der Zuſammenhang ſelbſt verlangt dieſen Sinn; denn der Apoſtel redet von den reinen und unreinen Speiſen und ſagt: Wer einen Unterſchied macht, der iſt verdammt, wenn er ißt, weil er nicht aus dem Glauben handelt, d. h. weil er gegen das, was er für erlaubt hält, thut. Darum überſetzt auch Allioli hier richtig: „Weil er nicht aus Ueberzeugung handelt."

b) Auch von den Vätern erborgen ſonderbarer Weiſe in dieſer Sache diejenigen Zeugniſſe, die doch ſonſt auf dieſe Autorität nichts halten. Man beruft ſich hiebei namentlich auf den heiligen Auguſtin, und führt unter andern folgenden Ausſpruch an: „Der Wille iſt ohne Liebe ganz und gar eine böſe Begierde." Libr. 1. Retract. cap. 15. Der heilige Auguſtin will hier ſagen, unſer Wille ſei ohne die Liebe in der Art eine böſe Begierlichkeit, weil er voll Eigenliebe iſt; dadurch wird aber eine gewiſſe natürliche Hinneigung zum Guten, die der Wille haben kann, nicht aufgehoben, und in Folge dieſer Hinneigung kann hie und da, wenn keine Verſuchung zuſetzt, ein Werk geſchehen, das keine Sünde iſt; ſo z. B. kann Einer, der über und über mit Sünden erfüllt iſt, mit einem Elenden, der ihm begegnet, aus natürlichem Gefühl Mitleiden haben und ihm eine Gabe reichen. Der heilige Auguſtin ſelbſt lehrt im Buche von der Geduld, daß nicht Alles, was man ohne die Liebe, und daher mit der oben genannten Begierlichkeit thut, Sünde iſt; denn er ſagt, daß die Schismatiker nicht ſündigen, wenn ſie für Chriſtus leiden, wiewohl es ihnen aus Mangel der Liebe auch zum ewigen Leben nicht erſprießlich iſt. Eben ſo wenig beweiſet die Stelle: „Was kann der Sohn des Verderbens Gutes thun, wenn er nicht zuvor von ſeinem Verderben befreit wird?" Enchir. c. 10. Der heilige Auguſtin redet hier von Werken, die zum ewigen Leben erſprießlich ſind. Dasſelbe iſt zu erwidern, wenn es im Buche von der Gnade und dem freien Willen Kap. 18. heißt: „Was nicht aus Liebe geſchieht, geſchieht nicht gut." Wenn aber unſer Kirchenlehrer einmal ſogar alle Werke der Ungläubigen Sünden nennt, lib. 1. de nupt. et concup. c. 3., ſo iſt dieſes nicht

buchſtäblich zu nehmen. Der heilige Auguſtin nennt die Werke der Ungläubigen Sünden deßwegen, weil ihnen die reine Abſicht fehlt, indem ſie nur aus menſchlichen Rückſichten, des Stolzes oder des Lobes wegen handeln; oder er nennt ſie in dem Sinne Sünden, weil ihnen die höhere Vollkommenheit mangelt, und ſie nicht für das ewige Leben verdienſtlich ſind.

c) Endlich bringt man auch aus der Vernunft Einwendungen, indem man ſagt: Der Ungläubige iſt todt; ſo lange er alſo in dieſem Zuſtande verharrt, kann er nichts Lebendiges, d. h. nichts Gutes thun. Allein man muß unterſcheiden. Der Ungläubige iſt nur todt der Gnade nach, aber nicht der Natur nach; er vermag demnach nichts wahrhaft Verdienſtliches für das ewige Leben zu thun, aber immerhin Werke auszuüben, welche einen gewiſſen natürlichen, moraliſchen Werth haben.

Man wendet ferners ein: Durch die Sünde iſt der Menſch verkehrt worden, und einem krummen Beine ähnlich; wie nun ein Menſch mit einem krummen Beine nicht gehen kann, ohne zu hinken, ſo kann der Sünder nichts thun, ohne daß er ſündiget. — Hierauf ſagen wir einfach: Der Menſch iſt allerdings durch die Sünde verkehrt worden; aber er handelt nicht immer mit Nothwendigkeit in Folge jener, wenn wir es ſo nennen wollen, Gekrümmtheit, welche nichts Anders iſt, als die Begierlichkeit; denn es kann die Begierlichkeit auch ruhen, und er aus einer gewiſſen natürlichen Neigung zum Guten etwas thun. Daher beweist das Gleichniß vom krummen Bein nichts Anders, als daß der Menſch ſündiget, wenn er aus Begierlichkeit handelt.

Man bringt auch vor: Die verdammten Geiſter haben Erkenntniß und freien Willen und werden überdieß von der fleiſchlichen Begierlichkeit nicht geplagt, und doch können ſie kein ſittlich gutes Werk thun, weil ihnen die Gnade fehlt; auf gleiche Weiſe muß man dasſelbe von den Menſchen ſagen, auch ſie können nichts moraliſch Gutes ohne die Gnade vollbringen. — Darauf iſt zu erwidern: Die Verdammten verharren unabweichlich im Haſſe gegen Gott und die Menſchen: denn dieſes gehört zur Verdammniß, wie die Liebe zu Gott und den Menſchen zur Seligkeit. Daher iſt es kein Wunder, wenn Alles, was ſie thun, böſe iſt, weil Alles auf jenes ſchlimme Ziel gerichtet iſt. Von den Menſchen aber,

und ſind ſie auch ungläubig und noch ſo verdorben, kann man, ſo lange ſie auf Erden leben, nicht ſagen, daß ſie immer im Haſſe gegen Gott und die Menſchen handeln: daher ſind auch ihre Werke nicht immer nothwendig böſe.

So iſt Alles nichtig, was zur Stützung der Behauptung vorgebracht wird, als wäre Alles, was der Ungläubige, und überhaupts der Menſch ohne Gnade thut, immer eine Sünde; im Gegentheil, wir wiederholen unſere Sätze und ſagen: Es kann zwar Niemand ohne Gnade eine ernſtliche Verſuchung überwinden und auch das Sittengeſetz, wenn man dabei auch von aller Verdienſtlichkeit abſieht, nicht erfüllen; er kann aber ohne Glauben mit beſonderer Hilfe Gottes, und oft auch ohne dieſe, alſo mit bloß natürlichen Kräften, manches moraliſch Gute vollbringen, wenn ihm anders keine Verſuchung zuſetzt, woraus von ſelbſt folgt, daß nicht Alles, was der Ungläubige oder Sünder thut, eine Sünde iſt. —

19. Der Menſch kann ohne zuvorkommende Gnade Gottes nichts Verdienſtliches zum ewigen Leben wollen.

Die Semipelagianer meinten, wie man zum Anfang im Glauben keine beſondere Gnade Gottes bedürfe, ſo brauche man eine ſolche auch zum Wollen nicht; denn wie der Kranke aus ſich ſelbſt ohne Medicin nach Geſundheit verlangen könne, ſo bedürfe man auch zum Verlangen nach dem ewigen Heile keiner beſondern Gnade. Aber dieſes iſt unrichtig; denn der Menſch kann ohne zuvorkommende Gnade Gottes auch nichts Verdienſtliches wollen. Dieſes beweiſen wir wiederum:

1) Aus der heiligen Schrift. Bei Iſaias ſagt Gott: Ich bin gefunden worden von denen, die mich nicht ſuchten; öffentlich erſchien ich denen, die nicht nach mir fragten. Iſ. 65. — Auch Chriſtus, der Herr, ſagt: Der Menſchenſohn iſt gekommen, um zu ſuchen und ſelig zu machen, was verloren war. Luk. 19. Dieſe beiden Stellen beweiſen zur Genüge, daß nicht wir Gott zu ſuchen anfangen, ſondern daß Gott uns zu ſuchen und zu rufen anfängt. Ganz beſonders klar ſpricht ſich der heilige Paulus in folgender Stelle aus: „Gott iſt es, der in uns das Wollen und Vollbringen wirkt.“ Phil. 2.

2) Aus der Lehre der Kirche. Der Papſt Zoſimus ſagt in ſeinem Schreiben an alle Biſchöfe: Bei allen Handlungen, Gedanken und Regungen muß man zu Gott um Hilfe und Schutz flehen. Es iſt Stolz, wenn die menſchliche Natur ſich ſelbſt etwas herausnimmt. — Der heilige Ambroſius: Niemand kann ohne den Herrn etwas bauen, Niemand ohne ihn etwas bewahren, Niemand ohne ihn etwas anfangen. — Der heilige Auguſtin ſagt im Buche von der Prädeſtination der Heiligen: Was die Frömmigkeit und die Religion anbelangt, ſind wir nicht im Stande, etwas aus uns ſelbſt zu denken, und Niemand iſt ſich ſelbſt genug, ein gutes Werk anzufangen oder zu vollenden. Der heilige Gregor ſagt: Gott kömmt uns zuvor, daß wir wollen, und folgt uns mit ſeiner Gnade nach, wenn wir wollen, auf daß wir nicht umſonſt wollen. Hom. 9. in Ezech. —

3) Aus der Vernunft. Daß auch zum Wollen des Guten die Gnade nöthig iſt, folgt daraus, weil das Wollen gleichſam der erſte Anfang des guten Werkes ſelbſt iſt. Wäre nun hiezu die Gnade nicht nothwendig, ſo ginge gerade das Wichtigſte, was gewöhnlich auch das Schwerſte iſt, nämlich der Anfang des Guten nicht von Gott, ſondern von uns aus. Wäre zum Wollen, alſo zum Anfangen im Guten, die Gnade nicht nothwendig, ſo läßt ſich nicht einſehen, warum ſie zur Fortſetzung und Vollendung desſelben unumgänglich nöthig ſein ſoll. Denn wenn der Menſch aus ſich ſelbſt das Schwierigere kann, was offenbar der Anfang iſt, ſo kann er auch aus ſich ſelbſt das begonnene Werk fortſetzen und vollenden, was im Verhältniſſe zum Anfange gewöhnlich leichter iſt.

20. Ohne zuvorkommende Gnade des heiligen Geiſtes kann man weder einen guten Gedanken faſſen, noch heilſame Worte hervorbringen.

Die zuvorkommende Gnade des heiligen Geiſtes iſt uns zu Allem nothwendig, nicht bloß zu guten Werken, ſondern auch zu verdienſtlichen Reden. Denn wir ſind durchaus nicht im Stande, aus uns ſelbſt irgend etwas Gutes hervorzubringen. Soll daher unſere Rede wahrhaft gut ſein, ſo bedürfen wir auch dazu der Gnade. Dieſes iſt auch in der heiligen Schrift klar ausgeſprochen,

denn der Apoſtel ſagt: Niemand kann ſagen, Jeſus Chriſtus, als nur im heiligen Geiſte. 1. Corinth. 2.

Selbſt zur Hervorbringung eines guten Gedankens iſt die Gnade nothwendig. Auch dieſes ſpricht derſelbe Apoſtel deutlich aus: Wir ſind nicht vermögend aus uns ſelbſt etwas (Gutes) zu denken. 2. Corinth. 3. So kann alſo der Menſch ohne zuvorkommende Gnade nicht das mindeſte Verdienſtliche; er vermag nicht einmal etwas Gutes zu denken. Darauf laßt uns Bedacht nehmen, ſo werden wir nie uns ſelbſt überſchätzen; wir werden überall Gott die Ehre geben, und mit dem heiligen Auguſtin bekennen, daß Gott ſeine eigenen guten Werke an uns belohnt.

21. Ohne beſondere Gnade kann Niemand Gott lieben, alſo auch nichts Verdienſtliches thun.

Man kann die Liebe Gottes in verſchiedener Weiſe nehmen; denn man kann darunter ein Werk des Willens oder nur eine gewiſſe Neigung zu Gott, als dem höchſten Gute, verſtehen. Es iſt hier der erſtere Sinn feſtzuhalten; denn es iſt ausgemacht, daß die Natur des Willens zu Gott, für den wir erſchaffen ſind, und der unſer Ziel und Endpunkt iſt, eine gewiſſe Neigung hat. Man kann ferners Gott lieben, in ſo ferne er der Schöpfer iſt, und auch in ſo ferne er uns die ewige Seligkeit geben will. Und hier iſt es eine unter allen Theologen ausgemachte Wahrheit, daß man in letzterer Beziehung ohne Glaube, alſo ohne beſondere Gnade, Gott nicht lieben könne. Die Liebe zu Gott iſt ſodann entweder vollkommen oder unvollkommen: ſie iſt vollkommen, wenn eine Seele nicht nur Gott allen Dingen vorzieht, ſondern ihn auch mehr als alle Dinge liebt, und zwar in dieſer Liebe verharrt; unvollkommen aber iſt ſie, wenn ſie zwar an Gott ſich hingezogen fühlt, aber ihn noch nicht allen Dingen vorzieht, ihn daher auch noch nicht über alle Dinge liebt, und was gewöhnlich damit verbunden iſt, in dieſer Liebe zur Zeit einer Verſuchung nicht immer verharrt.

Wir ſagen nun mit Bellarmin, man kann Gott weder vollkommen noch unvollkommen, und weder als Schöpfer noch als Seligmacher lieben, wenn er uns nicht die Gnade hiezu gibt. Dieß beweiſen wir:

1) Aus der heiligen Schrift. Denn hier heißt es: Die Liebe zu Gott ist unsern Herzen eingegossen durch den heiligen Geist, der uns gegeben ist. Röm. 5. Dann: Die Liebe ist aus Gott. 1. Joh. 4. Friede mit den Brüdern und Liebe sammt dem Glauben (ist) von Gott dem Vater. Ephes. 6. Die Früchte des heiligen Geistes sind: Liebe, Freude u. s. w. Gal. 5.

Wollte man einwenden, in diesen Stellen sei nur von der Liebe zu Gott die Rede, in so ferne er der Urheber der übernatürlichen Güter ist, so sagen wir: Die heilige Schrift kennt nirgends diesen Unterschied, sondern sagt einfach, die Liebe Gottes sei von Gott und durch den heiligen Geist uns eingegossen.

Bringt man aber vor, es wäre in den oben angeführten Stellen nur von einer vollkommenen Liebe die Rede, und nicht von der unvollkommenen, so geben wir dieses zwar zu, behaupten aber nichts desto weniger, daß man auch unvollkommen Gott ohne besondere Gnade nicht lieben könne; denn ist die Vollendung irgend einer Sache von Gott, so ist auch der Anfang derselben von Gott. Wie nämlich der Anfang des Glaubens von Gott ist, weil der Glaube überhaupts von ihm ist, so gilt dasselbe auch von der Liebe. Daher sagt auch der heil. Augustin: Man darf nicht sagen, der Anfang der Liebe ist von uns, und die Vollkommenheit derselben ist aus Gott, sondern wenn die Liebe aus Gott ist, so ist sie ganz aus Gott. Wolle Gott von uns die Anmassung abwenden, daß wir uns in seinen Geschenken die erste Stelle einräumen, ihm selbst aber den zweiten Platz geben, da doch seine Barmherzigkeit uns überall zuvorkömmt. Libr. 2. c. 9. ad Bonifac.

2) Aus der Lehre der Kirche. Der heilige Augustin sagt: Durch die Schwere der ersten Sünde haben wir es verloren, mit freiem Willen Gott zu lieben. In epist. 107. ad Vital. Und wiederum: Die Liebe Gottes, wodurch man zu Gott kömmt, ist nur von Gott. Durch diese Liebe zum Schöpfer gebraucht ein Jeder die Geschöpfe gut; ohne diese Liebe zum Schöpfer aber macht Niemand von den Geschöpfen den rechten Gebrauch. Libr. 4. in Julian. c. 3. Und abermals: Wenn die Liebe zu Gott und dem Nächsten nicht von Gott, sondern von den Menschen kömmt, so haben die Pelagianer recht; wenn sie aber von Gott kömmt, so haben wir die Pelagianer überwunden. In libr. de gratia et libr. arbitr. —

Prosper vergleicht das menschliche Herz mit dem Eis, aus welchem keine Wärme hervorgelockt werden kann, wenn es nicht von dem aufgethauet wird, der sagte: Ich kam, ein Feuer auf die Erde zu bringen, u. s. w. — Das Concilium von Orange sagt: Die Liebe zu Gott ist ganz und gar ein Geschenk Gottes. Das Concilium von Trient erklärt in seiner sechsten Sitzung, der Mensch fange, nach vorausgegangener Anregung von Seite Gottes, Gott zu lieben an; in der Rechtfertigung selbst aber empfange er die eingegossene Liebe. Daraus erhellet, daß das Concilium nicht nur die vollkommene Liebe, sondern auch den Anfang in derselben für ein Geschenk Gottes hält.

3) Aus der Vernunft.

Die vollkommene Liebe zu Gott schließt alle unordentliche Neigung aus, und haßt Alles, was gegen das Gesetz Gottes ist. Kann diese Liebe durch die bloßen Kräfte der Natur erlangt werden, so kann der Mensch von Natur aus alle Gebote erfüllen und ohne Sünde leben, was offenbar Pelagianischer Irrthum ist.

Die vollkommene Liebe zu Gott schließt immer auch Sündenvergebung in sich; denn Gott liebt die, welche ihn lieben, und von der öffentlichen Sünderin heißt es: Ihr wurden viele Sünden nachgelassen, weil sie viel geliebt hat. Stünde es nun in der Macht des Menschen, mit bloßen Kräften der Natur Gott über Alles zu lieben, so könnte er immer ohne zuvorkommende Gnade Gottes Verzeihung erlangen, was leibhafter Pelagianismus ist.

Es ist eine ausgemachte Sache, daß kein Werk der Frömmigkeit mit bloßen Kräften der Natur ausgeübt werden kann. Die Liebe zu Gott, auch die unvollkommene, und der bloße Anfang in derselben, ist ein Werk der Frömmigkeit, woraus von selbst folgt, daß dazu die Gnade Gottes nothwendig ist.

Die Einwendungen, welche man dagegen vorbringt, erscheinen sämmtlich als unstichhaltig. Man sagt nämlich:

a) Daß der Mensch Gott über Alles liebe, ist etwas Natürliches; denn der Wille hat eine natürliche Neigung zum Guten, und die Neigung wächst mit der Größe des Gutes; zum größten Gute hat er also auch die größte Neigung. Daraus folgt, daß er Gott auch mit seinen natürlichen Kräften über Alles lieben könne, weil er ja die größte Hinneigung zu ihm hat. — Dagegen

ist zu bemerken: Eine gewisse Neigung zum höchsten Gute ist dem Menschen allerdings natürlich; aber abgesehen davon, daß schon dazu, daß der Mensch in seinem gefallenen Zustande Gott als das höchste Gut erkennt, eine besondere Gnade erforderlich ist, so ist die Neigung noch nicht die wirkliche Liebe. Um diese in sich hervorzubringen, bedarf es immer einer besondern Gnade. Es ist ja überhaupts eine durch die Erfahrung bestätigte Wahrheit, daß nicht überall, wo eine natürliche Neigung vorhanden ist, auch die Kraft da ist, das, was die natürliche Neigung verlangt, zu thun.

b) Die Vernunft verlangt, daß man Gott über Alles lieben müsse; was aber die Vernunft mit Nothwendigkeit gebietet, muß der Wille vollbringen können, widrigen Falles müßte er nothgedrungen das Böse wählen oder aller Handlung sich enthalten, er wäre also entweder nothwendig böse oder doch nicht frei. — Daß Gott über Alles zu lieben sei, verlangt zwar die Vernunft im Allgemeinen, wovon aber der Wille nach dem Ausspruche des Apostels: „Ich erkenne das Bessere und billige es; aber ich thue das Schlimmere" — gar oft zurückspringt. Um nur in einem jeden besondern Fall diesen Grundsatz in sich auszusprechen, bedarf es schon der Gnade Gottes. Daraus aber, daß der Mensch ohne zuvorkommende Gnade Gott nicht über Alles lieben kann, ungeachtet die Vernunft im Allgemeinen die Pflicht dazu anerkennt, folgt noch nicht, daß der Wille nothwendig böse oder unfrei sei, sondern nur, daß er geschwächt und mehr wandelbar sei als die Vernunft.

c) Es kann der Mensch seinen Nächsten über Alles lieben, so daß er für ihn in den Tod geht; es kann auch der Ungläubige und Ketzer in seiner Weise Gott über Alles lieben, indem er gar oft für seine Irrthümer stirbt; es kann Jemand auch das Vaterland über Alles lieben, indem er demselben sein Leben weihet: warum sollte also der Mensch nicht auch Gott über Alles lieben können, wenn ihm auch keine besondere Gnade zur Seite steht? — Wir antworten: Es ist leichter, sich selbst oder ein anderes Geschöpf über Alles zu lieben, als Gott, schon deßwegen, weil das Sinnliche besser erkennt wird. Daher sagt auch der heilige Johannes: Wer seinen Bruder nicht liebt, den er doch sieht, wie kann dieser Gott lieben, den er nicht sieht? — Dann aber auch deßwegen, weil unsere verdorbene Natur immer mehr zu sich selbst und den

Ihrigen Neigung hat. Wer ferners für das Vaterland oder für seine Irrthümer stirbt, sucht eigentlich immer sich selbst mit seiner Handlung, nämlich die Ehre vor den Menschen. Dieses wird durch das Beispiel sowohl vieler heidnischer Römer bestätiget, die ihr Leben dem Vaterland weihten, als auch vieler Ketzer, die für ihre Irrthümer starben. Würde aber Jemand nicht um seines Ruhmes willen, sondern wahrhaft für das Wohl des Vaterlandes sein Leben hinopfern, so müßte man, und wäre es auch ein Ungläubiger, annehmen, daß er nicht ohne besondere Gnade dieß gethan habe; denn obschon der Tod für das Vaterland nur ein moralisch gutes Werk ist, und mit dem ewigen Heile nicht nothwendig zusammenhängt, so ist es doch ein schwieriges und hartes Unternehmen, und kann mit bloß natürlichen Kräften nicht vollbracht werden. (cf. Bellarmin's Controvers-Schriften.)

22. Die Gnade Gottes ist nicht bloß zum Anfange im Guten, sondern auch zur Beharrlichkeit in demselben nothwendig.

Wie die Semipelagianer lehrten, zum Anfange im Glauben bedürfe es keiner besondern Gnade, so lehrten sie auch, daß der Gerechte mit seinen natürlichen Kräften im Guten verharren könne, und hiezu keine besondere Gnade Gottes nothwendig habe. Aber dieses ist falsch. Der Mensch kann ohne specielle Gnade Gottes im Guten nicht verharren. Dafür zeugt die heilige Schrift; denn sie erzählt uns, daß Christus selbst zu Gott, seinem himmlischen Vater, für die Seinigen um die Gnade der Beharrlichkeit gebetet habe. „Heiliger Vater! erhalte sie in deinem Namen, die du mir gegeben hast, damit sie Eines seien, wie wir es sind." Joh. 17, 11. Dieses heißt nichts Anders, als: Laß nicht zu, daß sie von mir abfallen, sondern mach sie beständig in der Lehre und in den guten Gesinnungen, die ich ihnen beigebracht habe. Dasselbe bestätiget der heilige Petrus; denn er sagt: Der Gott aller Gnaden, der uns durch Jesus Christus berufen hat zu seiner ewigen Herrlichkeit, wolle euch, die ihr eine kurze Zeit leidet, vollenden, stärken und auf festen Grund stellen. 1. Petr. 5, 10. Dieses heißt nichts Anders, als: Gott mache euch stark und bewahre euch vor jedem Ab-

falle. So hat auch Chriſtus für Petrus gebeten, daß ſein Glaube nicht abnehme. Luk. 22, 32.

Hiemit ſtimmt die Lehre der Kirche überein. Die heiligen Väter reden in ihren Schriften vielfältig vom Geſchenke der Beharrlichkeit (de dono perseverantiae); der heilige Auguſtin hat hierüber ein eigenes Buch geſchrieben. Die Concilien haben ſich ebenfalls hierüber klar ausgeſprochen. So erklärt die Synode von Trient: Wenn Jemand behauptet, der Gerechtfertigte könne ohne beſondere Hilfe Gottes in der empfangenen Gerechtigkeit verharren, oder er könne mit dieſer Hilfe es nicht, ſo ſei er verdammt. Sess. 6. can. 22. Vergl. auch B. VIII. S. 217.

23. Auch den Gerechten iſt die Gnade fortwährend nothwendig.

Daß nicht bloß den Sündern, auf daß ſie ſich bekehren können, die Gnade nothwendig iſt, ſondern auch den bereits Bekehrten, iſt klar in der heiligen Schrift ſelbſt ausgeſprochen. Denn bezüglich Aller, und daher auch bezüglich der Gerechten, ſagt Jeſus: Wachet und betet, daß ihr nicht in Verſuchung fallet; denn der Geiſt iſt zwar willig, aber das Fleiſch iſt ſchwach. Matth. 26, 41. Deßgleichen bezieht ſich auf Alle, und daher auch auf die Gerechten, die Bitte: „Führe uns nicht in Verſuchung.“ Matth. 6, 13. David rief auch dann, als er ſchon von der Sünde zur Buße zurückgekehrt war: Sei mein Helfer, und verlaß mich nicht. Pſ. 26, 9. Selbſt der heilige Paulus ſagt, er wiſſe nicht, indem er Andern predige, ob er nicht ſelbſt verloren ſei, und daß ihn nur die Gnade Chriſti bei den vielen Verſuchungen erhalten müſſe. Röm. 7, 23—25.

Damit ſtimmt auch die kirchliche Ueberlieferung überein. So ſagt die zweite Synode von Orange: Auch die Wiedergebornen und Geheiligten müſſen allezeit Gottes Gnadenhilfe anrufen, damit ſie zu einem guten Lebensende gelangen und in guten Werken verharren können. Damit ſtimmt auch das Concilium von Trient sess. 6. can. 2. überein. Auch der heilige Auguſtin ſagt: Laßt uns einſehen, daß Gottes Gnade nicht bloß zur Rechtfertigung der Sünder nothwendig iſt, ſondern daß ſie auch mit dem Gerechtfertigten gleichſam wandeln und ihn zu unterſtützen fortfahren müſſe, damit er nicht falle. De grat. et libr. arbitr. c. 5.

24. Die nothwendige Gnade zur Bekehrung haben die Sünder nicht in jedem Augenblick, sondern zu gewissen Zeiten, je nachdem es Gott gut dünkt, seine Gaben zu ertheilen.

Diese Wahrheit ist deutlich in der heiligen Schrift ausgesprochen; denn es heißt dort: Darum konnten sie nicht glauben; denn Isaias hat abermals gesagt: Er hat ihre Augen verblendet und ihr Herz verstockt, daß sie mit den Augen nicht sehen, und mit dem Herzen nicht verstehen, noch sich bekehren, noch ich sie heile. Joh. 12, 39. 40. — Es ist gewiß, daß die Blinden nicht nur nicht sehen, sondern auch nicht sehen können, so lange ihre Blindheit dauert. Daher sind hier Solche gemeint, die sich zu gewissen Zeiten aus Mangel an Gnade nicht bekehren können. Freilich könnte man einwenden: Obschon sie nicht sehen können, so lange sie blind sind, so können sie doch, wenn sie mit der zuvorkommenden Gnade mitwirken, die Blindheit entfernen, wodurch sie selbst sehend werden. Allerdings können die Verblendeten ihre Blindheit entfernen, wenn sie mit der zuvorkommenden Gnade mitwirken; aber ich behaupte, daß ihnen diese Gnade nicht jeder Zeit gegenwärtig sei, und dieß folgt aus der angeführten Stelle; denn wenn die zuvorkommende Gnade gegenwärtig ist, so fängt der Mensch an, zu sehen, oder kann wenigstens sehen; denn die zuvorkommende Gnade erleuchtet das Herz, daher ist ein Solcher nicht mehr blind zu nennen; wäre also die zuvorkommende Gnade, wodurch der Sünder immer sehen könnte, wenn er anders wollte, zu jeder Zeit einem jeden Menschen gegenwärtig, so gäbe es eigentlich gar keinen Blinden. Dieß widerspricht aber offenbar der angeführten Stelle.

Im zweiten Briefe an Timotheus sagt der heilige Paulus, man soll die Sünder mit Sanftmuth ermahnen, und gibt als Grund an, damit Gott ihnen einmal Buße verleiht zur Erkenntniß der Wahrheit, und sie den Fallstricken des Teufels entkommen. 2. Timoth. 2, 25. Hier ist deutlich ausgesprochen, daß die Gnade der Bekehrung nicht immer gegenwärtig sei, sondern sie Gott zu einer ihm beliebigen Zeit gibt, sonst würde der Apostel nicht sagen: Damit ihnen Gott einmal die Gnade der Buße verleiht.

Auf dieſelbe Weiſe erklären ſich die heiligen Väter. Der heilige Auguſtin ſagt: Wer im Gebrauche ſeines freien Willens iſt, kann ſich, wenn nicht derjenige will, von welchem das Herz zubereitet wird, nicht bekehren. Fragſt du mich aber, warum er nicht Alle zur Buße gelangen laſſe, ſo frage ich dich: Warum gibt er nicht allen ſterbenden Kindern zuvor die Taufgnade? Libr. 4. in Julian. c. 8. Der heilige Auguſtin behauptet hier nicht bloß, daß die Bekehrung von der Gnade abhängt, ſondern auch, daß Gott dieſe nicht jeder Zeit gebe. — Der heilige Gregor: Kain konnte durch die göttliche Stimme ermahnt, aber nicht mehr geändert werden, weil wegen ſeiner Bosheit Gott bereits innerlich das Herz deſſen verlaſſen hatte, zu dem er äußerlich noch redete. Lib. 2. moral. c. 5. Alſo hatte Kain damals nicht mehr die Gnade der Bekehrung. Auf dieſelbe Weiſe erklären ſich der heilige Iſidor, Anſelm u. ſ. w.

Es dürfte auch die Erfahrung beweiſen, daß die zuvorkommende Gnade, von der doch die Bekehrung abhängt, nicht jeden Menſchen jeden Augenblick gegenwärtig ſei; denn gewiß fühlt der Sünder nicht immer und jeder Zeit jene innere Erleuchtung und Einſprache, wodurch er zur Buße angetrieben würde; daher hat er auch nicht jeder Zeit die hinreichende Hilfe dazu.

Dieſem ſteht nicht entgegen, wenn es heißt:

a) Gott klopfe beſtändig an der Thüre unſers Herzens. Es iſt damit nur geſagt, wie oft und bereitwillig Gott uns die Gnade zur Buße gibt, keineswegs aber, daß ſie uns jeden Augenblick zu Gebote ſtehet; denn wie könnte es ſonſt an einer andern Stelle heißen: Heute, wenn ihr ſeine Stimme höret, verhärtet nicht eure Herzen. Pſ. 94. Es iſt hier namentlich geſagt: „Heute," und die Bedingniß geſetzt: „Wenn ihr höret," weil nicht täglich und ohne Unterbrechung ſeine Stimme erſchallet, ſondern zu einer gewiſſen Zeit ſie uns heimſucht und erweckt.

b) Das vierte lateranenſiſche Concilium ſagt, der Sünder könne ſich jeder Zeit durch die Buße bekehren. Dieß iſt allerdings zuzugeben, aber auch beizufügen, wenn die Gnade ihm zuvorkömmt. Hierüber hat ſich deutlich das Concilium von Trient erklärt; denn es verdammt einen Jeden, der behauptet, man könne ohne zuvorkommende Gnade des heiligen Geiſtes wahrhaft Buße üben.

c) Der heilige Thomas bezeichnet die Behauptung, als gebe es Jemand, der sich in diesem Leben nicht mehr bessern könne, als Irrthum. Auch wir stimmen damit überein; nur daß ihm die Gnade hiezu jeden Augenblick gegenwärtig sei, leugnen wir.

Dazu noch die Bemerkung: Wäre dem Sünder jeden Augenblick die nöthige Gnade gegenwärtig, so hätte es gar nichts auf sich, wenn man ein oder das andere Mal ihr widerstehet und seine Buße verschiebt; denn ist mir die Gnade immer gegenwärtig, so kann ich ja auch ein anderes Mal mich bekehren. Würde eine solche Lehre nicht den Leichtsinn befördern? Ist sie nicht geradezu der Kirche entgegen, die immer auf schnelle und ungesäumte Bekehrung bringt?

25. Die hinreichende Gnade zur Meidung einer neuen Sünde ist jeder Zeit Allen gegenwärtig.

Die Gnade, um eine neue Sünde zu meiden, wird im hinreichenden und nothwendigen Maße allen Menschen und zu jeder Zeit unmittelbar oder mittelbar von der Güte Gottes gegeben. Wir sagen: „Um die Sünden zu meiden," und nicht: „Um von der Sünde aufzustehen; denn unter diesen Beiden ist ein großer Unterschied. Daher kommen wir nicht in Widerspruch mit unserer oben aufgestellten Behauptung, daß dem Sünder die Gnade zur Bekehrung nicht jeden Augenblick zu Gebote stehe. Denn zur Bekehrung wird eine innere Anregung erfordert, die nicht jeden Augenblick gegenwärtig ist; um aber neue Sünden meiden zu können, bedarf man nicht jener innern Erleuchtung, sondern es genügt, daß entweder dem Feinde die Kräfte gemindert werden, oder daß die Gelegenheit zur Versuchung entfernt, oder irgend ein Schrecken eingejagt oder sonst etwas dargeboten wird, welches mehr anzieht. Würde aber auch zur Vermeidung einer jeden Sünde jene innere Anregung erfordert, so wäre immerhin noch ein großer Unterschied zwischen Vermeidung einer Sünde und Bekehrung von der Sünde; denn daß sich Jemand jeder Zeit bekehren kann, würde erfordert, daß er immer jene anregende Gnade hätte, was gegen alle Erfahrung ist; um aber die Sünden meiden zu können, ist nicht nöthig, daß ihm jene anregende Gnade immer gegenwärtig sei, sondern nur dann, wenn eine Gefahr zur Sünde vorhanden ist. — Wir

ſagen ferners: „Mittelbar oder unmittelbar.“ Denn es iſt gewiß, daß Einige nicht die hinreichende Hilfe haben, unmittelbar dem Verſucher widerſtehen und die Sünde vermeiden zu können; allein ſie haben wenigſtens die Gnade des Gebetes und können dadurch ein höheres Maß der helfenden Gnade ſich erflehen. Dieß erhellet aus der heiligen Schrift, die uns zu beten befiehlt, daß wir nicht in Verſuchung fallen. Daher ſagt auch der heilige Auguſtin: Gott ermahnt uns, zu thun, was wir können, und um das zu bitten, was wir nicht vermögen. Und Papſt Innocenz ſchreibt in ſeinem Briefe an das Concilium zu Karthago: Wir können die Verſuchungen nicht überwinden, wenn wir uns nicht den Beiſtand des Himmels erflehen.

Daß übrigens dem Menſchen zur Vermeidung einer neuen Sünde jeder Zeit die nothwendige Hilfe zu Gebot ſteht, läßt ſich beweiſen zunächſt aus der heiligen Schrift. So heißt es: Sprich nicht, es kommt von Gott, daß ſie (die Weisheit oder Gnade) nicht bei mir iſt. Ekkleſ. 15, 11. Hier iſt geſagt, daß der Menſch nie auf Gott die Schuld ſeiner Sünde ſchieben kann, als hätte er es an etwas fehlen laſſen. Da nun der Menſch ohne Gnade Gottes keine Gelegenheit zur Sünde melden kann, ſo iſt von ſelbſt klar, daß ſie ihm Gott auch nie verſagt. Dasſelbe iſt in den Worten ausgeſprochen: Dein Verderben iſt von dir, o Iſrael, und bei mir iſt deine Hilfe. Oſeas 13. — Hiemit ſtimmen die heiligen Väter überein. Der heilige Chryſoſtomus ſagt: Wenn ſie wollten, ſo könnten Alle; denn wir haben an Gott einen Gehilfen und eine Stütze. Hom. 16. ad Hebr. Der heilige Hieronymus: Der Menſch kann ohne Gott kein gutes Werk vollbringen, der ihm Freiheit des Willens in der Weiſe verlieh, daß er ihm bei keinem guten Werke die Gnade verſagt. Der heilige Auguſtin: Derjenige, welcher dir ein Beiſpiel gegeben hat, verleiht dir auch die Hilfe. In Ps. 56. In all dieſen Stellen iſt geſagt, daß dem Menſchen nie die Hilfe fehlt, wenn es ſich um ein gutes Werk handelt; folglich muß ihm die hinreichende Gnade auch zur Seite ſtehen, wenn es ſich um die Vermeidung einer Sünde handelt. — Daß dem ſo ſei, ſieht auch die geſunde Vernunft ein. Wäre der Menſch in einer Verſuchung einmal von der Gnade verlaſſen, ſo könnte ihm, wenn er auch wirklich ſündigte, die That nicht zur Sünde angerechnet wer-

den; denn es ist gewiß, daß Niemand ohne Gnade eine Versuchung überwinden kann; fehlte also Jemanden die Gnade, so war es ihm unmöglich, der Sünde zu widerstehen: was mir aber unmöglich ist, zu vermeiden, darf mir, wenn es auch geschieht, billiger Weise nicht zur Sünde angerechnet werden. Diese Wahrheit ist vielfältig von dem heiligen Augustin ausgesprochen. So sagt er in seiner Schrift von der Seele: Niemanden kann eine Schuld aus dem erwachsen, was er nicht empfangen hat. Und wiederum: Niemand ist tadelnswerth, der nicht thut, was ihm unmöglich ist. — Damit stimmt auch der Ausspruch des Apostels überein, wenn er sagt: Gott ist getreu; er wird euch nicht versuchen lassen über euere Kräfte, sondern bei der Versuchung euch auch den Ausgang geben, daß ihr sie ertragen könnet. 1. Corinth. 10, 13. Das Wort „Ausgang" ist zu verstehen von dem göttlichen Beistande, welchen der Herr immerdar den Versuchten verleiht, um der Versuchung selbst widerstehen zu können. Daher sagt der heilige Augustin: Der böse Feind flüstert uns freilich zu; aber durch Gottes Beistand steht es in unserer Gewalt, seine Eingebungen anzunehmen oder zu verwerfen. Der heilige Augustin und der heilige Thomas gehen selbst so weit, daß sie behaupten, Gott würde ungerecht und grausam sein, wollte er zu einem Gebote verpflichten, dessen Beobachtung unmöglich ist. Der heilige Augustin sagt nämlich: Einem zur Sünde anrechnen, daß er nicht gethan, was ihm unmöglich war, ist die größte Ungerechtigkeit. Lib. 2. de anima c. 12. Der heilige Thomas schreibt: Gott ist nicht grausamer als die Menschen. Es wird aber dem Menschen als Grausamkeit ausgelegt, wenn er Jemanden durch ein Gebot zu etwas verpflichtet, was er nicht erfüllen kann; das läßt sich also von Gott in keiner Weise annehmen. Freilich bemerkt derselbe Heilige an einem andern Orte: Dieses findet nicht statt, wenn Jemand durch eigene Nachlässigkeit die Gnade verloren hat, mittelst der er die Gebote erfüllen kann. Dieß gilt ganz besonders, wenn man es unterläßt, mittelst der entfernten Gnade des Gebetes die nähere zur Beobachtung der Gebote zu erlangen, wie auch das Concilium von Trient lehrt: Gott befiehlt nichts Unmögliches, sondern indem er befiehlt, ermuntert er uns, zu thun, was in unsern Kräften steht, und um

das im Gebete anzuhalten, was wir nicht vermögen, und er steht uns bei, daß wir es vermögen. Sess. 6. c. 13.

26. Von der hinlänglichen und wirksamen Gnade (gratia sufficiens et efficax) insbesondere.

Man wirft die Frage auf, ob der Unterschied zwischen gratia sufficiens und efficax wirklich begründet sei.

Hierauf ist zu erwidern: Die Reformatoren können allerdings nicht zugeben, daß es auch eine gratia sufficiens gebe; denn da nach ihrer Lehre derjenige, welcher von Gott angezogen wird, nothwendig gut handelt, und umgekehrt, wer von Gott nicht angezogen wird, nothwendiger Weise auch nicht gut handeln kann, so gibt es für sie nur eine gratia efficax. Auch die Pelagianer können unsere Eintheilung nicht zugeben, da sie der Ansicht sind, der Mensch habe in sich selbst die Kraft, sein Heil zu wirken, und bedürfe dazu keiner andern weitern Hilfe.

Allein dessen ungeachtet ist die Eintheilung in gratia sufficiens und efficax begründet; denn es ist aus der heiligen Schrift bekannt, daß Manche eine hinreichende Hilfe Gottes hatten, sich zu bekehren, daß sie aber dennoch sich nicht bekehrten, und daher auch die Gnade bei ihnen nicht wirksam war. Dafür zeugen die Worte des Propheten: Ihr Bewohner von Jerusalem und ihr Männer von Juda, urtheilet zwischen mir und meinem Weinberge, — was hätte ich meinem Weinberge noch thun können, das ich ihm noch nicht gethan habe? Ich erwartete, daß er Trauben brächte, und warum hat er Heerlinge getragen? Is. 5, 4. Die, welche Gott hier tadelt, hatten offenbar nicht die wirksame Gnade; denn sonst würden sie sich bekehrt haben. Hätten sie aber auch die hinlängliche Gnade nicht gehabt, wodurch sie sich in der That hätten bekehren können, so würde Gott nicht haben sagen können: Was hätte ich meinem Weinberge noch thun können, das ich ihm nicht schon gethan habe? Man könnte Gott mit Recht entgegnen: Du hast lange noch nicht das Nothwendige an deinem Weinberge gethan, da du es an seiner hinreichenden Cultivirung, wodurch das Bringen der Früchte bedungen ist, fehlen lassest. Wie hätte Gott auch sagen können: „Ich erwartete Trauben" — wenn er nicht Alles, was zum Hervorbringen der Trauben nothwendig ist, ge-

than haben würde? Es ist also außer allem Zweifel, daß jene Menschen eine hinreichende Gnade hatten, ihr Heil zu wirken.

Dasselbe bezeugt die Stelle bei Matth. 23, 37.: „Jerusalem, Jerusalem, die du die Propheten mordest und steinigest die, welche zu dir gesandt worden: wie oft wollte ich deine Kinder versammeln, wie eine Henne ihre Küchlein unter ihre Flügel sammelt; du aber hast nicht gewollt.“ Auch diese hatten keine wirksame Gnade, weil sie sich nicht unter den Flügeln des Herrn versammelten. Es fehlte ihnen aber nicht an der hinreichenden Gnade, weil der Heiland sagt: „Du hast nicht gewollt.“ Es war also ganz in ihren freien Willen gegeben; es fehlte ihnen nicht das Vermögen hiezu, sondern nur der Wille.

Wenn es heißt: Ihr widerstehet immer dem heiligen Geiste, Apostelg. 7., — so beweist diese Stelle deutlich, daß den hier in Rede Stehenden eine hinreichende Gnade zur Bekehrung verliehen worden; daß aber sie selbst derselben widerstunden, und sie nicht wirksam werden ließen. Dafür zeugt auch Röm. 2, 4., wo der Apostel sagt: Verachtest du den Reichthum seiner Güte, Geduld und Langmuth? Weißt du nicht, daß die Güte Gottes zur Buße dich leitet? — Endlich, wie klar ist der Ausspruch des Herrn: Ich stehe vor der Thüre und klopfe, und wer mir öffnet, zu dem gehe ich hinein. Apokal. 3. Entweder haben die, an deren Thüre der Herr pocht, die hinreichende Gnade zum Oeffnen, oder sie haben sie nicht. Wenn sie sie haben, so ist unsere Behauptung erwiesen; haben sie dieselbe aber nicht: warum klopft der Herr an ihrem Herzen, da er doch weiß, daß sie nicht öffnen können? Wäre es nicht thöricht, an einer Thüre zu klopfen, wenn man weiß, daß Niemand darinnen ist, der öffnen könnte?

Auf gleiche Weise läßt sich aus der heiligen Schrift zeigen, daß Einigen die wirksame Gnade verliehen wird, in Folge dessen sie sich bekehren. So sagt der Herr: Ein Jeder, der vom Vater gehört und gelernt hat, kommt zu mir. Joh. 6, 45. Wenn ein Jeder, der vom Vater hört und lernet, zu Christus kömmt, so gibt es Keinen, der, wenn er hört und lernt, nicht kömmt: es gibt also eine Stimme des Vaters, die unfehlbar überzeugt, und dieß ist eben die wirksame Gnade. Dasselbe beweisen die Worte: Niemand wird sie (meine Schaafe) aus meinen Händen reißen. Joh. 10.

Deßwegen reißt sie nämlich Niemand aus den Händen des Herrn, weil er ihnen die wirksame Gnade verleiht, in Folge dessen sie bis an's Ende in der Gerechtigkeit verharren. Klar spricht diese Wahrheit der Prophet Ezechiel aus. Durch ihn sagt der Herr: Ich will meinen Geist in euere Mitte schicken, und machen, daß ihr in meinen Geboten wandelt. Ezech. 36. Weil hier von der wirksamen Gnade die Rede ist, sagt Gott nicht: „Ich will machen, daß ihr in meinen Geboten wandeln könnet," — sondern: „Daß ihr wandelt." Wenn nun Gott selbst sagt: „Ich will machen, daß ihr wandelt," — wer wird es wagen, zu behaupten, daß es doch nicht geschehen werde? Ist also hier nicht von einer wirksamen Gnade die Rede?

Den Unterschied zwischen hinreichender und wirksamer Gnade halten auch die heiligen Väter fest, und namentlich erklärt sich hierüber deutlich der heilige Augustin. Dieser Kirchenlehrer sagt: Zu jener Mahlzeit, von welcher der Herr im Evangelium redet, wollten weder Alle, die berufen waren, kommen, noch hätten die, welche kamen, erscheinen können, wenn sie dazu keinen Ruf erhalten hätten. Daher dürfen weder die, welche kamen, sich es zuschreiben, weil sie nur in Folge des erhaltenen Rufes erschienen, noch dürfen die, welche nicht erscheinen wollten, die Schuld hievon einem Andern beimessen, sondern müssen sich selbst es zuschreiben, weil nach erhaltenem Rufe es ganz von ihrem freien Willen abhing, ob sie erscheinen sollten. Wie nun Niemand verdient, berufen zu werden, so ist der, welcher nach erhaltenem Rufe nicht erscheint, strafbar, weil er den Ruf vernachlässiget. — Aus dieser Stelle erhellet, daß nicht eine jede Gnade wirksam sei, weil Viele, die berufen waren, nicht kamen; dann aber auch, daß Alle, die den Ruf erhielten, eine hinreichende Gnade zum Erscheinen hatten; denn gerade deßwegen waren sie ja strafbar, weil sie, ungeachtet sie hätten erscheinen können, dennoch hinwegblieben. So erklärt sich also der heilige Augustin für das Vorhandensein einer hinreichenden Gnade; er kennt aber auch eine wirksame. Im Buche von der Vorherbestimmung der Heiligen sagt er: Diese Gnade wird von keinem harten Herzen zurückgewiesen; denn deßwegen wird sie gegeben, daß die Herzenshärte vorerst hinweggenommen wird. Und bei einer andern Gelegenheit sagt er: Den Auserwählten werde nicht

bloß die Gnade gegeben, daß sie in der Gerechtigkeit verharren können, wenn sie wollen, sondern sie wird ihnen auch gegeben, daß sie wollen und ganz zuverlässig darin verharren.

Für den Unterschied der gratia sufficiens et efficax spricht auch die Vernunft. Gibt es nämlich keine hinreichende Gnade, so muß man sagen:

a) Daß der erste Mensch ohne seine Schuld gefallen ist; denn es ist gewiß, daß er nicht die wirksame Gnade hatte, weil er nicht im Zustand der Unschuld verharrte. Er hatte demnach entweder die hinlängliche Gnade, oder er hatte sie nicht. Hatte er sie, so ist dieser Satz erwiesen; hatte er sie aber nicht, so ist er ohne seine Schuld gefallen: denn wie richtig der heilige Augustin bemerkt, dieses darf einem nicht als Schuld zugerechnet werden, was man nicht vermeiden kann.

b) Daß Gott seine Freunde eher zu verlassen scheint, als daß er von ihnen verlassen wird. Denn sündiget ein Gerechter, so hatte er offenbar nicht die wirksame Gnade, weil er in diesem Falle gar nicht gesündiget hätte. Hatte er aber auch die hinlängliche nicht, wodurch er der Sünde hätte widerstehen können, so muß man offenbar sagen, er war von Gott zuvor schon verlassen, ehe er ihn verließ; diese Ansicht aber ist gegen alle Lehre der Kirche.

c) Daß Niemand in Wahrheit sagen könnte, er habe nicht so viel Gutes gethan, als er gekonnt. Gibt es nämlich nur eine wirksame Gnade, so wird man nie in den Fall kommen, der Gnade zu widerstehen. Die Folge davon ist, daß man sich auch nichts vorzuwerfen hat. Dieß widerspricht aber der Ueberzeugung aller Heiligen, die immer sich anklagen, daß sie hinter dem zurückbleiben, was sie mit der göttlichen Gnade gekonnt hätten.

Daß es aber außer der hinreichenden Gnade auch eine wirksame gebe, wird schon dadurch bestätiget, weil nach Aufhebung der wirksamen Gnade das Fundament der göttlichen Prädestination aufgehoben ist. Denn die Prädestination ist ein Vorherwissen und Vorherbestimmen gewisser göttlicher Wohlthaten, deren derjenige, welchem sie vorherbestimmt sind, unfehlbar theilhaftig wird; dieß ist aber eine wirksame Gnade.

Es frägt ſich nun weiter: Worin beſteht die Wirkſamkeit der Gnade?

Hierüber gibt es vorzüglich drei Meinungen.

a) Die Einen ſagen, die wirkſame Gnade beſtehe im Beipflichten und in der Mitwirkung von Seite des Menſchen, ſo daß ſie nur in Beziehung auf den Erfolg wirkſam genannt wird. Dieſe Anſicht iſt aber falſch; denn ſie iſt gegen die Schrift und gegen die Väter, namentlich den heiligen Auguſtin. Dieſer Kirchenlehrer ſagt ja, daß die wirkſame Gnade von keinem, auch noch ſo hartem Herzen zurückgewieſen wird; ſie wird alſo nicht vom Menſchen, ſondern dieſer vielmehr von der wirkſamen Gnade beſtimmt. Auch die Schrift iſt gegen dieſe Anſicht; denn wenn es heißt: Ein Jeder, der vom Vater gehört und gelernt hat, kommt zu mir, — iſt es deutlich ausgeſprochen, daß die gratia efficax unfehlbar wirkt, und nicht von der Geneigtheit des Schülers abhängt. Endlich gäbe es bei dieſer Anſicht keine Prädeſtination. Die Vorherbeſtimmung der Auserwählten beruht auf einer unfehlbar wirkſamen Gnade, und hat nur im göttlichen Willen ihren Grund. Hinge ſie von der Beiſtimmung des menſchlichen Willens ab, ſo gäbe es bei Gott kein Vorherbeſtimmen, ſondern nur ein Vorherwiſſen, was gegen die Ausſprüche der heiligen Schrift iſt.

b) Andere verlieren ſich in das entgegengeſetzte Extrem, indem ſie ſagen, die wirkſame Gnade ſei eine phyſiſche Handlung Gottes, welche den Willen zum Wollen und zur Wahl des Guten, das ihm durch die zuvorkommende Gnade eingeflößt wird, determinirt; und weil es unmöglich iſt, daß Gott den Willen phyſiſch determinirt, ohne daß dieſer wirklich beſtimmt wird, das zu wollen, wozu er beſtimmt wird, ſo iſt es unmöglich, daß dieſe Gnade nicht eine unfehlbare Wirkung habe. — Dieſe Meinung ſcheint nicht viel von der Irrlehre der Reformatoren verſchieden zu ſein, und hebt zugleich die hinreichende Gnade und die Freiheit des Willens auf: denn da nach der Behauptung derer, welche ſich zu dieſer Meinung bekennen, dieſe Gnade oder Determination des Willens nothwendig iſt, ſo kann ohne dieſelbe nichts Gutes geſchehen, und daher gibt es keine hinreichende Gnade mehr. Auch um den freien Willen iſt es geſchehen; denn da es nach dieſer Einwirkung von Seite Gottes nicht mehr in der Willkür des Menſchen iſt, zu handeln

oder nicht zu handeln, so handelt der Wille nicht mehr mit Freiheit, sondern mit Nothwendigkeit.

c) Es ist demnach die wirksame Gnade anders zu fassen, und dahin zu erklären, daß weder das Ansehen Gottes darunter leidet, noch die menschliche Freiheit beeinträchtiget wird. Durch die gratia efficax wirkt nämlich Gott so auf uns ein, daß wir das, was er will, unfehlbar thun, und zwar mit Zustimmung unsers eigenen Willens thun. Wir eignen uns nämlich den Willen Gottes so sehr an, daß er zugleich unser eigener Wille wird. Daher läßt sich nicht sagen, daß die wirksame Gnade den freien Willen nöthige, oder die Handlung unfreiwillig mache. Wer wollte aber leugnen, daß Gott in seiner Allmacht die Herzen bewegen könne, freiwillig das zu wollen, was er will, da doch schon menschliche Beredsamkeit Manchen ohne Verletzung seiner Freiheit dazu bringen kann, daß er das will und thut, was der Andere verlangt?

Man könnte hier noch die Frage stellen, warum Gott nicht Allen die wirksame Gnade verleihet. Aber mit demselben Rechte könnte man auch fragen: Warum schuf Gott einen Wurm und nicht lauter Seraphime? Hierin geziemt dem schwachen Menschen kein Urtheil, sondern mit dem Apostel muß er ausrufen: O Tiefe der Reichthümer, der Weisheit und Wissenschaft Gottes! Wie unbegreiflich sind seine Urtheile! Röm. 11, 33. Eben weil es eine Gnade ist, und Niemand darauf gerechte Ansprüche hat, kann Gott sie nach Belieben geben. Uebrigens ist der Mensch selbst oft die Ursache, warum die wirksame Gnade nicht verliehen wird. Er läßt die zureichende Gnade unbenützt, und versperrt sich dadurch den Weg zur wirksamen. Wer hingegen im Kleinen schon ein treuer Diener ist, verdient eben dadurch noch mehr zu erhalten. Daher benütze ein Jeder die bereits erhaltenen Güter, und Gott wird ihm in seiner Liebe noch Höheres geben.

27. Gott gibt Allen nach Ort und Zeit mittelbar oder unmittelbar die nothwendige Gnade (gratia sufficiens) zum Heile.

Ehe wir diese Wahrheit näher begründen, müssen wir die beigefügten Beschränkungen erklären. Wir sagen nämlich: Gott gibt einem Jeden die hinreichende Gnade zum Heile, und wollen

darunter die Gnade zum Aufstehen vom Schlafe der Sünde und zur Wirkung des Heiles verstehen. Es heißt ferners: „Nach Ort und Zeit," weil wir hier nicht bestimmen wollen, ob einem Jeden zu jeder Zeit die hinreichende Gnade zu Gebote steht, sondern wir behaupten nur, es gebe Keinen, der nicht irgend einmal diese Gnade hat. Wir sagen endlich: „Mittelbar oder unmittelbar", weil wir glauben, daß Gott denen, die im Gebrauche ihrer Vernunft sind, heilige Erleuchtungen einflöße, wodurch sie die anregende Gnade unmittelbar erhalten, in Folge dessen sie, wollten sie dieser Gnade beipflichten, zur Rechtfertigung disponirt werden könnten, — von denjenigen hingegen, welche nicht im Gebrauche ihrer Vernunft sind, wie die Kinder, sagen wir, daß sie die ihnen nothwendige Gnade zum Heile mittelbar erhalten, weil ihre Eltern für sie sorgen, und namentlich ihnen die heilige Taufe ertheilen lassen können.

Daß nun in dem angedeuteten Sinne Gott Allen die nothwendige Gnade gebe, ist eine ausgemachte Wahrheit, und erhellet:

a) Aus der heiligen Schrift. In den Sprüchwörtern heißt es: Die Weisheit prediget draußen, läßt ihre Stimme hören auf den Gassen. An der Spitze des Volkshaufen rufet sie, an den Eingängen der Stadtthore redet sie ihre Worte und spricht: Wie lange, ihr Einfältige, liebet ihr die Einfalt; wie lange wollen die Thoren das verlangen, was ihnen schadet, und die Unweisen hassen die Einsicht? Bekehrt euch auf meine Warnung! Sieh, ich will euch meinen Geist offenbaren und meine Worte euch kund thun. Darum, weil ich rief, und ihr nicht wolltet, ich meine Hand ausstreckte, und Keiner darauf achtete; weil ihr verachtet all meinen Rath und meine Strafreden in den Wind schluget: so will ich bei euerm Untergange lachen. Sprüchw. 1, 20—27. Hier ist offenbar von einer allgemein öffentlichen Predigt und Verkündigung des göttlichen Willens die Rede, woraus erhellet, daß es Keinen gebe, den Gott nicht irgend einmal rufe und ihm die zum Heile nothwendige Gnade gebe.

Du erbarmst dich Aller; denn du vermagst Alles, und bist nachsichtig gegen die Sünden der Menschen um der Buße willen. Du liebst Alles, was da ist, und hassest nichts, was du gemacht hast; denn du hast nichts im Hasse geschaffen oder gemacht. Weish.

11, 24—26. Dieſe Worte laſſen ſich nicht verſtehen, wenn man nicht zugibt, daß Gott Allen die hinreichende Gnade gibt; denn wie erbarmt er ſich Aller und ſchont Alle, wenn er ihnen nicht jene Hilfe gibt, daß ſie ſich beſſern können, wenn ſie wollen. Auch läßt ſich dieſe Stelle nicht ausſchließlich auf die Auserwählten beziehen; denn der Grund, warum ſich Gott Aller erbarmt, iſt von der Schöpfung genommen; daher ſind hier nicht die Auserwählten allein, ſondern überhaupts alle Menſchen zu verſtehen.

Wenn ihr ſprechet und ſaget: Unſere Miſſethaten und unſere Sünden ſind über uns und in ihnen welken wir dahin, wie werden wir alſo leben können? ſo ſage zu ihnen: Ich, ſpricht der Herr, lebe, und will nicht den Tod des Sünders, ſondern daß er ſich bekehre und lebe. Bekehret, bekehret euch, und warum ſollt ihr ſterben? Ezech. 33. Die Ermahnung: „Bekehret euch“ wäre umſonſt, wenn ihnen Gott nicht die nothwendige Gnade dazu geben würde.

Die Stelle: Der ſeine Sonne aufgehen läßt über Gute und Böſe, und Regen gibt eben ſo den Sündern wie den Gerechten, Matth. 5., — iſt nach dem heiligen Ambroſius auch geiſtiger Weiſe zu nehmen, und deutet dann an die Gnade, welche Gott auch den Sündern verleihet.

Hiefür ließe ſich noch eine Menge anderer Schriftſtellen anführen, z. B.: Er erleuchtet einen jeden Menſchen, Joh. 1.; — Er will, daß Alle gerettet werden, und zur Erkenntniß der Wahrheit gelangen. 1. Timoth. 2. Er iſt der Heiland aller Menſchen, namentlich der Gläubigen. 1. Timoth. 4. Chriſtus iſt für Alle geſtorben. 1. Corinth. 5. Er iſt die Verſöhnung für unſere Sünden, und nicht bloß für die unſerigen, ſondern für die Sünden der ganzen Welt. 1. Joh. 2. u. ſ. w.

b) Aus den heiligen Vätern. Ihr Zeugniß iſt hierin einſtimmig. So ſagt Cyrillus von Alexandrien: Wenn Jemand, mit eben ſo viel Gnade von Gott begabt als Andere, durch ſeinen eigenen Willen in die Sünde verfällt, wie kann man alsdann ſagen, Chriſtus habe ihn nicht errettet, der ihn doch durch Zuwendung der zur Vermeidung der Sünden nöthigen Gnaden freigemacht hat. Lib. 1. de Jud. — Clemens von Alexandrien: Keinem iſt das

Wort verborgen; es ist ein allgemeines Licht, das allen Menschen leuchtet. In orat. ad gent. — Origenes führt im dritten Buche seiner Principien umständlich den Beweis, daß alle Menschen selig werden können. — Der heilige Chrysostomus: Wenn Gott einem jeden Menschen, der in diese Welt kömmt, erleuchtet: wie kommt es denn, daß so viele Menschen ohne Licht bleiben? Denn nicht Alle erkennen Christum; wie erleuchtet er daher einen jeden Menschen? Er erleuchtet in der That, so viel an ihm ist, einen jeden Menschen; wenn aber Einige freiwillig ihre Augen den Strahlen dieses Lichtes nicht zuwenden wollen, so bleiben sie nicht wegen der Natur des Lichtes im Finstern, sondern wegen ihrer Bosheit. Hom. 7. in Joan. — Cyrillus von Jerusalem: Der Herr hat das Thor des ewigen Lebens aufgeschlossen, damit Alle, so viel an ihm liegt, ohne alles Hinderniß dasselbe an sich reißen möchten. Catech. 18. — Wie die griechischen Väter, deren Autorität hierin Jansenius nicht gelten lassen wollte, da sie nach seinem Urtheile nur unvollkommen von der Gnade gehandelt hätten, erklären sich auch die lateinischen. Hören wir ihre Zeugnisse! Der heilige Ambrosius sagt: Weil Christus kömmt und an der Thüre unsers Herzens klopft, so will er immerdar eintreten; aber an uns selbst liegt der Grund, warum er nicht immer wirklich selbst eintritt. In Ps. 118. — Der heilige Paulinus: Gott verhilft, so viel an ihm ist, einem jeden Menschen zum Helle. Epist. 1. ad Apium. — Es ist erwiesen, daß nicht nur in den neuesten Zeiten, sondern auch in allen abgelaufenen Jahrhunderten die Gnade Gottes allen Menschen gegeben war. Lib. 2. de vocat. gent. c. 31. — Der heilige Augustin: Weiß eine Seele nicht, was sie thun soll, so kommt es daher, daß es ihr noch nicht gegeben ist; aber auch das wird ihr gegeben werden, wenn sie das bereits Empfangene recht gebraucht. Darum aber hat sie empfangen, damit sie in frommem Eifer suche, wenn sie nur will. De libr. arbitr. Libr. 3. c. 22. Aus dieser Stelle ist klar, daß ein Jeder wenigstens die entferntere Gnade empfängt; gebraucht er diese recht, so erhält er auch die nähere. — Dasselbe lehrt der heilige Thomas an mehreren Stellen. Wo er den Ausspruch des Apostels: „Welcher will, daß Alle selig werden“ erklärt, sagt er: Darum fehlt Keinem die Gnade, vielmehr theilt sich Gott, so viel er kann, allen Menschen mit, so wie ja auch die

Sonne für den Blinden da ist. In epist. ad Hebr. 12, 1. 3. Gleichwie also die Sonne ihr Licht über Alle ergießt, und nur die desselben beraubt sind, die sich freiwillig verblenden, so theilt Gott Allen seine Gnade mit zur Beobachtung der Gebote, und man verliert dieselbe nur in dem Maße, als man sie nicht gebrauchen will. — An einem andern Orte sagt er: Es ist der göttlichen Vorsehung eigen, Allen die zur Heilswirkung nöthige Gnade zu ertheilen, wofern dieselbe von Seiten des Menschen nicht gehindert wird. Quaest. 14. de verit. art. 11. — Damit stimmen auch die Concilien überein. So sagt das Concilium von Köln im Jahre 1636: Obgleich Niemand sich bekehrt, der nicht vom Vater gezogen wird, so kann doch Keiner sich damit entschuldigen, daß er nicht gezogen werde; denn immerdar steht er an der Thüre und klopft an, sowohl durch das innerliche als durch das äußerliche Wort.

c) Aus der Vernunft. Es ist ein Glaubenssatz, daß Gott Alle selig haben will; deßgleichen, daß seine Gebote für Alle gegeben sind. Daraus folgt, daß Gott auch Allen die nothwendige Gnade gibt, ihr Heil zu wirken und die göttlichen Gebote zu halten. Denn eben so ausgemacht ist es, daß die Beobachtung der Gebote und die Wirkung des Heiles ohne den Beistand der Gnade unmöglich ist, wie unter andern Innocenz I. gegen die Pelagianer entschieden hat, indem er sagt: Gleichwie wir mittelst der Hilfe Gottes siegen, so unterliegen wir ohne dieselbe. Würde nun Gott die nothwendige Gnade zur Erfüllung seiner Gebote versagen, so würden diese selbst umsonst gegeben sein, was ein Unsinn ist, da Gott nichts vergeblich thut.

Hier müssen wir noch dem Irrthume begegnen, als ob Gott die zur Heilswirkung zureichende Gnade zwar bei sich bereite, aber in der Wirklichkeit sie nicht an Alle ertheile. Hiezu bemerkt treffend der Cardinal Gotti: Was würde es dem Kranken nützen, wenn der Arzt bei sich die Mittel bereitet hätte, sie aber ihm nicht mittheilen wollte? Man muß daher nicht bloß sagen, Gott bereite einem jeden Menschen die hinreichende Gnade, sondern auch, daß er sie ihm zuwende.

Es ist sehr trostreich, daß Gott allen Menschen die nothwendige Gnade zur Bekehrung gebe; denn jetzt darf Niemand an sei-

nem Heile verzweifeln, mag er auch ein noch so großer Sünder sein. Gott will nicht den Tod des Sünders, sondern sein Heil und seine Bekehrung. Er wird ihm daher auch die hiezu nothwendige Gnade geben. Möchte sie nur der Sünder auch jederzeit benützen!

28. Gott würde nicht ungerecht handeln, wenn er uns auch alle Gnade versagen würde.

Gott könnte ohne Verstoß gegen seine Gerechtigkeit allen Menschen die Gnade versagen. Denn da wir in Folge der Erbsünde schon in der Stunde unserer Geburt mit dem Zorne Gottes behaftet sind, so gebührt uns nichts, als Strafe. Daher heißt es im Buche der Weisheit: Wer wird stehen gegen dein Gericht, und wer wird es dir anrechnen, wenn die Völker zu Grunde gehen, die du gemacht hast? Weish. 12. Der Apostel aber zeigt, es sei nur Folge der Erbarmung Gottes, wenn der Herr aus der Masse des Verderbens einige Gefässe zu seiner Ehre macht; daher nennt er sie auch Gefässe der Barmherzigkeit. Röm. 9. Dasselbe spricht der heilige Augustin aus, wenn er schreibt: Seien wir nicht undankbar, daß der barmherzige Gott so viele von dem ihnen gebührenden Verderben befreit; wenn er aber auch Niemand davon befreien würde, wäre er dennoch nicht ungerecht. De bono persev. c. 8.

29. Gott verleiht einem Jeden die Gnade des Gebetes, wenn er dieselbe will; denn zum Gebete ist nur die zureichende Gnade erforderlich, durch das Gebet selbst aber erlangt man ein höheres Maß der Gnade.

Die hier ausgesprochene Wahrheit ist zunächst Bibel gemäß; denn in der heiligen Schrift heißt es z. B.: Bekehret euch auf meine Warnung. Sieh, ich will euch meinen Geist offenbaren; darum, weil ich rief, und ihr nicht wolltet, will ich lachen zu euerm Untergange, und spotten, wenn euch begegnet, was ihr fürchtet. Sprüchw. 1, 20. u. folg. Das „bekehret euch" würde eine lächerliche Mahnung sein, wenn Gott den Sündern nicht wenigstens eine durch das Gebet vermittelte Hilfe zur Bekehrung

angedeihen ließe. Deutlicher ſind noch die Ausſprüche: Kommet Alle zu mir, die ihr mühſelig und beladen ſeid, und ich will euch erquicken. Matth. 11, 28. Bittet, und es wird euch gegeben werden. Matth. 7, 7. u. ſ. w. Verliehe Gott nicht einem Jeden die Gnade, ſich im Gebete an ihn wenden zu können, ſo wären dieſes eitle Einladungen; denn es iſt umſonſt, einem Lahmen zu ſagen: „Komm zu mir“; ich muß ihm zuvor das Vermögen zu gehen verleihen. Nun gibt aber Gott einem Jeden die zureichende Gnade, wodurch an ſich klar iſt, daß dieſe zum Gebete hinreicht.

Das Concilium von Trient ſagt in den Worten des heiligen Auguſtin: Gott befiehlt nichts Unmögliches, ſondern indem er befiehlt, fordert er uns auf, zu thun, was wir vermögen, und um das zu bitten, was wir nicht vermögen, und er ſteht uns bei, daß wir es vermögen. Hiemit iſt nichts Anders geſagt, als daß ein Jeder mittelſt der gewöhnlichen Gnade, welche wir die zureichende nennen, das Leichtere, wozu auch das Gebet gehört, üben könne, ohne daß er einer andern, ungewöhnlichen Gnade bedarf, und daß er durch das Gebet die Kraft erlange, auch das Schwere zu erfüllen. So iſt nach dem Ausſpruche des Conciliums die Erfüllung der Gebote Gottes Allen möglich, wenigſtens mit Hilfe des Gebetes, wodurch man ein höheres Maß der Gnade erlangt. Wenn alſo Gott ſeine Gebote Allen zur Pflicht, und die Beobachtung derſelben Allen möglich gemacht hat, wenigſtens mittelbar durch das Gebet, ſo folgt daraus nothwendig, daß die Gnade des Gebetes Allen verliehen ſei; denn wäre es anders, ſo würde die Erfüllung der göttlichen Gebote dem unmöglich ſein, welchem die Gnade des Gebetes fehlt, was aber gegen die Lehre des Tridentinums iſt. Richtig bemerkt der heil. Liguori mit Berufung auf P. Fortunatus von Breſcia: wäre nicht Allen die wirkliche Gnade des Gebetes verliehen, ſondern bedürfte es dazu der wirkſamen Gnade, die nicht Allen gegeben wird, ſo wäre das Beten Vielen, denen die wirkſame Gnade abgehet, unmöglich; dann wäre aber auch die Behauptung unrichtig, daß Gott uns ermahne, um das zu beten, was wir nicht vermögen: denn er ermahnte uns, etwas zu thun, zu deſſen Erfüllung uns der wirkliche Beiſtand fehlt, ohne welchen die Erfüllung deſſelben unmöglich iſt. Darum muß die Sache dahin verſtanden werden, daß der Menſch mittelſt

der zureichenden Gnade, die einem jeden verliehen wird, auch wirklich beten könne, ohne hiezu noch einer eigenen, außerordentlichen Gnade nöthig zu haben.

Hiemit stimmen die heiligen Väter überein. So sagt der hell. Basilius: „Wo es zugelassen wird, daß Jemand in Versuchung geräth, da kann er um den glücklichen Ausgang und die Gewogenheit Gottes im Gebete anhalten.“ Der Heilige ist also der Meinung, daß der Mensch, wenn er auch nicht im Besitze eines hinlänglichen Beistandes zur Besiegung der Versuchung sei, doch die wirkliche, Allen verliehene Gnade des Gebetes habe, wodurch er eben eine größere Gnade zur Besiegung seiner Versuchung erlangen könne. — Der hl. Chrysostomus sagt: Niemand kann Entschuldigung finden, der den Feind nicht besiegen wollte, da er abließ vom Gebete. Hom. de Moys. Hätte aber ein Solcher die erforderliche Gnade nicht, um wirklich beten zu können und mittels des Gebetes Gnade zum Widerstand zu erlangen, so könnte man ihn allerdings entschuldigen, wenn er unterliegt. — Am deutlichsten spricht sich hierin der hl. Augustin aus. Dieser Kirchenlehrer sagt: Niemanden ist die Gnade versagt, mit Erfolg zu beten. Lib. 3. de lib. arb. c. 19. Und an einer andern Stelle: Was lehrt uns dieß Anders, als daß derjenige uns das Beten und Suchen und Anklopfen verleiht, der uns dieses zu thun befiehlt. Libr. 1 ad Simplic. qu. 2. Abermals: Wirst du noch nicht gezogen? Nun so bete, daß du gezogen werdest. Tract. 26 in Joan. Wiederum: Wer gerne will, und nicht kann, der bete, daß sein Wille die Kraft gewinne, welche zur Erfüllung der Gebote erforderlich ist; denn so erlangt man den Beistand, das Befohlene zu erfüllen. De orat. et libr. arbitr. In all diesen Stellen, die noch durch viel andere vermehrt werden könnten, lehrt der hl. Augustin, daß Gott einem Jeden die Gnade zu beten verleihet, und daß man durch das Gebet noch eines höheren Maßes der Gnade theilhaftig wird, um Alles erfüllen zu können, was Gott von uns verlangt.

Dieses leuchtet auch der Vernunft ein. Denn wenn Gott Allen befiehlt, seine Gebote zu erfüllen, so muß man nothwendig annehmen, daß er auch Allen ohne Ausnahme die zur wirklichen Erfüllung derselben nothwendige Gnade verleihe, wenigstens mittelbar durch das Gebet. Soll also das Gebot nicht im Wider-

ſpruch ſtehen mit der Vernunft, und ſoll denjenigen, der es nicht beobachtet, mit Recht ein Tadel treffen, ſo muß nothwendig ein Jeder die hinreichende Kraft beſitzen, wenigſtens mittelbar durch das Gebet die Gebote wirklich zu erfüllen, und er muß beten können, ohne dazu einer andern, beſondern Gnade, zu bedürfen. Denn im Falle ihm die Gnade des Gebetes mangelt, kann man nicht mehr ſagen, daß ein Jeder die zur wirklichen Beobachtung der Gebote zureichende Gnade von Gott erhalte. — Wir ſind ferners verpflichtet, von Gott mit feſter Zuverſicht das ewige Leben zu erwarten, oder was dasſelbe iſt, die Hoffnung unſerer Seligkeit und der zur Erlangung derſelben nothwendigen Mittel muß in Beziehung auf Gott feſt und unerſchütterlich ſein; aber als ein vorzügliches, ja unerläßliches Mittel, die Seligkeit zu erlangen, wird von allen heiligen Vätern und Theologen das Gebet bezeichnet. Eben deßwegen muß es auch Allen möglich ſein; denn ſtände es für uns nicht feſt, daß Gott Allen die Gnade verleiht, um wirklich beten zu können, ohne daß man dazu noch einer beſondern Gnade bedarf, die nicht einem Jeden gegeben wird, ſo könnten wir nicht feſt und unerſchütterlich hoffen, daß Gott uns die ewige Seligkeit verleihen werde, ſondern nur bedingnißweiſe, mit andern Worten, wir brächten es nie zu einer wahren, zuverſichtlichen Hoffnung, die doch eine der Haupttugenden, und eben deßwegen auch unerläßlich iſt. cf. Schriften des heiligen Liguori.

30. Von den Wirkungen der Gnade.

Die Gnade hat verſchiedene Wirkungen. Die heilige Schrift gibt als ordentliche Wirkungen derſelben vorzüglich an:

Sie klopft an das Herz des Menſchen und erregt. „Sieh, ich ſtehe vor der Thüre und klopfe an; ſo Jemand meine Stimme hört, und die Thüre mir aufthut, zu dem will ich eingehen.“ Apok. 3, 20. — Wache auf, der du ſchläfſt, und ſteh auf von den Todten. Eph. 5, 14.

Sie ſucht und ruft. Der Menſchenſohn iſt gekommen, zu ſuchen und ſelig zu machen, was verloren war. Luk. 19, 10. — Ich bin nicht gekommen, die Gerechten zu berufen, ſondern die Sünder. Matth. 9, 13.

Sie ladet ein, zieht an und ſtachelt auf. Er ſandte

seine Knechte aus, um die Geladenen zur Hochzeit zu berufen. Matth. 22, 3. — Jerusalem!... wie oft wollte ich deine Kinder versammeln, wie eine Henne ihre Küchlein unter ihre Flügel sammelt. Matth. 23, 37. — Niemand kann zu mir kommen, wenn der Vater, der mich gesandt hat, ihn nicht zieht. Joh. 6, 44.

Sie erleuchtet und lehrt. Dieses war das Licht, welches alle Menschen, die in diese Welt kommen, erleuchtet. Joh. 1, 9. — Wenn der Geist der Wahrheit kömmt, so wird er euch alle Wahrheit lehren. Joh. 16, 13.

Sie klagt an, züchtiget, droht und erschreckt. Ich weiß deine Werke, daß du weder kalt noch warm bist. O daß du kalt wärest oder warm! Weil du aber lau bist, und weder kalt noch warm, werde ich dich ausspeien aus meinem Munde. Apok. 3, 15. 16. — Es kam große Furcht über die ganze Kirche, und über Alle, die dieß hörten. Apostelg. 5, 11.

Sie erneuert, rechtfertiget und heiliget. Alle haben gesündiget und ermangeln der Herrlichkeit Gottes, und werden gerechtfertiget ohne Verdienst durch seine Gnade, durch die Erlösung, welche in Jesu Christo ist. Röm. 3, 24. — Ihr seid abgewaschen, ihr seid geheiliget, ihr seid gerechtfertiget im Namen unsers Herrn Jesu Christi und im Geiste unsers Gottes. 1. Corinth. 6, 11.

Sie macht gesund, stärkt, hilft und tröstet. Herr, erbarme dich meiner, und mach gesund meine Seele. Ps. 40, 5. — Ich vermag Alles in dem, der mich stärkt. Phil. 4, 13. — Der Geist hilft unserer Schwachheit. Röm. 8, 26. — Die Kirche .... ward erfüllt mit dem Troste des heiligen Geistes. Apostelgeschichte 9, 31.

Sie erfüllt mit Frieden und Freude. Das Reich Gottes ist Gerechtigkeit, Friede und Freude im heiligen Geiste. Röm. 14, 17.

Sie nimmt das steinerne Herz und gibt ein Herz von Fleisch. Ich will euch ein neues Herz geben und einen neuen Geist in euch legen; ich will hinwegnehmen das steinerne Herz aus euerm Leibe, und euch ein Herz von Fleisch geben. Ezech. 36, 26.

Sie erweckt von den Todten und belebt. Gott, der reich ist an Erbarmung, hat um seiner überaus großen Liebe wil-

len uns, die wir todt waren in Sünden, mitbelebt in Christo. Epheſ. 2, 4. 5.

Sie ſchreibt das Geſetz in unſere Herzen. Ich will mein Geſetz in ihr Inneres legen und es in ihr Herz ſchreiben. Jerem. 31, 33.

Sie öffnet das Herz. Ein Weib, mit Namen Lydia, eine Purpurhändlerin aus der Stadt Thyatyra, welche Gott fürchtete, hörte zu, und der Herr öffnete ihr das Herz, auf das zu achten, was von Paulus geſagt wurde. Apoſtelg. 16, 14.

Sie gibt das Wollen und Vollbringen. Gott iſt es, der in euch ſowohl das Wollen als das Vollbringen wirkt nach ſeinem Wohlgefallen. Phil. 2, 13.

Sie wirkt die ſogenannten Früchte des heiligen Geiſtes. Die Frucht des Geiſtes aber iſt: Liebe, Freude, Friede, Geduld, Milde, Güte, Langmuth, Sanftmuth, Treue, Mäßigkeit, Enthaltſamkeit, Keuſchheit. Gal. 5, 22. 23.

Bei all dem zwingt die Gnade nicht, ſondern wirkt nur mit. Durch die Gnade Gottes bin ich, was ich bin, und ſeine Gnade iſt in mir nicht unwirkſam geweſen; denn ich habe mehr als ſie all gearbeitet, doch nicht ich, ſondern die Gnade Gottes mit mir. 1. Corinth. 15, 10.

31. Gibt es eine abſolut nöthigende Gnade?

Es unterliegt keinem Zweifel, daß Gott einen Menſchen zum Guten zwingen könnte; denn wer wollte dem Allerhöchſten widerſtehen? Allein nicht Alles, was Gott kann, thut er wirklich. Auch zum Guten zwingt er Niemanden. Dieſes um ſo weniger, weil dadurch andere Güter, namentlich die Verdienſtlichkeit des Guten und die menſchliche Willensfreiheit Schaden litte. Gott beabſichtet durch Spendung der Gnade nicht mehr, als die in die Nacht des Böſen verſchlungene und dadurch gebrochene ſittliche Kraft des Menſchen zu befreien und ſie ſo weit zu unterſtützen und zu kräftigen, daß ſie das Werk des Heiles zu beginnen, und in demſelben fortzuſchreiten und bis zum Ende auszuharren vermöge. Dieſes aber ſchließt den Zwang aus. Die Gnade wird daher auch Hilfe genannt. Die Hilfe aber iſt kein Zwang; denn letzterer thut Gewalt an, erſtere aber läßt die Freiheit des Andern beſtehen.

Daß alſo die Gnade abſolut wirkſam oder zwingend ſei, wird mit Recht in Abrede geſtellt; denn

1) würde dadurch, wie bereits bemerkt, die menſchliche Freiheit aufgehoben.

2) Wären die vielfältigen Einladungen zur Buße in der heiligen Schrift (wie Luk. 13, 24.; 1. Corinth. 9, 24—27.; 2. Petr. 1, 10. ꝛc.) überflüſſig.

3) Hätten die Laſterhaften Gelegenheit, gegen Gott zu klagen, weil er ihnen die abſolut wirkſame Gnade nicht gibt.

4) Hätte Gott umſonſt geklagt: Was hätte ich meinem Weinſtocke noch thun können, das ich ihm nicht gethan habe? Iſ. 5, 4. Er hätte ihm noch die abſolut wirkſame Gnade geben ſollen. Umſonſt hätte auch Jeſus Chriſtus über Jeruſalem geweint, Luk. 19, 41., und über die Unbußfertigkeit der Einwohner von Korozain und Bethſaida ſich beklagt, Matth. 11, 21.; denn nicht ſie, ſondern Gott wäre ſchuldig geweſen, weil er ihnen die abſolut wirkſame Gnade verſagt hätte.

5) Die abſolut wirkſame Gnade führte zur Annahme einer abſoluten Vorherbeſtimmung zum Heile und zur Verdammniß, was gegen den Glauben iſt.

32. Die Gnade wird uns umſonſt ohne all unſer Verdienſt gegeben.

Der Menſch kann nichts thun, wodurch er in irgend einer Weiſe die Gnade verdiente, ſondern ſie wird ihm ganz umſonſt wegen der Verdienſte Jeſu Chriſti gegeben. Dieſes erhellet:

1) Aus der heiligen Schrift. Vorzüglich der heilige Paulus ſpricht ſich hierüber klar und deutlich aus. So ſagt er im Briefe an die Philipper: Euch iſt in Beziehung auf Chriſtus gegeben, nicht nur an ihn zu glauben, ſondern auch für ihn zu leiden. Phil. 1, 29. Hier iſt deutlich geſagt, daß es eine Gabe Gottes iſt, wenn wir für Chriſtus leiden, oder auch nur an ihn glauben können; iſt aber dieſes ein Geſchenk, ſo kann es unmöglich in Folge unſerer Verdienſte ertheilt werden. Aehnlich iſt folgender Ausſpruch: Ich habe vom Herrn Barmherzigkeit erlangt, treu zu ſein. 1. Corinth. 7, 25. Wenn es eine Barmherzigkeit Gottes iſt, daß man dem Herrn treu bleibe, ſo iſt es offenbar

nicht unſer Verdienſt. — Derſelbe Apoſtel ſagt: Wer unterſcheidet dich? Was haſt du, das du nicht empfangen hätteſt? Haſt du es aber empfangen, warum rühmſt du dich, als hätteſt du es nicht empfangen? 1. Corinth. 4, 7. Man kann hier ſagen: „Würde die Gnade uns in Folge der aus den Kräften des freien Willens entſpringenden Verdienſte ertheilt, ſo wäre allerdings etwas da, was einen Menſchen, der ſein Heil wirkt, von einem andern unterſcheiden würde, der es nicht wirkt. Der Apoſtel könnte demnach nicht ſagen: Wer unterſcheidet dich, d. h. wer gibt dir einen Vorzug vor einem Andern? Auch macht der heilige Auguſtin die richtige Bemerkung: „Wenn uns von Gott ein gewiſſer freier Wille gegeben wäre, der gut oder bös ſein könnte, und wenn es, in ſo weit er gut iſt, von uns abhinge, ſo wäre das, was von uns iſt, beſſer, als das, was von Gott kommt.“ Abgeſehen, daß dieſes Gottes unwürdig wäre, widerſpricht der heilige Paulus in der oben angeführten Stelle auf das Beſtimmteſte; denn er ſagt: Alles, was wir von Gott haben, iſt uns umſonſt geſchenkt, ohne vorausgegangenes Verdienſt, und daher können wir uns keines Dinges rühmen. — Die Wahrheit, daß die Gnade ein unverdientes Geſchenk Gottes ſei, und nicht von dem Verdienſte unſers freien Willens abhängt, ſpricht der heilige Paulus beſonders im Briefe an die Römer deutlich aus. Hier ſagt er: Iſt es aber Gnade, ſo geſchah es nicht für Werke; denn ſonſt wäre Gnade nicht mehr Gnade. Röm. 11, 6.

2) Aus der Lehre der Kirche. Hören wir zuerſt einige Ausſprüche der heiligen Väter. Der heilige Ambroſius ſchreibt: Allenthalben wirkt die Kraft Gottes mit den menſchlichen Bemühungen, ſo daß Niemand ohne den Herrn aufbauen, Niemand ohne ihn etwas bewahren, Niemand ohne ihn etwas beginnen könne. In Luc. c. 3. Wenn der Menſch ohne die Gnade nichts Gutes beginnen kann, ſo hat er auch, ehe ihm eine Gnade gegeben worden, nichts Gutes; die Gnade kann alſo nicht in Folge irgend eines Gutes gegeben ſein, ſondern iſt umſonſt verliehen. Der heilige Chryſoſtomus ſagt: In den Wohlthaten nimmt die Gnade Gottes immer den erſten Platz ein. Hom. 13. in Joan. Und an einer andern Stelle ſagt derſelbe: Ich frage dich, was haſt du, ſo du nicht empfangen? Haſt du etwa durch dich ſelbſt gut gehandelt? Nein, gewiß nicht, ſondern du haſt es empfangen. Deß-

wegen mußt du es wohl bewahren; denn es iſt nicht dein, ſondern deſſen, der es dir ertheilt hat. Hom. in 1. Corinth. cap. 4. Der heilige Hieronymus ſagt: Der Herr hilft uns in all unſern Handlungen mit ſeiner Gnade und unterſtützt uns. Libr. 3. contr. Pelag. — Der heilige Auguſtin nennt es einen, von einem in Paläſtina gegen den Pelagius gehaltenen Concilium, verdammten Irrthum, daß die Gnade in Folge unſerer Verdienſte gegeben werde. — Der heilige Fulgentius ſchreibt: Wenn das Wollen bei uns ſteht, ehe die Gnade uns hiezu zu unterſtützen anfängt, ſo wird ſie mit Unrecht Gnade genannt, weil ſie den Menſchen nicht umſonſt gegeben, ſondern dem guten Willen ertheilt wird. Libr. de incarnat. et grat. Christi c. 18. — Die Concilien ſprechen ſich immer dahin aus, daß ohne Gnade es unmöglich ſei, irgend etwas Gutes zum ewigen Leben zu thun, woraus von ſelbſt folgt, daß die Gnade umſonſt und nicht in Folge vorausgegangener Verdienſte ertheilt wird; ſo die zweite Synode von Orange im ſiebenten Kanon, mehre in Paläſtina und Afrika wider Pelagius gehaltene Synoden, und neueſt das Concilium von Trient. Sess. 6. de just. c. 2. Hiemit ſtimmen die Ausſprüche der Päpſte überein. So ſchreibt Innocenz I. an das Concilium von Mileve: Da wir in allen heiligen Schriften leſen, daß mit dem freien Willen durchaus der göttliche Beiſtand zu vereinigen iſt, und daß jener nichts vermöge, wenn ihm die himmliſche Hilfe mangelt: wie können denn nun Pelagius und Cöleſtinus die Kraft des Willens allein ſo hartnäckig vertheidigen und Andere davon überreden?

3) Aus der Vernunft. Es gehört zum Weſen des Begriffes Gnade, daß ſie umſonſt gegeben werde; was in Folge eines vorausgegangenen Verdienſtes ertheilt wird, iſt eigentlich keine Gnade mehr, ſondern ein Lohn. Dahin hat ſich ſchon der heilige Paulus ausgeſprochen. Würde die Gnade in Folge der Verdienſte erſt gegeben, ſo wäre ihr Werth ſehr gering; denn es wäre dann auch ohne ſie das Gute möglich. Die Gnade wäre nicht mehr nöthig, ſondern nur erwünſcht, weil ſie uns das Gute etwa erleichterte. Auch ginge in dieſem Falle der Grund und Anfang unſers Heiles von uns aus. Der Grund würde von uns ſelbſt gelegt, und Gott würde ſich ſpäter gleichſam nur uns beigeſellen und einigermaßen mithelfen.

Man wendet dagegen freilich das allbekannte Axiom ein: Wenn der Mensch thut, was ihm möglich ist, so versagt ihm Gott die Gnade (seine Hilfe) nicht. Aber diesen Grundsatz erklären der heilige Thomas, Bonaventura und Andere dahin, daß sie sagen: Wenn der Mensch thut, was ihm möglich ist, bedeutet so viel, als: wenn er mit der Gnade mitwirkt, von welcher er gezogen wird. Denn dadurch, daß der Mensch thut, was er durch bloß natürliche Kräfte vermag, verdient er keineswegs eine Gnade, sondern vielmehr Strafe, weil es die Erfahrung beweist, daß er, übt er auch hie und da ein moralisch gutes Werk aus, bei allem dem in sehr viele Todsünden fällt.

Man beruft sich auch auf das Beispiel des Hauptmannes Cornelius, der durch sein Almosen von Gott verdient habe, daß Petrus an ihn geschickt wurde, um ihn im Christenthum zu unterrichten. Aber Cornelius war schon zuvor, ehe er das Christenthum annahm, nicht mehr ungläubig, sondern erkannte bereits den Einen Gott und betete ihn an. Apostelg. 10. Er betete im Glauben, und diesen Glauben hatte er in Folge der Gnade empfangen; mit derselben Hilfe gab er auch sein Almosen. Wäre er aber auch ungläubig gewesen, so müßte man dennoch, wie der heilige Augustin beweist, annehmen, er habe seine Werke von der Gnade unterstützt gethan.

33. Von dem Maß der Gnade.

Es gibt in den Gnaden, die Gott uns ertheilt, ein gewisses Maß; ist dasselbe voll, so wird die Pforte für eine jede neue Gnade geschlossen. Wir müssen daher immer in Furcht sein, irgend eine Gnade, die Gott uns ertheilt, zu mißbrauchen. Denn es kann sein, daß jene Gnade die letzte sei, und wir, wenn wir sie vernachlässigen, verloren gehen. Wer dieß bedenkt, muß billig in heilsame Furcht gesetzt werden, und sich mächtig angespornt fühlen, alle Gnaden, die ihm Gott verleiht, auf das gewissenhafteste zu gebrauchen, und dieß um so mehr, je größern Mißbrauch er vielleicht mit den göttlichen Gnaden schon getrieben hat.

Nicht für Alle ist das Maß der Gnaden gleich; Einige erhalten mehr, Andere weniger. Eben weil es sich um Gnaden handelt, hat Gott keine Pflicht, Allen ein gleiches Maß ertheilen

zu müſſen, wie ja auch wir unſere Wohlthaten verſchieden ſpenden und dem Einen mehr, dem Andern weniger geben. Dieß hat zur Folge, daß der Menſch niemals weiß, welches für ihn die letzte Gnade iſt; daher muß er in fortwährender Furcht ſchweben, daß eine jede die letzte ſein kann.

Je größer die Gnaden ſind, die man empfängt, deſto größer iſt auch der Undank derer, die ſie mißbrauchen. Man wird alſo Gott auf doppelte Art ſchuldig: nicht bloß durch die Sünde, ſondern auch durch den Mißbrauch oder auch Nichtgebrauch der empfangenen Gnaden. So erfreulich es daher iſt, von Gott viele Gnaden zu empfangen, ſo betrübend iſt gerade auch dieſer Umſtand wieder bei der Bemerkung, daß man die erhaltenen Gnaden nicht gut angewendet hat. Wenn zwei ganz gleiche Sünden begangen haben, kann ſie doch im Gerichte ein verſchiedenes Loos treffen; denn die Lage deſſen, der mehr Gnaden empfangen hat, iſt offenbar noch betrübender.

34. Die Lehre von der Gnade iſt zwar für den Menſchen demüthigend, aber zugleich auch ungemein tröſtlich.

Wie der Menſch in Beziehung auf ſein leibliches Daſein völlig auf Gott ſich verlaſſen muß, ſo hängt auch ſein geiſtliches Wohlergehen nur von ihm ab. Unter den Pflichten, durch deren Erfüllung er das ewige Leben erlangt, gibt es ſolche, die er, wenn er nicht durch höhern Beiſtand unterſtützt wird, niemals beobachten kann. Auf keinerlei Weiſe Herr ſeines Herzens, ſucht er vergebens ſeine Neigungen auf übernatürliche Güter zu lenken, und unabläſſig wird er zu den Gegenſtänden zurückkehren, die ſeinem irdiſchen Weſen entſprechen. Vergebens werden die großen Wahrheiten der Religion ſeinen Ohren verkündiget; vergebens erſchöpft ſich die Beredſamkeit in der Schilderung der Lieblichkeit der Tugend und der Häßlichkeit des Laſters, der Größe der zukünftigen Belohnungen und der Schrecken einer ewigen Verdammung, wenn nicht die Gnade ſein Herz durchdringt. Er mag die Lehren, welche er hört, bewundern, ſeine Vernunft mag ihrer Wahrheit beiſtimmen, er mag ſogar von dem Wunſche beſeelt ſein, den Ermahnungen, welche man ihm ertheilt, zu folgen; dennoch wird ihn ſeine ſinnliche Natur ſtets auf Abwege führen; ſehend wird er nicht ſehen,

und hörend wird er nicht verstehen. Durchaus verlassen, kann der Mensch sich nicht einmal zu der niedrigsten Stufe einer übernatürlichen Tugend erheben. In der düstern Region des Todes, in der er gefangen ist, liegt er wie ein gelähmter Leichnam, und ehe er einen einzigen Schritt nach dem himmlischen Vaterlande hin machen kann, muß nothwendig Gott mit seiner Gnade ihm zuvorkommen. Ja, unter der Menge der Heiligen, die jetzt um den Thron des Allerhöchsten geschaart sind, gibt es keinen einzigen, der nicht der göttlichen Gnade alle die Triumphe verdankt, für welche er gekrönt wurde. Die Leiden des Martyrers, die strenge Lebensweise des Einsiedlers und die Keuschheit der Jungfrauen verdanken ihren Werth und ihr Verdienst der Gnade. Ohne Beihilfe dieses allbelebenden Princips hätten ihre heldenmüthigen Handlungen vielleicht die Bewunderung der Menschen erregt; man hätte ihnen vielleicht vergängliche Denkmäler errichtet, aber ihre Namen wären nie auf die Pfeiler des himmlischen Jerusalems geschrieben worden. Deßwegen gaben sie unaufhörlich Gott allein die Ehre und betrachteten ihn nicht bloß als den Austheiler ihrer Belohnungen, sondern auch als den Urheber ihrer Siege. Und in der That, von allen Huldigungen, welche das Geschöpf dem Schöpfer schuldig ist, ist keine unerläßlicher, wird keine von ihm strenger gefordert, als diese Anerkennung; denn da es unendlich größer und ruhmvoller ist, ein Herr des Reiches der Gnade, als der Natur zu sein, so ist Gott besonders eifersüchtig auf die Ehre, welche ihm in dieser Hinsicht gebührt. Darum darfst du dich nie deiner Verdienste rühmen, weil du all deine Tugenden der Gnade Gottes verdankst. Wäre der erleuchtende Strahl der göttlichen Gnade deiner Seele ferne gehalten worden, so hätte die Finsterniß des Irrthums und der Sünde dich für immer bedeckt, und man fände in den schwarzen Registern des Lasters vielleicht keinen einzigen Verbrecher, den du nicht an Schuld übertroffen hättest.

So demüthigend nun in dieser Hinsicht die Lehre von der Gnade für den Menschen ist, so erfüllt sie ihn doch auf der andern Seite mit süssem Trost und seliger Hoffnung. Indem sie uns zu Gott, dem Urheber und der Quelle alles Guten hinleitet, führt sie uns auch zu einem Wesen, dessen Liebe zu uns eben so unbegrenzt ist, als seine Macht; zu einem Wesen, dessen Güte all seine Werke

überſteigt; zu einem Weſen, das ſelbſt diejenigen, welche es beleidigen, mit Segnungen überhäuft; zu einem Weſen, deſſen Zorn entwaffnet wird, deſſen Gnadenſchätze ſich erſchließen, ſobald wir uns auf das Blut ſeines Sohnes berufen. Ja, der Strom, welcher aus den Wunden unſers ſterbenden Erlöſers floß, hat Reichthum und Ueberfluß unter uns gebracht; er hat Fruchtbarkeit verbreitet über unſern öden Verbannungsort und hat den Pfad unſerer Pilgerfahrt reichlich mit Hilfsmitteln beſtreut. Unzählbar ſind die Gnaden, welche wir ſeit dem Beginne unſers Daſeins bis auf die gegenwärtige Stunde durch die Wirkſamkeit dieſes heiligen Blutes vom Himmel erhalten haben. Geboren als Sklaven der Hölle, wurden wir durch die Taufe wieder zur Würde der Kinder Gottes erhoben. Wie trefflich iſt in den übrigen Sakramenten, jenen wunderbaren Kanälen der göttlichen Gnade, für unſere Bedürfniſſe geſorgt! Haben wir eine Miſſethat begangen, ſo bietet uns der himmliſche Vater im Sakrament der Buße Vergebung an; im Sakrament des Altars erfüllet ſich fortwährend der Zuruf des Herrn: Kommet Alle zu mir, ich will euch erquicken. An dieſem geheimnißvollen Gnadentiſche wird unſere Seele zum ewigen Leben genährt. In der heiligen Meſſe ſehen wir täglich jenes Blut, welches der Grund und die Quelle aller Gnaden iſt, geheimnißvoller Weiſe fließen. Für alle wichtigen Verhältniſſe des menſchlichen Lebens hat Gott in ſeiner Liebe mit einem eigenen Gnadenmittel geſorgt; auch in der entſcheidenden Stunde des Todes ſteht uns in der letzten Oelung ein ſolches zu Gebote. Wie zahllos ſind ferners nicht die Gnaden, die Gott unſichtbarer Weiſe und ohne das geringſte Verdienſt von unſerer Seite in unſere Herzen träufelt! — Wenn der Menſch dieſes Alles erwägt, muß ihn dieſes nicht ermuthigen, muß es ihn nicht tröſten und zur ſeligen Hoffnung aufrichten? Muß dadurch ſein Herz nicht erheitert werden, muß er nicht in die Worte ausbrechen: Wahrlich, Gott iſt gut; ich machte mich des ſchwärzeſten Undankes ſchuldig, wenn ich ihn nicht wieder liebte, da er mir ſo unzählig viel Wohlthaten erweist. Wahrhaftig, wenn ich auf die vielen Gnaden ſehe, womit mir Gott ſo liebevoll zur Seite ſteht, ſcheue ich kein Hinderniß mehr auf dem Wege zur Tugend; ich vermag Alles durch den, der mich ſtärkt; jetzt hoffe ich auch zuverſichtlich die

Erreichung meines höchſten Zieles, die Erlangung der ewigen Seligkeit! cf. Predigt-Bibliothek des Auslandes.

35. Welch ein großes Gut die Gnade Gottes iſt, und welch ein Uebel es iſt, ſich in der Ungnade zu befinden.

Die Menſchen begreifen nicht den Werth der Gnade Gottes, und darum vertauſchen ſie dieſelbe für ein Nichts, um eine Eitelkeit, um ein thieriſches Vergnügen. Aber ſie iſt ein unerſchöpflicher Schatz; wer ihn beſitzt, wird der Freundſchaft Gottes theilhaftig. Weish. 7, 14. Eine Seele, die ſich in der Gnade Gottes befindet, iſt ſeine Freundin, deſſen verſichert uns Gott ſelbſt. Ihr ſeid meine Freunde, ſagt Jeſus zu ſeinen Jüngern, wenn ihr thut, was ich euch gebiete. Joh. 15, 14. Dazu ruft der heilige Gregorius aus: O wunderbare Güte unſers Gottes, wir hatten es nicht einmal verdient, ſeine Knechte genannt zu werden, und er hat ſich ſogar gewürdiget, uns ſeine Freunde zu nennen. Wie glücklich würde ſich Einer ſchätzen, welcher der Gnade theilhaftig worden, daß er ſeinen König zum Freunde hat! Aber es würde faſt eine Verwegenheit ſein, wenn ein Unterthan auf die Freundſchaft ſeines Fürſten Anſpruch machen wollte. Nach der Freundſchaft mit Gott aber dürfen, ja ſollen wir Alle ſtreben, und dieſes Glückes kann ſelbſt der ärmſte Bettler theilhaftig werden. Wer ſich in der Gnade Gottes befindet, iſt eben dadurch auch der Freund Gottes, ja ſogar ein Kind Gottes. Kann es noch eine größere Auszeichnung geben?

Der heilige Thomas von Aquin ſagt, daß die Gabe der Gnade größer ſei, als jede andere Gabe, die ein Geſchöpf erlangen kann, da die Gnade eine Mittheilung der göttlichen Natur ſelbſt iſt. Das deutet auch der heilige Apoſtel Petrus mit den Worten an: Dadurch kommet ihr in die Gemeinſchaft der göttlichen Natur. 2. Petr. 1, 4. Wer ſich alſo in der Gnade Gottes befindet, wird gewiſſermaßen Eines mit Gott, wie der Apoſtel Paulus ſagt: Wer dem Herrn anhängt, iſt Ein Geiſt mit ihm. 1. Corinth. 6, 17. Dasſelbe hat auch Jeſus Chriſtus geſagt: Wenn mich Jemand liebt, ſo wird mein Vater ihn lieben, und wir werden zu ihm

kommen, und Wohnung bei ihm nehmen. Joh. 14, 23. Eine Seele, die ſich in der Gnade Gottes befindet, iſt vor ſeinen Augen ſo ſchön, daß Gott ſelbſt ſie lobt, indem er ausruft: Wie ſchön biſt du, meine Freundin, wie ſchön biſt du! Hohel. 4, 1. Es ſcheint, daß der Herr weder Augen noch Ohren von einer Seele abwenden könne, die ihn liebt, wie die Schrift ſagt: Die Augen des Herrn ſehen auf die Gerechten, und ſeine Ohren hören ihre Bitten. Pſ. 33, 16. Wenn die heilige Katharina von Siena von Einem wußte, daß er ſich in der Gnade Gottes befinde, ſo ſagte ſie, gerne wollte ſie ihr Leben hingeben, wenn ſie dadurch hindern könnte, daß dieſe Seele nicht wieder ihre Schönheit verliere. O welch großen Gewinn an Verdienſten kann eine Seele erlangen, die ſich in der Gnade Gottes befindet; denn in einem jeden Augenblicke kann ſie ſich eine ewige Herrlichkeit verdienen!

Hingegen wie groß iſt das Unglück einer Seele, die ſich in der Ungnade befindet! Sie iſt getrennt von ihrem höchſten Gute, von Gott. Sie gehört alſo nicht mehr Gott an, und Gott gehört nicht mehr einer ſolchen Seele zu. Ihr ſeid nicht mehr mein Volk, ſagt der Herr ſelbſt von Solchen, und ich will nicht mehr euer Gott ſein. Oſe 1, 9. Aber ſie hat nicht nur aufgehört, Gott anzugehören, ſondern ſie hat ſogar den Haß Gottes auf ſich herabgezogen. Gott haßt kein anderes von ſeinen Geſchöpfen, nicht einmal die wilden Thiere; aber der Sünder iſt mit ſeinem Zorne beladen. Ach, wenn Jemand einen Fürſten dieſer Welt zum Feinde hat, ſo kann er nicht mehr ruhig ſchlafen. Wie iſt es möglich, daß Einer, der in der Ungnade Gottes lebt, Frieden findet? Dem Zorne des Fürſten kann man entfliehen: wer kann aber den Händen Gottes entkommen? O arme Menſchen, die ihr euch in der Ungnade Gottes befindet, ihr ſeid von Gott, den Engeln und allen Heiligen gehaßt! Ueberdieß macht euch die Ungnade noch aller Verdienſte verluſtig. Möge ſich Jemand ſo viele Verdienſte geſammelt haben, wie der heilige Paulus, der Einſiedler, der viele Jahre lang in einer Höhle lebte, oder wie der heilige Franz Xaver, der für Gott viele Tauſend Seelen gewann, ja möge er ſo viele Verdienſte haben, wie der heilige Apoſtel Paulus ſelbſt, der hierin alle übrigen Apoſtel übertroffen hat: wenn er in den Stand der Ungnade verfällt, ſo verliert er alle ſeine Verdienſte.

Der Herr selbst sagt: All seiner Gerechtigkeit, die er geübt hat, wird nicht mehr gedacht werden. Ezech. 18, 24. Sieh, so großes Unglück hat die Ungnade Gottes in ihrem Gefolge! Sie macht, daß man aus einem Kinde Gottes ein Sklave des Teufels, aus einem geliebten Freunde des Herrn ein furchtbar gehaßter Feind, aus einem Erben des Himmelreiches ein zur Hölle Verdammter wird. Der heilige Franz von Sales sagt, daß, wenn die Engel weinen könnten, sie dieses thun würden, wenn sie das Elend einer Seele erblicken, welche eine Todsünde begangen und dadurch die Gnade Gottes verloren hat.

36. Wie schrecklich Gott den Mißbrauch der Gnaden bestraft, und wie sehr uns diese Wahrnehmung zur sorgfältigen Benützung derselben ermuntert.

Von allen Strafen, welche Gott je über die Menschen verhängte, kann uns vielleicht keine einen bessern Begriff von der Strenge seiner Gerichte gegen den geflissentlichen Mißbrauch der Gnade geben, als diejenige ist, welche er über die Juden dadurch verhängte, daß er sie verwarf. „Sieh, euer Haus wird euch wüste gelassen werden." Vor allen Nationen der Erde von der Kenntniß des wahren Gottes erleuchtet und angewiesen, sich als sein auserwähltes Volk zu betrachten, empfingen sie viele Jahrhunderte hindurch die ausgezeichnetsten Beweise der göttlichen Vorliebe. Ihre Bedürfnisse wurden auf eine wunderbare Weise befriediget, ihre Bitten wurden in Gnaden erhört, ihre Feinde unterjocht, und ein Land, das von Milch und Honig floß, wurde ihnen zur Wohnung gegeben. Gott stellte sich gewissermaßen auf einen vertrauten Fuß mit ihnen, er gestattete ihrem Gesetzgeber bei vielen Gelegenheiten, die sichtbaren Zeichen seiner Gegenwart vor ihren Augen zu entfalten und sie zu Inhabern seiner größten Verheißungen zu machen. Wenn sie sich von ihm wandten und sündigten, so nahm er sie doch in Gnaden wieder auf; trotz ihres Murrens, ihres Ungehorsams, ihrer Widerspenstigkeit betrachtete er sie dennoch mit den Augen eines mitleidsvollen Vaters. Er züchtigte sie zwar; aber nur in der Absicht, sie zur Buße zu bewegen; kehrten sie zu ihm zurück, so überhäufte er sie stets mit neuen Gunstbezeugungen, und

ſchien ihrer Fehltritte gar nicht mehr zu gedenken. Es bietet deßhalb ihre Geſchichte eine ununterbrochene Reihe von Begünſtigungen und Uebertretungen, von Verzeihung und Rückfall, von Gnaden, die verliehen, und von Gnaden, die mißbraucht wurden. Das Maß ihrer Ungerechtigkeit mußte indeß zuletzt voll werden, Gott mußte endlich ſtatt der Barmherzigkeit ſeine Gerechtigkeit in Anwendung bringen; und dieſer furchtbare Uebergang wurde in einer merkwürdigen Stelle des Propheten Iſaias geweisſagt. Einen Weinberg, heißt es dort, hatte mein Geliebter auf einem fetten Hügel. Er umzäunte ihn, ſuchte die Steine heraus, bepflanzte ihn mit edlen Reben, baute einen Thurm in ſeine Mitte, machte eine Kelter darein, und wartete, daß er Trauben brächte; aber er brachte Herlinge. Und nun, ihr Einwohner Jeruſalems, ihr Männer Juda's, urtheilt zwiſchen mir und meinem Weinberge. Was hätte ich meinem Weinberge noch thun ſollen, das ich ihm nicht gethan? Ich erwartete, daß er Trauben brächte: warum hat er Herlinge gebracht? Und nun will ich euch anzeigen, was ich meinem Weinberge thun will: Wegnehmen will ich ſeinen Zaun, daß er geplündert; niederreißen ſeine Mauer, daß er zertreten werde. Ich will ihn in eine Wüſte verwandeln; er ſoll nicht beſchnitten, nicht behackt werden; Diſteln und Dornen ſollen darin aufwachſen, und den Wolken will ich gebieten, daß ſie keinen Regen darauf herabgießen. Der Weinberg des Herrn der Heerſchaaren aber iſt das Haus Iſrael, und die Männer Judas die Pflanzung ſeiner Freude. Ich hoffte, daß ſie recht thäten, und ſieh, da war Unrecht; daß ſie Gerechtigkeit übten, und ſieh, da war Geſchrei. Iſ. 5, 1—8.

Der Sinn dieſer bildlichen Drohung iſt klar. Sie wurde noch in deutlichern Ausdrücken wiederholt, und unſer göttliche Erlöſer, ſo wie ſein Vorläufer Johannes kündigten ihre nahe Erfüllung an. Dennoch verharrten die Iſraeliten in ihrer Verſtocktheit, ſie verwarfen den letzten Gnadenruf Gottes an ſie, und der Fluch des Himmels, womit ihnen ſo oft gedrohet worden war, fing an, ſeine Wirkſamkeit zu äußern. Von Gott verworfen, auf die ſchrecklichſte Weiſe mit Blindheit geſchlagen, gefühllos gegen die klarſten Zeugniſſe und nicht einmal durch ihre Unglücksfälle zur Beſinnung gebracht, wurden ſie über den Erdboden zerſtreut, und erſcheinen zu allen Zeiten und unter allen Völkern als die Träger der ſicht-

baren Beweiſe des göttlichen Zornes. Sehet, dahin führt der Mißbrauch der göttlichen Gnaden! Und glaubet nicht, daß dieſes Beiſpiel, welches ſo furchtbar iſt, allein in ſeiner Art daſtehet. Richtet euere Blicke auf die chriſtliche Welt. Sehet ihr nicht überall Gerichte, vielleicht weniger auffallend, aber nicht weniger ſchrecklich und ſtreng, mit welchen ein erzürnter Gott diejenigen heimſucht, die, wie die Juden, im Mißbrauche ſeiner Gnade verharrt haben? Ich meine jene Menſchen, die nur ihren Leidenſchaften und Gelüſten folgen; jene Menſchen ohne Glauben, ohne Liebe; jene Menſchen, die erfahren in weltlicher Weisheit, aber blind für ihre eigenen Angelegenheiten ſind; jene Menſchen, die in ihrer Verkehrtheit die zukünftige Welt vergeſſen, und ſich ausſchließlich mit der Erde und ihren Träumereien beſchäftigen. Obwohl von der Religion die kräftigſten Mittel angewendet werden, um ſie zu erwecken; obwohl man ihnen die Schrecken der göttlichen Gerichte in den eindringlichſten Ausdrücken vor die Seele führt; obwohl der Tod, indem er ihre Freunde ringsumher hinwegrafft, ſie an ihre Gefahr ermahnt, ſo iſt doch Alles fruchtlos. Ihrer Vernunft, ihrer eigenen Ueberzeugung zum Trotz gehen ſie ihrem Untergange entgegen; ruhig ſpielen ſie am Rande des Abgrundes, und ſorglos folgen ſie dem Pfade, von dem ſie gleichwohl wiſſen, daß er Andere in's Verderben geführt hat, und auch ſie dahin bringen wird. Was iſt dieß anders, als ein Gegenbild der Gerichte, welche Gott über die Juden verhängt hat! Gleich den Juden haben ſie ſich geweigert, ſeinem Rufe zu folgen, gleich jenen haben ſie ſeine Gnade mißbraucht, ſeine Drohungen verachtet, und auch über ſie hat Gott den Fluch ausgeſprochen: „Ihre Augen ſollen verdunkelt ſein, daß ſie nicht ſehen können, und ihr Rücken gebeugt immerdar.“ Erbittert durch ihren langen und hartnäckigen Widerſtand gegen ſeine Mahnungen, überläßt ſie Gott endlich der Verſtocktheit ihrer Herzen, und entzieht ihnen jene wirkſame Gnade, die ihnen allein Hoffnung auf eine wahre Bekehrung geben könnte. Und was kann gerechter ſein, als ein ſolches Urtheil? Als der Allerhöchſte ihnen ſeine Gnade anbot, ja ihnen aufdringen wollte, ſagten ſie in ihrem Uebermuthe, daß ſie keiner Hilfe bedürfen. Sie ſprachen zu Gott: Weiche von uns, wir wünſchen nicht die Kenntniß deiner Wege. Auf eine höchſt gerechte Weiſe alſo iſt ihr gottloſes Ver-

langen erfüllt worden; ſie wurden zuletzt von dem verlaſſen, den ſie ſelber verworfen haben. Es erfüllte ſich an ihnen die Drohung Gottes, wenn er ſagt: Ich habe gerufen, und ihr habt euch geweigert, zu hören; ich habe meine Hand ausgeſtreckt, und ihr habt euch abgewendet; ihr habt alle meine Rathſchläge verachtet, und meinen Tadel gering geſchätzt. Darum will ich lachen wegen euers Unterganges. Sehet, wohin der Mißbrauch der Gnade in ſeinem Ende führt, zur Verſtockung.

Werfe von hieraus ein Jeder einen Blick auf ſich ſelbſt; ſage ein Jeder zu ſich ſelbſt: Es ſind viele Jahre, ſeitdem ich die erſte Gnade erhalten; ohne alles Verdienſt bin ich zum wahren Glauben berufen worden. Seit jenem Tage waren bis auf die heutige Stunde die Gnaden unzählig, die mir Gott erwieſen hat; zu wiederholten Malen wurden mir die lebhafteſten Eingebungen und die ſtrengſten Mahnungen zu Theil; in einem Augenblicke hat die Stimme meines Gewiſſens ſich erhoben, in dem andern wurde ich durch die mächtigen Beweggründe der Hoffnung, Furcht und Liebe, welche die Religion mir vor Augen hielt, gerührt; bald nahm die Giftſchale der Luſt einen bittern Geſchmack für meine Lippen an, daß ich aufhörte, daraus zu trinken; bald ſtellte eine Krankheit das geiſterhafte Bild des Todes vor mein Lager, oder es belehrte mich das Beiſpiel eines Freundes von der Nichtigkeit der Dinge, denen ich ſo eifrig nachſtrebte. Oefters wohnte ich der geheimnißvollen Erneuerung des Todes meines Erlöſers bei, wiederholt wurde ich zum Empfange der heiligen Sakramente zugelaſſen; mein ganzes Leben bietet nur eine Kette von Gnaden dar. Es gibt im Himmel Heilige, die viel weniger Gnaden empfangen haben, als ich; eben ſo in der Hölle Verdammte, die wegen des Mißbrauches viel geringerer Gnaden verloren gingen. Wie habe ich den Erwartungen des Himmels entſprochen? Wo iſt die Frucht ſo vieler Beichten und Kommunionen? Wo iſt die Wirkung der vielen guten Beiſpiele, die ich erblickte; der rührenden Wahrheiten, die ich hörte? Iſt meine Seele nicht ein dürrer Baum im Weinberge des Herrn? Was habe ich zu erwarten, wenn ich die Geſchenke des Himmels noch immer geringſchätze und mißbrauche? Mein Glaube ſagt mir, daß ich ohne die Gnade nicht ſelig werden kann, und daß die Gnade eine völlig freiwillige Gabe von Seite Gottes iſt. Ich

weiß, daß das Maß der Gnade seine Grenze hat, und daß mir Gott, wenn mir ein gewisser Theil davon fruchtlos zugemessen ist, diese mächtige Hilfe, wodurch mir allein das Heil möglich wird, entzieht. Ob ich diesem verhängnißvollen Ziele schon nahe oder noch entfernt bin, ist für mich ein undurchdringliches Geheimniß. Vielleicht ist die bestimmte Zahl bereits voll; vielleicht wird die Zurückweisung nur noch einer Gnade mich unwiderruflich in's Verderben stürzen; vielleicht ist dieß die letzte Mahnung, welche Gott nach seiner Barmherzigkeit mir zu ertheilen beabsichtet; vielleicht ist bereits die Art an die Wurzel des Baumes geiegt, und ist das furchtbare Urtheii schon gesprochen: Haue ihn ab!

Es sind dieß keine leeren Worte, sondern werden von der heiligen Schrift selbst bestätiget. Wehe dir, Korozain, ruft Jesus Christus, wehe dir, Bethsaida; denn wenn in Tyrus und Sidon die Wunder geschehen wären, die bei euch geschehen sind, so würden sie in Sack und Asche Buße gethan haben. Wehe dir also, du iauer Christ; wehe dir, der du die Gnaden, welche du empfängst, fortwährend mißbrauchest, es wird am Tage der Vergeltung dem Ungläubigen, dem Heiden, der nie vom wahren Glauben erleuchtet worden, erträglicher ergehen, als dir. An jenem Tage werden diese sich zum Gerichte gegen dich erheben und laut erklären, daß, wenn die Erleuchtungen und Gnaden, welche an dir verloren waren, ihnen mitgetheilt worden wären, sie sich längst zu Gott bekehrt hätten. Und die Ungläubigen und Heiden werden nicht die einzigen sein, welche an jenem Tage die göttiiche Gerechtigkeit gegen dich herausfordern; der Richter selbst wird noch ein gewichtigerer Ankläger sein. Seine noch sichtbaren Wunden werden als Zeugen gegen dich auftreten. Andern werden diese Wunden Barmherzigkeit und Vergebung ankündigen: auch zu dir werden sie sprechen, aber dein Herz wie Pfeile durchbohren.

Wer dieses Alles bedenkt, wer erwägt, welch strenge Rechenschaft Gott einstens von jenen verlangt, die seine Gnaden mißbrauchen, wird sich sorgfältigst hüten, noch ferners in diesen Fehler zu fallen, er wird mit dem erhaltenen Pfunde wuchern und alle Gnaden, die ihm Gott gibt, auf das gewissenhafteste benützen. (cf. Predigt-Bibliothek des Ausiandes.)

37. Von den Mitteln, ſich in der Gnade zu erhalten.

Unter den Mitteln, ſich in der Gnade zu erhalten, gibt der heillge Liguori folgende an:

1) Man muß die Gelegenheit zur Sünde meiden. Dieſes iſt das erſte Mittel, um in der Gnade Gottes zu verharren. Wer nicht ſorgfältig darauf bedacht iſt, die Gelegenheiten zur Sünde, vorzüglich wenn es ſich um Sünden gegen die Reinigkeit handelt, zu fliehen, der wird nothwendig der Verſuchung unterliegen. Die heilige Schrift ſagt uns, daß es unmöglich ſei, auf glühenden Kohlen zu gehen, ohne ſich zu verbrennen. Sprüchw. 6, 28. So iſt es auch faſt unmöglich, daß derjenige, der ſich freiwillig in Gefahr begibt, nicht falle, er möge noch ſo gute Vorſätze und Verſprechungen gemacht haben. Derjenige, welchem die Sünden gegen die Reinigkeit zur Gewohnheit geworden ſind, muß nicht nur die nächſte Gelegenheit zur Sünde meiden, ſondern auch die entferntere, da er ſonſt leicht in ſeinen alten Fehler zurückfallen würde. Laſſen wir uns ja nicht vom Teufel betrügen, daß die Perſon, zu der wir eine Verſuchung ſpüren, heilig ſei; denn oft pflegt die Verſuchung um ſo heftiger zu ſein, je frömmer die Perſon iſt. Die Verſuchung wird mit dem Geiſte anfangen und mit dem Fleiſche enden. Der Teufel verleitet uns im Anfange, die Tugend zu lieben, hierauf die Perſon, und nun verblendet er uns und ſtürzt uns in den Abgrund. — Nicht minder müſſen wir gefährliche Luſtbarkeiten und insbeſonders ſchlechte Geſellſchaften meiden; denn wir ſind zu ſchwach, der Teufel verſucht uns fortwährend, unſere eigene Sinnlichkeit reizt uns, und ſo werden wir ſicher zum Fall kommen.

2) Oftmaliges Gebet.

Der heillge Liguori verlangt vorzüglich das betrachtende Gebet, um in der Gnade ſich zu erhalten. Alle Chriſten glauben an den Tod, an das Gericht u. ſ. w.; aber weil ſie wenig darüber nachdenken, leben ſie in der Sünde und ferne von Gott. Ohne betrachtendes Gebet bleibt der Geiſt ohne Licht, man wandelt im Dunkeln; wer aber im Finſtern geht, der erkennt die Gefahren nicht mehr, die ihm drohen. Deßhalb ſagt auch der Cardinal Bellarmin, daß es für einen Chriſten, der nicht über die ewigen

Wahrheiten Betrachtungen anstellt, beinahe unmöglich sei, in der Gnade Gottes zu verharren. Wer hingegen alle Tage eine Betrachtung anstellt, wird schwerlich in eine Sünde fallen, und sollte ihm dieß auch begegnen, so wird er doch bald wieder zu Gott zurückkehren. Fasse also den Entschluß, täglich, wo möglich des Morgens, eine halbe Stunde zu betrachten. Es ist auch gut, wenn man täglich eine geistliche Lesung vornimmt; denn für Viele ist die Lesung eines guten Buches die Ursache ihrer Bekehrung gewesen.

Hiezu hat aber auch das Bittgebet zu kommen; denn es ist gewiß, daß wir ohne Gebet nichts für unser Seelenheil thun können. Gott versichert uns, daß er nur dem Gnaden ertheilt, der ihn darum bittet, indem es heißt: Bittet, so wird euch gegeben werden. Matth. 7, 7. Wer also nicht bittet, sagt die heilige Theresia, der empfängt auch nichts. Darum ist es allgemeine Lehre der Kirche, daß es ohne das Gebet unmöglich sei, in der Gnade Gottes zu verharren und selig zu werden. Wer hingegen betet, kann sicher darauf rechnen, daß Gott ihm beistehen werde. Er sagt ja selbst: Was ihr immer im Gebete begehret, glaubt nur, daß ihr es erhaltet, so wird es euch werden. Marc. 11, 24. Die Altväter besprachen sich einmal lange darüber, welches wohl das beste Mittel sein möge, selig zu werden, und sie kamen am Ende darin überein, daß das sicherste Mittel zur Seligkeit darin bestehe, die Worte Davids: Gott, merk auf meine Hilfe, Herr, eile mir zu helfen, — fortwährend zu wiederholen. Auch wir müssen darauf bedacht sein, und fleißig dem Gebete obliegen, wollen wir anders in der Gnade verbleiben. Dabei ist es auch sehr zu empfehlen, die seligste Jungfrau Maria oft anzurufen. Sie ist ja die Austheilerin der Gnaden. Deßhalb ermahnt uns der heilige Bernard: Suchen wir die Gnade; suchen wir sie aber durch Maria, sie erhält, was sie von Gott verlangt; denn der Herr kann ihr Nichts abschlagen.

3) Der häufige Empfang der Sakramente.

Um in der Gnade zu verharren, muß man oft beichten und kommuniziren. Die Beicht reiniget unser Herz, und bewirkt nicht nur, daß uns unsere Sünden vergeben werden, sondern erlangt uns auch größere Hilfe, um den Versuchungen widerstehen zu

können. Die heilige Kommunion ist aber das Himmelsbrod. Wie nun das irdische Brod das Leben des Leibes erhält, so die Kommunion das der Seele. Jesus sagt selbst: Wer von diesem Brode ißt, wird leben in Ewigkeit. Darum nennt auch der Kirchenrath von Trient die Kommunion ein Heilsmittel, das uns von läßlichen Sünden befreit und vor Todsünden bewahrt. Deßwegen soll man oft zum Tisch des Herrn gehen, und je eifriger man hierin ist, desto reichlicher wird einem die Gnade Gottes zu Gebote stehen.

4) Die Anhörung der heiligen Messe und die Besuchung des allerheiligsten Altarssakraments.

Die heilige Messe ist die unblutige Erneuerung jenes blutigen Opfers, welches Jesus Christus für uns am Kreuze vollbracht hat; sie ist in so ferne die Quelle aller Gnaden. Daraus folgt, daß der, welcher dieser Feier auf die rechte Weise beiwohnt, nicht leer ausgehen, sondern viele Gnaden erhalten wird. Daher soll der eifrige Christ trachten, diesem heiligen Opfer, wo möglich, täglich beizuwohnen.

Deßgleichen ist die Besuchung des allerheiligsten Altarssakraments ungemein heilsam. Gewiß gibt es keine bessere Gelegenheit, sich vom Könige eine Gnade zu erbitten, als wenn er sich würdiget, uns vor ihm erscheinen zu lassen. Im allerheiligsten Altarssakrament ist der König Himmels und der Erde wahrhaft zugegen und immer bereit, uns hier Audienz zu ertheilen und sich mit uns abzugeben. Er verlangt sogar nach uns, und wir können ihm nichts Angenehmers erweisen, als wenn wir uns recht oft bei ihm einfinden, und ihm unsere Anliegen vortragen. Gewiß, hier ist die beßte Gelegenheit gegeben, sich nicht bloß in der Gnade zu erhalten, sondern auch neue Wohlthaten sich zu erflehen.

38. Der vorzügliche Ausspender der Gnaden ist der heilige Geist.

An und für sich ist eine jede Gnade ein Geschenk des dreieinen Gottes. Sie geht vom Vater aus, ist uns vom Sohne verdient, und wird vom heiligen Geiste gespendet. Daher heißt sie oft „Gnade Gottes" schlechthin 1. Corinth. 15, 10.; dann Gnade des Vaters Röm. 1, 7.; Gnade Christi 1. Thessal. 5, 28.; und auch Gnade des heiligen Geistes. Apostel. 10, 45.

Bei allem dem ist der eigentliche Ausspender der Gnade der heilige Geist. Dieß unterliegt keinem Zweifel; denn

a) wird der heilige Geist in der heiligen Schrift als der Spender der geistigen Güter bezeichnet; so z. B. die Liebe Gottes ist ausgegossen in unsern Herzen durch den heiligen Geist. Röm. 5, 5. — Es sind verschiedene Gnadengaben, aber es ist derselbe Geist ...., der Alles in Allen wirkt. 1. Corinth. 12, 4—7.

b) Christus hat seinen Aposteln und den übrigen Gläubigen den heiligen Geist verheißen und auch gegeben, daß er ihnen die nöthige Gnade zu Allem mittheile. So z. B. sagt der göttliche Erlöser zu seinen Jüngern: Wenn der Geist der Wahrheit kömmt, so wird er euch alle Wahrheit lehren. Joh. 16, 13. — Wiederum: der Tröster, der heilige Geist, den der Vater in meinem Namen senden wird, wird euch Alles lehren, und euch an Alles erinnern, was immer ich euch gesagt habe. Joh. 16, 26.

c) Eben deßwegen wohnt auch der heilige Geist im Herzen der frommen Gläubigen, um sie seiner Gnaden theilhaftig zu machen. Wisset ihr nicht, daß ihr ein Tempel Gottes seid, und der heilige Geist in euch wohnet? 1. Corinth. 3, 16.

39. Der Mensch hat keine Gewißheit, ob er sich im Zustande der Gnade befindet; aber doch gibt es einige Kennzeichen und Vermuthungen, welche eine moralische Wahrscheinlichkeit gewähren.

Die heilige Schrift sagt: Der Mensch weiß nicht, ob er der Liebe oder des Hasses würdig sei. Ekkl. 9, 1. Daraus ist klar, daß wir in diesem Leben ohne eine besondere Offenbarung Gottes keine unfehlbare Gewißheit haben, ob wir uns in der Gnade und Freundschaft Gottes befinden oder nicht; aber immerhin gibt es einige Merkmale, die eine Art moralischer Wahrscheinlichkeit hierüber gewähren. Ein solches Kennzeichen ist es, wenn man immer an Tugend und Vollkommenheit zu wachsen Verlangen hat. Darum sagt auch der heilige Bernard: „Es gibt kein zuverlässigeres Zeichen von der Gegenwart Gottes in uns, als das Verlangen nach größerer Fülle von Gnaden." Je mehr du also nach der Gnade Gottes, oder was dasselbe ist, nach Tugend und Vollkommenheit verlangst, desto sicherer ist es, daß du bereits im Zustande

der Gnade dich befindeſt. Es erfüllt ſich hier das Wort der Schrift: Die mich eſſen, werden noch hungern, und die mich trinken, werden noch mehr dürſten. Die Gnade und Freundſchaft Gottes hat nämlich das Eigene, daß man ſich mit dem bereits errungenen Maße nicht begnügt, ſondern immer mehr zu erlangen beſtrebt iſt. Wo aber dieſes Verlangen oder dieſer geiſtige Hunger nicht iſt, da iſt zu beſorgen, daß auch Gott mit ſeiner Gnade nicht dort ſein möchte.

Nicht minder iſt es ein Merkmal, daß man im Zuſtand der Gnade ſich befindet, wenn man ſeine Freude nur an Gott hat. Dieß verräth eine große Liebe zu Gott. Je mehr aber Gott Jemand liebt, eines deſto größern Gnadenmaßes erfreut er ſich; denn die Gnade wirkt ja eben jene Liebe. Dieß finden wir denn auch bei den Heiligen: je mehr ſie in der Gnade wuchſen, deſto größer wurde ihr Abſcheu gegen alle irdiſche Dinge. So ſagt unter Andern der heilige Ignatius von Lojola: O wie ekelt mich die Erde an, wenn ich den Himmel anſchaue.

Ein ferneres Zeichen vom Zuſtand der Gnade iſt es, wenn der Menſch Gott mit Fröhlichkeit dient. Der heilige Bonaventura ſagt: Das ſicherſte Zeichen der inwohnenden Gnade iſt die geiſtliche Fröhlichkeit. Dieß deutet die heilige Schrift ſelbſt an, wenn es heißt: Ein Licht iſt aufgegangen den Gerechten, und Freude denen, die aufrichtigen Herzens ſind. Pſ. 96, 11. Darum ſagt auch der heilige Paulus: Die Frucht des Geiſtes iſt Freude. Gal. 5, 22. Damit will der Apoſtel ſagen, daß da, wo der heilige Geiſt mit ſeiner Gnade iſt, auch Freude und Fröhlichkeit ſich zeigt.

Wer im Zuſtande der Gnade iſt, wird gerne von Gott und himmliſchen Dingen reden und eben ſo gerne davon reden hören. Es ſagt ja ſchon das Sprüchwort: Wovon das Herz voll iſt, davon geht der Mund über. Haſt du alſo Gott mit ſeiner Gnade in deinem Herzen, ſo wird er auch in deinem Munde, d. h. in deinen Worten ſein, und es wird dich erfreuen, wenn er auch in deine Ohren kömmt, das will ſagen, wenn du davon reden hörſt.

Endlich iſt vollkommene Ergebung in Gottes heiligen Willen und die Bereitwilligkeit, jeden Augenblick, wo der Herr es verlangt, zu ſterben, ebenfalls ein Zeichen, daß man ſich im Zuſtande der Gnade befindet; denn dieſe Gleichförmigkeit iſt eine Wirkung der Gnade. Wo die Gnade fehlt, da iſt Widerſpenſtigkeit; wo aber die Gnade iſt, da iſt auch volle Ergebung.

40. Je treuer man die verliehene Gnade anwendet, deſto reichlicher wird ſie vermehrt.

Die heilige Schrift ſagt: Wer hat, dem wird noch mehr gegeben. Dieß gilt vorzüglich von der Gnade. Wer die bereits erhaltene treu benützt, der macht ſich eben dadurch neuer Gnaden würdig. Insbeſonders wird derjenige bald größere Gnaden erhalten, der die kleinern eifrig gebraucht. Denn wer im Kleinen getreu iſt, wird über Größeres geſetzt. Und gewöhnlich gibt Gott anfangs nur im geringen Maße ſeine Gnade; er verſucht es gleichſam, ob unſer Herz nicht ein unfruchtbarer Boden iſt. Sie iſt anfangs, wie der Pſalmiſt ſagt, nur ein ſanfter Thau, der tropfenweiſe herabfällt, und die Herzen nach und nach erweicht. „Wie Thaugeträufel kömmt ſie herab.“ Pſ. 71, 6. Werden aber dieſe Tropfen geſammelt, ſo ziehen ſie magnetartig eine größere Maſſe Gnaden herab. Der Thau löſet ſich gleichſam in einen Regen auf. „Einen gnadenvollen Regen haſt du, o Gott, deinem Erbe abgeſondert.“ Pſ. 67, 10.

Trachten wir alſo, die kleinern Gnaden, welche uns täglich ſo vielfältig zu Theil werden, wohl anzuwenden; dadurch machen wir uns größerer würdig und fähig. Nichts aber hindert uns mehr in dem Empfange größerer Gnaden, als wenn wir die kleinern unbenützt laſſen, oder gar verachten. Denn welcher Hausvater iſt wohl ſo verſchwenderiſch, daß er Koſtbarkeiten einer Hand anvertraut, welche ſchon mancherlei Dinge, und waren es auch nur Kleinigkeiten, veruntreuet hat? Kann man nicht im Leben täglich hören: Dieſer Perſon gebe ich nichts mehr; denn bei ihr iſt nichts angewendet; man darf ihr nicht trauen. Soll wohl die göttliche Weisheit in Austheilung ihrer himmliſchen Schätze weniger behutſam und vorſichtig zu Werke gehen, als die menſchliche Klugheit bei Vertheilung ihrer irdiſchen Güter?

41. Je mehr wir Gnaden haben, und je weniger wir ſie gebrauchen, deſto größer iſt unſere Verantwortung.

Groß und viel ſind die Gnaden, die uns Chriſten verliehen werden. Wir ſind von chriſtlichen Eltern geboren und frühzeitig

in den Heilswahrheiten unterrichtet worden. Wir haben die heiligen Sakramente, die uns die Laſt der Sünden abnehmen, und die heiligmachende Gnade in uns vermehren; Prediger, die uns zum Guten ermahnen; Bücher, die uns erbauen. Dazu kommen noch viele innere Einſprechungen und Tröſtungen. Aber in welchem Verhältniſſe zu dieſen Gnadenmitteln ſteht unſere Mitwirkung? Ach, nur zu oft thun diejenigen, welche von Gott am meiſten Gnaden erhalten haben, am wenigſten. Wie viele reiche Eltern, denen alle Mittel zu einer guten Kindererziehung zu Gebote ſtehen, vernachläſſigen dieſelbe, und werden von armen Eltern, denen faſt alle Mittel dazu fehlen, beſchämt! Wie viele Kinder, die das Glück hatten, gute Eltern zu beſitzen und von zarteſter Jugend auf zu aller Frömmigkeit angehalten worden zu ſein, aber dennoch ausarteten, werden einſtens im Gerichte von andern Kindern verdammt werden, die jene Vortheile nicht genoſſen, und dennoch gottesfürchtig wandelten! Wie viele Chriſten, welche ihrem Stande, Geſchäfte und Beruf gemäß wenig Zeit zur Ausübung guter Werke haben, ſogar auch in Mitte der Aergerniſſe der Welt leben müſſen, aber dennoch Gutes thun und des Böſen ſich enthalten, werden eine Menge Anderer verdammen, welche jene Hinderniſſe nicht haben, von jenen Gefahren viel entfernter ſind, und doch nichts Gutes thun! Wie viele Chriſten, welche keine Prieſter in ihrer Nähe haben, oder vielleicht laue oder gar ärgerliche, die aber dennoch mit vieler Beſchwerde dem chriſtlichen Unterrichte nachgehen und ſich auf den mit Kälte ertheilten Unterricht ihrer lauen Prieſter bekehren, ohne ſich an dem Wandel derſelben zu ſtoſſen, werden gegen jene aufſtehen, welche ſo viele eifrige Prieſter, die unermüdet an ihrem Seelenheile arbeiten, in ihrer Mitte haben, und dennoch ſich nicht gewinnen laſſen! O es iſt eine traurige Erſcheinung, daß häufig der Eifer um ſo geringer iſt, in einem um ſo reichlichern Maße die Gnade gegeben wird! Wie ſehr häufen ſich aber Solche die Verantwortung für den Tag des Gerichtes! Sagt es ja die ewige Wahrheit ſelbſt, daß von dem, welchem viel gegeben worden iſt, auch viel erwartet wird. Und lernen wir nicht auch dasſelbe aus dem Gleichniſſe von den Talenten? Darum wollen wir eifrig mit unſerm Pfunde wirken; wollen wir nicht den trägen Knecht nachahmen und es vergraben oder gar es verſchwenden,

ſondern wollen wir damit wuchern, damit wir es einſtens mit Zinſen dem Herrn zurückgeben können, und wir der Worte gewürdiget werden: Weil ihr über Weniges getreu geweſen ſeid, ſo will ich euch über Vieles ſetzen, gehet ein in die Freude euers Herrn.

42. Einwendungen gegen die Gnade.

1) Die Behauptung, Gott gebe einem jeden Menſchen die nothwendige Gnade zur Bekehrung, iſt unrichtig; denn ſie widerſpricht einer Menge von Schriftſtellen. So heißt es: Verblende das Herz dieſes Volkes, auf daß es nicht ſehe, noch ſich bekehre, und ich es heile. Iſ. 6, 10. — Babylon wollten wir heilen, aber ſie ward nicht heil; wir wollen ſie verlaſſen. Jerem. 51, 9. — Laß ſie aus einer Sünde fallen in eine andere, und zu deiner Gerechtigkeit nicht eingehen. Pſ. 68, 28. — Er übergab ſie ihren ſchändlichen Leidenſchaften. Röm. 1, 26. — Gott erbarmt ſich, deſſen er ſich erbarmen will, und verhärtet, wen er verhärten will. Ebendaſ. 9, 18. u. ſ. w. In all dieſen Stellen iſt von Perſonen die Rede, denen es an der nothwendigen Gnade zur Bekehrung fehlte.

Auf alle dieſe und ähnliche Schriftterte iſt zu antworten, daß die Bibel Gottes Zulaſſungen oft als ſeine Thaten darſtellt, und dieſes deßwegen, weil, wollte es Gott abſolut hindern, es allerdings unterbleiben müßte. Um alſo nicht mit Calvin auf gotteslästeriſche Weiſe zu behaupten, Gott erwähle und beſtimme poſitiv zur Sünde, müſſen wir annehmen, Gott laſſe zu, daß einige Sünder zur Strafe für ihre Vergehungen einerſeits von heftigen Verſuchungen beſtürmt werden, und dieſes iſt es, um deren Abwendung wir Gott im Gebete des Herrn mit den Worten anflehen: Führe uns nicht in Verſuchung! — anderſeits aber moraliſch in ihre Sünden dahin gegeben werden, ſo daß ihre Bekehrung und der Widerſtand, den ſie den Verſuchungen entgegen ſetzen könnten, obgleich ſie nicht unmöglich und ganz ohne Hoffnung iſt, dennoch um ihrer böſen Gewohnheiten willen ihnen ſehr ſchwer wird, und zwar um ſo mehr, da ſie bei ihrem ungebundenen Leben nur eine ſchwache Sehnſucht und unmächtige und ſeltene Anregungen empfinden, ihren böſen Gewohnheiten zu widerſtehen und

auf den Weg des Heiles zurückzukehren. Und dieß ist der Zustand der noch nicht vollendeten Verstockung, darin der Sünder verhärtet bleibt, und wovon der heilige Thomas redet, wenn er spricht, verhärtet sei der, welcher nicht leicht mitwirken könne zu seiner Befreiung aus dem Stande der Sünde. Dieß ist die unvollendete Verstockung, da Jemand während dieses zeitlichen Lebens verstockt sein kann, wenn er seinen Willen in der Sünde dermaßen befestiget hat, daß nur schwache Regungen zum Guten in ihm entstehen. Quaest. 24. de verit. art. 11. Einerseits ist nämlich der Geist verfinstert; der Wille ist verhärtet gegen die göttlichen Einsprechungen, und an die sinnlichen Vergnügungen gefesselt, verachtet er die geistigen Güter und empfindet Ekel daran; die Leidenschaften und sinnlichen Begierden herrschen durch die bösen Gewohnheiten in der Seele; anderseits zeigen sich die Erleuchtungen und Einsprechungen Gottes, um der Schuld der Seele willen, wenig wirksam, um sie zu rühren, weil sie dieselben verachtet und schlecht benützt hat, ja sie fühlt eine größere Abneigung dagegen, da sie in ihren sinnlichen Freuden nicht gerne gestört sein möchte. Alle diese Umstände bilden nun eine moralische Verlassenheit, aus welcher sich der Sünder nur schwer erheben, seinen elenden Zustand verlassen und zu einem geordneten Leben zurückkehren kann. Um plötzlich aus dieser Unordnung auf den Weg des Heils zurückzukehren, bedürfte es einer übergroßen und außerordentlichen Gnade, die Gott dergleichen verhärteten Sündern nur selten ertheilt. Bisweilen ertheilt er sie Einigen, sagt der heilige Thomas, indem er sie nach dem Ausdrucke des Apostels zu Gefässen seiner Barmherzigkeit erwählt, um seine Güte zu offenbaren; Andern aber verweigert er sie mit Recht und läßt sie in ihrem unglücklichen Zustande, um seine Gerechtigkeit und Allmacht kund zu thun. Bisweilen, sagt der heilige Lehrer, indem er den Apostel anführt, kommt Gott nach seiner übergroßen Liebe auch denen mit seinem Beistande zuvor, welche der Gnade ein Hinderniß bereiten und führt sie zur Besserung. Gleichwie er aber nicht alle Blinde sehend und alle Lahme gehend macht, so kommt er auch nicht Allen, welche der Gnade ein Hinderniß bereiten, mit seinem Beistande zuvor, auf daß sie sich bekehren. Darum sagt der Apostel: Indem Gott darthun wollte seinen Zorn und erweisen seine Macht, ertrug er mit vieler Langmuth

die Gefäſſe des Zornes, die zum Verderben bereit ſind, auf daß er kund machte den Reichthum ſeiner Herrlichkeit gegen die Gefäſſe der Erbarmung, die er vorbereitet hat zur Herrlichkeit. Röm. 9, 22. 23. Dann fügt der heilige Thomas noch hinzu: Wenn nun Gott einem Theil derjenigen, die in Sünden leben, mit ſeiner Gnade zuvorkommt und zur Bekehrung führt, die Andern aber erträgt oder nach der Ordnung der Dinge fortfahren läßt, ſo dürfen wir ihn darüber nicht zur Rechenſchaft ziehen, warum er dieſen zur Bekehrung verhelfe und jenen nicht. Darum ſagt der Apoſtel: Hat der Töpfer nicht die Macht, aus demſelben Stoffe ein Gefäß zur Ehre, ein anderes aber zur Unehre zu machen? Aus dieſer Erörterung iſt klar, daß es eine moraliſche Verlaſſenheit einiger verhärteter Sünder gebe, ſo daß ihre Bekehrung moraliſch unmöglich, d. h. ſehr ſchwer ſei, aber ganz und gar unmöglich iſt ſie nicht. Letzteres wäre eine Grauſamkeit, die den Sünder zur Verzweiflung bringen und in alle Laſter ſtürzen müßte; denn wer einmal von der Gnade völlig verlaſſen wäre, hätte keine Hoffnung mehr, ſich beſſern zu können, er hätte daher auch keinen vernünftigen Grund mehr, dahin zu ſtreben, ſondern könnte ſich füglich dem Spiele ſeiner Leidenſchaften überlaſſen.

2) Der heilige Auguſtin behauptet an mehreren Orten ſeiner Schriften, daß nicht Allen die nothwendige Gnade gegeben werde, ſo ſagt er namentlich in ep. 107. ad Vital.: „Wir wiſſen, daß Gott ſeine Gnade nicht Allen gebe.“

Die Stimme eines einzelnen Vaters, und erfreuet er ſich auch noch ſo großen Anſehens, entſcheidet nichts. Man kann ſich aber hierin nicht einmal auf den heiligen Auguſtin berufen. Seine Ausſprüche enthalten, wenn ſie recht aufgefaßt werden, einen ganz andern Sinn. Was aber insbeſonders die oben angeführte Stelle betrifft, ſo redet er in derſelben von der Gnade des Glaubens im Gegenſatze zum Unglauben. Nun iſt es allerdings möglich, wie es auch die Erfahrung beſtätiget, daß nicht Alle den wahren Glauben haben. In dieſem Sinne konnte der heilige Auguſtin mit aller Wahrheit ſagen: Gott gebe nicht Allen die Gnade.

3) Wenn man annimmt, daß die Gnade durchaus nothwendig iſt, um irgend einen Akt in der Heils-

ordnung zu vollbringen, so hat der Mensch keine Freiheit mehr.

Hierauf sagen wir mit dem heiligen Augustin, der gefallene Mensch ist allerdings nicht in der Art frei, daß er ohne die Gnade Gottes etwas in Bezug auf das ewige Leben beginnen oder vollenden kann; durch die Gnade aber erlangt er gleichsam die volle Freiheit wieder, weil ihm die Kräfte, die ihm mangeln, um das Gute thun zu können, durch die von Jesus Christus verdiente Gnade mitgetheilt werden. Denn jetzt hat er die Freiheit und die Kraft, sein ewiges Heil zu wirken, ohne jedoch hiezu gezwungen zu werden.

4) In der heiligen Schrift heißt es von Gott: Der ich zu Cyrus sage: Du bist mein Hirt, du wirst allen meinen Willen vollbringen. Is. 44, 28. Cyrus war aber ein Heide und folglich der uns von Jesus Christus verdienten Gnade beraubt. Dessenungeachtet beobachtete er, wie es im angeführten Texte heißt, alle natürlichen Gebote, woraus folgt, daß der Mensch auch ohne die Gnade das ganze Naturgesetz zu beobachten im Stande ist. —

Man muß, um die angeführte Stelle richtig verstehen zu können, mit den Theologen einen absoluten (voluntas beneplaciti) und bedingten Willen Gottes (voluntas signi) unterscheiden. Ersterer ist von Gott unwiderruflich festgesetzt, und Gott will, daß wir ihn unfehlbar erfüllen, deßwegen er auch von den Gottlosen vollbracht wird. Der bedingte Wille hingegen bezieht sich auf die uns mitgetheilten göttlichen Gebote; zur Erfüllung derselben bedarf es unserer Mitwirkung, was wir ohne Beihilfe der Gnade nicht vermögen. Beim Propheten Isaias spricht nun Gott in Bezug auf Cyrus nicht von dem bedingten, sondern von dem absoluten Willen Gottes, nämlich daß Cyrus die Juden aus der Gefangenschaft befreien und deßhalb gestatten sollte, daß sie den Tempel und die Stadt wieder aufbaueten. Dieses also mußte Cyrus unfehlbar ausführen; anderseits aber war er weit entfernt, den Willen Gottes in Bezug auf das Naturgesetz zu vollbringen, da er ein Götzendiener und überdieß blutdürstig und raubsüchtig war.

5) Ein gewisser Jüngling, den der Herr ermahnte,

die Gebote Gottes zu beobachten, antwortete: Meiſter, dieß Alles habe ich von meiner Jugend auf gehalten. Mark. 10. Hieraus folgt, ſagen die Pelagianer, daß dieſer Menſch ohne die Gnade und ohne auch nur an Chriſtus zu glauben, alle Gebote des Naturgeſetzes beobachtet habe.

Jener Jüngling war ein Jude, und als ſolcher glaubte er an Gott und einſchlußweiſe auch an Chriſtus. Er konnte daher gar wohl im Beſitz der Gnade ſein, mittelſt welcher er die Gebote des alten Bundes beobachtete.

6) Entweder iſt es möglich, die Gebote des Dekalogs zu halten, oder es iſt nicht möglich. Iſt es möglich, ſo kann man ſie ſehr wohl mit den Kräften des freien Willens allein beobachten; iſt es nicht möglich, ſo begeht man keine Sünde, wenn man ſie übertritt, da Niemand zu etwas Unmöglichem verbunden iſt.

Ohne die Gnade iſt es allerdings unmöglich, die Gebote Gottes zu halten, aber mit dem Beiſtande derſelben kann es gar wohl geſchehen. Da nun die Beobachtung der göttlichen Gebote mit Hilfe der Gnade möglich iſt, und dieſe Gott auch einem Jedem bereitwillig gibt, ſo ſind wir gehalten, ſie zu erfüllen.

7) Die Semipelagianer berufen ſich darauf, daß der Herr uns wiederholt an vielen Stellen der heiligen Schrift ermahne, wir ſollten um Gnade bitten und dieſelbe ſuchen. Das Bitten alſo, ſagen ſie, iſt in unſerer Gewalt, und wenn es auch nicht in unſerer Macht iſt, zu glauben und heilig zu werden, ſo iſt wenigſtens das Verlangen darnach in unſerer Gewalt.

Hierauf erwidert der heilige Auguſtin, daß es nicht in unſerer Gewalt ſei, auf geziemende Weiſe zu beten, ſondern daß uns dieſes erſt in Folge der Gnade möglich ſei, wie dieß der heilige Paulus bezeugt, indem er ſpricht: Der Geiſt hilft unſerer Schwachheit; denn was wir beten ſollen, wie es ſich gebührt, wiſſen wir nicht, ſondern der Geiſt ſelbſt begehrt für uns mit unausſprechlichen Seufzern. Röm. 8, 26. Was heißt es aber anders, bemerkt der heilige Auguſtin, der Geiſt begehrt für uns, als er macht, daß wir begehren. Daraus folgt, daß auch das Gebet eine Gnade

Gottes sei. Uebrigens bemerkt der heilige Augustin noch, daß Gott Allen die Gnade des Gebetes verleihe, und zwar mit Recht; denn wenn Jemand nicht die wirksame Gnade hätte, die Gebote zu erfüllen, und auch nicht mittelst des Gebetes dieselbe erlangen könnte, so würde die Erfüllung der Gebote für einen Solchen überhaupts unmöglich sein. Damit stimmt auch das Concilium Tridentinum überein, indem es sagt, man solle thun, was man kann, und um das, was man nicht vermag, zu Gott um Gnade bitten.

43. Von der Art und Weise, wie die Gnade im Menschen wirkt.

Die Theologen stellen sich die Wirksamkeit der Gnade im Menschen auf verschiedene Weise vor. Es bestehen hierüber verschiedene theologische Systeme, und man unterscheidet vorzüglich:

I. Das System der Thomisten.

Die Thomisten unterscheiden, wie andere Theologen, die zureichende und die wirksame Gnade. Nach ihrer Meinung besteht die erstere darin, daß sie den Willen des Menschen bewegt und ihm die Kraft verleiht, die Gründe abzuwägen und zu wirken; aber dieses bloße Vermögen wird nie zum Handeln übergehen, wenn man nicht von Gott auch den wirksamen und physisch bewegenden Beistand empfängt, den man auxilium quo nennt, im Gegensatze zu auxilium sine quo, d. h. jenen Beistand, der auch der zureichenden Gnade verliehen wird. Demnach entstehen mit Hilfe der zureichenden Gnade im Menschen nur gute Begierden und andere fromme Bewegungen des Willens, die aber nicht aus Ueberlegung hervorgehen und auch keine vollendete Wirkung haben; mit Hilfe der wirksamen Gnade aber erlangt man die wirkliche Erfüllung des Werkes, indem sie den Willen des Menschen eben so zur Wahl der Handlung als zur Ausführung derselben physisch bestimmt. Die Thomisten sagen, daß diese Gnade sowohl im Stande der Unschuld, als der gefallenen Natur nothwendig gewesen sei, weil jeder geschaffene Wille, obgleich frei, dennoch nur von Gott, als dem zuerst Freien abhängt. Bezüglich des Standes der gefallenen Natur bemerken sie aber insbesonders, daß der Mensch, obgleich er mit Hilfe der zureichenden Gnade das Vermögen besitzt, Gutes zu thun, er doch wegen der geistigen Krankheit, welche die Sünde

Adams dem Menſchengeſchlechte zugezogen hat, niemals die Schwierigkeiten überwinden wird, wenn ihn nicht die wirkſame Gnade gleichſam als eine Arznei ſtärkt.

Das Syſtem der Thomiſten gründet ſich auf die ſogenannte praedeterminatio physica, d. h. auf die phyſiſche Vorausbeſtimmung. Sie ſagen nämlich, daß Gott die erſte Urſache und der erſte Beweger der Handlungen eines jeden erſchaffenen Willens ſei, und daß derſelbe, da er eine abſolute Gewalt über alle Dinge habe, durch ſeinen allmächtigen Willen den unſern leiten könne, wie er wolle.

Die größte Schwierigkeit im Syſteme der Thomiſten beſteht darin, daß man bei der Annahme eines phyſiſchen Vorausbeſtimmens des Menſchen nicht wohl einzuſehen vermag, wie ſich ſolch eine Wirkſamkeit der Gnade mit der Freiheit des menſchlichen Willens vereinigen läßt. Mit Recht bemerkt Tourneły: Dasjenige, was vor aller Beſtimmung des Willens wie immer vorausgeht, und in einer gewiſſen metaphyſiſchen Verbindung mit dieſer Beſtimmung ſteht, ſcheint die Freiheit zu vernichten; und dieſes gilt von der wirkſamen, im Voraus beſtimmenden Gnade der Thomiſten. Richtig ſagt auch Thomaſſin: Wie kann man es begreifen, daß die zureichende Gnade uns wirklich das Vermögen gebe, die Gebote Gottes zu beobachten, wenn auch noch die wirkſame Gnade erfordert wird, um dieſes Vermögen zum Handeln zu bringen? Und wenn hiezu die wirkſame Gnade durchaus nothwendig iſt, wie ſoll man dann begreifen, daß die zureichende Gnade wirklich zureichend ſei?

II. Das Syſtem der Moliniſten.

Molina ſtellt in Abrede, daß die Gnade an und für ſich und von Innen heraus wirkſam ſei, indem dieſes der Freiheit des Menſchen widerſtrebe. Er behauptet, daß in jedem Stande der Natur, im unſchuldigen ſowohl als im verderbten, eine jede aktuelle Gnade genügende Kraft verleihe, um wirklich zu handeln, und daß es ganz dem Willen des Menſchen überlaſſen ſei, nach Wohlgefallen ſich ihrer zu bedienen oder nicht, ohne dazu einer andern Hilfe zu bedürfen, ſo daß, wenn ſich der Menſch ihrer bedient, er ſie wirkſam macht, wogegen ſie, wenn er ſich ihrer nicht bedient, unwirkſam bleibt. Nach dieſem Syſtem nimmt die Gnade eine ge-

wiſſe neutrale Stellung zu dem menſchlichen Willen ein, und erſt wo der Wille die Gnade ergreift, da wird ſie wirkſam. Indeß verwahrt ſich Molina von der Annahme, als ob die Beiſtimmung des Willens der Gnade die Kraft gebe und ſie im erſten Akte wirkſam mache; denn er lehrt, daß alle Kraft der Gnade von Gott komme; aber von der Beiſtimmung, ſagt er, die von unſerm Willen abhängt, wird die Gnade ſelbſt beſtimmt, ſie iſt alſo eine Bedingung, und wenn ſie erfüllt wird, dann wird die Gnade im zweiten Akt wirkſam. Es geſchieht dieß auf gleiche Weiſe wie bei den Sakramenten, welche auch an und für ſich wirkſam ſind, wie man zu ſagen pflegt, im erſten Akte, deren Wirkſamkeit aber durch die Dispoſition deſſen, der ſie empfängt, bedingt wird, um im zweiten Akte wirkſam zu werden und die Gnade zu erzeugen.

Der Unterſchied zwiſchen den Thomiſten und Moliniſten über die wirkſame Gnade beſteht alſo darin, daß die Thomiſten außer dem Einfluße der erweckenden Gnade zur Wirkſamkeit derſelben noch das phyſiſche im Vorausbeſtimmen von Seiten Gottes verlangen, welches der Natur und Urſächlichkeit nach vorangeht, und das unſern Willen phyſiſch zur Einwilligung beſtimmt, während Molina behauptet, daß dieſe phyſiſch göttliche Handlung nicht vorausgehend, ſondern mit der Handlung des Willens zuſammenfallend ſei.

Im Syſteme des Molina läßt ſich allerdings die Gnade ſchon beſſer mit der Freiheit des Menſchen vereinigen; aber die Schwierigkeit beſteht darin, daß ſich dieſes Syſtem nicht recht mit der heiligen Schrift verträgt, die wenigſtens für den gegenwärtigen Zuſtand der gefallenen Natur ganz deutlich lehrt, daß die Gnade an ſich und von Innen heraus, nicht aber erſt durch Beiſtimmung des Willens wirkſam ſei, und daß die Gnade die Urſache iſt, welche den Willen beſtimmt, und welche macht, daß wir das Gute wirklich thun. So heißt es z. B.: Das Herz des Königs iſt in der Hand des Herrn wie Waſſerleitungen; auf Alles, wohin er will, leitet er ihn hin. Sprüch. 21, 1. — Niemand iſt, der deinem Willen widerſtehen kann, wenn du beſchloſſen u. ſ. w. Eſth. 13, 9. — Mein Rathſchluß beſteht, und all mein Wille geſchieht Iſ. 46, 10. u. ſ. w. Wenn der menſchliche Wille den göttlichen beſtimmt, ſo ſind dieſe Stellen ſchwer zu erklären. Dazu kömmt, daß auch

die heiligen Väter, namentlich der heilige Auguſtin, die Wirkſamkeit der Gnade von Innen heraus lehren. So ſagt z. B. der heilige Auguſtin: Der allmächtige Gott wirkt im Herzen der Menſchen, um durch ſie zu thun, was er will, daß ſie thun. De grat. et libr. arbitr. c. 10.

III. Das Syſtem der Congruiſten.

Nach der Meinung der Congruiſten beruht die Wirkſamkeit der Gnade auf dem Zuſammentreffen von Umſtänden der Zeit, des Ortes und des Zuſtandes, in welchem ſich die Perſon befindet, wenn ſie wirken ſoll. Nach dieſem Zuſammentreffen mehrer Umſtände wird die Gnade wirkſam oder unwirkſam; denn unter dieſen oder jenen Umſtänden wird Gott dem Menſchen eine innerlich entſprechende Hilfe geben, welche bewirkt, daß er handelt, und ohne dieſe Umſtände wird der Menſch nicht wirken.

Dieſe Meinung hat zunächſt dieſelbe Schwierigkeit wie das Syſtem des Molina; denn es entzieht die Wirkſamkeit der Gnade dem göttlichen Willen, der aus ſich den Willen des Menſchen beſtimmt und ihn das thun läßt, was der göttliche Wille beſtimmt hat. Wenn es ferners wahr wäre, daß die Wirkſamkeit der Gnade in der entſprechenden Hilfe beſtünde, die Gott in dieſen Umſtänden gibt, ſo würde daraus folgen, daß der Menſch beim Mangel dieſer Hilfe ohne ſeine Schuld der nöthigen Gnade, um ſelig zu werden, beraubt wäre, und kein Mittel hätte, ſein Heil zu wirken.

IV. Das Syſtem der Auguſtiner.

Die Auguſtiner unterſcheiden den Stand der Unſchuld von dem der gefallenen Natur und ſagen, daß im Stande der Unſchuld die Gnade noch unentſchieden (versatilis) war, und daß ſie ſich, wie auch Molina meint, nach der Beiſtimmung des Menſchen beſtimmt habe. Aber im Stande der gefallenen Natur habe der Menſch, um das Gute thun zu können, zu einer jeden übernatürlich guten Handlung eine Gnade nöthig, die aus ſich und von Innen wirkſam ſei, um den Willen zur Zuſtimmung zu bringen; denn durch die Erbſünde ſei der Wille des Menſchen allzu ſehr geſchwächt worden. Sie wollen ferner, daß die Wirkſamkeit der Gnade in dem Wohlgefallen beſtehe, wodurch der Wille des Menſchen unfehlbar zur freien Zuſtimmung bewegt werde. Dieſes Wohlgefallen ſei als ein abſolut ſiegendes zu denken; doch wirke dieſe

Gnade nicht physisch, sondern moralisch auf den Menschen. Die Augustiner sagen ferners, daß die zureichende Gnade oder das auxilium sine quo, dem Willen die Kraft gebe, das Gute zu üben; daß aber diese Uebung ohne Erfolg bleiben werde, wenn nicht auch die heilende Hilfe Christi in der wirksamen Gnade (auxilium quo) hinzutrete. So stimmen die Augustiner, wenn sie von der verderbten Natur reden, den Thomisten; wenn sie aber von dem Stande der Unschuld sprechen, der Meinung der Molinisten bei.

Allein gegen das System der Augustiner läßt sich sagen, daß der Mensch nicht immer vom Wohlgefallen bewegt wird, sondern oft auch von andern Ursachen, wie z. B. von Scham, Furcht vor der Strafe u. s. w. Darum sagt auch der heilige Augustin, manche Märtyrer wären nicht standhaft geblieben, wenn sie nicht die Furcht vor der Hölle in der Liebe Gottes bewahrt hätte. Es geschieht ferners manchmal, daß der Mensch durch ein doppeltes Wohlgefallen, nämlich durch das Wohlgefallen an der Sünde und jenes an der Gerechtigkeit hin- und hergezogen wird, bis ein drittes, äußeres Motiv hinzukommt, und er sich zu dem Einen oder dem Andern entschließt.

V. Meinung des heiligen Liguori.

Der heilige Liguori, der die vorhergehenden Systeme in der angeführten Weise bekämpft, ist der Meinung, daß die zureichende Gnade, die keine andere Hilfe gibt, als leichte Sachen zu vollbringen, zur Erfüllung der Gebote nicht genüge, sondern daß hiezu die von Innen wirksame Gnade nothwendig sei, die den menschlichen Willen bestimmt, das Gute zu thun. Diese wirksame Gnade wirke meistens durch das siegende Wohlgefallen; sie bestimme uns aber manchmal auch durch andere Motive zum Handeln, wie durch Hoffnung, Furcht u. s. w.; daher sage auch der heilige Augustin, daß Gott die Menschen auf unzählige und wunderbare Weise wirksam an sich ziehe. Die zureichende Gnade, die Gott einem Jeden gibt, verleihe aber einem Jeden auch die Kraft des wirklichen Gebetes, und durch das Gebet erlange er die wirksame Gnade. Es läßt sich nicht leugnen, daß diese Meinung, welche der heilige Liguori ausführlich begründet, sehr viel für sich hat, und die Sache ungemein vereinfacht. Man kann nach diesem Systeme sagen: Die hinreichende Gnade gibt Gott einem jeden Menschen; mit

dieſer kann er ſchon einige leichte Dinge thun, namentlich auch beten; durch das Gebet erlangt er aber auch die wirkſame Gnade, und nun iſt ihm Alles zu thun möglich, was Gott von ihm verlangt. Daher iſt er auch ſchuldig an ſeinem Verderben, wenn ihm auch die wirkſame Gnade gefehlt haben ſoll, weil er das Mittel, ſie zu erlangen, nämlich das Gebet, wozu er vermöge der hinreichenden Gnade die Kraft gehabt hätte, nicht gebrauchen mochte. So verlangt es auch die Ordnung der göttlichen Vorſehung in Bezug auf die Gnaden, daß ſie nämlich dem guten Gebrauche der erſten die fernern folgen läßt. Damit ſtimmt der Grundſatz überein, daß Gott denen, die thun, was ihnen möglich iſt, ſeine Gnade nicht verſage. Dasſelbe iſt Lehre der Kirche, und hat es das Concilium von Trient klar ausgeſprochen, indem es ſagt: Gott befiehlt nichts Unmögliches, ſondern befehlend ermahnt er dich zu thun, was du kannſt, und um das zu bitten, was du nicht kannſt, und er hilft dir, daß du es könneſt. Was aber die heiligen Väter betrifft, ſo lauten ihre Ausſprüche eben ſo. Der heilige Chryſoſtomus ſagt: Niemand kann entſchuldiget werden; denn er ſelbſt wollte nicht ſiegen, da er zu beten aufhörte. Hom. de Moys. Der heilige Auguſtin ſchreibt: „Der Herr befiehlt Einiges, was wir nicht können, damit wir einſehen, was wir von ihm erbitten müſſen.“ Und an einer andern Stelle: „Der Menſch, welcher will, und nicht kann, bitte, daß er ſo viel erlange, als zur Erfüllung der Gebote nothwendig iſt; denn alſo wird ihm geholfen, daß er thun kann, was ihm befohlen wird.“ cf. Schriften des heiligen Liguori, und zwar ſeine dogmatiſchen Werke B. 1.

44. Von den außerordentlichen und wunderbaren Gnadengaben oder Charismaten.

Darunter verſtehen wir die außerordentlichen Inſpirationen und wunderbaren Gnadengaben, welche Gott Einzelnen von jeher verliehen hat. Einiges hievon iſt bereits B. 6. S. 527. und B. 8. S. 246 u. folg. erwähnt: ausführlicher aber gedenken wir beim Artikel „Wunder“ hievon zu handeln.

45. Streitigkeiten bezüglich der Gnade.

Die Lehre von der Gnade hat innerhalb der Kirche selbst verschiedene Streitigkeiten hervorgerufen und Parteien geschaffen, ohne daß ein oder die andere Ansicht gerade als ketzerisch verworfen worden wäre. Daraus entstunden die verschiedenen Systeme von der Gnade, wovon wir bereits oben redeten; wir wollen hier noch den historischen Gang übersichtlich davon mittheilen.

Vorzüglich der Dominikaner- und Jesuitenorden geriethen in den Streitigkeiten über die Gnade in einander. Zuerst kam der spanische Dominikaner Banez, Lehrer an der Universität zu Salamanka, festhaltend an der Unterscheidung der gratia sufficiens et efficax, auf die sogenannte physische Prämotion oder Prädetermination, indem er lehrte: Durch die wirksame Gnade (gratia efficax) determinire Gott den menschlichen Willen der Art, daß sie von Innen heraus und durch ihre Natur selbst, unabhängig von dem freien Consens des Menschen, das Gute mit unfehlbarer Gewißheit producire, während mit der bloß hinreichenden Gnade der Mensch das Gute nie vollbringe, nicht einmal anfänglicher und unvollkommener Weise, wenn nicht noch ein neues, physisch prämovirendes Gnadenmittel hinzukomme. Mit diesem System, welches man das der Thomisten nennt, weil es sich auf die Lehre des heiligen Augustin und Thomas gründen wollte, war, wie schon oben bemerkt wurde, die Freiheit des menschlichen Willens schwer in Einklang zu bringen; doch wollte Banez diese unversehrt erhalten wissen.

Die heftigsten Gegner fand Banez an den Jesuiten, und vorzüglich Molina, Professor der Theologie zu Evora in Portugal, schrieb ein eigenes Buch unter dem Titel: Von der Uebereinstimmung der menschlichen Willensfreiheit mit der göttlichen Gnade. Das Buch erschien 1588 zu Lissabon, von der Inquisition selbst approbirt. In diesem Buche behauptet Molina unter Anderm: Obschon der freie Wille durch die Erbsünde geschwächt worden ist, so vermag er doch durch die bloßen Naturkräfte und den allgemeinen natürlichen Beistand Gottes ohne übernatürliche Gnade ein natürlich gutes Werk zu verrichten; aber ein solches Werk verdient weder Gnade, noch ewigen Lohn. Ferners kann der Mensch

mit den bloßen Naturkräften und dem allgemeinen natürlichen Beistand Gottes seine Zustimmung zu Glaubenswahrheiten geben, aber diese Zustimmung ist nichts weiters, als eine Meinung und ein menschlicher Glaube, und daher verschieden von dem durch die Gnade bewirkten Glauben, der allein zum Heile und Verdienste gereicht. Ingleichen kann er mit den bloßen natürlichen Kräften und dem allgemeinen natürlichen Beistande Gottes einen rein natürlichen Akt der Liebe Gottes erwecken, besonders wenn Versuchungen fehlen; aber auch ein solcher Liebesakt ist nicht einmal eine entfernte Disposition zur Gnade u. s. w. Ueber die absolute Nothwendigkeit der Gnade zu allen verdienstlichen Werken, oder auch zum Anfang des Glaubens und alles Guten in der übernatürlichen Ordnung waltet in Molina's Buch nicht der geringste Zweifel. Ferners die wirksame Gnade unterscheidet sich von der bloß zureichenden nicht der innern Natur nach, sondern daß die eine wirksam wird, während die andere bloß zureichend bleibt und vom Menschen nicht ergriffen wird; dieses kömmt von der menschlichen Willensfreiheit her. Indeß darf man aber nicht annehmen, als ob dieses Beistimmen des Willens der Gnade erst die Kraft gebe; denn all ihre Kraft hat die Gnade von Gott. Nun sieht Gott von Ewigkeit voraus, ob der Mensch mit der Gnade mitwirkte oder nicht. Diese Kenntniß Gottes nannte Molina die scientia media, weil sie gleichsam die Mitte zwischen der göttlichen Kenntniß der rein möglichen und der Kenntniß der absolut zukünftigen Dinge bildet. Mittelst der scientia media weiß also Gott, welchen Gebrauch der Mensch von jeder Gnade machen werde, und daraus, aber nicht aus den physischen Prädeterminationen erklärt sich die unfehlbare Verbindung der wirksamen Gnade mit dem Heilsakte ohne Beeinträchtigung der menschlichen Freiheit und göttlichen Herrschaft.

Molina's Buch wurde anfänglich von vielen Seiten mit größtem Beifalle aufgenommen; aber desto heftigern Widerspruch setzten ihm die Dominikaner unter der Anführung des Banez entgegen. Nachdem der Streit auf das Heftigste entbrannt war, legte Papst Clemens VIII. im Jahre 1594 beiden Parteien (den Jesuiten und Dominikanern) Stillschweigen auf; später erlaubte er ihnen indeß wieder die friedliche Fortsetzung ihrer Controverse. Im

Jahre 1598 ſetzte der Papſt eine eigene Congregation, genannt Congregatio de auxiliis, von eilf Conſultoren nieder zur Prüfung der Schrift des Molina. Nachdem in drei Monaten eilf Sitzungen gehalten worden, erklärte die Congregation das Buch des Molina und die darin enthaltene Lehre für verboten. Eine auf Befehl des Papſtes abermals vorgenommene Prüfung des Buches fand an dem bereits gefällten Urtheile nichts zu ändern. Der Papſt enthielt ſich aber um ſo mehr einer Entſcheidung, als man vielſeitig zu Gunſten des Molina intercedirte. Er faßte vielmehr den Entſchluß, Colloquien zwiſchen beiden Parteien anſtellen zu laſſen. An dieſen Colloquien nahmen die Generäle der beiden Orden und mehre andere Theologen, darunter auch der Cardinal Bellarmin Theil. Es ſollte aber nicht das Buch des Molina, ſondern der ſtreitige Hauptpunkt, die wirkſame und bloß zureichende Gnade, den Gegenſtand der Colloquien bilden, worauf aber die Dominikaner, denen an der Verdammung des Buches des Molina lag, nicht eingehen wollten. Auch dieſe Colloquien führten zu keinem erwünſchten Ziel.

Der Papſt ließ nunmehr die ganze Controverſe neuerdings, und zwar in ſeiner Gegenwart verhandeln, und ſo begannen am 20. März 1602 im Vatikan und in Gegenwart des Papſtes, mehrerer Cardinäle, Biſchöfe, Doktoren, Cenſoren und der zwei Generäle der Dominikaner und Jeſuiten mit ihren Theologen die neuen Congregationen, die faſt vier Jahre dauerten. Clemens ſtarb am 3. März 1605 und hinterließ die Sache unentſchieden ſeinem Nachfolger. Dieſer, nämlich Paul V., erklärte die Congregationen für geſchloſſen, und erließ 1607 an jeden der beiden Ordensgeneräle eine an alle Provinziale ihres Ordens zu vertheilende Encyklika, wornach beide Theile, aber ohne ſich gegenſeitig zu verketzern und bis auf weitern Entſcheid des apoſtoliſchen Stuhles in dieſer Angelegenheit ihre Meinungen beibehalten, lehren und vertheidigen könnten. In gleichem Sinne erklärte ſich Clemens XII. in ſeiner Conſtitution vom 2. Oktober 1733. Er gab es einer jeden der beiden ſtreitenden Parteien frei, ihre Anſicht frei und öffentlich zu lehren und zu vertheidigen, nur durften ſie ſich nicht gegenſeitig beſchimpfen oder gar verdammen. So endete dieſer berühmte Streit. Unter den Jeſuiten ſelbſt aber gingen mehre be-

rühmte Männer, wie Bellarmin, Suarez und Andere von dem Syſteme des Molina, das übrigens keineswegs von der Kirche als irrthümlich verworfen, und weder als Pelagianismus, noch als Semipelagianismus gebrandmarkt worden iſt, wornach die Thomiſten ſo ſehr, und oft mit leidenſchaftlicher Hitze verlangten, theilweiſe ab, und huldigten dem ſogenannten Congruismus, wornach die Wirkſamkeit der Gnade von der Congruität mit dem Charakter, der Beſchaffenheit, der Lage und den andern Umſtänden des mitwirkenden Menſchen abhängt. cf. Kirchenlexikon v. Wetzer.

46. Irrthümer bezüglich der Gnade.

Hier begegnen uns zwei Hauptklaſſen von Irrlehrern, die einander ganz und gar entgegengeſetzt ſind, nämlich ſolche, welche der Gnade Gottes nichts, oder zu wenig, und daher den natürlichen Kräften des Menſchen Alles oder zu viel zuſchreiben; und dann ſolche, die der Gnade Gottes Alles, den Kräften des Menſchen aber nichts einräumen. Wollen wir ſie näher kennen lernen.

I. Irrlehrer, welche der Gnade Gottes Nichts oder zu wenig, dagegen den natürlichen Kräften des Menſchen Alles oder zu viel zuſchreiben. Zu dieſen gehören:

1) Die Pelagianer. Das Haupt und der Stifter dieſer Irrlehre iſt Pelagius. Er ward in Britannien von armen Eltern geboren, die ihm nur eine ſehr mittelmäſſige Erziehung geben konnten. Später wurde er ein Mönch. Er hielt ſich längere Zeit in Rom auf, wo er ſich durch den Ruf ſeiner Tugenden die Liebe des heiligen Paulinus und ſelbſt des heiligen Auguſtin erwarb. Durch die Bekanntſchaft mit einem ſyriſchen Prieſter, Ruffinus, war Pelagius ſo unglücklich, ſich in mehre Irrthümer, beſonders bezüglich der Gnade zu verwickeln; denn im Morgenlande waren ſchon ähnliche Irrthümer verbreitet, vorzüglich durch Theodor, Biſchof von Mopſueſtia. Um das Jahr 405 fing er an, ſeine Irrlehre zu verbreiten. Außer mancherlei andern Irrlehren, beſonders in Betreff der Erbſünde, welche Pelagius ganz und gar leugnete, ſtellte er in Anſehung der Gnade den Grundſatz auf: Der Menſch könne mit den natürlichen Kräften des freien Willens alle göttlichen Gebote erfüllen, alle Verſuchungen und Leidenſchaften überwinden und

ohne den Beistand der Gnade zur Vollkommenheit gelangen. Da diese Behauptung alle Katholiken entrüstete, so gaben sich Pelagius und seine Schüler Mühe, den Abscheu zu mildern, welchen eine solch gottlose Lehre einflößte. Pelagius sagte nämlich, er leugne nicht die Nothwendigkeit der Gnade, aber die Gnade sei der freie Wille, welchen Gott den Menschen ohne ihr Verdienst umsonst geschenkt habe. Hierauf antworteten ihm aber die Katholiken, daß man die Gnade vom freien Willen wohl unterscheiden müsse. Jetzt bediente sich Pelagius folgender Ausflucht: Unter der Gnade müsse man das Gesetz oder die Lehre verstehen, wodurch der Herr uns die Gnade erweist, uns zu lehren, wie wir leben sollen. Weil die Katholiken dagegen einwendeten, daß, wenn die Gnade bloß in dem den Menschen gegebenen Gesetze bestehe, das Leiden Christi ganz unnütz wäre, so erwiderten die Pelagianer, die Gnade Jesu bestehe in dem Beispiele, welches er uns gegeben, und das wir nachahmen sollen. Mit Recht bemerkte der heilige Augustin dagegen, daß eine solche Gnade des Beispiels sich nicht von der Lehre unterscheide, da der Heiland sowohl durch Wort als Beispiel unterrichtete. Die Pelagianer kamen nun auf eine vierte Art von Gnade, nämlich auf die der Sündenvergebung. Sie sagten nämlich, die Gnade Gottes nütze dazu, daß die vergangenen Sünden vergeben werden, nicht aber um damit zukünftige zu vermeiden. Daher könne man die Herabkunft Jesu Christi nicht unnütz nennen; denn die Gnade der Vergebung diene dazu, die begangenen Sünden nachzulassen und das Beispiel Jesu Christi helfe, die Sünden in der Folge zu meiden. Sie gaben auch nach dem heiligen Augustin eine gewisse innere Gnade der Erleuchtung zu, aber nur objektiv, d. h. eine innere Gnade, um den Werth der guten Werke und die Abscheulichkeit der schlechten zu erkennen, nicht aber in dem Sinne, daß die Gnade zugleich Kraft gibt, um das Gute zu umfassen und das Böse zu meiden. Endlich gab Pelagius allerdings auch noch eine innere Gnade in dem Sinne zu, daß dadurch der Mensch gestärkt wird, das Gute zu thun; aber er nahm sie nicht im Sinne der katholischen Kirche als nothwendig an, sondern nur als nützlich, indem man in Folge dieser Gnade das Gute leichter thun könne.

Die Ketzerei das Pelagius verbreitete sich in Kürze, besonders war ein gewisser Cölestius, ein Verschnittener von vornehmer Ab-

kunft, einer der eifrigſten Schüler des Pelagius; dieſer war offener und kühner als ſein Meiſter. Beide verließen um das Jahr 405 Rom, und begaben ſich nach Afrika, wo Cöleſtius ſich zu Carthago um die Prieſterweihe bewarb; wurde aber, nachdem man ſeine Ketzerei erkannt hatte, vom Biſchofe Aurelius nicht nur zurückgewieſen, ſondern auch durch das von demſelben nach Carthago berufene Concilium exkommunicirt. Cöleſtius appellirte an den römiſchen Stuhl, ging aber ſelbſt nach Epheſus, wo es ihm gelang, ſich die Prieſterweihe zu erſchleichen. Nachdem aber auch dort ſeine Irrthümer erkannt worden waren, wurde er ſammt ſeinen Anhängern aus Epheſus vertrieben.

Pelagius ſelbſt begab ſich von Afrika nach Paläſtina, wo es ihm gelang, über ſeine Lehre Manche zu täuſchen, ſo daß ihn das Concilium von Diospolis im Jahre 415, nachdem er die von demſelben ihm vorgelegten Glaubensſätze ſcheinbar angenommen hatte, ſelbſt zur Kirchengemeinſchaft zuließ. In Afrika ging man aber nicht ſo ſchonend mit Pelagius um, wie in Paläſtina; denn im Jahre 416 verſammelte der Biſchof Aurelius eine Synode zu Carthago, in welcher Pelagius und Cöleſtius neuerdings verdammt wurden, und wo man zugleich beſchloß, ein Synodalſchreiben an Papſt Innocenz zu richten, damit derſelbe durch ſein apoſtoliſches Anſehen ihre Entſcheidung beſtätige. Um dieſelbe Zeit hielten auch zu Mileve ein und ſechszig numidiſche Biſchöfe eine Synode, die ebenfalls die Irrthümer des Pelagius verdammten, und an den Papſt ſchrieben, um ihn um Verdammung dieſer Ketzerei anzugehen. Im Jahre 417 antwortete Papſt Innocenz I. auf dieſe beiden Synodalſchreiben, hieß die in Bezug auf die Gnade von den beiden genannten Concilien vorgetragene Lehre gut und verdammte den Pelagius und den Cöleſtius ſammt ihren Anhängern. Außerdem wurde der Pelagianismus noch verdammt durch ein afrikaniſches Concilium vom Jahre 417, welchem zwei hundert vier und zwanzig Biſchöfe anwohnten; dann durch das allgemeine Concilium von Epheſus im Jahre 431 von den Päpſten Zoſimus, Bonifazius ꝛc.; von den Biſchöfen Galliens, Britanniens u. ſ. w.

Mit den Waffen der Gelehrſamkeit bekämpften den Pelagianismus vorzüglich Hieronymus, und noch mehr der heilige Auguſtin. Eben dieſer Vater iſt es auch, der überhaupts in der

Lehre von der Gnade das meiſte Anſehen in der Kirche von jeher behauptete. Als daher im Jahre 1598 jene berühmte Berathſchlagungen über die Gnade (congregationes de divinis auxiliis) gehalten wurden, um die Streitigkeiten der Jeſuiten und Dominikaner beizulegen, ſo erklärte Papſt Clemens VIII., daß man die ganze Controverſe nach der Lehre des heiligen Auguſtin prüfen ſoll.

2) Die Semipelagianer oder Halbpelagianer. Ihr Name rührt daher, weil ſie nur zum Theil es mit den Pelagianern hielten; ſie hießen auch Maſſilienſer, weil ſie ſich größten Theils zu Marſeille aufhielten. Dieſe Ketzerei, die um das Jahr 428 zum Vorſchein kam, war eine Art Verſchwörung gegen den heiligen Auguſtin, an welcher viele durch ihre Frömmigkeit und Gelehrſamkeit in hohem Anſehen ſtehende Perſonen Theil nahmen. An der Spitze derſelben ſtand Johannes Caſſian, der einen Theil ſeines Lebens in einem Kloſter zu Bethlehem zubrachte. Von dort begab er ſich über Rom nach Marſeille, wo er ein Männer- und Frauen-Kloſter ſtiftete, wo er ſeine Irrthümer über die Gnade an das Licht treten ließ. Zu ihm hielten unter Andern: Gennadius, Prieſter zu Marſeille, Hilarius, Biſchof zu Arles, Vincentius u. ſ. w.

Die Semipelagianer behaupteten: Zum Anfange des Glaubens und zum Verharren bis an das Ende ſei keine Gnade nothwendig, beides vermöge der Menſch aus ſich ſelbſt; dazu aber, daß der Glaube wachſe, und der Menſch im Stande ſei, eigentlich gute Werke zu verrichten, bedürfe er der Gnade.

Caſſian ſtarb ſchon im Jahre 433 im Geruche der Heiligkeit. Seine und ſeiner Anhänger Irrlehre aber ward verdammt im zweiten Concilium zu Orange in Frankreich im Jahre 529. Papſt Bonifaz II. hat dieſes Verdammungsurtheil gut geheißen. Außerdem verurtheilten die Semipelagianer noch die Päpſte Cöleſtin I. und Felix IV.

In ſpäterer Zeit huldigten theils mehr theils weniger dem Semipelagianismus: Johannes Skotus Erigena; viele Lutheraner, die in dieſer Lehre von Luther abwichen; die Arminianer und Sozinianer; Richard Simon, ein großer Kritiker und Theologe zu Paris im ſiebenzehnten Jahrhundert.

3) Die Naturaliſten. Daß dieſe es mit den Pelagianern halten, iſt offenbar, und nothwendige Folge ihres ganzen Lehr-

ſyſtems. Hieher gehören aber auch gar viele naturaliſtiſch geſinnte Proteſtanten der neuern Zeit.

II. Irrlehrer, welche der Gnade Gottes Alles einräumen, die Kräfte des Menſchen aber gar nichts gelten laſſen. Hieher gehören:

1) Die Prädeſtinatianer. Dieſe heben alle Freiheit des Menſchen auf, indem ſie lehren, daß ſowohl das ewige Heil, als die ewige Verdammniß des Menſchen einzig und allein von dem vorherbeſtimmenden Willen Gottes abhänge. Nach Tirenus ſoll dieſe Ketzerei um das Jahr 415 angefangen haben. Ein gewiſſer Prieſter Lucidus, dann ein gewiſſer Fauſtus und andere weniger bekannte Leute huldigten dieſer Irrlehre, die von der Kirche mehrfältig verdammt worden iſt. Im neunten Jahrhunderte huldigte der Benediktiner-Mönch Gottſchalk dem Prädeſtinationismus. Vergleiche auch unten den Artikel Gnadenwahl.

2) Wikleſ und Huß nebſt Hieronymus von Prag lehrten unter vielen andern Irrthümern auch eine abſolute Nöthigung, namentlich heißt der ſieben und zwanzigſte Artikel von den Sätzen Wikleſs, welche das Concilium von Conſtanz verdammte: „Alles geſchieht aus abſoluter Nothwendigkeit.“

3) Luther und Calvin und ihre Anhänger hegten unter vielen andern Irrthümern auch dieſen, daß ſie dafür hielten, der Menſch handle unter dem Einfluſſe der Gnade nothgedrungen, ohne demſelben widerſtehen zu können. Sie hoben bekanntlich die Freiheit des Menſchen auf, und ſchoben Alles Gott zu. Der Wille des Menſchen iſt nach der Lehre Luthers ein Roß, das ſo gehen müſſe, wie es ſein Reiter lenkt; der Wille kann ſich aber den Reiter nicht ſelbſt wählen, ſondern Gott und der Teufel theilen ſich in ſeinen Beſitz, und je nachdem der Eine oder der Andere ihn lenkt, handelt der Menſch. Dieſe Behauptung iſt unvereinbar mit der katholiſchen Lehre ſowohl vom freien Willen als von der Gnade. Ueberdieß ſtellten die Reformatoren eine der katholiſchen Kirche entgegengeſetzte Lehre von den guten Werken, der Rechtfertigung und der Prädeſtination auf, wie an ſeinem Orte näher erörtert iſt; — Lehren, die übrigens auch mit der Gnade im Zuſammenhange ſtehen.

4) Michael Bajus. Er ward 1513 zu Mecheln geboren,

und wurde einer der gelehrteſten Theologen an der Univerſität zu Löwen, zugleich aber auch der Urheber eines Zwiſtes, der lange Zeit die Kirche auf das Heftigſte erſchütterte. Schon in ſeinen 1560 herausgegebenen Schriften gab er ſeine Neuerungen kund. Zuerſt traten einige von den mindern Brüdern gegen ſeine Lehre auf und ſandten eine in achtzehn Kapiteln gefaßte Abſchrift an die Sorbonne nach Paris, welche dieſelbe einer Cenſur unterwarf. Nachdem aber Bajus mit ſeinen Geſinnungen bald offener hervorgetreten war, ſah ſich der heilige Stuhl genöthiget, Abhilfe zu ſchaffen. Dieß that denn auch Pius V. in der Bulle ex omnibus affectionibus, in welcher er neun und ſiebenzig Sätze des Bajus als ketzeriſch, irrthümlich, verdächtig, verwegen, ärgerlich und fromme Ohren verletzend verdammte, ohne jedoch den Namen des Bajus zu nennen. Der Cardinal-Erzbiſchof von Granvella theilte im Auftrage des Papſtes die Bulle dem Bajus ſowohl, als der Univerſität Löwen mit. Die Univerſität nahm ſie an und verſprach, die verdammten Punkte nicht mehr vertheidigen zu wollen. Dasſelbe Verſprechen leiſtete auch Bajus; doch trat jetzt ſchon eine Erſcheinung hervor, die ſich ſpäter im Streite der Janſeniſten ſo oft wiederholte, Bajus beklagte ſich nämlich, daß Meinungen, die er gar nicht hege, als die ſeinigen verdammt worden ſeien, und ſuchte ſich, freilich vergeblich, beim Papſte durch ein eigenes Schreiben zu rechtfertigen. Da es außerdem nicht an Solchen fehlte, welche die Meinungen des Bajus vertheidigten, ſo beſtätigte Papſt Gregor XIII. in der Bulle Provisionis nostrae im Jahre 1579 jene ſeines Vorgängers Pius V. Jetzt leiſtete Bajus in die Hände des Pater Franz von Toleto einen förmlichen Widerruf, in welchem es hieß: Ich, Michael Bajus, erkenne und bekenne, daß ich durch mehrere Beſprechungen mit dem ehrwürdigen P. Franz von Toleto zu der wahren und lebendigen Ueberzeugung gebracht worden, die Verdammung jener Sätze habe mit Recht ſtattgefunden. Ich bekenne überdieß, daß mehrere dieſer Sätze in verſchiedenen von mir herausgegebenen Schriften in dem Sinne enthalten ſind, in welchem ſie verworfen worden ſind. Endlich erkläre ich, daß ich mich von ihnen insgeſammt losſage, und ſie nie wieder vertheidigen will. Dieß geſchah am 24. März 1580. Hierauf ſetzte die Univerſität Löwen als Statut feſt, daß Niemand zur Univerſität zugelaſſen

werden soll, der nicht zuvor versprochen hat, diese Bulle zu achten. In der Folge hat Urban VIII. in seiner Bulle In eminenti die Verdammung des Bajus abermals bestätiget, welche auch von der Sorbonne angenommen ward. Bajus selbst starb im Jahre 1590.

Die Lehre des Bajus stellt Liguori folgender Weise dar. In Bezug auf den Stand der Unschuld sagt Bajus erstens: Daß Gott aus Gerechtigkeit und wegen der dem Geschöpf inwohnenden Ansprüche den Menschen für die ewige Seligkeit erschaffen mußte. Ferners lehrt er, daß dem Menschen im Stande der Unschuld die heiligmachende Gnade gebührte. Drittens behauptet er, daß die den Engeln und dem Adam mitgetheilten Gaben nicht umsonst und übernatürlich, sondern natürlich und gebührend waren. Viertens sagt er, daß die dem Adam und den Engeln mitgetheilte Gnade nicht übernatürliche und göttliche, sondern bloß natürliche und menschliche Verdienste wirken könnte. Fünftens lehrt er, daß, wenn der Mensch in der Unschuld ausgeharrt hätte, die Glückseligkeit für ihn keine Gnade, sondern ein natürlicher Lohn gewesen wäre. — In Bezug auf den Zustand der gefallenen Natur lehrt Bajus, daß Adam durch seine Sünde alle Gnadengaben verlor, so daß er zu allem Guten, selbst zum natürlich Guten unfähig war, und nur noch Böses thun konnte; daraus folgert er, 1) daß in denen, die nicht getauft oder die nach der Taufe wieder in Sünden gefallen sind, die Begierlichkeit selbst ohne Beistimmung des Willens wahre Sünde sei, welche dem Menschen zugerechnet wird wegen des im Willen Adams eingeschlossenen Willens aller Uebrigen. 2) Daß Alles, was der Sünder thut, an und für sich Sünde sei. 3) Daß in Bezug auf Verdienst und Schuld nur die Gewalt der Freiheit des Menschen entgegen sei. — In Bezug auf den wiederhergestellten Zustand des Menschen setzt Bajus voraus, daß eine jede gute Handlung schon ihrer Natur nach das ewige Leben verdient, und zwar ohne Rücksicht auf die Verdienste Christi. Aus dieser falschen Voraussetzung macht Bajus vier falsche Folgerungen: 1) sagt er, die Rechtfertigung bestehet nicht in der Eingießung der Gnade, sondern im Gehorsame, welchen man den Geboten leistet. 2) Die vollkommene Liebe sei nicht immer mit der Nachlassung der Sünden vereinigt. 3) Durch die Sakramente der Taufe und der Buße werde zwar die Strafe, nicht aber die Schuld nachgelassen,

weil Gott allein die Schuld hinwegnehme. 4) Eine jede Sünde verdiene ewige Peinen, und es gebe keine läßliche Sünde.

Aus dieſer Darſtellung erhellet, wie Bajus in ſeinem Syſteme von dem Stande der Unſchuld die Irrthümer des Pelagius erneuert, indem er, wie jener, behauptet, daß die Gnade weder umſonſt, noch übernatürlich gegeben werde, ſondern daß ſie natürlich und dem Menſchen gebührend ſei. In Bezug auf den Stand der gefallenen Natur hat Bajus die Irrthümer Luthers und Calvins aufgewärmt, indem er behauptet, daß der Menſch natürlicher Weiſe gehalten ſei, das Gute oder Böſe zu thun, je nachdem ihn die himmliſche oder irdiſche Luſt, die ihm eingeflößt wird, dazu bewegt. In Bezug auf den Stand der wiederhergeſtellten Natur aber ſind die Irrthümer, die er in Bezug auf die Rechtfertigung, die Kraft der Sakramente und der Verdienſte lehrt, offenbar von der Synode von Trient verdammt worden.

5) Janſenius und ſeine Anhänger. Kornelius Janſenius aus Holland, geboren 1585, Profeſſor der Theologie zu Löwen und hernach Biſchof zu Ypern in Flandern, ſchrieb ein Buch unter dem Titel: Augustinus Cornelii episcopi, worin er die ganze Lehre des heiligen Auguſtin von der Gnade, dem freien Willen und der Prädeſtination genau behandelt zu haben glaubte. Er ſtarb im Jahre 1638, noch eher, als ſein Werk im Druck erſchienen; jedoch gab er ſeinem Kapellan, dem Reginald Lamäus, den Auftrag, es unter dem Beirathe einiger Gelehrten, die er nannte, zu veröffentlichen. In ſeinem Teſtamente ſagt Janſenius, er meine zwar, daß in ſeinem zu veröffentlichenden Buche nichts Falſches ſich befinde; wenn aber der Römiſche Stuhl etwas ändern wollte, ſo werde er ſich als gehorſamer Sohn dieſem Urtheile bereitwilligſt unterwerfen; denn es ſei ſein Wille, in der Kirche, in welcher er immer gelebt habe, auch zu ſterben. Auf ähnliche Weiſe äußert er ſich am Ende ſeines Buches ſelbſt. Kaum war das Buch im Jahre 1641 veröffentlicht, ſo entſpann ſich darüber großer Streit. Die Römiſche Inquiſition verbot es noch in demſelben Jahre. Papſt Urban VIII. erklärte in einer Bulle, daß es Lehren enthalte, die ſchon Pius V. und Gregor XIII. verdammt hätten. Innocenz X. ſetzte eine Commiſſion von fünf Cardinälen und dreizehn Theologen nieder, die ſich zwei Jahre lang mit dieſer Angelegenheit beſaßte.

Endlich verdammte der Papſt am 31. Mai 1653 in der Bulle „Cum occasione“ folgende fünf Sätze, aus denen zugleich einleuchtet, worin die Irrthümer des Janſenius beſtanden haben:

1) Einige Gebote Gottes ſind den Gerechten, wenn ſie auch einen guten Willen haben und ſich bemühen, bei dem gegenwärtigen Stande ihrer Kräfte unmöglich zu halten; es fehlt ihnen auch die Gnade, durch welche es möglich würde. Hiezu bemerkt der Papſt: Dieſen Satz erklären wir als verwegen, gottlos, gotteslästeriſch, mit dem Anathem belegt und häretiſch, und verdammen ihn als ſolchen.

2) Im Stande der gefallenen Natur widerſteht man nie der innern Gnade. Hievon ſagt die Bulle: Dieſen Satz erklären wir als häretiſch und verdammen ihn als ſolchen.

3) Um ſich im Stande der gefallenen Natur ein Verdienſt oder eine Schuld zuzuziehen, wird von Seite des Menſchen nicht die Freiheit von Nöthigung erfordert, ſondern es reicht die Freiheit vom Zwange hin. Davon heißt es in der Bulle: Dieſen Satz erklären wir als häretiſch und verdammen ihn als ſolchen.

4) Die Semipelagianer gaben die Nothwendigkeit der zuvorkommenden, innerlichen Gnade zu den einzelnen Tugendakten, auch zum Anfange des Glaubens zu, und waren deßhalb Häretiker, weil ſie jene Gnade der Art haben wollten, daß der menſchliche Wille widerſtehen oder folgen könnte. Dieſen Satz, ſagt der Papſt, erklären wir als falſch und häretiſch, und verdammen ihn als ſolchen.

5) Es iſt ſemipelagianiſch, zu ſagen, Chriſtus ſei durchaus für alle Menſchen geſtorben. Hiezu ſagt der Papſt: Dieſen Satz erklären wir als falſch, verwegen und anſtößig, und wenn man ihn in dem Sinne nimmt, daß Chriſtus bloß für das Heil der Prädeſtinirten geſtorben ſei, ſo erklären wir ihn als gottlos, gotteslästeriſch, ſchimpflich, die göttliche Gnade ſchmälernd und häretiſch, und verdammen ihn als ſolchen.

Das Weſen des Syſtems des Janſenius beſtund überhaupts darin, daß er vorausſetzt, unſer Wille ſei genöthiget, gut oder böſe zu handeln, je nachdem er von der größern himmliſchen oder irdiſchen Luſt beſtimmt wird, welche der Art in uns herrſchen, daß wir ihnen keinen Widerſtand zu leiſten vermögen. Die Gnade, ſagt Janſenius, iſt eine Luſt und Süſſigkeit, durch welche die Seele auf eine angenehme Weiſe zum Verlangen nach dem Guten ge-

zogen wird; eben so ist auch die Ergötzlichkeit der Begierlichkeit ein unerlaubtes Verlangen, durch welches die Seele, wiewohl kämpfend, die Sünde begehrt. Jansenius sagt, daß der Mensch vor seinem Falle allerdings mit dem gewöhnlichen Beistande (gratia sufficiens) der Gnade beistimmen und folgen konnte, daß er aber, nachdem der Wille durch die Sünde schwach und zu der verbotenen Lust geneigt ist, mit der bloßen gratia sufficiens allein nicht mehr das Gute wirken könne, sondern jetzt der wirksamen Gnade (gratia efficax) bedürfe, welche nach Jansenius eben die siegreiche Lust ist. Die Gnade, die der noch unverdorbene Wille empfing, war seiner Freiheit überlassen, so daß er sie verschmähen, oder auch gebrauchen konnte, je nach Willen; die Gnade aber, welche der gefallene Wille empfängt, ist keineswegs mehr seiner Freiheit anheimgestellt. Ist die himmlische Lust geringer, als die irdische, so erweckt sie nach Jansenius nur einige unwirksame Wünsche, wird aber nie die Seele dazu bringen, das Gute zu thun.

Aus diesem Systeme gehen die von Innocenz X. verdammten, oben angeführten fünf Propositionen hervor.

Die Jansenisten erklärten nun, daß die fünf Sätze nicht von Jansenius ausgesprochen, und daß sie nicht in dem Sinne, den Jansenius ihnen beigelegt, verstanden und verdammt seien. So entstand die berüchtigte Unterscheidung des Faktums und des Rechtes. Deßwegen erließ Alexander VII. am 16. Oktober 1656 eine Bulle, worin er ausdrücklich erklärte, es seien jene fünf Sätze aus dem Buche des Jansenius ausgezogen und in dem von demselben beabsichtigten Sinne verdammt worden. Die Jansenisten flüchteten sich jetzt hinter den Schild des sogenannten frommen Stillschweigens, d. h. sie verwarfen die in den fünf Sätzen enthaltene Lehre und leisteten auch dahin die von ihnen geforderte Erklärung; aber bezüglich der Thatsache, ob diese Lehre nämlich im Buche des Jansenius enthalten sei, glaubten sie ein frommes Stillschweigen beobachten zu dürfen. Papst Clemens XI. aber verdammte in seiner Bulle Vineam Domini vom 16. Juli 1705 feierlich dieses fromme Stillschweigen.

Unter den Anhängern des Jansenius haben besonders Paschasius Quesnel, ein Priester des Oratoriums zu Paris, und Anton Arnold, Doktor der Sorbonne, Aufsehen erregt. Der Erstere gab

im Jahre 1671 moralische Reflexionen heraus, ein Buch, das starke Verbreitung und in seinen erstern Auflagen selbst mit einer Gutheißung des Cardinals von Noailles, des Bischofs von Chalons, versehen war. Quesnel bemühte sich eine Reihe von Jahren, dieses Buch immer mehr zu verbessern in seinem Sinne, d. h. immer mehr jansenistische Irrthümer einfließen zu lassen. Papst Clemens XI. verdammte im Jahre 1708 dieses Buch durch ein besonderes Breve, und später, nämlich am 8. Septb. 1713, erschien von demselben Papste die berühmte Bulle **Unigenitus**, in welcher hundert und ein Sätze aus den Reflexionen als falsch, verfänglich, verwegen, irrig, der Ketzerei nahe grenzend und als respektiv häretisch und die Sätze des Jansenius in dem Sinne, in welchem sie verdammt waren, erneuernd, förmlich verurtheilt worden sind. Ueberdieß ward erklärt, daß man hiedurch nicht beabsichtige, das sonst noch in dem Buche Enthaltene gut zu heißen, da man außer den hundert und ein Sätzen noch viele ähnliche daraus gezogen u. s. w. Hierauf appellirten die Jansenisten und Anhänger des Quesnel von der Bulle **Unigenitus** an ein zukünftiges allgemeines Concilium, und so entstand die Partei der Appellanten. Indeß haben mehre nachfolgende Päpste die Bulle Unigenitus bestätiget, so Benedikt XIII., Clemens XII. und Benedikt XIV.

Die Lehre Quesnels selbst betreffend, so schließt sie eigentlich zwei bereits früher schon verworfene Systeme in sich, nämlich das des Bajus und das des Jansenius. Die ersten der verdammten Propositionen beziehen sich auf das jansenistische System von der doppelten Lust. Aus diesem falschen Principe gehen aber nothwendig mehre falsche Folgerungen hervor, als: daß die Erfüllung des Gesetzes denen unmöglich sei, welchen die wirksame Gnade fehle; daß man der wirksamen Gnade nicht widerstehen könne u. s. w. Zu dieser Lehre bekannte sich auch Arnold, da er behauptete, der heilige Petrus habe deßhalb Christus verleugnet, weil ihm die Gnade fehlte. — Die zweite Gattung der Sätze des Quesnel schließt sich an das System des Bajus an, daß es außer der sündhaften Begierlichkeit und der übernatürlichen Liebe Gottes, nach welcher man Gott über Alles liebt, keine mittlere Liebe gebe. Welche schändliche Sätze Bajus aus diesem gottlosen Systeme zog, ist schon oben erörtert worden.

Artikel XC.

Gnadenwahl.

(Prädeſtination oder Vorherbeſtimmung, Berufung zum Heile, Reprobation oder Beſtimmung zur Verdammniß; Juſtifikation oder Rechtfertigung.)

1. Vorwort.

Es iſt eine Glaubenslehre, daß Gott gewiſſe Menſchen zur Seligkeit auserwählt habe, und daß dieſe Auserwählung auf ſeine Vorherſehung ſich gründe. Die, welche er auserwählt, werden gewiß auch ſelig. Daher beruft er ſie nicht bloß, ſondern heiliget oder rechtfertiget ſie auch. Der Prädeſtination ſteht die Reprobation gegenüber; doch beſtimmt Gott Niemand zur Verdammniß. Wer daher verloren geht, wird nicht verdammt, weil ihn Gott dazu beſtimmt hat, ſondern weil er ſich ſelbſt durch ſeine Sünden in's Verderben ſtürzt. Hiemit haben wir uns die in dieſem Artikel einzuhaltende Ordnung bezeichnet. Wir haben nämlich zu handeln:

1) Von der Prädeſtination oder Vorherbeſtimmung;
2) Von der Reprobation oder Beſtimmung zur Verdammniß;
3) Von der Vokation oder Berufung;
4) Von der Juſtifikation oder Rechtfertigung (Heiligung).

2. Schriftſtellen.

Ehe ich dich gebildet habe im Mutterſchooße, kannte ich dich, und ehe du hervorgegangen aus demſelben, heiligte ich dich. Jerem. 1, 5.

Kommet, ihr Geſegnete meines Vaters, und beſitzet das Reich, das euch von Beginn der Welt an bereitet iſt. Matth. 25, 34.

Es glaubten ihrer ſo Viele, als zum ewigen Leben vorherbeſtimmt waren. Apoſtelg. 13, 48.

Gott hat uns vorherbeſtimmt zur Kindſchaft durch Jeſum Chriſtum für ſich nach dem Vorſatze ſeines Willens. Eph. 1, 5.

Er hat uns erlöſet und berufen durch ſeinen heiligen Ruf,

nicht wegen unſerer Werke, ſondern gemäß ſeines Vorſatzes und ſeiner Gnade, die uns gegeben worden iſt in Chriſto Jeſu vor ewigen Zeiten. 2. Timoth. 1, 9.

3. Väterſtellen.

Niemand iſt der Auserwählung würdig, ſondern Gott macht den würdig, welchen er auserwählt. St. Auguſt. libr. 5. contr. Julian.

Gott will, daß alle Menſchen ſelig werden, doch nicht ſo, daß er ihnen die Freiheit nehme. Derſelbe Epist. 106.

Derjenige, welcher dich ohne dich erſchaffen hat, wird dich nicht ohne dich ſelig machen. Derſelbe Libr. 21. contr. Faust.

Es iſt ein Werk Gottes, den Menſchen zu verändern, weil nur er ſelbſt wieder herſtellen kann, was er gemacht hat. St. Paulin. Epist. 38. ad Apr.

Die Auserwählung iſt uns verborgen, damit derjenige, der ausharren will, durch einen heilſamen Schrecken in der Demuth erhalten werde; und damit derjenige, welcher ſteht, zuſehe, daß er nicht falle. Proſper libr. 2.

Schrecklich iſt es, was uns geſagt wird: Viele ſind berufen, und nur Wenige auserwählt, weil zwar Viele zum Glauben gelangen, aber nur Wenige zum Himmel. St. Gregor. Hom. 19. in Evang.

Diejenigen, welche ſich von Gott entfernen, gehen durch ihre Sünden zu Grunde, durch ihren böſen Willen, der nicht aus Gott iſt. Sie gehen gerechter Weiſe zu Grunde. Gott würde ſie aber nicht zu Grunde gehen laſſen, wenn ſie ſich nicht ſchon zuvor durch ihre Sünden zu Grunde gerichtet hätten. Gerecht iſt daher am Sünder das Verderben, weil er durch ſeinen eigenen Willen gefallen iſt. Fulgent. in libr. I. ad Mon. c. 19.

Nicht darum hat Adam geſündiget, weil Gott ſeine Sünde vorhergeſehen hat, ſondern Gott hat es als Gott vorhergewußt, daß Adam aus freiem Willen ſündigen wird. St. Hieron. Libr. 3. dialog. adv. Pelag.

4. Von der Vorherbestimmung zur Seligkeit oder der Prädestination.

a) Begriff der Prädestination.

Bei Gott gibt es keine Zeit; ihm ist nichts vergangen und nichts zukünftig, sondern ewig Alles gegenwärtig. Wie nun bei Gott die Erschaffung der Welt und der übrigen Geschöpfe von Ewigkeit her beschlossen worden, so ist auch die Zahl der Auserwählten von Ewigkeit her bestimmt. Dieser ewige, unveränderliche Rathschluß Gottes, nach welchem er alle jene, welche selig werden, schon von Ewigkeit her dazu bestimmt hat, wird Prädestination, d. h. Vorherbestimmung oder Gnadenwahl genannt.

b) Wirklichkeit der Prädestination.

Diejenigen, welche zur ewigen Seligkeit gelangen, hat Gott wirklich von Ewigkeit her dazu bestimmt. Dafür zeugt:

I. Die heilige Schrift. Der Apostel Paulus sagt: Gelobt sei Gott, der Vater unsers Herrn Jesu Christi, der uns in ihm erwählt hat vor Grundlegung der Welt, daß wir heilig und untadelhaft seien vor ihm in Liebe; der uns vorherbestimmt hat zur Kindschaft durch Jesum Christum für sich nach dem Vorsatze seines Willens, zum Preise der Herrlichkeit seiner Gnade, mit welcher er uns begnadiget hat durch seinen geliebten Sohn, in welchem wir die Erlösung haben durch sein Blut; ... in welchem wir auch zur Erbschaft gerufen wurden, die wir nach dem Vorsatze dessen, der Alles nach dem Rathschlusse seines Willens wirkt, vorherbestimmt sind. Eph. 1, 1—12. — Der Apostel behauptet hier ganz bestimmt, daß Gott die, welche wirklich selig werden, um der Verdienste Jesu willen von Ewigkeit her zur Glückseligkeit vorherbestimmt hat. —

Im Briefe an die Römer schreibt derselbe Apostel: Wir wissen, daß denen, die Gott lieben, alle Dinge zum Besten dienen, denen nämlich, die nach dem Vorsatze zu Heiligen berufen sind. Denn die er vorhergesehen hat, die hat er auch vorherbestimmt, dem Bilde seines Sohnes gleichförmig zu werden, damit er der Erstgeborne sei unter vielen Brüdern. Die er aber vorherbestimmt hat, die hat er auch berufen, und die er berufen, die hat er auch gerecht-

fertiget; die er aber gerechtfertiget, die hat er auch verherrlichet. Röm. 8, 28—31. Hier iſt zugleich die Ordnung angegeben, nach welcher Gott verfährt. Der Grund der Vorherbeſtimmung iſt nämlich das Vorherwiſſen. Daher ſetzt der Apoſtel dieſes zuerſt. Hiezu bemerkt der heilige Ambroſius: „Der Apoſtel ſagt: Die, welche Gott vorher wußte, hat er vorherbeſtimmt; denn er beſtimmte ſie nicht eher vorher, als er ſie vorher wußte, ſondern er beſtimmte derjenigen Belohnungen vorher, deren Verdienſte er vorher ſah.“ Lib. 5. de fid. c. 2. — Auf die Vorherbeſtimmung folgt die Berufung, auf dieſe die Rechtfertigung und hierauf die Verherrlichung.

Die Wirklichkeit der Vorherbeſtimmung ſpricht Chriſtus, der Herr, ſelbſt aus: Kommt, ihr Geſegneten meines Vaters, und beſitzet das Reich, das euch von Anbeginn der Welt bereitet iſt. Matth. 25, 34. — Und wiederum: Freuet euch, daß euere Namen im Himmel aufgezeichnet ſind. Luk. 10, 20.

II. Die Lehre der Kirche. Die heiligen Väter reden einſtimmig von der Wirklichkeit der Vorherbeſtimmung. So ſchreibt Juſtin der Martyrer: Keiner von euch wird es wohl nach meiner Meinung wagen, zu ſagen, Gott wiſſe nicht voraus, und habe nicht vorhergewußt das Zukünftige, und bereite nicht vor einem Jeden die verdienten Belohnungen. Dial. cum Triph. — Irenäus: Wir waren vorherbeſtimmt, als wir noch nicht waren, dem Vorherwiſſen des Vaters gemäß. Advers. haer. lib. 1. c. 2. — Hilarius: Glücklich der, welchen Gott auserwählt hat; glücklich deßwegen, weil er der Auswahl würdig iſt. Tract. in ps. 64. — Baſilius: Weil Viele berufen ſind, aber Wenige auserwählt, ſo iſt glücklich zu nennen nicht der Berufene, ſondern der Auserwählte. In Ps. 32. — Cyrillus von Jeruſalem: Gott ſoll ſchreiben alle euere Namen in das Buch der Lebenden, und die einmal eingeſchriebenen niemals auslöſchen; denn die Namen Vieler von denjenigen, welche abfallen, werden ausgelöſcht. Catech. 14. c. 30. — Chryſoſtomus: Gott weiß offenbar, welche würdig ſeien, Kronen zu tragen, und Strafe und Tod zu verdienen. Dieß iſt nämlich Sache des Vorherwiſſens, von ihrer Geburt an eine Auswahl zu treffen, damit, ſagt der Apoſtel, die nach dem Vorwiſſen Gottes getroffene Auswahl ſichtbar werde. Hom. 16. in ep. ad Rom. — Der heilige Auguſtin: Dieſes weiß ich, daß Keiner gegen die Vor-

herbestimmung, welche wir schriftgemäß vertheidigen, sprechen kann, wenn nicht durch Irrthum. De don. persev. c. 19. —

Diese Lehre hat die Kirche auch in ihren feierlichen Entscheidungen auf Concilien ausgesprochen. So das Concilium von Trient in seiner sechsten Sitzung, in welcher es die Prädestination ein göttliches Geheimniß heißt und zugleich erklärt, daß sich Niemand, so lange er lebt, mit solcher Gewißheit unter die Zahl der Prädestinirten rechnen dürfe, als könne er nicht mehr verloren gehen.

III. Das Urtheil der Vernunft. — Bei Gott gibt es, wie bemerkt worden ist, keinen Unterschied der Zeit; in ihm ist Alles ewig. Er sieht daher das, was erst geschieht, bereits so, wie es einstens geschieht. So hat er von Ewigkeit her die Sünde der ersten Menschen vorausgesehen, und in Folge dessen auch von Ewigkeit her die Erlösung durch Jesus Christus von Ewigkeit her beschlossen. Die Erlösung ist aber der Grund von unserer Seligkeit. Wie nun Gott die Erlösung nicht erst, nachdem sie geschehen, sah, sondern sie von Ewigkeit her gesehen hat, so sieht er ewig auch die Folgen der Erlösung, nämlich die, welche dadurch selig werden, und hat daher diese auch von Ewigkeit her zur Seligkeit bestimmt. Würde man die Prädestination in diesem Sinne leugnen, so würde man Gott selbst beschränken; man würde die Ewigkeit seiner Rathschlüsse aufheben und ihn der Zeit unterwerfen; man würde sein ewiges Vorherwissen aufheben, und ihm nur nach Art der Geschöpfe ein Wissen nach der That zuschreiben.

c) Art und Weise der Vorherbestimmung.

Die Vorherbestimmung geschieht einzig und allein von Gott. Daher sagt der göttliche Heiland: Das Sitzen zu meiner Rechten oder Linken zu verleihen ist nicht meine Sache, sondern die gelangen dazu, welchen es vom Vater verliehen ist. Matth. 20, 23. Der Grund hievon leuchtet ein; denn wie der Vater der Ursprung aller Macht und Herrlichkeit ist, und der Sohn selbst Alles, was er hat, vom Vater empfangen; so ist es billig, daß auch die Menschen, welche selig werden, ihre Herrlichkeit von Gott, dem Vater, erhalten. Indeß sind die beiden andern göttlichen Personen nicht ausgeschlossen; denn der Sohn hat die Auserwählung verdient, weil es nur in Folge der Erlösung Auserwählte gibt.

Daher ſagt der heilige Paulus: Gott hat uns in ihm (Chriſtus) vor der Gründung der Welt auserwählt. Eph. 1, 4. Der heilige Geiſt iſt dabei eben ſo wenig ausgeſchloſſen; denn Gott hat nur diejenigen auserwählt, deren Verdienſte er vorausſieht. Dazu bringt es aber Niemand ohne die Gnade des heiligen Geiſtes.

Die Prädeſtination ſelbſt iſt ein Werk der vollkommenſten Freiheit Gottes; er prädeſtinirt einige zur Seligkeit, weil er will. Daher ſagt der Apoſtel: Er hat uns vorherbeſtimmt zur Kindſchaft durch Jeſum Chriſtum für ſich nach dem Vorſatze ſeines Willens. Eph. 1, 5. Wie alſo Gott überall ſich ſelbſt Zweck und Grund iſt, ſo iſt er es ſich auch bei der Vorherbeſtimmung. Man kann daher auch nicht ſagen, daß die guten Werke für Gott der Grund der Prädeſtination ſind. Dieſem widerſpricht der Apoſtel deutlich durch die Worte: Der uns erlöſet und berufen hat durch ſeinen heiligen Ruf, nicht vermöge unſerer Werke, ſondern vermöge ſeines Vorſatzes und der Gnade, die uns gegeben worden iſt in Chriſto Jeſu vor ewigen Zeiten. 2. Timoth. 1, 9. Nur der gnädige Wille Gottes iſt alſo der Grund der Vorherbeſtimmung. Dieß iſt noch ſchärfer im Briefe an die Römer ausgeſprochen: „Ich erbarme mich, weſſen ich mich erbarmen will, und ich erzeige Barmherzigkeit, wem ich Barmherzigkeit erzeigen will; alſo liegt es nicht an Jemands Wollen oder Laufen, ſondern an Gottes Erbarmen ....; denn hat der Töpfer nicht Macht über den Thon, aus derſelben Maſſe ein Gefäß zur Ehre, und das andere zur Unehre zu machen? Röm. 9. Daher ſagt auch Fulgentius: Wenn man um die Urſache der Prädeſtination fragt, ſo läßt ſich keine andere angeben, als nur die gnädige Erbarmung Gottes.

Freilich entſteht hiebei die Frage, wie ſich damit die Anſicht derer vereinigen läßt, welche ſagen, Gott habe nur diejenigen vorherbeſtimmt, deren Verdienſt er vorhergeſehen hat, wobei ſie ſich auf den heiligen Paulus ſelbſt berufen können. Röm. 8, 29. Dieſe Vereinigung iſt leicht möglich; denn man mag immerhin ſagen: „Gott hat diejenigen prädeſtinirt, deren gute Werke er vorhergeſehen hat,“ — wenn man es nur nicht ſo verſteht, daß die Werke ſelbſt der Grund der Prädeſtination ſind. Dieſes kann man aber nicht behaupten; denn wäre dieſes der Fall, ſo müßten ſie der Prädeſtination vorausgegangen ſein, was unmöglich iſt; denn wie wol-

len ſie der Prädeſtination vorausgegangen ſein, da dieſe ewig im Rathſchluſſe Gottes beſchloſſen iſt: jene aber erſt in der Zeit von den Menſchen geſchehen? Daher ſchließt der heilige Auguſtin gerade umgekehrt, und ſagt, daß nicht die guten Werke der Grund unſerer Prädeſtination ſind, ſondern dieſe erſt jene nach ſich zog. Quid elegit in non bonis? Non enim electi sunt, quia boni fuerunt, qui boni non essent, nisi electi essent. August. in Joan. 15, 16.

Der gnädige Wille Gottes iſt alſo der Grund der Prädeſtination; das Vorherſehen der guten Werke aber die Determination dieſes gnädigen Willens, und in ſo ferne ſagt der Apoſtel: Welche er vorher ſah, hat er vorherbeſtimmt.

d) Niemand kann im gegenwärtigen Leben ohne beſondere Offenbarung Gottes gewiß ſein, daß er zur ewigen Seligkeit prädeſtinirt ſei.

Daß dem ſo ſei, iſt klar in der heiligen Schrift ausgeſprochen; denn der Apoſtel Paulus ſagt: Ich bin mir zwar nichts bewußt; allein deßwegen bin ich noch nicht gerechtfertiget, der Herr iſt es, der mich richtet. 1. Corinth. 4, 4. Da ſelbſt der große Apoſtel Paulus, der ſo viel für die Ehre Gottes gethan und gelitten hat, bezüglich ſeiner künftigen Seligkeit ſich nichts mit Gewißheit zu behaupten getraute: wie ſollte einer von uns ſündhaften Menſchen ſo vermeſſen ſein können, und mit Gewißheit zu ſagen ſich getrauen, er gehöre unfehlbar unter die Zahl der Auserwählten? — Weil Niemand ſeines Heiles wegen eine Gewißheit hat, ſo ermahnt der heilige Paulus auch die Gläubigen, daß ſie ihr Heil mit Furcht und Zittern wirken ſollen. Phil. 2, 12.

Eben ſo beſtimmt lauten hierüber die Entſcheidungen der Kirche; denn das Concilium von Trient ſagt: Wenn Jemand behauptet, der wiedergeborne und gerechtfertigte Menſch ſei ſeinem Glauben gemäß ſchuldig, dafür zu halten, er gehöre zuverläſſig unter die Zahl der Prädeſtinirten, ſo ſei er im Bann. Sess. 6. can. 15. Und wiederum: Wenn Jemand, ohne daß er es aus beſonderer Offenbarung weiß, mit abſoluter und untrüglicher Gewißheit behauptet, er werde die große Gnade der Beharrlichkeit bis an das Ende zuverläſſig bewahren, ſo ſei er im Bann. Ibid. can. 16.

Es iſt auch natürlich, daß wir bezüglich unſerer Seligkeit keine Gewißheit haben können; denn daß wir wirklich ſelig werden,

hängt nicht bloß von dem gnädigen Willen Gottes ab, ſondern auch von unſerer Mitwirkung. Auch der Gerechteſte darf ſich nicht zutrauen, daß er es an dieſer nie wird fehlen laſſen. Wir haben die Gründe, warum der Chriſt (ohne beſondere Offenbarung) keine Gewißheit ſeines Heiles haben kann, näher beim Artikel „Furcht" B. 7. S. 341—358. beſprochen und weiſen darauf zurück.

e) Von der geringen Zahl der Prädeſtinirten oder derer, die wirklich in den Himmel kommen.

Es iſt ein ſchrecklicher Gedanke, aber er läßt ſich nicht beſeitigen, daß nur wenige Menſchen ſelig werden. Denn um in den Himmel zu kommen, muß man entweder ſeine Unſchuld unverletzt bewahren, oder wenn man ſie verloren hat, ſie durch die Buße wiederherzuſtellen ſuchen. Nun iſt aber unſchuldig ſterben ein Vorrecht, auf welches ſich heut zu Tage wenige Seelen eine Rechnung machen können, und bußfertig leben iſt eine Gnade, welche der verdorbene Zeitgeiſt faſt noch ſeltener macht.

Wo ſind in unſern Tagen jene Seelen, die ſich ihrer Unſchuld wegen Hoffnung auf die ewige Seligkeit machen können? Allerdings in den erſten Zeiten des Chriſtenthums, wo die Gläubigen faſt noch aus lauter Heiligen beſtunden, war es eine Ausnahme, wenn ein oder der andere, nachdem er die Gaben des heiligen Geiſtes empfangen hatte, wieder in ſein voriges ſündhaftes Leben zurückfiel. Seitdem aber die Gläubigen der Zahl nach zugenommen, und faſt die ganze Welt chriſtlich geworden iſt, haben die Heiligen abgenommen. O wie weit haben wir uns von dem rechten Wege verirrt! Ungerechtigkeit, Verleumdung, Lüge, Treuloſigkeit und alle übrigen Laſter erfüllen den Erdboden. Ein Bruder ſtellt dem andern hinterliſtiger Weiſe nach; der Vater iſt von ſeinen Kindern, der Bräutigam von ſeiner Braut getrennt; es iſt kaum eine Verbindung zu finden, welche nicht durch einen geringen Vortheil zerriſſen werden könnte; Haß und Feindſchaften währen ewig; die Zuſammenkünfte ſind oft nur Schulen der Verleumdung; man ſieht in unſern Zeiten Gräuel der Ausſchweifungen, welche in frühern Jahrhunderten gar nicht bekannt waren. Alle Stände ſind verdorben; denn die Armen murren wider die Hand, die ſie ſchlägt; die Reichen vergeſſen den Urheber ihres Ueberfluſſes; die

Großen scheinen nur für sich geboren zu sein. O Gott, wie schaut deine Kirche aus! So ist denn fast allen Menschen der eine Weg zum Himmel, der Weg der Unschuld, verschlossen.

Aber vielleicht reißen wir durch Buße, jenes zweite Brett nach dem Schiffbruche, durch welches man sich retten kann, das Himmelreich an uns. Nun, wo sind die Bußfertigen unter uns? Laßt mich euch zuvor sagen, was zur wahren Buße gehört, und es wird von selbst einem Jeden einleuchten, daß die Buße selten unter uns ist. Denn der Bußfertige ist ein Mensch, dem immerwährend seine Sünden vor Augen schweben; der seinen Leib nicht anders, als einen Feind ansieht, dem man Abbruch thun, als einen Rebellen, den man züchtigen muß; er ist ein Mensch, der in den Demüthigungen, die ihm begegnen, nichts als die Strafe für seine Sünden; in den Schmerzen, die ihn quälen, nichts als den Anfang der Marter, die er verdient hat; in den allgemeinen Plagen, die seine Mitbrüder treffen, nichts als die Züchtigung für seine Laster sieht. Finden wir solche Menschen unter uns? Es ist wahr, manche haben ihr früheres, lasterhaftes Leben aufgegeben; aber aus welchem Grunde? Die Bitterkeiten, mit welchen Gott ihre Leidenschaften vermischte, oder ein verfallener Glückszustand, eine geschwächte Gesundheit haben die unordentlichen Neigungen ihres Herzens erkalten lassen; vielleicht hat auch bloß die Zeit und die Unbeständigkeit des menschlichen Herzens die Bande, womit sie an das Laster gefesselt waren, zerrissen. Soll dieß eine Bekehrung, eine wahre Buße sein? O es heißt noch nicht Buße üben, zu sündigen aufhören. Und dieß sind noch die Bessern unter uns, deren Vermessenheit oft so weit geht, daß sie sich darum, weil sie von ihren früheren Sünden, gleichviel aus welchem Beweggrund, abstehen, und jetzt einen vor der Welt ehrlichen Lebenswandel führen und an den gewöhnlichen Uebungen der Gläubigen manchmal Theil nehmen, bereits unter die Gerechten zählen. — So ist auch der zweite Weg, der der Buße, von den Meisten verlassen. Wie gering ist daher nicht für die Meisten die Aussicht auf die Erlangung des Himmelreiches?

Ja, die Zahl der Auserwählten kann nur gering sein; denn die Grundsätze, welche fast von allen Ständen angenommen sind, und wornach man sein Thun und Lassen einrichtet, widersprechen

geradezu den Vorſchriften des Evangeliums. Der Vornehme glaubt, vermöge ſeines Standes ſei ihm Alles erlaubt; der Reiche meint, weil er das Vermögen beſitzt und ſich ein jedes Vergnügen verſchaffen kann, wornach ſein Herz lüſtern iſt, dürfe er auch ein jedes genießen; der Arme iſt der Anſicht, weil ihm das Nothwendige fehlt, brauche er es mit der Wahrheit und Gerechtigkeit nicht ſo genau zu nehmen, und könne auch in Folge einer Lüge und eines Betruges ſich Manches zueignen; der Jüngling ſagt, jetzt ſei die Zeit des Genuſſes; der an Jahren Vorgerückte überredet ſich, die Beſchwerden und Gebrechlichkeiten ſeines Alters ſprächen ihn von der Beobachtung mancher evangeliſcher Vorſchrift frei. Aber billiget das Evangelium dieſe Grundſätze? Nimmermehr; ſie ſind nur von der Gewohnheit eingeführt; weil Andere ihnen huldigen, nimmt man ſie ſelbſt an, und handelt darnach. Aber gerade der Umſtand, daß man der Gewohnheit und dem allgemeinen Beiſpiele huldiget, muß mit Beſorgniß erfüllen. Denn welches iſt in der heiligen Schrift der Weg, der zum Tode führt? Iſt es nicht derjenige, auf welchem der große Haufe wandelt? Ihr tröſtet euch damit, nichts zu thun, als was ihr Andere thun ſehet. Aber ſo kamen in den Zeiten des Noah all diejenigen um, welche von der Sündfluth erſäuft wurden, und zu den Zeiten des Elias all diejenigen, welche ihre Kniee vor dem Baal beugten. Davor warnt auch der Apoſtel, wenn er ſagt: Stellet euch nicht dieſer verkehrten Welt gleich. Röm. 12, 2. Nun macht aber die verkehrte Welt nicht die kleine Anzahl der Gerechten aus, ſondern den großen Haufen. Daher liegt ein ſchlechter Troſt darin, wenn man zu ſeiner Rechtfertigung nichts Anders vorbringen kann, als daß man ſagt: Mein Zuſtand iſt nicht ſchlimmer, als der Anderer iſt. Gerade dieſes ſoll mit Furcht erfüllen. Denn der gewöhnliche Weg iſt nicht der, welcher zum Himmel führt. Die Heiligen ſind zu allen Zeiten ſonderbare Leute geweſen, die es nicht mit der Menge gehalten, ſondern ihre beſondern Sitten gehabt haben, und ſie ſind aus keiner andern Urſache heilig geworden, als weil ſie ſich den übrigen Menſchen nicht gleich geſtellt haben. Gehet die Geſchichte der Frommen in allen Jahrhunderten durch, und ihr werdet finden, daß ſie nie mit dem großen Haufen gegangen ſind. Iſt etwa Lot die Wege der Sodomiten gewandelt? Hat Abraham gelebt, wie es in

seinen Zeiten üblich gewesen ist? Hat sich Job den Fürsten seines Volkes gleichgestellt? Hat Esther am Hofe des Ahasverus so gelebt, wie die übrigen Frauen der Großen? Hat es zu Bethulien viele Wittwen gegeben, die der Judith glichen? Und was soll ich von den christlichen Jahrhunderten sagen? Dienten diejenigen Gläubigen, welche treu ihrem Berufe lebten, nicht von jeher ihres besondern Lebenswandels wegen sowohl den Engeln als den Menschen zum ergötzenden Schauspiele? Haben die Heiden in den ersten Zeiten den Christen nicht fortwährend ihren eingezogenen Lebenswandel, ihre Entfernung von den Schauspielen und öffentlichen Ergötzlichkeiten vorgeworfen? Und haben etwa die spätern Jahrhunderte hierin eine Aenderung gebracht? Gleichen sich die Heiligen in ihren Sitten und in ihrem Lebenswandel nicht zu allen Zeiten? Oder will man vielleicht einwenden, diese Beispiele bildeten nur eine Ausnahme, und es sei nicht Jedermann schuldig, ihnen zu folgen? Aber muß denn nicht ein Jeder zuvor heilig werden, der selig werden will? Soll der Himmel Einigen viel Andern aber fast gar nichts kosten? Glaubt ihr, die Heiligen hätten nicht auch lieber einen bequemeren Weg eingeschlagen, wenn sie eine Hoffnung gehabt hätten, auf demselben zum Heile gelangen zu können?

Ja, es können nur sehr Wenige zur Seligkeit gelangen, weil die Verbindlichkeiten, von welchen die Erlangung des Himmels abhängt, von den Wenigsten erfüllt werden. Welche Obliegenheiten haben wir denn bei dem Eintritt in die christliche Kirche auf uns genommen? Der Welt, dem Fleische, dem Satan sammt seinen Werken zu entsagen: dieß haben wir beim Empfang der heiligen Taufe versprochen, und davon hängt die Erlangung des Himmelreiches ab. Zuerst habt ihr also der Welt abgeschworen, und hätte Einer von euch beim Empfang der heiligen Taufe gesagt, was er jetzt so oft vorbringt, nämlich die Welt wäre nicht so böse und so gefährlich, wie sie oft gemalt wird, und man dürfe sie auf eine unschuldige Weise allerdings lieben, so würde die Kirche einen Solchen nimmermehr in ihren Schooß aufgenommen haben. Was ist denn aber dieß für eine Welt, die ihr hassen sollet? Sie ist eine Gesellschaft von Sündern, deren Wünsche nach nichts Anderm zielen, als nach den Gütern und den Freuden dieses Lebens; sie

iſt eine Geſellſchaft von Leuten, welche den Erdboden für ihr Vaterland, die Verheißungen des Glaubens aber für einen Traum anſehen; ſie iſt ein irdiſches Reich, in welchem man Chriſtum nicht kennt, ja ihn nicht ſelten verachtet. Haltet ihr euch nun von dieſer Welt ferne? Sind euch die Ergötzlichkeiten derſelben zur Laſt? Betrüben euch ihre Aergerniſſe? Aber gerade umgekehrt; denn ihr ſeid vielmehr Mitglieder derſelben Welt; ihr billiget ihre Beiſpiele, lebt nach ihren Lehren und macht euch in allen Dingen derſelben gleichförmig. — Ihr habt bei der heiligen Taufe dem Fleiſche entſagt, d. h. ihr habt verſprochen, nicht nach den ſinnlichen Lüſten zu leben, ſondern dieſelben zu bezähmen, und euer Fleiſch zu kreuzigen. Es iſt dieß noch keine beſondere Vollkommenheit, ſondern eine allgemeine Pflicht, und ein weſentliches Merkmal eines Chriſten. Wo ſind aber diejenigen unter uns, welche dieſe Pflicht üben? Läßt man, ſtatt ſich abzutödten, nicht vielmehr allen ſeinen Leidenſchaften die Zügel ſchießen? — Ihr habt ferners den Satan und alle ſeine Werke verflucht. Welches ſind nun dieſe Werke? Gerade diejenigen, welche euer ganzes Leben ausmachen, nämlich die Pracht, das Vergnügen, die Lüge, deren Vater er iſt; der Stolz, wovon er das Muſter iſt; die Zänkereien, deren Urheber er iſt. Wo ſind aber unter uns wieder diejenigen, welche dieſes Fluches eingedenk ſind? Handeln nicht faſt Alle gerade umgekehrt? Thun ſie nicht die Werke des Satans, gleichſam als hätten ſie ihm ewige Treue geſchworen?

Dieſes ſind alſo unſere Pflichten. Aber gerechter Himmel! wer beobachtet ſie? Wer wird alſo ſelig werden? Gewiß, nur wenige Menſchen, und ihr vielleicht Alle nicht, wenn ihr euch nicht wahrhaft ändert. Denn nur jener Gläubige kann ſelig werden, der in unſern gleichgiltigen Zeiten die Sitten der erſten Chriſten nachahmt, der unſchuldige Hände hat und reinen Herzens iſt; der da wachet; der gerecht iſt, und nicht fälſchlich ſchwört; der großmüthig iſt, und ſeinen Feind, der ihn hat in das Verderben ſtürzen wollen, mit Wohlthaten überhäuft; der redlich und aufrichtig iſt, und die Wahrheit mehr liebt, als jeden andern Vortheil; der barmherzig und menſchenfreundlich iſt, der ſein Haus zur Freiſtätte für ſeine Brüder macht und ſich ſelbſt und ſein Vermögen den Armen zu Dienſten ſtellt; der bei den Widerwärtigkeiten, die

ihn treffen, geduldig und bei dem Unrechte, das ihm widerfährt, demüthig bleibt: für Solche ist das Himmelreich. Aber wie Wenige gleichen diesen? Was ist demnach gewisser, als daß nur Wenige selig werden? O möge diese Wahrheit jenen tiefen Eindruck auf uns machen, als sie es ihrer Wichtigkeit wegen verdiente, und möge sie uns mächtig antreiben, daß wir uns unter diese Wenigen stellen, denen eine Hoffnung auf die Erlangung des Himmelreiches blüht! cf. Massillons Predigten B. III.

5. Ueber die Reprobation oder Vorherbestimmung von Seite Gottes zur Verdammniß.

Es hat schon frühzeitig Solche gegeben, die sich für eine absolute Reprobation, d. h. Vorherbestimmung zur Verdammniß, erklärten; man nennt sie die Prädestinatianer. Zur Zeit des heiligen Augustin huldigten einige Mönche zu Adrumet in Afrika diesem Irrthume, wurden aber vom heiligen Augustin in seinen beiden Schriften: De gratia et libero arbitrio, und: De correctione et gratia zurechtgewiesen. Um das Jahr 474 erneuerte ein gewisser Priester Lucidus in Frankreich diese Irrlehre; sie wurde aber auf den Concilien zu Arles und Lyon verdammt. Gottschalk, Benediktinermönch in der Abtei Corbai, bekannte sich im neunten Jahrhundert zu demselben Irrthum; wurde aber unter Andern von Hinkmar, Erzbischof von Rheims, und Rabanus Maurus, Erzbischof von Mainz, bekämpft und in mehreren Provincialsynoden verdammt. Unter den Reformatoren erklärten sich besonders Calvin und Beza für den Prädestinatianismus; denn sie behaupteten, Gott habe nach einem unbedingten Rathschlusse Einige zur ewigen Seligkeit, Andere zur ewigen Verdammniß bestimmt, und dieses aus keiner andern Ursache, als weil Gott so gewollt habe, daß Einige selig, Andere aber verdammt werden. Allein diese Lehre ist irrig; denn:

a) Nach der heiligen Schrift will Gott das Heil Aller.

Der Apostel Paulus sagt: Gott will, daß alle Menschen selig werden und zur Erkenntniß der Wahrheit gelangen. 1. Timoth. 2, 4. Dazu bemerkt der heilige Prosper: Die Wahrheit also, daß Gott das Heil Aller will, muß man im Hinblick auf den

Ausſpruch des Apoſtels als unzweifelhaft annehmen und bekennen. Der heilige Prosper bringt damit die vorhergehenden Worte des Apoſtels in Verbindung und ſagt, eben deßwegen, weil bei Gott der Wille iſt, Alle ſelig zu machen, habe der heilige Paulus das Gebet für alle Menſchen ſo dringend empfohlen, um gleichſam unſerer Seits das verwirklichen zu helfen, was Gott will. Auch der heilige Chryſoſtomus ſchreibt: Wenn Gott will, daß Alle ſelig werden, ſo muß man auch für Alle beten. In 1. Tim. 2. hom. 7.

Hieran reihen ſich viele andere Schriftſtellen. Chriſtus, der Herr, ſagt: Kommet Alle zu mir, die ihr mühſelig und beladen ſeid, und ich will euch erquicken. Matth. 11, 28. Hier ladet Chriſtus offenbar die Sünder zur Buße ein, und zwar Alle, ohne Ausnahme. Wie verträgt ſich dieſes mit der abſoluten Reprobation? Denn wie können ſich jene bekehren, welche Gott ſchon zur Verdammniß beſtimmt hat?

Der heilige Petrus ſchreibt: Der Herr hat Geduld mit euch, und will nicht, daß Jemand verloren gehe, ſondern daß ſich Alle zur Buße wenden. 2. Petr. 3, 9. Hiemit iſt doch offenbar geſagt, daß Gott das Heil Aller will; denn wenn er will, daß ſich Alle zur Buße wenden, kann er unmöglich auch nur Einen zur Verdammniß vorherbeſtimmt haben.

Im Buche der Weisheit leſen wir: Du liebeſt Alles, was da iſt, und haſſeſt nichts von dem, was du gemacht haſt. Kap. 11. V. 25.; — und eben daſelbſt V. 27.: „O Herr, der du die Seele lieb haſt, du ſchoneſt Aller; denn dein iſt Alles.“ Wenn alſo Gott alle ſeine Geſchöpfe und beſonders die Seelen der Menſchen lieb hat, ſo kann er unmöglich einige deßwegen erſchaffen haben, um ſie ewig zu verdammen. Dieſes iſt um ſo weniger möglich, wenn wir auch noch leſen: Warum wollet ihr ſterben, Haus Iſrael? Bekehrt euch und lebet! Ezech. 18, 31. Und an einer andern Stelle ſagt Gott ausdrücklich: Ich will nicht den Tod des Sünders, ſondern daß er ſich bekehre und lebe. Ezech. 33, 11.

b) Die heiligen Väter erklären ſich gegen eine abſolute Reprobation oder Vorherbeſtimmung zur Verdammniß, indem ſie ebenfalls behaupten, daß Gott das Heil Aller will.

Clemens von Alexandrien ſchreibt: Auf welche Weiſe iſt er der Herr und Heiland, wenn er nicht der Herr und Heiland Aller iſt? Strom. — Cyrillus von Jeruſalem: Da der Herr gnädig iſt, hat er nicht bloß Einen oder den Andern, ſondern Allen den Zutritt zur Thüre des ewigen Lebens geöffnet, damit, ſo viel an ihm iſt, Alle desſelben theilhaftig werden. Catech. 18. — Der heilige Chryſoſtomus: Wenn Alle geſündiget haben: warum gelangten Einige zum Heile, während Andere zu Grunde gingen? Deßwegen, weil nicht Alle hinzutreten wollten, ſonſt würden, ſo viel es von Gott abhängt, Alle ſelig werden; denn Alle waren ja auch berufen. Hom. 16. in ep. ad Rom. — Cyrillus von Alexandrien: So weit es den Willen Gottes und ſeine natürliche Güte betrifft, wären wir Alle Kinder Gottes, und nicht Einer wäre von der Verwandtſchaft mit ihm ausgeſchloſſen. Aber wie David bezeugt, wir ſterben wie Menſchen und fallen wie Einer aus den Fürſten, weil wir unſern Verſtand den Leidenſchaften des Fleiſches unterwerfen. — Der heilige Hieronymus: Gott will Alle ſelig machen; weil aber Niemand ohne ſeinen Willen gerettet wird, ſo will er, daß auch wir das Gute wollen, worauf er, wenn wir es wollen, in uns ſeinen Rathſchluß erfüllen will. Comment. in c. 1. ad Eph. — Hilarius: Gott will alle Menſchen ſelig machen, und nicht nur jene, die zur Zahl der Heiligen gehören werden, ſondern durchaus Alle, ſo daß Keiner ausgenommen iſt. Epist. ad Aug. — Paulinus: Zu Allen hat Gott geſagt: Kommet zu mir u. ſ. w.; das, ſo weit es an ihm liegt, will er, der Alle gemacht, daß ein jeder Menſch ſelig werde. Epist. 24. ad Sever. — Ambroſius: Er mußte auch in Bezug auf die Gottloſen ſeinen Willen darthun, und überging deßwegen ſelbſt den Verräther nicht, um ſogar bei der Wahl des Verräthers ſeinen Willen kund zu thun, Alle ſelig zu machen. De libr. parad. c. 8.

c) Die Kirche hat in ihren feierlichen Erklärungen die Lehre von der abſoluten Reprobation verworfen.

Das Concilium von Orange hat ſich hierüber klar ausgeſprochen; denn es ſagt, daß Einige durch göttliche Macht zum

Böſen vorherbeſtimmt ſeien, glauben wir nicht bloß nicht, ſondern wenn es Einige gibt, die ein ſolches Uebel glauben wollten, verhängen wir über ſie mit allem Abſcheu das Anathem. Can. 25. — Auf gleiche Weiſe ſagt das Concilium von Trient: Wenn Jemand behauptet, die Gnade der Rechtfertigung gereiche nur den Vorherbeſtimmten zum Leben, alle Uebrigen aber, die berufen werden, werden zwar berufen, aber ſie empfangen keine Gnade, weil ſie durch Gottes Macht zum Böſen beſtimmt ſeien, ſo ſei er verflucht. Sess. 6. can. 17.

d) Die Vernunft iſt gegen eine abſolute Vorherbeſtimmung von Seite Gottes zur Verdammniß.

Es gibt keine ſchrecklichere Lehre, als die iſt: Gott habe den Menſchen ohne Rückſicht auf ſeine Sünden im Voraus, bloß weil es ſo ſein Wille iſt, zur ewigen Verdammniß beſtimmt. Wie läßt ſich damit die Güte und die Gerechtigkeit Gottes vereinigen? Dieſe Lehre macht Gott zu einem Tyrann, der nach Laune handelt. Die Verdammten könnten füglich ſich beklagen, daß ihnen Unrecht geſchehen; denn nicht ihre Sünden, ſondern eigentlich der Wille Gottes wäre der erſte und vorzüglichſte Grund ihrer Verdammniß. Sie mußten ſündigen, weil ſie urſprünglich zur Verdammniß beſtimmt waren. Wer wird bei einer ſolch troſtloſen Lehre noch etwas für ſein Heil thun? Er iſt ja entweder zur Seligkeit oder zur Verdammniß beſtimmt; im erſtern Falle iſt ihm der Himmel gewiß, im letztern kann er der Hölle nicht entgehen. Muß ein ſolches Bewußtſein nicht gleichgiltig gegen Sünde und Laſter machen? Muß es nicht jeden Gedanken an Buße und Beſſerung in ſeinem Entſtehen unterdrücken? Was iſt alſo dieß nicht für eine troſtloſe Lehre! Wie unwürdig iſt ſie nicht blos für Gott, ſondern auch für die Menſchen? Bezüglich Gottes iſt ſie die größte Blasphemie, bezüglich der Menſchen eine Einladung zu jeder Sünde, oder völlige Gleichgiltigkeit, ja Abſtumpfung gegen alle Sittlichkeit.

e) Die Gründe, womit man die abſolute Vorherbeſtimmung zur Verdammniß ſtützen will, ſind völlig haltlos.

Man bringt vor, und ſagt zur Stütze des Prädeſtinatianismus:

1) Es iſt gewiß, daß Gott die guten und böſen Handlungen eines jeden Menſchen vorherſieht; wenn

er also den Entschluß gefaßt hat, Jemanden seiner Sünden wegen in die Hölle zu stossen, wie kann man sagen, daß Gott Alle selig haben wolle? — Hierauf sagen die katholischen Theologen, daß man bezüglich der Verwerfung der Sünder zwischen Priorität der Zeit und der Ordnung unterscheiden müsse. In Bezug auf die Priorität der Zeit ist der göttliche Rathschluß früher, als die Sünde des Menschen, in Bezug auf die Ordnung oder den Grund ist die Sünde des Menschen früher, als der göttliche Beschluß; denn Gott hat nur in so ferne viele Menschen von Ewigkeit zur Hölle bestimmt, als er ihre Sünden vorausgesehen hat. Gott sieht aber auch das Zukünftige so, wie es ist; und deßwegen sind für diejenigen, welche verworfen werden, die Sünden der Grund ihrer Verdammniß. Es bleibt aber immer wahr, daß Gott mit seinem vorangehenden Willen, der sich auf seine Güte bezieht, wahrhaft das Heil Aller will, während er bezüglich seines nachfolgenden Willens, der sich auf die Sünden der Verworfenen bezieht, ihre Verdammung will. Deutlich spricht dieses der heilige Thomas von Aquin aus: Gemäß seines vorhergehenden Willens will Gott, daß alle Menschen selig werden. Wenn er aber alle Umstände der Person erwägt, so findet es sich, daß es nicht bezüglich Aller gut ist, sie selig zu machen; denn gut ist es nur bezüglich desjenigen, der sich vorbereitet und der einstimmt, nicht aber bezüglich dessen, der nicht will und widersteht. Dieses nennt man den nachfolgenden Willen, weil er das Vorherwissen der Werke voraussetzt.

2) Das ganze Menschengeschlecht ist um der Sünde Adams willen eine massa damnata. Aus diesem Grunde fügt Gott den Menschen kein Unrecht zu, wenn er nur wenige derselben selig machen will, die übrigen aber verdammt. — Aber eben deßwegen ist ja Jesus Christus in die Welt gekommen, um durch seinen Tod diese der Verdammniß anheim gefallene Masse zu retten, wie geschrieben steht: Des Menschen Sohn ist gekommen, selig zu machen, was verloren war. Matth. 18, 11. Darum schreibt auch der Apostel: „Der sich selbst zum Lösegeld für Alle hingegeben hat. 1. Timoth. 2, 6. Auf die Frage aber, wie es komme, daß, wenn Christus für Alle gestorben ist, dennoch nicht alle Menschen selig werden,

antwortet der heilige Chryſoſtomus: Weil ſich nicht Alle dem Willen Gottes, der Alle ſelig haben will, fügen; denn Gott thut dem Willen keines Menſchen eine Gewalt an. So geſchieht es, daß die, welche verloren gehen, aus eigener Schuld ſich in's Verderben ſtürzen. Darum ſagt der heilige Ambroſius, daß der, welcher verloren geht, ſich ſelbſt den Tod zufüge, da er nicht darauf bedacht iſt, die ihm dargebotenen Heilmittel zu gebrauchen.

3) Man beruft ſich auch auf verſchiedene Stellen der heiligen Schrift, ſo z. B. auf: „Ich will Pharao's Herz verhärten" Exod. 4, 21.; — „verblende, o Gott, das Herz dieſes Volkes, daß es nicht ſehe" Iſ. 6, 10.; — da ſie (Jakob und Eſau) weder etwas Gutes noch Böſes gethan hatten, damit der Rathſchluß Gottes aus freier Wahl beſtünde, ward ihnen nicht um der Werke willen, ſondern kraft des Rufenden geſagt: Der Aeltere wird dem Jüngern dienen, wie geſchrieben ſteht: Jakob liebe ich, Eſſau haſſe ich .... Alſo liegt es nicht an Jemandes Wollen oder Laufen, ſondern an Gottes Erbarmen, und alſo erbarmt er ſich, weſſen er will, und verſtockt, wen er will .... Denn hat der Töpfer nicht Macht über den Thon, aus derſelben Maſſe ein Gefäß zur Ehre und das andere zur Unehre zu machen? Röm. 9. — Mit Unrecht beruft man ſich auf all dieſe Stellen. Was zunächſt die Worte betrifft: „Ich will Pharao's Herz verhärten," — ſo darf man dieſes nicht ſo verſtehen, als ob Gott zur Bosheit eines Menſchen mitwirkte, ſondern er läßt ſie nur zu, indem er ihm ſeine Gnade entzieht, deren er ſich unwürdig gemacht hat. Dasſelbe gilt von den Worten: „Verblende das Herz dieſes Volkes" u. ſ. w. Eben ſo wenig iſt die Stelle aus dem Briefe an die Römer den Prädeſtinatianern günſtig; denn wenn es von Gott heißt: „Den Jakob liebe ich, den Eſau aber haſſe ich" — ſo folgt hieraus nicht, daß Gott den Eſau gehaßt habe, ehe er etwas Böſes gethan, ſondern man muß vielmehr annehmen, daß ſeine Sünden der Grund des Haſſes Gottes waren; denn Gott, ſagt der heilige Auguſtin, haßt nicht den Menſchen, ſondern den Sünder Eſau. Daß aber die Erlangung der göttlichen Erbarmung nicht von des Menſchen eigenen Willen

abhängt, sondern allein von der Güte Gottes, ist eine ausgemachte Wahrheit, der Niemand widersprechen kann. Deßwegen ist aber Gott gegen diejenigen, deren er sich nicht erbarmt und die also Gefässe der Unehre werden, nicht ungerecht; denn sie waren nicht vom Anfange an von Gott selbst dazu bestimmt, sondern sind es durch ihre Uebertretungen, und daher aus eigener Schuld geworden. Daher sagt auch Fulgentius: Jene, die Gott zur Strafe vorherbestimmte, hat er nicht auch zur Schuld vorherbestimmt. Sie gehen also zwar nothwendig verloren, weil sie in ihren Sünden verharren; aber sie mußten nicht nothwendig sündigen, weil sie freien Willen haben und die hinreichende Gnade Gott einem Jeden gibt.

Aus all diesem ist klar, daß es keine absolute Reprobation oder Vorherbestimmung zur Verdammniß gibt, sondern man muß sagen: Es ist zwar allerdings auch die Zahl der Verdammten bei Gott von Ewigkeit her bestimmt; aber während die Ursache der Vorherbestimmung zur Seligkeit in der Güte Gottes liegt, ist der Grund der Vorherbestimmung zur Verdammniß im bösen Willen des Menschen zu suchen, oder was dasselbe ist, die Verdammten sind um ihrer Sünden willen, die Gott von Ewigkeit her vorausieht, zur Verdammniß bestimmt.

6. Von der Berufung (vocatio).

a) Begriff.

Unter Berufung oder vocatio versteht man die Einladung zum Heile. Dieser Ruf ist bezüglich der noch nicht Getauften oder noch außer der Kirche Stehenden eine Anregung, sich zum Glauben zu wenden, und bezüglich der bereits in die Kirche Aufgenommenen, aber jedoch in Sünden Verfallenen eine Anstachlung zur Buße.

b) Berufen sind Alle.

Dieser Satz ist näher beleuchtet oben bei der Reprobation, und weisen wir darauf hin. S. 596 u. folg.

e) Wie vielfältige Mittel Gott anwendet, die Menſchen zu berufen oder ſie zum Heile zu führen, und wie unſinnig die Menſchen oft dieſe Mittel gerade zum Verderben ſich verkehren.

I. Gottes Wille iſt es, daß alle zum Heile gelangen und ſelig werden ſollten. Daher hat er auch diejenigen nicht von ſeiner Gnade und Erbarmung ausgeſchloſſen, welche durch Sünden und Laſter ſich von ihm entfernt und ſo ſelbſt auf ihre Seligkeit verzichtet haben. Er ſucht ſie vielmehr auf vielfältige Weiſe zurückzuführen und an ſich zu binden. Zuerſt geht aber der Vater im Himmel gewöhnlich den Weg der Güte und der Liebe, und erſt wenn ſeine Milde verachtet wird, tritt er, um nichts unverſucht und unangewendet zu laſſen, mit Ernſt und Strenge auf. Eines der erſten und häufigſten Mittel, wodurch Gott die ihm abgewandte Seele zurückbringen will, ſind innere Einſprechungen. Jeder Menſch trägt nämlich in ſeinem Herzen einen unbeſtechlichen, ihm ſtets gegenwärtigen Richter mit ſich herum, der alle unſere Handlungen vor ſein Tribunal zieht, mit unerbittlicher Strenge da das Verdammungsurtheil ſpricht, wo er eine Schuld entdeckt. Dieſer Richter iſt die Stimme des Gewiſſens, und dieſe Stimme findet ſich im Kinde, wie im Manne und bleibt dem Greiſe bis zum letzten Athemzuge. Biſt du in eine Sünde gefallen, haſt du eine Ungerechtigkeit begangen, ein falſches Wort geſprochen, dem Nächſten eine Beleidigung zugefügt, oder überhaupt das Recht verletzt und dein Gewiſſen beſchwert: ſage, regen ſich da in deinem Herzen, wenn anders noch nicht alle Gefühle für Wahrheit und Recht in dir erſtorben ſind, regen ſich da in deinem Herzen nicht wehmuthsvolle Empfindungen, ſtellen ſich nicht bittere Vorwürfe wegen des Begangenen ein, möchteſt du es nicht ungeſchehen haben; bedauerſt du nicht ſeine Folgen, haſt du nicht Reue und Schmerz darüber? Dieſe Stimme des Gewiſſens ſpricht oft ſo laut und verfolgt mit ſo peinigenden Vorwürfen, daß man überall das begangene Laſter in grauenvoller Geſtalt vor ſich zu ſehen glaubt und von allen Seiten ſeine Verbrechen widerhallen hört. Viele wurden ſchon durch die Pein ihrer Gewiſſensbiſſe vermocht, daß ſie ſelbſt hingingen zum Richter, da ihr begangenes Verbrechen bekannten, und oft flehentlich um die verdiente Strafe baten! Dieſe innern Einſprechungen ſind nicht von Fleiſch und Blut, ſie kommen von Gott, ſie ſind eine

Stimme von ihm, und darum ſo gewaltiglich; ſie ſind ein Bote vom Himmel geſendet, wodurch dir Gott ſein Mißfallen wegen des begangenen Unrechtes zu erkennen gibt, und dir den Weg zeigt, auf welchem du wiederum zu ihm zurückkehren kannſt.

Gott läßt in unſerer Mitte große Muſter und Vorbilder von Tugend und Frömmigkeit aufſtehen. Solche Beiſpiele haben von jeher mächtig auf Andere eingewirkt; denn groß iſt die Macht des Beiſpieles. Um von den erſten chriſtlichen Zeiten zu reden, wurden gar Manche aus dem Heidenthume durch den heiligen Wandel der Chriſten für die Lehre des Gekreuzigten gewonnen. Es ereignete ſich nicht ſelten das Schauſpiel, daß gar Manche, die nur aus Neugierde der Hinrichtung der chriſtlichen Bekenner beiwohnten, gerührt durch die Standhaftigkeit und den Edelmuth der Chriſten, und dem Zug der göttlichen Gnade nachgebend, — es ereignete ſich, ſage ich, daß gar Manche von ſolchen, die als Heiden, als Kinder des Satans hinausgingen, bekehrt und umgewandelt, und als Kinder Gottes den Richtplatz verließen. O wie viele Sünder wurden ſchon durch das fromme Beiſpiel Anderer bekehrt! Um nur noch von einem Falle zu reden, ſage ich, daß einſtens zur Zeit einer Verfolgung der fromme Biſchof Narciſſus in das Haus der heiligen Afra gekommen iſt. Afra führte ſeit langen Jahren ein laſterhaftes Leben; jetzt aber ſah ſie den erbaulichen Wandel des heiligen Biſchofs, ſah ſeine Bußwerke, ſeinen Gebetseifer, ſeine Abtödtung, ſeine Selbſtverleugnung. Dadurch wurde ſie ſo ſehr ergriffen und mit Gewalt dahingeriſſen, daß ſie ihrem Sündenleben entſagte, und ſelbſt nebſt ihrer Mutter Hilaria und ihren drei Mägden in die Fußſtapfen des heiligen Mannes eintrat, und zuletzt als Opfer ihres chriſtlichen Glaubens fiel. So läßt Gott auch in unſerer Mitte gar manches Licht leuchten, und davon ſollen auch wir entzündet werden, die wir noch im Finſtern ſitzen. Gott will uns lehren und bekehren durch ſolche Beiſpiele, und ſie ſind nichts Anders als von ihm angezündete Lichter, welche in der Nacht der böſen Welt leuchten und uns den Weg zum Himmel zeigen ſollen.

Gott ſendet Verkünder ſeines heiligen Evangeliums, Bußprediger und Herolde des Glaubens. Und wunderbar iſt die Kraft des göttlichen Wortes: es hat die heidniſchen Gräuel des Götzendienſtes ausgerottet, ihre den böſen Geiſtern erbauten Tempel eingeſtürzt und

an ihrer Stelle dem allein wahren Gott geweihte Orte der Anbetung erbaut; es hat den Unglauben und das Laſter hinweggenommen und Tugend und Gerechtigkeit eingeführt. Die Kraft des göttlichen Wortes iſt gewaltiger als zahlreiche Kriegsheere: als einſtens König Attila verheerend gegen die Stadt Rom herangezogen kam, ging ihm der heilige Papſt Leo im hohenprieſterlichen Gewande entgegen, und das Wort des Dieners Gottes beſiegte den Sieger der römiſchen Legionen, ſo daß er abzog und der Stadt nichts zu Leid that. Die Kraft des göttlichen Wortes lähmte ſchon oft den Arm des Feindes und machte ſein Schwert unſchädlich. Auch hievon ein Beiſpiel: Ungläubige überfielen einſtens die Chriſten auf Travancar, da ging ihnen der heilige Franz Xaver entgegen, gegürtet mit dem Schwerte des göttlichen Wortes, und ſchmetterte ſie dergeſtalt darnieder, daß ſie beſchämt von ihm flohen. Die Kraft des göttlichen Wortes hat ſchon viele Tauſende bekehrt, die größten Sünder erſchüttert, von ihrem Sündenſchlafe aufgeſchreckt, und ſie in die Arme der Religion zurückgeführt. Pelagia, die einſtens zu Antiochien in Gold und Seide prangte und von einem ganzen Heere von Buhlern und Augendienern umlagert war, welche als die erſte Schönheit galt, und die edelſte Perle der Stadt hieß: dieſe Pelagia kam in eine Predigt des dortigen heiligen Biſchofs Nonus, und ſie ward ſo ergriffen, daß ſie nach geendeter Predigt dem heiligen Manne nachellte, ſich taufen ließ und zu Jeruſalem als heilige Pilgerin ſtarb. So bedient ſich Gott noch heut zu Tage der Verkündigung ſeines Wortes, um manchen Sünder an ſich zu ziehen. Dieſe mögen freilich oft ganz gleichgiltig, und ohne zu ahnen, was mit ihnen vorgehen wird, in die heilige Verſammlung eintreten; ſie mögen vielleicht nur aus Neugierde oder um Zerſtreuung zu finden, an den heiligen Ort gekommen ſein; aber Gott wendet ihnen ihren Leichtſinn zum Beßten, erſchließt ihnen ihr Herz, läßt ſie fühlen die Gewalt ſeiner Worte, und ſo werden ſie ergriffen und gehen in ſich und werden bekehrt, ſo große Sünder ſie auch waren, und werden gläubig, ſo ungläubig ſie auch geweſen.

Wieder Andern gibt Gott oft ein heiliges Buch in die Hände, und ihre Augen treffen gerade jene Stelle, welche für ſie geeignet iſt, um Sinnesänderung hervorzubringen. Das Reich Gottes beſteht nicht im Wohlleben, im Schwelgen und in Ausſchweifungen,

las einſtens der heilige Auguſtin, und es war genug, um ſich zu bekehren und ſeinem bisherigen Lebenswandel zu entſagen. Lieb die Welt nicht, noch was in ihr iſt, — dieſe wenigen Worte öffneten dem heiligen Norbert die Augen und zeigten ihm den Weg zur Vollkommenheit. So iſt es gleichſam der Geiſt Gottes ſelbſt, der während der Leſung eines heiligen Buches zu unſerm Herzen ſpricht. Darum ſagt ein heiliger Kirchenlehrer: Wenn du es in der Vollkommenheit weiter bringen willſt, ſo mußt du oft beten und gerne in heiligen Büchern leſen; denn wenn du beteſt, ſprichſt du mit Gott; und wenn du lieſeſt, ſpricht Gott mit dir.

Die bisher genannten Mittel, durch welche uns Gott zu ſich führen will, ſind Mittel der Liebe; wenn wir aber dieſe verſchmähen, dann kommt er, um nichts zu unſerm Heile unverſucht zu laſſen, mit Ernſt und Strenge. Er nimmt die Ruthe zur Hand, und haut damit den Nacken ſeiner ungehorſamen Kinder blutig, auf daß die Strafe uns ſeiner erinnerte, weil ſeine Liebe es nicht vermochte. Und ſeine Heimſuchungen treffen bald einzelne Perſonen, bald aber auch ganze Länder und Völker, je nachdem es ſeinen weiſeſten Abſichten genehm iſt. Er wirft den Sünder hin auf das Schmerzen- und Krankenbett; er läßt ihm die Hinfälligkeit alles Irdiſchen an ſeinem eigenen, zerſtörten Leibe ſchauen; einem Andern nimmt er Hab und Gut und bringt ihn, um ſeinen Stolz zu demüthigen, an den Bettelſtab; einen Dritten wirft er herab von dem Leuchter der Ehre und beraubt ihn ſeiner Würden und Aemter, die er nur zur Sünde und Ungerechtigkeit mißbraucht hat; einen Vierten gibt er ſeinen Feinden zum Spotte und zur Verachtung hin, und viele Andere züchtiget er noch auf andere Weiſe. Dann ſchwingt er aber auch ſeine Strafruthe über ganze Völker; er gebietet ſeinen Elementen, daß ſie die Länder verheeren und die Menſchen tödten; er ſendet ſeine Blitze, daß ſie unſere Wohnungen einäſchern; er befiehlt dem Hagelſchlag, daß er unſere Saatfelder vernichte und die Hoffnung auf eine Aernte vereitle; er läßt regnen bis zur Ueberſchwemmung, oder er ſtraft mit einer Trockne, daß alle Pflanzen und Gräſer verdorren, und alles Leben verſchmachten möchte; er entflammt die Völker zum Kriege, erweckt Aufruhr und Empörung auf allen Seiten, — ſchickt Mißwachs, Theuerung und Hungersnoth, ſchlägt mit peſtartigen Seuchen und

Krankheiten, und läßt den Todesengel in zehnfacher Gestalt die Länder durchziehen. So ist Gott, wenn er zürnt und straft. Allein auch diese Strafen sind nichts Anders, als von ihm gesendete Boten, die uns zur Rückkehr zu ihm, zu unserm Vater im Himmel, dem wir durch die Sünde entlaufen sind, einladen; sie sind nichts Anders, als Cherubime mit flammenden Schwertern, die uns auf unsern Lasterwegen hemmend entgegentreten und mit Gewalt von der Sünde zurücktreiben; sie sind nichts Anders, als laut schallende Stimmen Gottes, die uns mit Gewalt von unserm Sündenschlaf aufschrecken, an den Abgrund unsers Verderbens uns mächtig erinnern, und auf unserm Lauf zur Hölle uns noch das letzte: Halt ein, Unglücklicher! — eindringend zudonnern.

Solche Mittel gebraucht die Barmherzigkeit Gottes, um dem Sünder die Augen zu öffnen, um sein entlaufenes Kind einzuholen und wieder in das Vaterhaus zurückzubringen. Wie benehmen sich aber die Menschen dabei ihrer Seits?

II. Man kann es zwar nicht in Abrede stellen, daß sich allerdings Einige auf ein oder die andere Weise von Gott, wenn sie in Sünden gefallen sind, wiederum zur Besserung und Lebensänderung einladen lassen. Aber gar Viele haben für Gottes Ruf und Worte taube Ohren. — Das Gewissen macht dem Sünder Vorwürfe; es stellt ihm sein Unrecht vor, es malt ihm seine schwarze That in schauerlicher Gestalt; es folgt ihm auf allen Schritten und will ihn kaum zur Ruhe gelangen lassen. Aber was thut ein solcher Mensch? Statt in sich zu gehen, statt Reue zu fühlen, und in Bußthränen zu zerfließen; statt zur Barmherzigkeit Gottes zu fliehen und dort Verzeihung zu erlangen; statt sein Unrecht zu erkennen und Besserung zu geloben; statt dem Zug der Gnade zu folgen, und jenen innern Einsprechungen nachzugeben, welche ihn wiederum mit Gott und dem verletzten Rechte ausgesöhnt haben wollen: statt dem Allem gibt er sich ganz andern Dingen hin. Er ahmt nicht den Büßer David nach, der nach vollbrachter Sünde die Schwere seines Unrechtes einsah und im Gefühle seiner Sündenschuld seufzte und sprach: Gott, erbarme dich meiner nach deiner großen Barmherzigkeit, und nach der Fülle deiner Erbarmungen tilge aus meine Missethat; wasche mich von meiner Bosheit und von meiner Sünde reinige mich; ich erkenne ja meine Missethat,

und meine Bosheit ſteht immer vor mir. Beſprenge mich mit Hyſop und ich bin rein, waſche mich, und weißer denn Schnee bin ich. Wende weg dein Antlitz von meinen Sünden, und alle meine Miſſethaten tilge aus. Herr, verwirf mich nicht von deinem Angeſichte und deinen heiligen Geiſt ziehe nicht von mir zurück. Pſ. 50. Nicht ſo betet mit dem Könige David der von ſeinen Gewiſſensbiſſen aufgeſchreckte und verfolgte Sünder, ſondern den von Gott verworfenen Saulus ahmt er nach. Wie Saul das Andenken an ſeine Sünden und Ungerechtigkeiten im Geräuſche der Welt und in Sinnesgenüſſen auslöſchen wollte, — ſo ſtürzt auch er ſich in ſolche ſinnliche Zerſtreuungen, und will im Genuß der Freuden, in Befriedigung der Leidenſchaften, in Ueberfluß, in Schwelgerei, in Saus und Braus ſein Gewiſſen erſäuſen und einſchläfern. Er erreicht oft ſeine Abſicht, ſein Gewiſſen, mit Gewalt unterdrückt, wird ruhiger; aber nur auf kurze Zeit, um dann deſto heftiger zu erwachen und ihn deſto peinlicher zu foltern. Und ſollte es auch lange währen, ſo wird es doch in der Stunde des Todes ſchrecklich erwachen, um ihn dann eine ganze Ewigkeit hindurch auf die ſchrecklichſte Folterbank zu ſpannen. Es ergeht ihm, wie dem Wüſtling Antiochus, der ein ganzes Leben hindurch ſchwelgte, plünderte und mordete, ohne an Gott und Ewigkeit zu denken. Allein im Angeſicht des Todes erwachte in ihm laut und ſchrecklich die Stimme ſeines Gewiſſens: da ſah er alle ſeine ſchwarzen Thaten, und ſein verübtes Unrecht häufte ſich wie Berge vor ihm an; da wollte er beten, da zu Gott zurückkehren. Aber dieſe ſo oft unterdrückte Stimme erwachte jetzt in ihm nicht mehr, um ihm Gnade anzubieten und zur Buße einzuladen, ſondern um ihn zu verdammen und zur Hölle hinabzuwerfen: und ſo ſtarb er, wie er gelebt — in ſeinen Sünden und unbußfertig. — Andere wollen ſich der beißenden Vorwürfe ihres Gewiſſens auf eine noch viel ſchauerlichere Art entledigen; ſie treten zuerſt in die Fußſtapfen des Brudermörders Kain und ſagen: Mein Unrecht iſt größer, als daß mir Gott verzeihen könnte; ſie verzweifeln an Gottes Güte und Barmherzigkeit, und laſſen ſich vom Teufel den ſchwarzen Gedanken in die Seele hauchen, ſich ſelbſt durch gewaltſamen Tod zu vernichten. Und das, deſſen kein unvernünftiges Thier fähig iſt, was jede geſunde Vernunft empören muß, was die ſchrecklichſte und

ſchwärzeſte That von allen iſt, das thun ſie, die nach Gottes Ebenbild Geſchaffenen, die zur ewigen Seligkeit Beſtimmten, und eben jetzt von der Stimme ihres Gewiſſens Eingeladenen, dieſer hohen Beſtimmung doch auch nach zu leben! —

Gott ſtellt uns Tugendbeiſpiele zur Nachahmung auf; ſie aber wirken bei Manchen gerade das Gegentheil und werden ihnen zum Aergerniß. Ja, Geliebte, es iſt ſo weit gekommen, die Tugend iſt heut zu Tage anſtöſſig, und Leute, welche ſich beſonderer Frömmigkeit befleißen, werden Betbrüder und Betſchweſtern oder auch Heuchler und Phariſäer genannt, und ſogar den Einfältigen und Aberwitzigen beigezählt. Man ahmt ihre Geberden zum Gelächter Anderer nach, und macht ſich luſtig über ihre Sitten und Gebräuche. Loſe Religionsverächter ſpotten des Mannes, der es noch aufrichtig mit Gott und ſeinem Heilande meint, und nennen ihn einen Schwachkopf; ſie werfen mit brandmarkenden Gemeinwörtern um ſich und ſuchen die heiligſten Tugenden mit dem Koth ihrer Verleumdung zu beſchmutzen. Achtung der Töchter für jungfräuliche Ehre, Reſpekt für den Gottesdienſt, Anhänglichkeit an die Kirche, eheliche Treue, Wahrheitsliebe, Gewiſſenhaftigkeit, Gerechtigkeit in Handel und Wandel, Andachtsſinn, Glaubensſtärke, Feindesliebe ꝛc., das iſt ihnen Pedanterie, Kleingeiſterei, Fanatismus, Bigotterie, Schwärmerei und Obſkurantismus. Sie gehen noch weiter und ſagen: Mit dem Gottesdienſte, und dem alten Weibe, der katholiſchen Kirche, und dem Einfluſſe ihrer albernen Diener iſt es nun einmal zum glücklichen Ende gekommen, die Welt iſt verſtändig und mündig geworden und läßt ſich nicht mehr von den Pfaffen am Gängelbande führen. Laßt uns jetzt eſſen und trinken, und froh durch das Leben hüpfen; denn hinter dem Grabe gibt es nichts mehr. So ſprechen die Gottloſen im Tone der Unfehlbarkeit, welche ſie doch der Kirche ableugnen. Und beſonders jenſeits des Schlagbaumes, außer der Kirche, dort gibt es Solche in zahlloſer Menge, welche, weil ſie ſelbſt nichts Heiliges haben, auch bei Andern alles Heilige läſtern, in zahlloſer Menge gibt es Solche, denen es eine innige Freude iſt, unſere heiligſten Inſtitutionen herabzuſetzen, und die Großes gethan zu haben wähnen, wenn ſie ein ihrem Bunde bisher angehöriges Glied, dem aber nun durch Gottes Gnade die Augen aufgegangen, und das die Schule des Un- und Irrglaubens

verlaſſen will — wenn ſie, ſage ich, ein ſolches Glied durch Verleumdungen und Schmähungen gegen unſere Kirche abhalten könnten.

Gott läßt uns ſein heiliges Wort in ſalbungsvollen Predigten verkünden und bietet uns eine Menge von Schriften und Büchern an die Hand, welche im Geiſte des Evangeliums verfaßt ſind und deren Leſung wohlthätig auf unſer religiöſes Gefühl einwirken könnte. Allein was das Predigtanhören betrifft, ſo iſt man gleich fertig. Die Einen gehen gar nie dahin, denn ſie wiſſen ja ſchon Alles; die Andern wohnen wohl der Verkündung des göttlichen Wortes bei, aber mit einer Zerſtreuung und Gedankenloſigkeit, daß ſie alles Uebrige ſehen und hören, aber nur den Prediger und ſeine Worte nicht; oder es treibt ſie überhaupt nur die Neugierde und Schauluſt in die heilige Verſammlung, oder ſie fangen hie und da ein paar Wörtlein auf, ſagen dieſe ohne Verbindung und Zuſammenhang, verändert und verdrehet, auf daß ſie ja ſonderbar, oft ſogar lächerlich klingen, ihren Gleichgeſinnten, und treiben ſo mit einer heiligen Sache nur ihr Geſpött und ihren Hohn. — So verkehren ſie ſich das zur Verdammung, was ihnen Gott zum Heile gegeben hätte. Denn durch das Predigtamt hat es Gott gefallen, die Menſchen gläubig und ſelig zu machen. — Was aber das Leſen betrifft, ſo will ich eben nicht ſagen, daß man dieſes verſäumt; allein was lieſt man? Nicht Schriften, in denen der heilige Geiſt gegenwärtig wandelt, nicht Bücher, aus denen Belehrung und Unterricht ſtrömt, durch deren Leſung unſere religiöſen Gefühle genährt und unſere Gottesfurcht befördert werden könnte, — ſondern Schriften, die Gott und der Religion feindſelig, und gerade oft darauf berechnet ſind, Gott und ſeine Heiligen zu läſtern und zu entweihen. Und ſolche Bücher brütet die Hölle in zahlloſer Menge aus; es gibt viele gute Bücher, aber der ſchlechten ſind vielleicht ums Zehnfache mehr. Und es gibt, ich rede hier nicht bloß von den ſittenverderbenden Romanen und ihnen ähnlichen Dichtungen und Ausgeburten einer überſpannten Phantaſie, — es gibt noch viel gefährlichere Schriften. Sie wollen ſcheinbar der Religion dienen, gehen aber nur auf den Ruin derſelben aus: ſie tragen daher die unſchuldigſten und einladenſten Namen an der Stirne, und heißen z. B. Stunden der Andacht — ein wahres Meiſterſtück der Hölle, oder Anfeuerung zum innern häuslichen Gottes-

dienſte, wodurch vielmehr aller wahrer Gottesdienſt ausgelöſcht wird; oder Zeugniſſe der Kirchenväter über die Einfachheit des Kultus — was nur ein künſtliches Gewebe von Lügen und Unwahrheiten iſt. Dieſe Schriften athmen ſcheinbar die reinſten Grundſätze, ihre Worte ſind ſo ſüß, ihre Sprache iſt ſo angenehm, darum ſo geeignet, die Argloſen zu fangen, und darum um ſo gefährlicher; denn unter Roſenblättern ſitzt die Schlange verborgen, die unbemerkt den Leſern das Gift einhaucht. Es gibt nichts Heiliges, das dieſe Schriften nicht läſtern, nichts Göttliches, das ſie nicht mit dem Gifte ihrer Verleumdung begeifern. Jeſum Chriſtum, den Sohn Gottes, ſtellen ſie dar als bloßen Weiſen von Nazareth; ſeine Wunder wirkte er nur in Folge ſeiner tieferen Naturkenntniſſe, oft waren ſie auch nur eine wohlberechnete Täuſchung; der heilige Geiſt iſt eine Erfindung der Schwärmerei, die Apoſtel waren leichtgläubige Leute, welche ihren Lehrmeiſter nicht recht verſtunden, die heiligen Sakramente ſind bedeutungsloſe Ceremonien, um die Einfältigen zu berücken; die heilige Schrift ſelbſt gleicht einer bloßen Mährchenſammlung. Solche Wahrheiten, oder beſſer geſagt, Lügen, werden in ſolchen Schriften verbreitet, und ſolche Thorheiten werden oft als wahre Weisheit verkauft und unter dem Namen von geläuterter, vernünftiger, zeitgemäßer Religion an Mann gebracht. Darum ihr, die ihr noch Religion im Herzen habet, und dieſe auch für die Zukunft bewahren wollet, — hütet euch vor ſolch gotteslästeriſchen Schriften.

Gott ſucht, haben wir endlich gehört, die Menſchen auch im Zorne heim, um ſie an ſich zu ziehen. Allein auch dieſes Mittel vereitelt ihm nicht ſelten der Sünder. Trifft einen ein widriges Ereigniß, fühlt er die Strafruthe Gottes, und ſind Tage der Betrübniß über ihn hereingebrochen, ſo vermehrt er ſein Unrecht, ſtatt durch geduldiges Leiden, durch Ergebung in Gottes heiligen Willen und durch Vertrauen auf ihn daſſelbe abzubüßen, im Gegentheil nur noch durch ſeinen Widerwillen, durch ſein Mißtrauen, durch ſeine Ungeduld und Kleinmüthigkeit, die ihn oft bis zum lauten Murren gegen Gottes Anordnungen verleitet, ſo daß er ſich erhebt, Gott läſtert und ſagt: Du biſt ein liebloſer, ein unbarmherziger, ein ungerechter Gott; kein Vater biſt du, der ſeine Kinder liebt, ſondern ein grauſamer Zwingherr, der ſeine

Geschöpfe haßt; ich danke dir nicht für mein Leben, denn nur zur Pein, nicht zur Freude hast du es mir gegeben. In solchen Reden, welche gleichsam den Verdammten in der Hölle entlehnt sind, lästert oft der Mensch seinen Herrn und Gott der Trübsale wegen, statt durch sie zu ihm zurückgeführt zu werden. Und wenn auch allgemeine Landplagen hereinbrechen, so bleiben sie dennoch hinter den erwarteten Wirkungen unserer Hartherzigkeit wegen zurück. Die Einen halten sie für ganz natürliche Erscheinungen, und wenden auch nur natürliche Verwahrungsmittel an. Daß es ein Strafgericht Gottes sein könnte, daran kömmt ihnen kein Gedanke, theils weil sie oft gar keinen Gott mehr glauben, oder wenn auch dieses nicht, weil sie sich ihn zu barmherzig, oder besser gesagt, zu schwach vorstellen, als daß er sich zu strafen getraute. Die Besseren aber werden zwar augenblicklich ergriffen, und es entsteht eine plötzliche Aenderung in ihnen; allein von keiner Dauer. Kaum daß Gott sein Racheschwert einsteckt, so sind alle guten Vorsätze wieder vergessen.

Aus dieser Darstellung werden wir erkennen, wie sehr Gott das Heil Aller verlangt, und wie vielerlei Mittel er anwendet, uns dahin zu führen; wir werden aber auch einsehen, wie oft die Menschen alle diese Mittel vereiteln. O möchten doch wir unter die Letzteren nicht gehören! Nein, sondern sind wir gute Kinder, die auf den leisesten Ruf ihres Vaters im Himmel hören, und ihm willig Folge leisten!

7. Begriff der Rechtfertigung.

Die Lehre von der Rechtfertigung ist eine der wichtigsten in der katholischen Theologie, die schon zu mancherlei Mißverständnissen und Irrthümern führte. Es hängt aber die Lehre von der Rechtfertigung innigst zusammen mit dem Abfall des Menschen von Gott; und daher läßt sich jene nicht klar darstellen, ohne zugleich einen Blick auf diesen zu werfen.

Der ursprüngliche Mensch wurde von Gott im Zustande der Heiligkeit und Gerechtigkeit erschaffen, d. h. er hatte nicht bloß eine natürliche Anlage, Gott und die ewigen Wahrheiten zu erkennen und zu lieben, sondern auch die übernatürliche Gnade, die natürliche Anlage zum Guten zu einem Gott wohlgefälligen Leben zu entwickeln. Daher unterscheiden die heiligen Väter zwischen

Bild und Gleichniß oder Aehnlichkeit Gottes, wornach der urſprüngliche Menſch gemäß der heiligen Schrift von Gott geſchaffen worden iſt. Unter Bild verſtehen ſie Alles, was dem Menſchen der Natur nach gebührte; unter Gleichniß aber das, was er aus übernatürlicher Gnade erhielt, alſo namentlich die urſprüngliche Heiligkeit und Gerechtigkeit.

Durch Mißbrauch ſeiner Freiheit verlor zwar der Menſch nicht ſeine natürlichen Gaben, wiewohl ſie geſchwächt und verfinſtert wurden; ſondern aus dem Zuſtand ſeiner Gnade fiel er, und die urſprüngliche Heiligkeit und Gerechtigkeit ging zu Verluſte. Adam, erklärt der Kirchenrath von Trient, verlor durch die Sünde die Heiligkeit und Gerechtigkeit, in welche er urſprünglich geſetzt war, zog ſich den Zorn und das Mißfallen Gottes zu, wurde an Leib und Seele verſchlimmert und dem Tode unterworfen. Sess. 5. de pecc. orig. In der darauffolgenden Sitzung wiederholt die heilige Synode ihren Ausſpruch, daß alle Menſchen in Folge des von Adam auf ſie übergegangenen Zuſtandes die Unſchuld verloren haben, und von Natur aus Kinder des Zornes Gottes ſeien und unter der Herrſchaft des Teufels und des Todes ſtehen, von welchem Zuſtande ſich weder die Heiden durch die Kraft der Natur, noch die Juden durch das Geſetz des Moſes befreien können; ſie verwahrt ſich aber auch gegen den Irrthum, als ob die Freiheit des Menſchen in Folge deſſen völlig aufgehoben ſei, und erklärt ſie nur als geſchwächt. Sess. VI. c. 1. de justif.

Demnach blieb auch nach der Sünde an dem Menſchen, um mit den heiligen Vätern zu reden, noch das natürliche Bild Gottes, wiewohl es in Dunkelheit gehüllt und entſtellt wurde; aber die heilige Gottähnlichkeit, der Zuſtand der Gnade, die urſprüngliche Heiligkeit und Gerechtigkeit war dahin.

Der Zuſtand des erſten Menſchen ging aber auf ſeine ganze Nachkommenſchaft über. Concil. Trid. Sess. 5. de pecc. orig.

Darnach läßt ſich leicht beſtimmen, was die Rechtfertigung iſt: Wir ſollen durch ſie in Chriſtus wieder erhalten, was wir in Adam verloren haben. Daher ſagt auch der Kirchenrath von Trient: Die Rechtfertigung iſt die Zurückverſetzung des Menſchen aus dem Zuſtande, in welchem er als Sohn Adams geboren wird, in den Zuſtand der Gnade und der Kindſchaft Gottes durch den zweiten

Adam, Jesus Christus. Sess. VI. cap. 4. Diese Zurückversetzung des gefallenen Menschen in den ursprünglichen Gnadenzustand ist aber eine völlige Erneuerung und Umschaffung des innern Menschen; daher wird sie auch Wiedergeburt genannt. Man kann auch kurz sagen: Die Rechtfertigung ist die Erlösung, Entsündigung und Heiligung durch Christus, wie sie in den einzelnen Menschen wirklich zu Stande kömmt. Christus ist nämlich zwar für Alle gestorben; aber deßwegen sind in der That noch nicht Alle erlöset. Dieß gilt nur bezüglich derjenigen, die der Verdienste des Leidens und Sterbens Jesu Christi wirklich theilhaftig werden. Solches geschieht aber durch die Rechtfertigung; daher kann man auch sagen: Durch die Rechtfertigung wird man der Verdienste Jesu Christi theilhaftig.

8. Wie vollbringt sich die Rechtfertigung?

Die Rechtfertigung ist ein Werk der Liebe und der Erbarmung Gottes. Niemand würde dazu gelangen, wenn sich Gott seiner nicht erbarmen würde. Sie gründet sich ja auf die Erlösung. Diese ist aber einzig und allein das Werk der freien Gnade und der Erbarmung Gottes. Somit ist die Rechtfertigung schon in ihrer Quelle Sache des sich erbarmenden Gottes, und nicht minder auch in ihrer Vollbringung an den einzelnen Menschen; denn daß Einer gerechtfertiget wird, hängt wieder von der Gnade Gottes ab. Aus sich selbst kann der Mensch seine Rechtfertigung weder anbahnen, noch fortsetzen oder vollenden, sondern Gott muß sich mit demselben Erbarmen, mit welchem er sich im Allgemeinen durch die Erlösung des Menschengeschlechtes angenommen, auch zu einem jeden Einzelnen herablassen; er muß selbst die zweite, geistige Schöpfung, die durch die Rechtfertigung im Innern des Menschen geschieht, vornehmen, gleich wie auch die erste oder materielle Schöpfung sein Werk ist; dieß drückt die heilige Schrift aus, wenn sie sagt: Niemand kann zu mir kommen, wenn ihn nicht der Vater, der mich gesendet hat, zieht. Joh. 6, 44. Auch wird die geistige Wiedergeburt in der heiligen Schrift immer als Werk des heiligen Geistes bezeichnet. Das Concilium von Trient sagt hierüber: Der Anfang der Rechtfertigung selbst bei den Erwachsenen müsse von der zuvorkommenden Gnade Gottes durch Jesus Christus gemacht werden. Sess. 6. cap. 5. Daraus ist klar, daß die Rechtfertigung

ein Werk des ſich erbarmenden Gottes, und nicht des Menſchen iſt. Daher belegt das Concilium von Trient auch jenen mit dem Anathem, der ſagt, ohne zuvorkommende Inſpiration des heiligen Geiſtes und ohne ſeine Hilfe könne der Menſch glauben, hoffen, lieben oder Buße üben ſo, wie er ſoll, daß ihm die Gnade der Rechtfertigung ertheilt wird. Sess. 6. can. 3.

Die Gnade iſt aber keine zwingende, und verlangt eben deßwegen auch, wenigſtens bei den Erwachſenen, die Mitwirkung des zu Rechtfertigenden. Auch darüber ſpricht ſich der Kirchenrath von Trient klar aus, indem er ſagt: Wenn Jemand behauptet, der freie Wille des Menſchen, der von Gott bewegt und angeregt wird, wirke nicht mit, indem er dem anregenden und rufenden Gott beiſtimmt, wodurch er ſich durch Erlangung der Gnade der Rechtfertigung disponirt und vorbereitet, oder er könne nicht widerſtehen, wenn er will, ſondern er ſei, wie etwas Lebloſes, und thue durchaus nichts und verhalte ſich ganz und gar leidend, ſo ſei er mit dem Anathem belegt. Sess. 6. can. 4. Soll ſich demnach das Werk der Rechtfertigung vollbringen, ſo muß ein Zuſammenwirken des Menſchen mit der Gnade Gottes ſtattfinden.

Die Gnade beginnt damit, daß ſie die Vernunft des Menſchen erleuchtet, und in Folge deſſen unterwirft ſich dieſer den Offenbarungen der höchſten Vernunft, welche in Gott iſt. Dadurch kömmt Licht in den bisher finſtern Geiſt des Menſchen, und dieſes Licht, mittelſt deſſen der Menſch das Göttliche zu erfaſſen vermag, iſt der Glaube, der, als von Gott kommend, daher auch eine von Gott eingegoſſene Tugend heißt. Der Glaube iſt alſo das Erſte, und daher ſagt der Apoſtel, daß man ohne Glaube Gott nicht gefallen kann. Hebr. 11, 6. Eben deßwegen wird der Glaube als der Anfang, das Fundament und die Wurzel der Rechtfertigung bezeichnet. Concil. Trident. Sess. 6. cap. 8. Dieſer Glaube iſt aber nicht etwa bloße Hingabe an die Erbarmungen Gottes und ein Vertrauen auf die Verdienſte Jeſu Chriſti, ſondern die bereitwillige Aufnahme aller Offenbarungen Gottes, die im Gemüthe zur zweifelloſen Ueberzeugung wird. cf. oben B. 9. S. 330—335. Einen ſolchen Glauben verlangt Chriſtus, und lobt ihn, wo er ihn findet. Matth. 16, 17.; Luk. 7, 9. u. ſ. w. Dieſen Glauben verlangte auch Petrus am Pfingſtfeſte von den Juden. Daher erklärt auch das

Concilium von Trient: Wenn Jemand sagt, der rechtfertigende Glaube sei nichts Anders, als ein Vertrauen auf die göttliche Erbarmung, die wegen Christus die Sünden nachläßt, oder dieses Vertrauen sei es allein, wodurch wir gerechtfertiget werden, so sei er im Bann. Conc. Trid. c. 12.

Auch ist es der Glaube allein noch nicht, der rechtfertiget; denn sonst könnte auch der Böswicht ohne Lebensänderung, wenn er nur glauben würde, gerechtfertiget, und mit Gott vereinigt werden. Ausführlich ist davon gehandelt B. 9. S. 335—354.

Der Glaube, der ursprünglich eine von Gott eingegossene Tugend ist, und mit dem die Wiederverbindung des Menschen mit Gott beginnt, muß sich, um das Werk der Rechtfertigung zu vollenden, mit Hilfe der Gnade Gottes entwickeln. Denn nimmt der Mensch ernstlich zu Herzen, was ihm der Glaube sagt, nämlich, daß Gott die Heiligkeit und Gerechtigkeit selber ist; betrachtet er, wie theuer dem Sohn Gottes die Erlösung des Menschengeschlechtes zu stehen kam; führt er sich zu Gemüthe, daß jenseits für die unbußfertigen Sünder die qualvolle Hölle besteht, und vergleicht er damit seinen sündhaften Zustand und seine gänzliche Abgekehrtheit von Gott: — so entsetzt sich der Sünder über seinen Zustand, oder es stellt sich bei ihm die Furcht Gottes ein. Diese heilsame Furcht ist des Glaubens erster Trieb. Darum werden ihr oft in der heiligen Schrift ähnliche Wirkungen wie dem Glauben selbst beigelegt, so wenn es z. B. heißt: „Die Furcht des Herrn ist der Anfang der Weisheit.“ Ps. 110, 10.

Aufgeschreckt durch die Furcht sieht sich der Mensch natürlich nach Hilfe und Rettung um, damit er sich nicht mehr zu fürchten brauche. Da sagt ihm der Glaube, daß Gott nicht bloß heilig und gerecht, sondern auch höchst barmherzig sei; daß er nicht den Tod des Sünders, sondern seine Bekehrung wolle Joh. 3, 16.; daß er, um die Menschen begnadigen zu können, seinen eingebornen Sohn in die Welt geschickt, und am Kreuze hat leiden und sterben lassen. Dadurch erwacht im Sünder die Hoffnung und das Vertrauen auf die ewige Erbarmung und auf die unendlichen Verdienste Jesu Christi. Auch die Hoffnung und das Vertrauen sind zur Erlangung der Rechtfertigung nothwendig; denn wir lesen: Nur wer auf den Herrn hofft, wird geheilt werden Sprüchw. 28, 25. — Und

wiederum: Mit Zuverſicht müſſen wir hinzutreten zum Throne der Gnade, damit wir Barmherzigkeit erlangen und Gnade finden. Hebr. 4, 16.

Allmählig wird ſich auch die Liebe einſtellen. Erwägt nämlich der Menſch die unbegrenzte Liebe des Vaters in der Hingabe des Sohnes und die unendliche Liebe des Sohnes in ſeiner blutigen Selbſtaufopferung zur Verſöhnung der Menſchen, ſo erzeugt dieſes nicht bloß Vertrauen, ſondern muß auch Gegenliebe erwecken. Die Liebe Gottes muß aber vorerſt im Herzen erwacht ſein, wenn der Menſch zur vollen Rechtfertigung durchdringen ſollte; denn wir leſen: Ihr wurde viel vergeben, weil ſie viel geliebt hat; Wem weniger vergeben wird, der liebt auch weniger. Luk. 7, 47. Iſt dieſe, wenn übrigens auch noch unvollkommene Liebe im Herzen vorhanden, ſo wird auch die Reue und der Schmerz über ſeine bisherigen Sünden, und der Haß und der Abſcheu gegen dieſelben ſich einſtellen. All Dieſes zieht aber einen ſolchen Sünder hin zum göttlichen Erlöſer; durch ſeine Verdienſte und die darauf gegründeten Heilsanſtalten wünſcht er aus dem bisherigen Sündenjammer erlöst, in einen neuen Menſchen umgeſchaffen, ein Kind Gottes zu ſein und auf das innigſte mit Gott vereiniget zu werden. Wer bis dahin gekommen iſt, in deſſen Herz kann ungehindert der heilige Geiſt eingehen. Dieß geſchieht wirklich durch das heilige Sakrament der Taufe bei Solchen, die noch außer der Kirche leben, und durch das heilige Sakrament der Buße bei denen, welche die Taufgnade verloren, und nun auf dem Wege der Buße ſie wieder erneuern wollen.

Dieß iſt der Weg und die Stufenfolge, wie ſich die Rechtfertigung vollendet. Daß aber dieß nur bezüglich der in reifern Jahren Stehenden gilt, verſteht ſich von ſelbſt. Die Unmündigen werden durch die Taufe allein gerechtfertiget, weil an die Stelle ihres Glaubens und ihrer Liebe der Glaube und die Liebe der ganzen Kirche tritt, und weil ſie, frei von thätlicher Sünde, keiner Reue bedürfen; denn die Erbſünde, ſagt Bellarmin, iſt keine Materie zur Buße, weil man ſie nicht perſönlich begeht, ſondern durch natürliche Abſtammung von Adam ererbt. Eben ſo leuchtet es ein, daß die Rechtfertigung auch ohne den Empfang der Sakramente der Taufe und der Buße eintreten kann, wenn nämlich das

Innere des Menschen durch vollkommene Liebe Gottes ganz geöffnet ist für die himmlischen Einflüsse, und dabei ungeachtet aller Sehnsucht und alles Strebens der Empfang der heiligen Sakramente nicht erreicht werden kann. cf. Die Lehre der kath. Kirche über Rechtfertigung v. Nußbaum.

9. Was der rechtfertigende Glaube ist, und ob er in einem bloßen Vertrauen bestehe.

Hievon ist ausführlich gehandelt oben S. 327—335.

10. Ob der Glaube allein rechtfertige.

Auch dieses ist bereits erörtert, und zwar oben S. 335 u. folg.

11. Die Rechtfertigung besteht nicht bloß in einer äußern Zurechnung der Verdienste Jesu Christi, sondern sie ist eine innere Erneuerung.

Die Protestanten haben von der Rechtfertigung ganz falsche Begriffe; denn sie behaupten, die ganze Rechtfertigung bestehe darin, daß Gott den Menschen in Ansehung der Verdienste Jesu die Sünde nicht zurechnet, und sie von der Strafe frei erklärt. Dieß ist falsch; denn die Rechtfertigung ist von Seite Gottes nicht eine bloße Erklärung, daß der Mensch gerecht sei; nicht eine bloß äußere Gerechtsprechung, wie es bei den weltlichen Richterstühlen stattfindet; auch nicht ein bloßes Uebersehen der Sünde und Nichtzurechnung derselben, — sondern sie besteht in einer wirklichen innern Gerechtmachung; also in wirklicher Tilgung der Sünden und Verleihung eines neuen Geistes nach dem Wohlgefallen Gottes. Dafür zeugen:

I. Die heilige Schrift. Schon der büssende David war davon überzeugt, indem er zum Herrn flehte: Ein reines Herz erschaff in mir, o Gott, und den rechten Geist erneuere in meinem Innern. Ps. 50, 12. Das Wort: „Erschaff" — deutet eine Umwandlung, eine Neumachung an. — Der heilige Paulus schreibt: Gleichwie durch den Ungehorsam eines einzigen Menschen Viele zu Sündern gemacht worden sind, so werden auch durch den Gehorsam eines Einzigen Viele zu Gerechten gemacht. Röm. 5, 19. Aus dieser Stelle muß man schließen: Die Erbsünde ist eine

Sünde, welche der Seele wirklich anhängt, und nicht bloß zugerechnet wird; alſo iſt auch die Gnade der Rechtfertigung keine bloß äußere Zurechnung der Verdienſte Chriſti, nicht bloß eine Nichtzurechnung der Sünde, ſondern eine wirkliche Hinwegnahme derſelben, und eine dem Menſchen wahrhaft inwohnende Gerechtigkeit. — Dafür ſpricht auch, wenn der Apoſtel ſagt: Als die Güte und Menſchenfreundlichkeit Gottes, unſers Heilandes, erſchien, hat er nicht wegen der Werke der Gerechtigkeit, die wir gethan, ſondern durch ſeine Barmherzigkeit uns gerettet durch das Bad der Wiedergeburt und der Erneuerung des heiligen Geiſtes, welchen er reichlich auf uns ausgegoſſen hat durch Jeſum Chriſtum. Tit. 3, 4—7. Ferners: Erneuert euch im Geiſte euers Gemüthes und ziehet den neuen Menſchen an, der nach Gott geſchaffen iſt in Gerechtigkeit und wahrhafter Heiligkeit. Eph. 4, 23. u. 24. Die Ausdrücke: „Erneuerung, Wiedergeburt, Anziehung eines neuen Menſchen“ — bezeichnen doch offenbar eine Veränderung, die im Innern des Menſchen vorgeht. Wenn es ferners heißt: Ich bin es, der auslöſcht deine Schuld Iſ. 43, 25.; — wer iſt ein ſolcher Gott, wie du, der Miſſethaten vergibt Mich. 7, 18.; — er entfernt unſere Schuld von uns Pſ. 102, 12.; — ihr ſeid abgewaſchen, ihr ſeid geheiliget, ihr ſeid gerechtfertiget 1. Corinth. 6, 11.; — ſo drücken doch die Worte: „Auslöſchen, Vergeben, Entfernen, Abwaſchen“ — eine wirkliche Hinwegnahme der Sünden aus.

II. Die Lehre der Kirche. Die heiligen Väter ſagen, die heiligmachende Gnade ſei in dem gerechten Menſchen, wie die Kunſt in dem Künſtler, wie die Geſundheit in dem Geſunden; ſie nennen ſie die Geſundheit, die Kraft der Seele, eine neue Geburt u. ſ. w. So ſagt der heil. Auguſtin: Was iſt die Gerechtigkeit, wenn ſie in uns iſt, Anders, als die Schönheit des innern Menſchen? In epist. 85. ad Cons. Und wiederum: Wenn dieſe Natur von ihrem Schöpfer gerechtfertiget wird, wird ſie von der Häßlichkeit in eine ſchöne Geſtalt umgewandelt. Libr. 15. de Trinit. Hiemit ſtimmen die Concilien überein. So ſagt der Kirchenrath von Trient: Wenn Jemand behauptet, die Menſchen werden gerechtfertiget nur durch Zurechnung der Verdienſte Jeſu oder nur durch Nachlaſſung der Sünden mit Ausſchluß der Gnade und der Liebe, welche in ihre Herzen durch den heiligen Geiſt ausgegoſſen wird, und ihnen inhärirt, oder auch

die Gnade, wodurch wir gerechtfertiget werden, sei nur eine Gunst (ein Wohlgefallen) Gottes, so sei er im Bann. Sess. 6. cap. 7. Und wiederum: Wenn Jemand leugnet, durch die Gnade unsers Herrn Jesu Christi, welche in der Taufe ertheilt wird, werde das Reat der Erbsünde nachgelassen, oder auch wenn er behauptet, es werde das, was eine wahre und eigene Beschaffenheit der Sünde hat, nicht ganz hinweggenommen, sondern sagt, es werde nur polirt oder nicht mehr zugerechnet, so treffe ihn der Fluch. Sess. 5. can. 5. —

III. Aus der Natur der Sache selbst. Die heiligmachende Gnade ist jene, welche den Sünder gerecht macht; nun ist aber nur der gerecht, welcher eine innere, ihm eigene Gerechtigkeit besitzt, nicht jener, dem bloß eine fremde Gerechtigkeit zugerechnet wird. Eine bloß imputirte Gerechtigkeit macht eben so wenig gerecht, als der Mohr dadurch, daß man ihm die weiße Farbe imputirt, weiß wird.

Wenn die Rechtfertigung nur in der Zurechnung der Verdienste Jesu bestünde, und nicht zugleich in der völligen Austilgung der Sünden und der Schaffung eines neuen, Gott wohlgefälligen Zustandes im Menschen, so wäre die Gerechtigkeit des Menschen nur eine eingebildete, und der also gerechtfertigte Mensch könnte jetzt so wenig, wie zuvor ein Gegenstand des Wohlgefallens Gottes sein.

Wenn die Gerechtigkeit nicht eine inhärirende wäre, wie könnte der heilige Johannes sagen: Ein Jeder, der aus Gott geboren ist, thut keine Sünde; denn sein Saame bleibt in ihm, und er kann nicht sündigen, weil er aus Gott geboren ist. 1. Brief 3, 9. Was ist dieser Saame Anders, als die durch den heiligen Geist im Innern erzeugte, heilige Gesinnung?

Um die Sache nicht weiter verfolgen zu müssen, weisen wir auf das oben S. 474 u. folg. Gesagte zurück.

Einer Einwendung müssen wir aber noch gedenken. Die Gegner der katholischen Lehre berufen sich auf Ps. 31, 1—3., wo es heißt: „Selig diejenigen, deren Missethaten nachgelassen und deren Sünden bedeckt sind; selig der Mann, welchem der Herr die Sünde nicht zugerechnet hat." Hier, sagen sie, ist offenbar von einem Bedecken, Nichtzurechnen der Sünde die Rede. Allein man muß sich wundern, daß man auf solche Ausdrücke ein Gewicht

legen mag, da der Pſalmiſt ſelbſt im Vorhergehenden ſie eigentlich ſchon erklärt hat; denn zuvor ſagt er: „Selig diejenigen, deren Miſſethaten erlaſſen ſind.“ Was bereits erlaſſen iſt, das iſt nicht mehr vorhanden. Dadurch iſt klar genug angedeutet, wie das nachfolgende „Bedecken und Nichtzurechnen“ zu verſtehen iſt. Uebrigens wird die Sache auch aus den Ortsverhältniſſen klar. Wie nämlich die Römer mit Griffeln auf hölzernen, mit Wachs überzogenen Tafeln ſchrieben, ſo ſchrieben die alten Morgenländer auf kleinen, hölzernen, mit weißer Farbe überſtrichenen Brettchen. Löſchte man das Geſchriebene aus, ſo ebnete man mit einem Bein das Wachs oder überzog das Brettchen mit einer weißen Farbe, und ſo waren die vorher darauf geſtandenen Buchſtaben allerdings bedeckt, aber auch zugleich ausgelöſcht. Das Bedecken iſt alſo dem Auslöſchen gleichbedeutend, in ſo ferne man ſich nämlich die Sünden als in das Buch der Gerechtigkeit Gottes eingeſchrieben denken muß.

12. In welch innige Vereinigung der Menſch durch die Rechtfertigungsgnade mit Gott geſetzt wird.

Dieſe Materie iſt behandelt B. 9. S. 380—486.

13. Wie ſich die heiligmachende oder rechtfertigende Gnade zur wirklichen verhält.

Das Nöthige hierüber iſt geſagt B. 9. S. 474 u. folg.

14. Bleibt in den Gerechtfertigten von dem frühern Zuſtande gar nichts mehr zurück?

Ungeachtet der im Innern haftenden Gerechtigkeit bleibt auch in den Gerechtfertigten etwas zurück, welches der auf das Göttliche gehenden Richtung des Geiſtes entgegengeſetzt iſt, nämlich die ſinnliche Begierlichkeit. Dieſe hebt aber die vorhandene Gerechtigkeit nicht auf, weil ſie an und für ſich keine Sünde iſt. Wenn ſie deſſenungeachtet oft den Namen Sünde führt, ſo geſchieht es deßwegen, weil ſie aus der Sünde ſtammt, und zur Sünde hinneigt. Darauf bezüglich ſagt das Concilium von Trient: Die heilige Synode bekennt und weiß es, daß in den Getauften die Begierlichkeit oder ein Zunder bleibe. Da ſie zum Kampfe zurückgelaſſen iſt, ſo kann ſie denen, welche nicht einſtimmen, ſondern ſtandhaft durch

die Gnade Christi widerstehen, nicht schaden, da ja, wer gesetzmäßig kämpft, gekrönt wird. Von dieser Begierlichkeit, welche der Apostel manchmal Sünde nennt, erklärt die heilige Synode, daß sie die katholische Kirche nie in dem Sinne eine Sünde genannt habe, als ob sie in den Wiedergebornen wahrhaft und eigenthümlich eine Sünde sei, sondern nur deßwegen, weil sie aus der Sünde ist, und zur Sünde hinneigt. Conc. Trident. Sess. V. de peccat. orig. 4.

Die auch in den Wiedergebornen zurückbleibende, sinnliche Begierlichkeit neigt also zum Bösen hin; die gerechtfertigte Seele aber strebt in ihrer Richtung nach dem Guten. Dieser Gegensatz muß nothwendig, wie es auch vom Concilium von Trient ausgesprochen wird, oft zum Kampfe führen. Darum darf auch der Gerechtfertigte nie sicher und sorglos sein, sondern muß sich stets zum Kampfe bereit halten, und mit jenen Waffen sich rüsten, welche der Apostel mit den Worten bezeichnet: Vor Allem ergreifet den Schild des Glaubens, nehmt auch den Helm des Heiles und das Schwert des Geistes, welches ist Gottes Wort. Mit allem Gebete und Flehen flehet zu aller Zeit im Geiste, und wachet eben deßwegen anhaltend im Flehen für alle Heiligen. Eph. 6, 16—19. Nur wenn der Mensch stets vor Gott wandelt und im Mißtrauen auf sich selbst auf den Herrn vertraut; wenn er im Worte Gottes Aufmunterung und Trost sucht; wenn er sich im Gebete, dem eigentlichen Elemente des höhern Lebens, zum Herrn erschwingt; wenn er durch Wachen, Fasten und jede Art Selbstverleugnung seine sinnliche Natur bändiget, und durch den Gebrauch der Heilsmittel seine Kraft stärkt: — dann nur wird die Herrschaft des Geistes über die Sinnlichkeit immer mächtiger, diese selbst in ihren gesetzwidrigen Bestrebungen immer kraftloser, bis sie endlich, allmählig ihrer verkehrten Richtung entwöhnt, ganz dem Geiste folgt. Darauf beziehen sich die Worte des Conciliums von Trient: Die, welche meinen zu stehen, sollen sehen, daß sie nicht fallen, und mit Furcht und Zittern ihr Heil wirken in Arbeiten, Nachtwachen, Almosen, im Gebete und in Opfern, im Fasten und in Keuschheit; denn sie müssen sich fürchten, da sie wohl wissen, daß sie zur Hoffnung des Ruhmes, aber noch nicht zum Ruhme selbst geboren sind; — fürchten müssen sie sich also wegen des Kampfes, der mit dem Fleische übrig ist, ferners mit der Welt und mit dem Teufel,

worin ſie nicht Sieger ſein können, wenn ſie nicht mit der Gnade Gottes dem Apoſtel gehorchen, der ſagt: Wir ſind nicht Schuldner des Fleiſches, daß wir nach dem Fleiſche leben; denn wenn ihr nach dem Fleiſche lebet, ſo werdet ihr ſterben, wenn ihr aber durch den Geiſt die Werke des Fleiſches ertödtet, ſo werdet ihr leben. Conc. Trid. Sess. 6. cap. 13.

Bei ſolcher Beſchaffenheit kann es ſelbſt bei großer Vorſicht leicht geſchehen, daß auch der Gerechte bisweilen läſſiger wird in der Verfolgung ſeines Zieles und geringerer Fehler ſich ſchuldig macht. Dieß wird zwar dem neuen Geiſtesleben hemmend in den Weg treten, und es ſchwächen, ohne es jedoch zu ertödten. Dieß ſind jene Sünden, von denen der Apoſtel ſagt, daß ſie nicht zum Tode gereichen. 1. Joh. 5, 16. Gerade aber dieſe Möglichkeit zu ſündigen muß den Gerechtfertigten antreiben, ſeine Wachſamkeit und ſeine Uebungen zu verdoppeln, um nicht nur nicht wieder in die Sklaverei des Teufels zu fallen, ſondern auf dem Wege der Tugend ſich zu erhalten, und auf demſelben vorwärts zu kommen. In dieſer Hinſicht ſagt das Concilium von Trient: Obſchon in dieſem ſterblichen Leben auch die Heiligen und Gerechten wenigſtens in geringe und tägliche Sünden, welche man läßliche nennt, bisweilen fallen, ſo hören ſie deßwegen nicht auf, gerecht zu ſein; denn die Gerechten beten in Demuth und Wahrheit: Vergib uns unſere Schulden. Dadurch geſchieht es, daß die Gerechten ſelbſt ſich um ſo mehr verpflichtet fühlen müſſen, auf dem Wege der Gerechtigkeit zu wandeln, da ſie von der Sünde bereits befreit und zu Dienern Gottes gemacht, nüchtern, gerecht und fromm leben und durch Jeſus Chriſtus Fortſchritte machen können. Conc. Trid. Sess. 6. c. 11.

15. Die Gnade der Rechtfertigung kann wieder verloren gehen.

Daß man die Gnade der Rechtfertigung wieder verlieren könne, iſt deutlich in der heiligen Schrift ausgeſprochen; denn wir leſen: Wer meint, er ſtehe, ſehe zu, daß er nicht falle. 1. Corinth. 10, 12. Bei Ezechiel aber heißt es: Wenn der Gerechte abweicht von ſeiner Gerechtigkeit, und Unrecht thut, ſo wird er darin ſterben. Ezech. 18, 24. Im Briefe an die Hebräer erklärt es der heilige Paulus beinahe für unmöglich, daß jene, welche ſchon einmal erleuchtet

und des heiligen Geiſtes theilhaftig geworden waren, und dennoch abgefallen ſind, wieder zur Sinnesänderung gebracht werden können. Hebr. 6, 4. 6. Die Möglichkeit des Rückfalles bezeugt auch der heilige Petrus, wenn er von Menſchen redet, welche den Schweinen ähnlich, ſich nach der Schwemme wieder in Koth wälzen. 2. Petr. 2, 22.

Hiemit ſtimmt auch die Lehre der Kirche überein, und namentlich hat das Concilium von Trient die Entſcheidung gegeben: Wenn Jemand behauptet, der einmal Gerechtfertigte könne nicht mehr ſündigen und die Gnade nicht mehr verlieren, und deßwegen ſei der, welcher wieder fehlt und ſündiget, nie wahrhaft gerechtfertiget geweſen, ſo ſei er im Bann. Sess. 6. can. 23.

Warum ſollte die Rechtfertigungsgnade nicht wieder verloren werden können, da das Leben des Menſchen hienieden ein fortwährender Streit iſt? Wo Kampf iſt, iſt ein Doppeltes möglich, entweder ſiegen oder unterliegen. So auch im geiſtigen Leben. Auch beweist die Geſchichte, daß oft die heiligſten Männer wieder gefallen ſind. Wie tief iſt nicht David, der doch ein Mann nach dem Herzen Gottes war, gefallen? Auch Petrus, den doch der Herr ſelbſt für rein erklärte, fiel in eine ſchwere Sünde. Eben auf der Möglichkeit des Rückfalles beruht die Einſetzung des heiligen Sakraments der Buße, wodurch Gott den Wiedergefallenen, wenn ſie reumüthig zu ihm zurückkehren, um der Verdienſte Jeſu willen, wieder in Gnaden aufnehmen will.

Die Gegner berufen ſich zwar auf die Stelle: Wer aus Gott geboren iſt, der thut keine Sünde, weil ſein Saame in ihm bleibt, und er kann nicht ſündigen, weil er aus Gott geboren iſt. 1. Joh. 3, 9. Allein der Apoſtel will hier nicht ſagen, daß der Wiedergeborne dieſen Zuſtand der Gnade gar nicht mehr verlieren könne. Hätten die Worte dieſen Sinn, ſo würde ſich der heilige Johannes ſelbſt widerſprechen; denn an andern Orten ſagt er deutlich, daß auch der Gerechte wieder fallen könne. cf. 1. Joh. 1. 9. Der Ausſpruch des heiligen Johannes iſt alſo nur dahin zu verſtehen, daß der Chriſt, ſo lange er in der Gnade verharrt, nicht ſündigen könne, und alſo der Zuſtand der Gnade und jener der Sünde unvereinbar ſeien. Eben ſo ungegründet iſt eine Berufung auf Matth. 7, 18.: „Ein guter Baum kann keine ſchlechten Früchte

bringen.“ Hierauf hat ſchon der heilige Hieronymus erwidert: Ja, ſo lange kann weder der gute Baum ſchlechte Früchte, noch der ſchlechte Baum gute Früchte bringen, als er entweder in ſeiner Güte oder in ſeiner Schlechtigkeit verharrt. Advers. Jovinian.

Uebrigens haben die Proteſtanten ſelbſt dieſe abentheuerliche Lehre des Kalvin, womit alles Streben, ſich in der Gerechtigkeit zu erhalten, als überflüſſig hinwegfiele, lange aufgegeben.

16. Die Gnade der Rechtfertigung iſt nicht bei Allen gleich; denn ſie kann vermehrt oder vermindert werden.

Die durch die Rechtfertigung erlangte Gerechtigkeit iſt nicht bei Allen gleich, ſondern bei einzelnen Individuen, je nach dem Grade ihrer Mitwirkung, höher oder geringer. Dafür zeugt klar die heilige Schrift. Denn wir leſen in derſelben: Der Weg der Gerechten iſt wie ein glänzendes Licht, geht fort und wächst bis an den vollen Tag. Sprüchw. 4, 18. Hier iſt deutlich geſagt, daß die Gerechten täglich an Gnade zunehmen, bis ſie endlich zur gänzlichen Vollkommenheit gelangen. — Der heilige Paulus ſagt: Um das bitte ich, daß euere Liebe mehr und mehr zunehme in Erkenntniß und in allem Verſtändniß. Phil. 1, 9. Auch in der Apokalyps des heiligen Johannes leſen wir: Wer gerecht iſt, der übe immerhin die Gerechtigkeit aus, und wer heilig iſt, der werde noch heiliger. Kap. 22. V. 11. Ferners ſpricht der heilige Paulus von verſchiedenen Graden künftiger Seligkeit. 1. Corinth. 15, 41. Der Maßſtab für die künftige Herrlichkeit iſt aber nur die Gerechtigkeit hienieden; denn ein Jeder wird ſeinen Lohn jenſeits erhalten, je nachdem er in dieſem Leben gethan hat, Gutes oder Böſes. Weil aber die Herrlichkeit jenſeits verſchieden iſt, ſo muß auch die ſie bedingende Gerechtigkeit verſchieden ſein. Hiemit ſtimmt die Lehre der Kirche überein; das Concilium von Trient ſagt: Wenn Einer behauptet, die Gerechtigkeit werde nicht erhalten und auch vermehrt von Gott durch die guten Werke, ſondern die Werke ſelbſt ſeien nur die Früchte und Zeichen der erhaltenen Rechtfertigung, nicht aber eine Urſache ihres Wachsthums, ſo ſei er verflucht. Sess. 6. can. 24. Hiemit ſtimmt auch die geſunde Vernunft überein; denn hienieden iſt Alles in einem be-

ſtändigen Wechſel begriffen. Dieß gilt auch von den geiſtigen Gütern, auch ſie nehmen zu oder ab, je nach dem Verhalten des einzelnen Menſchen. Je mehr Einer in der Tugend und Frömmigkeit zunimmt, deſto mehr wächſt auch das Maß ſeiner Gerechtigkeit, ſo wie ja auch Einer in dem Maße an Kenntniſſen ſich bereichert, je größern Fleiß er auf die Wiſſenſchaften verwendet.

17. Ob man bezüglich der erlangten Gnade der Rechtfertigung ſo ſicher ſein kann, daß man hierin nichts mehr zu befürchten Urſache hat.

Dieſe Materie iſt bereits oben S. 590., auch S. 623. abgehandelt.

Hier tragen wir nur noch eine Erklärung des Concils von Trient nach. Dieſes ſpricht ſich hierüber alſo aus: Wie kein Frommer an der Barmherzigkeit Gottes, an dem Verdienſte Chriſti, an der Kraft und Wirkſamkeit der Sakramente zweifeln darf, ſo kann ein Jeder, wenn er auf ſich ſelbſt und ſeine eigene Schwachheit ſchaut, bezüglich ſeiner Gnade Beſorgniß und Furcht haben, da Niemand mit untrüglicher Glaubensgewißheit wiſſen kann, daß er die Gnade Gottes erlangt habe. Sess. 6. cap. 9. — Nicht bezüglich der Erbarmung Gottes beſteht alſo ein Bedenken, ſondern wegen der eigenen Unbeſtändigkeit. Daher ſagt der heilige Auguſtin: Ich weiß, daß die Gerechtigkeit meines Gottes bleibt; ob aber auch die meinige bleibe, weiß ich nicht, es ſchreckt mich der Apoſtel, welcher ſagt: Wer ſteht, ſehe zu, daß er nicht falle. Tract. in Ps. 41.

Uebrigens iſt es viel beſſer, nach den Vorſchriften des Evangeliums zu leben, als viel über die Frage nachzugrübeln, ob man unter die Prädeſtinirten gehöre und wirklich gerecht ſei. Je mehr man wahrhaft fromm lebt, deſto weniger wird man mit ſolchen Grübeleien geplagt werden. Daher ſagt der heilige Franz von Sales: Forſchet nicht nach, ob euere Seele Gott gefalle, ſondern ob Gott euerer Seele gefalle. Und der heilige Ludwig von Granada ſchreibt: Niemand kann in dieſem irdiſchen Leben über ſeine Rechtfertigung Gewißheit haben; denn Niemand weiß, ob er des Haſſes, oder der Liebe würdig ſei. Doch können wir einige Wahrſcheinlichkeit darüber haben, die größer oder geringer iſt, je nachdem die Zeichen der göttlichen Gnade an uns erſcheinen. Unter dieſen iſt nicht

das Geringſte, wenn der Menſch das ſündliche Leben verlaſſen hat, und ſich bewußt iſt, daß er lange Zeit ohne ſchwere Sünde und ohne Neigung zu derſelben gelebt hat.

18. Welches ſind die Früchte der Rechtfertigung?

Durch die Rechtfertigung wird das Princip des Böſen im Menſchen gehoben und ſein Geiſt erneuert, ſo daß ſeine jetzt umgewandelte Geſinnung auf Gott hinzielt und ſtrebt; die Folgen hievon werden ſich auch bald äußerlich zeigen; denn aus dem Keime des neuen Lebens werden bald entſprechende Früchte hervorſproſſen. Als ſolche bezeichnet der Apoſtel: Liebe, Freude, Friede, Geduld, Milde, Güte, Langmuth, Sanftmuth, Treue, Mäſſigkeit, Enthaltſamkeit, Keuſchheit. Galat. 5, 22. 23.

Als erſte Frucht der Rechtfertigung erſcheint die Erfüllung des göttlichen Geſetzes. Sie geht aus der ganzen neuen Verfaſſung des Gerechtfertigten ſchon auf ganz natürliche Weiſe hervor. Der Gerechtfertigte iſt nämlich wieder im Stande der Gnade und Kindſchaft Gottes, in welchem er vor dem Falle war. Der ganze Menſch iſt wieder in Einheit mit ſich und mit Gott; die Empörung gegen Gott und die höhere Natur hat aufgehört; der Wille Gottes ſteht wieder oben an als Norm des neuen Lebens; die Begierde iſt unterjocht, und der Wille des Menſchen, umgewandelt durch die Gnade und geſtärkt durch ſie, dient dem göttlichen Willen oder, was dasſelbe iſt, erfüllt das göttliche Geſetz, den Ausdruck des Willens Gottes. Dem Gerechtfertigten iſt die Erfüllung des Sittengeſetzes nichts Unmögliches mehr; denn Gott hat ihm gerade durch die Rechtfertigung Kraft und Gnade zur Erfüllung ſeines heiligen Geſetzes mitgetheilt. In dem Gerechten iſt die Erfüllung des Sittengeſetzes ſogar nöthige Pflicht, weil ſie ihm eine Art Unterpfand ſeiner in Liebe erlangten Vereinigung mit Gott iſt. Daher ſagt Chriſtus, der Herr: Wer meine Gebote hat und ſie hält, der iſt es, der mich liebt. Joh. 14, 21. Zwar ſpricht der Apoſtel von einem Freiſein vom Geſetze, wenn man die Gerechtigkeit erlangt hat, und behauptet, daß Gott ſeinen Sohn geſendet hat, um jene, die unter dem Geſetze waren, zu erlöſen (Galat. 4, 4—5.). Allein die durch Chriſtus erworbene Freiheit beſteht in etwas ganz Anderm, als in einem völligen Losgebunden-

sein vom Gesetze, als hätte dieses für den Gerechtfertigten keine Verbindlichkeit mehr. Nicht aufgehoben wird durch den Glauben das Gesetz, sondern vielmehr aufgerichtet; denn das Gesetz findet keinen Widerspruch mehr, sondern Gottes Wille, der das Gesetz gibt, und des Menschen Wille, der durch das Gesetz sich bestimmen läßt, sind im schönsten Einklange. Die Freiheit aber, wovon der Apostel redet, muß dahin bestimmt werden, daß der Gerechtfertigte frei ist von dem Gesetze der Sünde und des Todes, weil er nicht mehr Sklave der Sünde ist, und in Folge dessen auch der Tod seine Macht über ihn verloren hat; daß er frei ist von dem drückenden Ceremonialgesetze, welches nur gewissermaßen Zuchtmeister und ein schwaches, äußeres Band war, einige Verbindung mit Gott herzustellen; daß er endlich frei ist vom Fluch und Zwange des Sittengesetzes. Ehe das Sittengesetz durch den Glauben aufgerichtet wird, hält es dem Menschen, der ein anderes Gesetz in seinen Gliedern fühlt, und diesem folgt, immer seine Sünden vor, ohne ihn davon befreien zu können, weil ohne Gnade, die nur der Glaube gibt, die Erfüllung des Gesetzes unmöglich ist, und verfolgt ihn darum mit dem Fluch. Aber durch die Gnade gestärkt, erfüllt der Gerechte das Gesetz, und der Fluch muß schweigen. Ja, der Gerechte steht gewissermaßen nicht mehr unter dem Gesetze, und sieht dasselbe nur als todten Buchstaben außer sich, sondern das Gesetz ist lebendig in seinem Innern, und er steht wie über dem Gesetze. In diesem Sinne sagt der heilige Paulus: Nicht für Gerechte ist das Gesetz gegeben, sondern für Widerspenstige. 1. Timoth. 1, 9. Der Gerechte läßt sich nämlich von dem Gesetze nicht mehr zwingen, wie ein Sklave, sondern frei und mit Liebe handelt er nach dem Gesetze.

Der neue Zustand des in Christo Gerechtfertigten begreift aber nicht bloß die genaueste Gesetzeserfüllung in sich, sondern es bildet sich in ihm auch eine heilige Lebensweise, die in den guten Werken sich äußert. Die guten Werke bilden das untrügliche Kriterium der erlangten Rechtfertigung, so daß, wo jene fehlen, auch von dieser keine Rede sein kann. Die Werke, welche der Gerechtfertigte vollbringt, sind wahrhaft Gott wohlgefällig. Denn von Christus, der das Haupt seiner Gläubigen ist, ergießt sich fortwährend auf diese, die seine Glieder sind, Kraft und Stärke,

welche dem Handeln und Leiden derſelben vorangeht und es begleitet, und dasſelbe dadurch in Gottes Augen angenehm und wohlgefällig macht. Dem gemäß iſt aber auch nur das gut und Gott wohlgefällig, was in der innigſten Lebensgemeinſchaft mit Chriſtus geſchieht. Alles, was der Menſch außer der Verbindung mit ſeinem Erlöſer thut oder leidet, mag es noch ſo glänzend ſein, ermangelt des Ruhmes vor Gott, wenn es auch nicht gerade ſündhaft genannt werden kann. — Wir haben ſchon bemerkt, daß die guten Werke das Kriterium der erlangten Rechtfertigung ſind. Daraus folgt ihre Nothwendigkeit. Darum verlangt ſie auch Chriſtus und bezeichnet ſie geradezu als Grund der künftigen Seligkeit, während er die böſen als Urſache der Verdammniß angibt. Matth. 25, 34—41.

Die guten Werke ſind die natürliche Frucht des geheiligten, innern Menſchen, der heiligen Geſinnung, des heiligen Willens. Dieſe beiden aber, Geſinnung und Willen, ſind des Menſchen Eigenthum; ihre Heiligkeit fließt aus dem vorausgegangenen, freien Ergreifen der heiligmachenden Gnade. Darum ſind die guten Werke von einer Seite auch Eigenthum des Menſchen, und in ſo ferne für ihn verdienſtlich. Freilich vom Verdienſte im ſtrengen Sinne, wo man ſo viel entgegenleiſtet, als man empfängt, kann hier die Rede nicht ſein; denn Alles, was der Menſch hat, ſein Leben, ſeine Freiheit, ſeine Kraft, ſelbſt ſeine Beſtimmung zur Seligkeit, hat er ja von Gott empfangen; nichts kann er alſo Gott bieten, was er nicht zuvor ſchon von ihm empfangen hätte. Die guten Werke des Menſchen ſind demnach nur in ſo ferne ſein Verdienſt, als er die Gnadengaben Gottes gut anwendet. Daraus iſt klar, daß die Verdienſtlichkeit der guten Werke ſich zunächſt und vor Allem gründet auf die Gnade, weil außer dem Stand der Gnade von einem guten Werke keine Rede ſein kann; ferners gründet ſie ſich auf die Freiheit des menſchlichen Willens, weil die Gnade nicht abſolut zwingend iſt, ſondern nur mit des Menſchen freier Zuſtimmung wirkt; endlich hängt die Verdienſtlichkeit auch noch ab von der freien Verheißung Gottes, weil es nur auf Gottes Verheißung beruht, daß dasjenige, was wir mit ſeiner Gnade vollbringen, ſo reichlich belohnt wird.

So entſprießen aus der Rechtfertigung die herrlichſten Früchte,

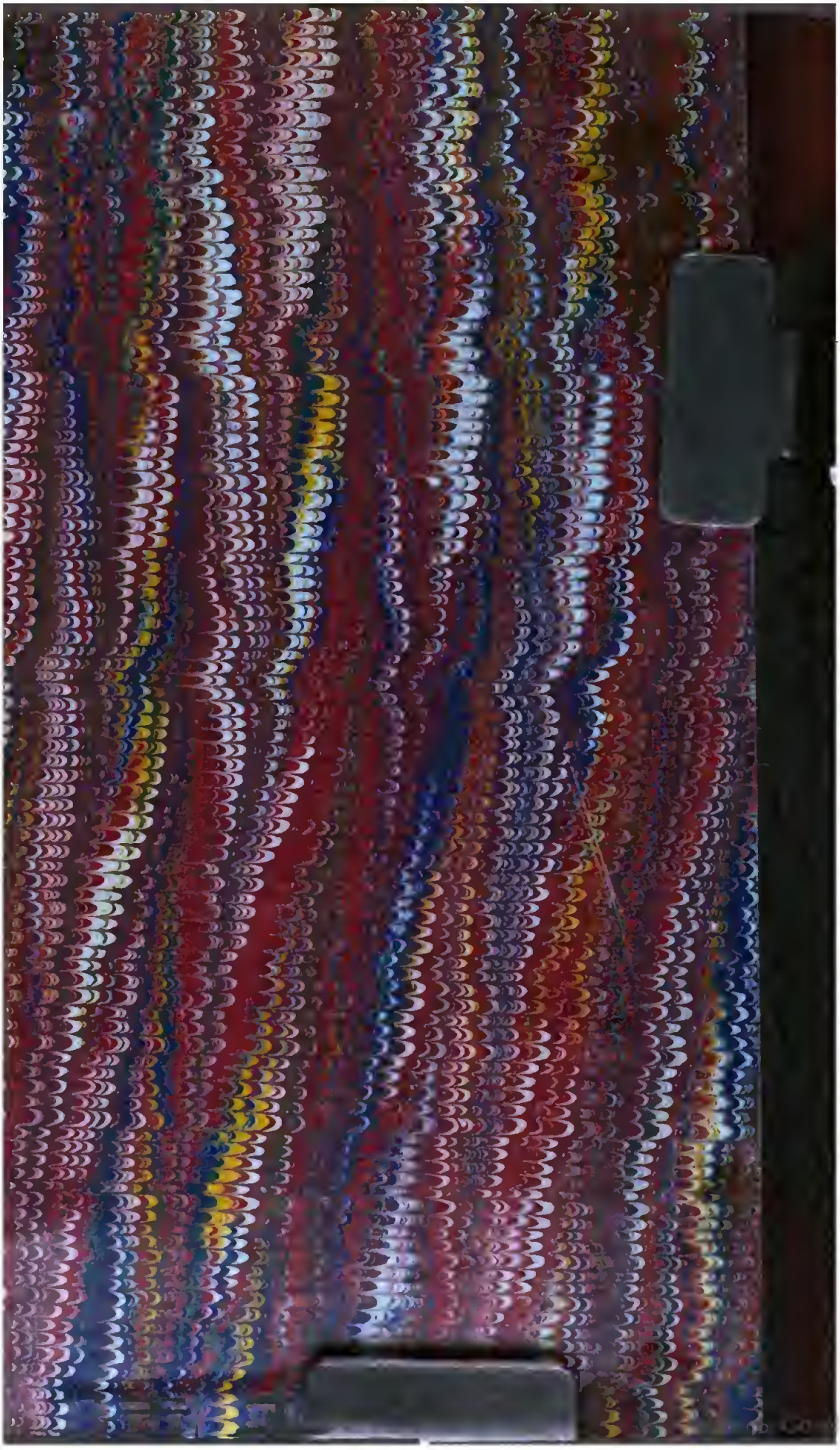
ein heiliges Leben, das sich unter treuer Gesetzeserfüllung und tausend andern gottwohlgefälligen Werken für den Himmel reif macht. Der durch Christus Gerechtfertigte steht also, so lange er in diesem Zustande verharrt, wieder in jenem Verhältnisse zu Gott, in welchem der erste Mensch vor dem Falle stand. Seine ganze Richtung geht wieder nach Oben. Gehorsam, Glaube, Vertrauen und Liebe von Seite des Menschen, und Huld und Gnade von Seite Gottes knüpfen das innigste Band der Vereinigung. Zwar bleibt der Körper des Gerechten noch dem Tode unterworfen, und leidet hienieden an allen Gebrechen der Schwäche und Sterblichkeit. Allein es wird die Stunde kommen, wo Alle, die in den Gräbern ruhen, die Stimme des Menschensohnes hören werden, und die sie hören, werden auferstehen, und zwar verherrlicht und glorreich werden die Gerechten auferstehen. Dieß ist die letzte Frucht der Rechtfertigung; dieß ist die Vollendung. Jetzt ist Alles wieder hergestellt; Leib und Seele befinden sich jetzt auf einer höhern Stufe der Seligkeit, als sie selbst vor dem Falle eingenommen hatten. cf. Nußbaum: Die Lehre der katholischen Kirche über die Rechtfertigung.

19. Irrthümer bezüglich der Rechtfertigung.

Wie in der Prädestinations-, insbesonders der Reprobations-Lehre (cf. oben S. 596.), so gibt es auch bezüglich der Rechtfertigung Verirrungen, insbesonders die Reformatoren geriethen hierin in mehrfacher Beziehung auf Irrthümer. Sie behaupteten, die ganze Rechtfertigung bestehe darin, daß Gott den Menschen in Ansehung der Verdienste Jesu Christi die Sünde nicht zurechnet und ihn straffrei erklärt. Namentlich Luther sagte, das, was uns rechtfertiget und Gott wohlgefällig macht, sei nicht in uns, sondern wir würden gerecht, indem uns Gott die Gerechtigkeit Jesu Christi zurechne, als wenn sie unsere eigene wäre, und indem wir sie uns durch den Glauben aneignen. Die Rechtfertigung ist hiernach ganz äußerlich gefaßt; es ist von keiner innern Erneuerung die Rede; auch sind die Sünden eigentlich nicht vergeben, sondern nur zugedeckt, und werden in Folge der Verdienste Christi von Gott nicht mehr zugerechnet. Eine Rechtfertigung in diesem Sinne ist keine wahre, sondern beruht nur auf Täuschung.

Es ist ein weiterer Irrthum der Reformatoren, daß sie erklärten, der Mensch werde durch den Glauben allein gerecht, und diesen als Vertrauen auf die Verdienste Jesu Christi bestimmten.

Fernere Irrthümer der Akatholiken bezüglich der Rechtfertigungslehre sind, daß sie behaupteten, die Gnade der Rechtfertigung sei in allen Menschen gleich groß, und daher allen Unterschied hierin leugneten. Sie sagten auch, der Christ könne bezüglich seiner Rechtfertigung so gewiß sein, daß er hierin nichts mehr zu fürchten brauche. Sie leiteten diese Gewißheit aus den geoffenbarten Verheißungen her und sagten: Es ist eine Glaubenslehre, daß der, welcher glaubt, selig werden wird; nun aber glaube ich, also bin ich meines Heiles gewiß. Dieser Irrthum war eigentlich nur eine Folge von der falschen Behauptung, daß der Glaube allein rechtfertige. Wäre dieser Satz richtig, so ließe sich allerdings behaupten, daß man, so lange man den Glauben nicht verliert, seines Heiles gewiß sei. Endlich behaupteten nach dem heiligen Hieronymus und Ambrosius schon Jovinian, dann Pelagius und später auch Luther, daß man die Gnade der Rechtfertigung nicht mehr verlieren könne, was ebenfalls ein Irrthum ist.

Inhalt des neunten Bandes.

		Seite
Artikel LXXXIII.	Gesetz. (Gebot, Verordnung, Vorschrift; dann auch Dispens, Privilegium.)	3
„ LXXXIV.	Gespräch. (Rede, Unterredung, Wort [menschliches], Zunge; dann auch Geschwätzigkeit, Plauderhaftigkeit; ferners Stillschweigen und Verschwiegenheit.)	102
„ LXXXV.	Gesundheit (und das Gegentheil, nämlich: Krankheit)	139
„ LXXXVI.	Gewissen (und was auf dasselbe Einfluß hat, als: Irrthum, Skrupel, Zweifel, Unwissenheit; dann auch Gewissenslosigkeit und namentlich Verblendung und Verstocktheit oder geistige Blindheit; deßgleichen Selbstkenntniß und Gewissenserforschung, auch Probabilismus)	195
„ LXXXVII.	Gewohnheit (namentlich böse)	283
„ LXXXVIII.	Glaube. (Unglaube, Zweifel, Vernunft und Wissen.)	299
„ LXXXIX.	Gnade (Ungnade)	455
„ XC.	Gnadenwahl. (Prädestination oder Vorherbestimmung, Berufung zum Heile, Reprobation oder Bestimmung zur Verdammniß; Justifikation oder Rechtfertigung.)	584